Princeton University Library
32101 065088922

Digitized by Google

0902
.43
1805

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

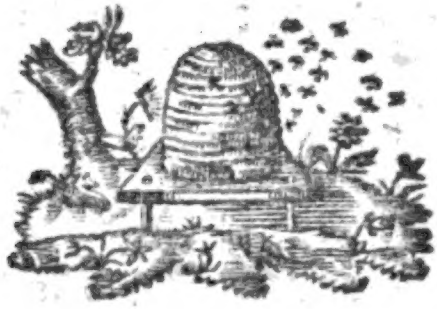
Neues Hannöverisches Magazin,

worin

kleine Abhandlungen, einzelne Gedanken, Nachrichten, Vorschläge und Erfahrungen,

welche

die Verbesserung des Nahrungs-Standes, die Land- und Stadt-Wirthschaft, Handlung, Manufakturen und Künste, die Physik, die Sittenlehre und angenehmen Wissenschaften betreffen, gesammelt und aufbewahret sind.



15ter Jahrgang.

vom Jahre 1805.

Hannover,
gedruckt bei G. C. Schlüter, Landschaftl. Buchdrucker.
1806.
Printed in Germany

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Register.

Rubriken vom Jahre 1805.

Stück.

1. Ueber das ehemalige Bisthum, jetzige Fürstenthum Ratzeburg.

2. I. Schluß.
II. Ueber die Gassenreinigung in den Städten, von dem verstorbenen Polizei-Commissair Woempner.

3. I. Schluß.
II. Ueber den Galaktometer des Herrn Cadet de Vaux. Von Hrn. D. zu N. a. R.
III. Anweisung, um gutes Brod mit einem Zusatz von Kartoffeln zu bereiten.
IV. Beispiel eines lange ohne Nahrung erhaltenen Menschen.
V. Die im 101ten Stück dieses Mag. vom vorigen Jahre enthaltene Nachfrage, wo eine vollständige Nachricht von der Blatternimpfung bei Schafen zu erhalten sey, betreffend. Von Hrn. Westfeld.

4. Franciscus Ferdinand Delannoy. Vom Hrn. D. Horn in Göttingen.

5. I. Schluß.
II. Methode, die Baumwolle nach Salzburger Art zu bleichen, und ihr, wie auch dem Leinen, eine dauerhafte rothe Farbe zu geben. Von N. C. Schoerbing. Aus dem Schwed.
III. Etwas über Befriedigungshecken. Von Hrn. N. zu W.

6. I. Schluß.
II. Beschreibung einer Maschine, die Feldmäuse zu vertreiben, welcher man sich in der Picardie und in Artois, welche Länder besonders diesem Uebel ausgesetzt sind, mit dem besten Erfolg bedient. Von Hrn. C. Hbdt. zu Büdingen.

Stück.

III. Ueber die Verwendung der Erdäpfel (Kartoffeln) zum Branntwein.

7. I. Ueber das Lügen der Kinder. Von Hrn. W. F.
II. Mittel, die Keller gegen das Eindringen der Kälte zu schützen. Von Hrn. Schneider zu Lohne.

8. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Etwas über Epidemie und Epidemisch, vom Hrn. Hofmed. Heine zu Celle.
III. Mittel, dem Holze eine schöne Bräune zu geben.

9. I. Schluß des zweiten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Etwas zur Beantwortung der Anfrage im 10ten Stück dieses Magaz. vom vorigen Jahre: Ueber den Gebrauch des Torfs als Feurung im Hannoverschen betreffend, nebst Bruchstücken zur Geschichte der Stadt Hannover. Von Hrn. H. M. zu Hannover.

10. I. Schluß.
II. Ein Mittel, Flecken von Rothwein, Dinte, Heidelbeeren, Kirschen u. dgl. aus drellenem Tischzeuge, andern weißen leinenen und baumwollenen Zeuge, in einigen Minuten vollkommen auszumachen. Von Hrn. D... zu N. a. R.
III. Anfragen.
IV. Meteorologische Beobachtungen in Göttingen. Monat November 1804. Von Hrn. F. C. W.

491129

Digitized by Google

11. I. Der Glaube an Gespenster, in einigen historisch-philosophischen Ansichten dargestellt.
II. Verfertigung des Beinschwarz oder Elfenbeinschwarz.

12. Fortsetzung der ersten Abhandl. im vorigen Stück.

13 I. Fortsetzung.
II. Bemerkungen über: Neues hannoversches Magaz. 72tes, 73tes u. 74tes Stück, vom 4ten September 1804. Von Hrn. v. E.

14. I. Fortsetzung der ersten Abhandl. im vorigen Stück.
II. Mittel, gedrückte oder verwundete Pferde schnell zu heilen.
III. Mittel wider die Raude der Schafe und der die Schafläuse.
IV. Anfrage.

15. I. Schluß der ersten Abhandlung im vor. Stück.
II. Anfrage.

16. I. Plan zu einer Harz-Reise, nebst einer kurzen Beschreibung des Roßtrapps. Von Hrn. M... zu O...
II. Statuten einer Witwen- und Waisen-Verpflegungsanstalt auf den Churhannoverschen Eisenhütten.

17. I. Schluß.
II. Beantwortung der Anfrage im 104. Stück dieses Magazins vom vorigen Jahre: ob es räthlich oder wirklich ökonomisch sey, am Allerstrom belegene Weiden, die im Sommer mit milchendem Hornvieh betrieben wurden, im späten Herbst noch mit Pferden oder Schafen behüten zu lassen? Von Hrn. F — r zu S.

18. I. Ueber eine die schnellste Hülfe erforndernde Art von Husten und von Beschwerden beim Athmen oder über den Croup. Ein Wort an Mütter. Vom Dr. J. A. Albers in Bremen.
II. Anfrage.
III. Meteorologische Beobachtungen in Göttingen. Monat December 1804. Von Hrn. F. C. W.

Stück.

19. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Etwas zur Beantwortung der Frage Nr. 2. Seite 154 des 10ten St. des Magazins von diesem Jahre. Von Hrn. S. zu Z . . e.
III. Meteorologische Beobachtungen in Göttingen. Januar 1805. Von Hrn. F. C. W.

20. I. Historische Nachrichten vom Rehburger Gesundbrunnen. Vom Superintendent Mehliß zu Oldendorf.
II. Noch etwas zur Beantwortung der Anfrage: Seit wenn hat man hier im Lande den Torf als Feurung zu gebrauchen angefangen? Von Hn. H.
III. Beantwortung der Anfrage im 15. St. dieses Mag. von d. J. Ob das Beschneiden der Pfirschen- und Abrikosen-Espalierbäume schon im Januar und Februar bei starkem Froste geschehen könne, und den Bäumen und den fruchttragenden Zweigen keinen Schaden thue? Vom Hrn. Königl. Gärtner Pooke in Linden.
IV. Anfrage.

21. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Meteorologische Beobachtungen in Göttingen. Monat Februar 1805. Von Hrn. F. C. W.

22. I. Ein Paar Worte über den Bau der Gartenerbsen. Von Hrn. M. zu W.
II. Einige Bemerkungen über das oftmalige Kränkeln und häufige Absterben neugepflanzter Obstbäume Vom Hrn Plantagemeister Minckener zu Herrenhausen
III. Benutzung der Tabacksstängel.

23. Ueber die Bereitung der Bouillon oder Kraftbrühe aus Knochen. Von Hrn. Ludewig zum Hagen zu Nordheim.

Digitized by Google

Stück.

24. I. Der Glaube an Gespenster, in einigen historisch-philosophischen Ansichten dargestellt. Von Hrn. S—e zu S—t.
II. Bitte.

25. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorigen Stück.
II. Die Kropfgans.
III. Mittel, das gefährliche Entfliegen des Specks auf den Feueressen beim Ausbraten desselben zu verhüten.

26. I. Reise der Herren von Humbold und Bouplaud nach den Wendekreisen. In den Jahren 1799 bis 1804. Eine gedrängte Uebersicht des Auszugs ihrer Memoiren von J. C. Delamethrie. Nach dem Französischen übertragen von Hrn. Dr. Schirges.
II. Zubereitung der Polenta in Graubünden.
III. Bemerkung. Von G. F. K.

27. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Edles Betragen eines Negerfürsten. Von Hrn. F.
III. Sonderbare Aentenjagd.
IV. Beantwortungen der Anfrage im 14ten Stück des hannoverschen Magazins v. d. J. wegen eines zuverlässigen Mittels zur Vertilgung der schädlichen Hausratzen. Von Hrn. B. zu M.

28. I. Fragmente zur frühern Geschichte des Klosters Wienhausen.
II. Bitte.

29. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Trocken-Scheuern des Herzogs von Argyle in Schottland.
III. Nachricht von denen im hiesigen Arbeitshause confirmirten Kindern.
IV. Meteorologische Beobachtungen in Göttingen. Monat März 1805. Von Hrn. H. C. W.

Stück.

30. I. Anleitung zu der Anzucht und bessern Cultur des Sommer- und Winter-Blumenkohls im freien Lande, zur Saamen-Erziehung von demselben, zu dessen Schützung gegen das ihm schädliche Ungeziefer, auch Conservation desselben im Winter. Von Hrn. — — b — — zu W.
II. Ueber einen Mangel der neuerfundenen Naturphilosophie, von Intellibillis.
III. Noch eine Antwort auf die Frage: Kann man Pfirschen- und Abricosen-Espalierbäume schon im Januar und Februar bei starken Froste beschneiden, und thut es den Bäumen und fruchttragenden Zweigen keinen Schaden? Von Herrn H. C. Huxmann in Ronnenberg.

31. I. Fortsetzung des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Begießen mit gesäuertem Wasser.

32. Fortsetzung des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.

33. I. Verzeichniß der Lectionen, die auf dem Königl. Pädagogio zu Ilfeld von Ostern bis Michaelis 1805 gehalten werden sollen.
II. Schluß des im vorigen Stück abgebrochenen Aufsatzes.
III. Gewinnung des Branntweins aus Kartoffeln.

34. I. Zwei bisher noch ungedruckte Briefe von Leibnitz. Von G. F. Koch zu Hannover.
II. Hohes Alter.

35. Wiederbelebungs-Geschichte und ärztliche Procedur einiger verunglückten Scheintodten von dem im Amte Rothenburg angesetzten Arzt, dem Doct. Hermann David Hecker, wohnhaft in Visselhövede.

36. I. Schluß.
II. Nachricht von den mit der Dampfmaschine zu Vertilgung der Mäuse angestellten Versuchen, zur Beantwortung

Stück.

tung der im 6ten Stück des diesjährigen Magazins dieserhalb geschehenen Anfrage. Von Hrn. G. H. S. in Barntrup.

III. Ueber die Verfertigung des Essigs aus Obst. Von Hrn. S . . . r zu K — w.

IV. Noch etwas zur Beantwortung der Anfrage im 10ten Stück des hiesigen Magazins, das Nachtheilige der Berberitzen-Sträucher in der Nähe der Kornfelder betreffend. Von Herrn Lieutenant Schaumann in Moringen.

V. Bemerkungen zu der Anfrage im 18ten Stück des diesjährigen Magazins.

37. I. Das Rehburger Bad. Vom Hrn. Dr. Biedermann, Hof- und Brunnen-Medicus.

II. Merkwürdige Pflanze.

38. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.

II. Ein neues Löschinstrument.

III. Für Bäcker zur Prüfung.

IV. Anfrage.

V. Meteorologische Beobachtungen in Göttingen. Monat April 1805. Von Hrn. H. C. W.

VI. Oel aufzubewahren, daß es nicht ranzig wird.

39. I. Ueber Sterbecassen. Von Hrn. Aug. Fr. Ebert.

II. Ueber den Mais oder türkischen Weitzen. Von Hrn. N. zu H.

40. I. Ueber die Erdbeeren und deren Cultur. Eine Erfüllung der im 24. Stück dieses Magazins befindlichen Bitte. Von Hrn. W.

II. Ueber den Klingschoß.

III. Mittel gegen die Wanzen.

41. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.

II. Die Fingalshöhle auf Staffa.

III. Mittel, das Trocknen der Holzstämme zu beschleunigen.

Stück.

42. I. Rede zum Andenken weil. Herrn Hofraths und Professors der Medicin und Chemie Dr Johann Friedr. Gmelin, gehalten in der Societäts-Versammlung zu Göttingen vom Hn. Geh. Justizrath Hyne den 9ten März 1805. Aus dem Lateinischen übersetzt.

II. Etwas über die Berberis, in Beziehung auf die im 10ten Stück dieses Magazins v. d. J. befindliche Anfrage. Von G. H. K. zu H.

43. I. Geschichte der zu Chotieschau in Böhmen geschehenen Einimpfung des Schafviehes. Vom Hrn. Oberamtmann Hufnagel in Chotieschau.

II. Etwas über den chinesischen Thee.

III. Mehlthau, Milchthau und Honigthau.

44. Beantwortung der im 38ten St. dieses Magazins aufgeworfenen Frage: Welches sind die besten und zweckmäßigsten Surrogatsteuern für die abzuschaffenden jura stolae der Geistlichen? Vom Hrn. Past. Matthäi in Hameln.

45. I. Einige Grundsätze des Ackerbaues. Von den verschiedenen Arten des Erdreichs und den Düngungen desselben, nebst einigen chemischen Versuchen, aus dem Engl. übersetzt.

II. Landwirthschaftliche Gebräuche bei verschiedenen Völkern.

46. I. Fortsetzung des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.

II. Anfragen.

47. I. Fortsetzung des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.

II. Noch etwas über die Berberitzen. Von Hrn. M — r zu N — m.

III. Nachtrag zu vorstehendem Aufsatz von dem Redacteur G. H. Koch.

48. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.

49. Von den Deich-Defensionsarbeiten an der Oberelbe. Vom Hrn. Deichconductor Buchholz zu Dannenberg.

Digitized by Google

Rubriken vom Jahre 1805.

Stück.

50 I. Schluß.

II. Vertheidigung der Berberis. Zum 42ten Stück dieses Magazins Seite 671. Von Hrn J. A. Rimrod zu Wetzlar.

III. Ob die Berberitzenstaude das Befallen verursache? Von Hrn. J. C. G. Westfeld zu Weende.

IV Anfrage.

51 Die Vorzüge der Stallfütterung des Rindviehes, nebst einigen Bemerkungen über die Behandlung desselben. Von Hrn. G. Steltzner zu Holtensen.

52. I. Schluß.

II. Hohes Alter.

53. I. Schilderung der wahren und falschen Kuhpocken, mit ihren charakteristischen Kennzeichen, für aufmerksame Eltern. Von dem Hrn. Stadt- und Landphysikus Dr. Müller zu Uelzen.

II. Auflösung einer im Versuch eines Magazins für die Arithmetik von Georg Friedrich Petersen 1785 befindlichen Aufgabe und Ersuchen. Vom Hrn. L.

54. I. Fortgesetzte Nachricht von der bei Northeim entdeckten Schwefelquelle, von dem Herrn Stadtphysik. Dr Diederichs.

II. Landwirthschaftliche Gebräuche bei verschiedenen Völkern.

III. Anfragen.

55. I. Ueber die Anwendung des Oels bei chirurgischen Operationen.

II. Beantwortung der im Hannov. Magazin v. d. J. im 46ten St. geschehenen Anfrage. Von dem Hrn. v. Dassel zu Lüneburg.

56. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.

II. Das Stift Catlenburg. Von Hrn. J. zu L.

III. Landwirthschaftliche Gebräuche bei verschiedenen Völkern,

Stück.

IV. Benutzung des Saamens aus gelben Hederich. Von Hrn. Strecker zu Eldagsen.

57. I. Vorlesung des Hrn. Geh. Justizraths Heyne in der Societätsversammlung am 28ten Junius 1800. Als Gedächtnißrede auf den verstorbenen Hrn. Hofrath Abra. Gotthelf Kastner. Aus dem Lateinischen übersetzt von Hrn. B. zu L.

II. Bitte

III. Meteorologische Beobachtungen in Göttingen. Monat Mai 1805. Von Hrn. J. C. W.

58. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorigen Stück.

II. Ueber die orientalische Grabfärberei.

III. Erfindung an einem Windofen. Von Hrn. Grote zu Hannover.

59. I. Edle Wohlthätigkeit. Von Hrn. H.

II. Ueber Rumfordsche Suppe. Von Hrn. Hauß.

III. Meteorologische Beobachtungen in Göttingen. Monat Junius 1805. Von Hrn. J. C. W.

60. Ueber Dr. Galls Schädellehre. Vom Herrn Professor Osiander in Göttingen.

61. Fortsetzung.

62. I. Schluß.

II. Ist die im Göttingischen und in einigen andern Gegenden von Niedersachsen übliche Methode beim Aufbinden und Aufstellen des Getreides allgemein zu empfehlen oder nicht? Vom Hrn. Pastor Dr. Wundram zu Eboldshausen.

III. Künstlicher Torf.

63 Beiträge zur Geschichte der Erfindung des Lumpenpapiers, und des Verhältnisses der geschwornen Papiermacher und Papierhändler zur hohen Schule in Paris. Vom Hrn. Hofrath Meiners in Göttingen.

Erstes Register.

Stück.

64. I. Schluß.
II. Beiträge zur Geschichte des Buchhandels und der Bibliotheken hoher Schulen, besonders vor der Erfindung der Buchdruckerkunst. Vom Hrn. Hofrath Meiners in Göttingen.
65. I. Fortsetzung.
II. Hohes Alter.
66. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorigen Stück.
II. Etwas zur Beantwortung der Frage im 46ten Stück des hannov. Mag. Woher es komme, daß die jungen Tauben Geschwüre am Halse erhalten, und welche Mittel dagegen anzuwenden wären? Vom Hn. Meyer zu Eimke.
III. Beschreibung einer Handmühle zu Kartoffeln. In Beziehung auf die im 57ten Stück dieses Magazins befindliche Anfrage. Vom Hrn. Uhrmacher L. Maaß zu Hannover.
67. I. In welchen Fällen verschuldet zunächst der Schullehrer die Unwissenheit und das Sittenverderbniß seiner Schulkinder? Ein Versuch. Vom Hrn. Schullehrer Weßberge zu Adensen.
II. Nachtrag zu dem Plane einer Harzreise. Von Hrn. Simon.
68. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Etwas über Tachygraphen. Von K.
III. Meteorologische Beobachtungen in Göttingen. Monat Julius 1805. Von Hrn. F. C. W.
69. Darstellung der Gallschen Gehirn- und Schedellehre, mit Erinnerungen darüber vom Hrn. Professor Rudolphi zu Greifswalde.
70. Fortsetzung.
71. Fortsetzung.
72. I. Schluß.
II. Meteorologische Beobachtungen in Göttingen. Monat August 1805. Von Hrn. F. C. W.

Stück.

73. Etwas über das bisher noch ganz unbekannte Negerland Fur oder Darfur, einem Königreiche im Innern von Afrika.
74. I. Schluß.
II. Beantwortung der Anfrage im 20ten Stück dieses Magazins v. d. J. die Reinigkeit des Brennöls betreffend.
III. Landwirthschaftliche Gebräuche bei verschiedenen Völkern.
75. I. Ueber Aequivalent-Steuern, für abzuschaffende Stol-Gebühren. Von dem Hrn. Stadt-Syndicus Lüders in Hameln.
II. Einige Bemerkungen über Bauerstellen und über den jährlichen Bauermeisterwechsel.
III. Stiftungsgeschichte des Klosters Wienhausen. Ein Gegenstück zu den Fragmenten von diesem Kloster in dem diesjährigen hannöv. Magazin Stück 28 und 29. Von Hrn. U. F. C. M. zu L.
IV. Anfrage.
76. I. Nachricht über das Einbecker Mineralwasser, nebst Analyse desselben. Von Hrn. A. P. J. Du Mesnil
II. Landwirthschaftliche Gebräuche bei verschiedenen Völkern.
77. I. Noch ein Wort über die Brownische Lehre, vom Hrn. D. C. Schmidt, Stadtphysikus zu Neustadt am Rübenberge.
II. Knochen-Benutzung. Von Hrn. —s.
III. Mittel zur Aufbewahrung des Spargels für den Winter.
IV. Veraltete Aepfelbäume zu erneuern.
V. Aus dumpfigen Mehl gutes Brot zu backen.
78. I. Ueber die beste Cultur der Artischocken und Anemonen, zur Beantwortung der im 54ten Stück des hannov. Magazins vom 8ten Julius d. J. geschehenen Anfragen. Vom Hrn. Kunst- und Handelsgärtner J. H. Brandt zu Ahlborn.

II.

Rubriken vom Jahre 1805.

Stück.

II. Ueber das Titularwesen unserer Zeit. Von Hrn. F. W. Krome zu Rodewald.

III. Mittel, das braungelbe Stiefelleder zu reinigen.

79. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.

II. Mehrjährige Erfahrungen über den Melonenbau. Eine Erfüllung der im 28ten Stück des neuen hannoverschen Magazins v. d. J. befindlichen Bitte. Vom Hrn. Dr. und Pastor Wundram zu E.

80. Fortsetzung.

81. I. Schluß.

II. Beantwortungen der Anfrage im 75. Stück dieses Magazins v. d. J., die Vertreibung der Ameisen betreffend.

82. I. Verzeichniß der Lectionen, die auf dem Königl. Pädagogio zu Ilfeld von Michaelis 1805 bis Ostern 1806 gehalten werden sollen.

II. Zuverlässige und wohlfeile Methode, die Kartoffeln und andere Erdgewächse bei dem Mangel guter Keller völlig gegen den Frost und die Fäulung zu schützen.

III. Verfertigung eines durchsichtigen Leims.

IV. Gute Schwärze zum Zeichnen der Schafe.

83. I. Ueber Dr. Galls Vorlesungen in Göttingen. Vom Hrn. Professor Osiander.

II. Haselnußbau bei Avellino.

III. Anfrage.

84. I. Ueber das unmäßige Branntweintrinken, nebst Beispielen der Selbstverbrennung, einer der schrecklichsten Folgen dieses Lasters. Von Hrn. D. zu N.

II. Nachricht über die extraordinairen Sammlungen für die Armen in der Stadt Einbeck.

Stück.

III. Noch ein Paar Mittel gegen die Ameisen, in Beziehung auf die Anfrage im 75ten St. des hann. Mag. v. d. J.

85. Fortsetzung des im 83ten Stück abgebrochenen ersten Aufsatzes: Ueber Dr. Galls Vorlesungen in Göttingen. Vom Hrn. Professor Osiander.

86. I. Fortsetzung.

II. Mittel gegen das Ausschwitzen des Gummi an den Bäumen.

87. I. Fortsetzung des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.

II. Zwei bisher noch ungedruckte Briefe von Leibnitz. Von G. F. Koch.

88. Fortsetzung des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.

89. I. Fortsetzung.

II. Meteorologische Beobachtungen in Göttingen. Monat September 1805. Von Hrn F. C. W.

90. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorigen Stück.

II. Etwas über die Berechnung des Gehalts großer Fruchtvorräthe durch Längenmaaß. Von Hrn. W. A. Westfeld zu Aerzen.

III. Sicheres Mittel wider den Rost chirurgischer Instrumente. Von C. B. in Münder.

IV. Mittel wider den Wurmfraß im Holze.

91. I. Von den Einkünften und Immunitäten der Kirchendiener, als Einleitung zu dem 5ten Theile des Churhannöverschen Kirchenrechts. Von dem Herrn Consistorial-Secretair J. K. F. Schlegel.

II. Erfahrung über Abbildungen, oder vielmehr Abdrücke fester Körper, die sich unsern Augen in der Luft durch Gegenscheine darstellen. Von Hrn. M — r zu N — n.

Erstes Register.

Stück.

92. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Der Glaube an Gespenster, in einigen historisch-physischen Ansichten dargestellt.
93. Fortsetzung.
94. I. Schluß.
II. Epochen des Lebens.
III. Meteorologische Beobachtungen in Göttingen. Monat October 1805. Von Hrn. F. C. W.
95. I. Ein kleiner Beitrag zur Beförderung der Stallfütterung des Rindviehes. Von Hrn. . . . . e.
II. Baumwollenbau um Tarent.
III. Das Einfrieren der Wassermühlenräder zu verhüten.
96. I. Das Schafschurfest zu Woburn am 17ten, 18ten, 19ten und 20ten Junius 1805.
II. Beitrag zur Naturgeschichte. Von Hrn. C. B. in Münder.
97. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Wirksames Mittel zur Vertilgung des Hederichs in der Gerste.
98. Etwas über den klimatischen Unterschied der Gewächse. Nutzen des botanischen Studiums für Geist und Herz, besonders des weiblichen Geschlechts.
99. I. Schluß.
II. Einige Bemerkungen über den im 90ten Stück des hannov. Magazins v. d. J. befindlichrn Aufsatz: Etwas über die Berechnung des Gehalts grösserer Fruchtvorräthe durch Längenmaaß. Mitgetheilt von Hrn. O. F. v. Voigt zu Bursfelde.
III. Erscheinungen im Pflanzenreiche, welche Analogie mit thierischen Handlungen zu haben scheinen.
100. Welches Princip verdient vorzüglich beim Unterricht in der Sittenlehre fürs Volk zum Grunde gelegt zu werden? Vom Hrn. Pastor Daniel Alexander Eichhorn.
101. Ueber den ersten Anfang der lutherischen Reformation in unserm Lande. Von Hrn. S. zu L.
102. I. Fortsetzung.
II. Versendung lebendiger Fische im Winter.
103. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorigen Stück.
II. Bemerkungen über die durch Frost und Kälee gelittenen Kartoffeln. Vom Hrn. Amtmann J. H. Frank zu Fallersleben.
III. Ueber Anwendung der Eberäschbeeren zum Branntweinbrennen.
IV. Etwas über die Benutzung einheimischer Oelgewächse, nebst Anzeige einiger noch nicht allgemein bekannter nützlicher Gewächse. Von Hrn. J. H. Brandt zu A.
104. Uebersicht der Armenpflege des allgemeinen Armencollegiums zu Hannover von Michaelis 1804 bis dahin 1805.

Zweites Register.

Nach alphabetischer Ordnung.

Seite.

A.

Abbildungen, fester Körper, die sich den Augen in der Luft durch Gegenscheine darstellen, 1453 f.
Ackerbau, einige Grundsätze desselben, 705 f. 721 f. 737. f. 753 f.
Aentenjagd, sonderbare, 429 f.
Aepfelbäume, veraltete zu erneuern, 1231
Alter, hohes, Beispiele davon, 543, 831. 1039
Ameisen, wie sie aus den Häusern zu vertreiben, 1190. 1293 f. 1343
Anemonen, wie sie am besten zu bauen, 1239

Anfragen und Aufgaben.

I. Beantwortete.

Wegen der Brauchbarkeit einer Dampfmaschine zur Vertreibung der Feldmäuse, 89. 565
Wo eine vollständige Nachricht der Blatternimpfung bei Schafen zu erhalten, 47
Den Gebrauch des Torfs im Hannöverschen betreffend, 139 f. 145 f. 312
Ob die Berberitzensträucher dem Getreide schädlich sind, 153. 297. 573 f. 672. 747
Ob man Pfirschen- und Abricosen-Espalierbäume schon im Januar und Februar bei starkem Frost beschneiden dürfe, 240. 317. 479
Ob es räthlich sey, am Allerstrom belegene Weiden, die im Sommer mit milchendem Hornvieh betrieben wurden, im späten Herbst noch mit Pferden oder Schafen behüten zu lassen, 271

Seite.

Wegen eines Mittels gegen das Austreten der Tracht beim Ferken der Säue, 281. 575
Wegen der Erdbeeren und deren Cultur, 383. 625 f.
Wegen eines zuverlässigen Mittels zur Vertilgung der Hausratzen, 223. 431
Wie die Melonen zu bauen sind, 447. 1257 f.
Welches die besten und zweckmäßigsten Surrogatsteuern für die abzuschaffenden jura stolae der Geistlichen sind, 601. 689 f. 1185
Wegen einer tödtlichen Taubenkrankheit, die mit einem Geschwür am Schnabel sich äussert. 735. 877. 1053
Wegen einer Handmühle zu Kartoffeln. 509. 1056
Ob man nicht ein Mittel habe, den Brennöl von Unreinigkeiten zu säubern, und woran man die Unreinigkeit desselben erkenne, 319. 1175.
Auf welche Weise die Ameisen aus den Häusern zu vertreiben sind, 1199. 1293. 1343
Welches die beste Cultur der Artischocken und Anemonen sey, 863. 1233

II. Unbeantwortete.

Wegen eines Gesundbrunnens bei der Spiegelbergischen Kapelle zwischen Salzhemmendorf u. Hemmendorf, 153
In welcher Provinz der hiesigen Lande die Landwirthschaft am besten betrieben werde, und welche einzelne Provinzen sich besonders durch Veredlung oder vorzüglichen Betrieb einzelner Gegenstände der Landwirthschaft auszeichnen, 154

Digitized by Google

Seite.

Wo man eine gründliche Anweisung findet, weißes Kupfer zu machen, 736
Ob Bienenfreunde im Celleschen, oder berh aupt einer Heidegegend, Versuche mit der Magazinbienenzucht gemacht haben, und wie sie ausgefallen ꝛc. 1327

Apricosenbäume, ob sie im Januar und Februar zu beschneiden sind, 317 f. 479
Arbeitshaus, zu Hannover, Verzeichniß der darin confirmirten Kinder, 453 f.
Armen, Nachricht über die extraordinairen Sammlungen für dieselben in Einbeck, 1339 f.
Armencasse, hannoversche, Bilance der Einnahme und Ausgabe derf. 1659 f.
Armenpflege, des allgemeinen Armencollegiums zu Hannover, Uebersicht derselben, 1649 f.
Armenväter, der Alt- und Neustadt Hannover, 1657 f.
Artischocken, wie sie am besten zu bauen, 1233 f.
Auflösung, einer arithmetischen Aufgabe, 841 f.
Avellino, Haselnußbau daselbst, 1327

B.

Bad, das Rehburger, 305 f. 321 f. 577 f 593 f.
Bäume, Mittel gegen das Ausschwizzen des Gummi an denselben, 1375
Bauermeist. rwechsel, Bemerkungen darüber, 1191 f.
Baumwolle, nach Salzburger Art zu bleichen, und ihr eine dauerhafte rothe Farbe zu geben, 67 f.
Baumwollenbau, um Tarent, 1515
Befriedigungshecken, Etwas darüber, 75 f. 81 f.
Beichtgeld, wie es abzuschaffen, 601. 689 f.
Beinschwarz, wie es verfertigt wird, 175

Seite.

Beispiel, eines lange ohne Nahrung erhaltenen Menschen, 45 f.
Bemerkung, das Studium der alten Schriftsteller betreffend, 415
Beobachtungen, meteorologische, in Göttingen. Im Monat November 1804. 155 f. December, 283 f. Januar 1805. 299 f. Februar, 331 f. März, 459 f. April, 603 f. Mai, 907 f. Junius, 939 f. Julius 1083 f. August, 1147 f. September, 1419 f. October, 1499 f.
Berberitzen, ob sie dem Getreide schaden oder nicht, 154. 297. 574 f. 672. 747 f. 795 f.
Berechnung, des Gehalts grösserer Fruchtvorräthe, 1433 f. 1575 f.
Bibliotheken, hoher Schulen, Beiträge zur Geschichte derselben, 1013 f. 1025 f. 1041 f.
Blatternimpfung, bei Schafen betreffend, 47
Blumenkohl, Anleituug zur bessern Cultur desselben, 465 f. 481 f. 497 f. 513 f.
Bonpland, dessen Reise nach den Wendekreisen. S Humboldt.
Bouillon. S. Kraftbrühe.

Branntwein, aus Kartoffeln zu gewinnen, 527. aus Eberäschbeeren 1641 f.
Branntweintrinken, über das unmäßige. 1329 f.
Brennöl, wie es zu reinigen, 319. 1175 f.
Briefe, bisher ungedruckte von Leibnitz, 529 f. 1389 f.
Brod, mit einem Zusatz von Kartoffeln zu bereiten, 43 f. mit Kleienwasser, 599 f. gutes aus dumpfigen Mehl zu backen, 1231
Brown, über dessen Lehre, 1217 f.

Buchhandel, Beiträge zur Geschichte desselben, 1013 f. 1025 f. 1041 f.

Seite.

C.

Catlenburg, Stiftung des Klosters daselbst, 885 f.
Chotirschau, in Böhmen, Geschichte der Schafeinimpfung daselbst, 673.
Croup, eine Art von Husten, Abhandlung darüber, 273 f. 289 f.

D.

Dampfmaschine, die Feldmäuse zu vertilgen, 569 f.
Darfur. S. Fur.
Deich-Defensionsarbeiten, über die an der Oberelbe, 769 f. 785 f.
Delannoy, Franciscus Ferdinand, Lebensbeschreibung desselben, 49 f. 65 f.
Düngungen, verschiedene, des Erdreichs, 705 f. 721 f. 737 f. 753 f.

E.

Eberäschbeeren, wie Branntwein daraus zu brennen, 1641 f.
Einbeck, das Mineralwasser daselbst, 1201 f. Nachricht über die extraordinairen Sammlungen für die Armen daselbst, 1339 f.
Einimpfung, der Schafe zu Chotierschau in Böhmen, 673 f.
Elfenbeinschwarz, wie es verfertigt wird, 175.
Epidemie und Epidemisch, Abhandl. darüber, 117 f. 129 f.
Epochen, des Lebens, 1495 f.
Erdäpfel. S. Kartoffeln.
Erdbeeren, ihre Arten und Anbau, 625 f. 641 f.
Erdreich, Arten desselben, 705 f. 721 f. 737 f. 753 f.
Erscheinungen, im Pflanzenreiche, die thierischen Handlungen ähnlich scheinen, 1579 f.
Essig, wie er aus Obst verfertigt wird, 569 f.

Seite.

F.

Feldmäuse, Mittel sie zu vertilgen, 87 f. 565 f.
Fingalshöhle, auf Staffa, 651 f.
Fische, lebendige, wie sie im Winter zu versenden, 1631
Flecken, Mittel, solche aus verschiedenen Zeugen zu machen, 149 f.
Fruchtvorräthe, wie deren Gehalt durch Längenmaaß zu berechnen, 1433 1575 f.
Fur, Königreich im Innern von Afrika, 1153 f. 1169 f.

G.

Galaktometer, über den des Cadet de Vaux, 41 f.
Gall, dessen Schädellehre, 945 f. 961 f. 977 f. 1089 f. 1105 f. 1121 f. 1137 f. über dessen Vorlesungen in Göttingen, 1313 f. 1345 f. 1361 f. 1377 f. 1393 f. 1409 f. 1425 f.
Gartenerbsen, über den Bau derselben, 337 f.
Gassenreinigung, über die in den Städten, 23 f. 33 f.
Gebräuche, landwirthschaftliche, bei verschiedenen Völkern, 719. 859 f. 893 f. 1181 f. 1209 f.
Gedächtnißrede, auf den Professor Gmelin, 657 f. auf den Hofrath Kästner, 897 f. 913 f.
Gespenster, über den Glauben daran, 161 f. 177 f. 193 f. 209 f. 225 f. 369 f. 385 f. 1465 f. 1473 f. 1489 f.
Gesundbrunnen, historische Nachrichten über den Rehburger, 305 f. 321 f. 577 f. 593 f.
Getreide, über eine Methode es aufzubinden und aufzustellen, 983 f.
Gewächse, über den klimatischen Unterschied derselben, 1553 f. 1569 f.
noch nicht genug bekannte, 1645 f.

Seite.

Glaube, über den an Gespenster. S. Gespenster.
Gmelin, Johann Friedrich, Rede zum Andenken desselben, 657 f.
Grabfärberei, orientalische, 925
Gummi, an den Bäumen. S. Bäume.

H.

Handmühle, zum Reiben der Kartoffeln, 1055
Hannover, Bruchstücke zur Geschichte dieser Stadt, 139 f. 145 f.
Harzreise, Plan zu einer, 241 f. Nachtrag dazu, 1067 f.
Haselnußbau, bei Avellino, 1327
Hausratzen, Mittel zur Vertilgung derselben, 431
Hederich, gelber, wie der Saame zu benutzen, 895. wirksames Mittel zur Vertilgung desselben in der Gerste, 1551.
Heyne, dessen Rede zum Andenken des Hofraths und Prof. Gmelin, 657 f. des Hofraths Kästner, 897 f. 913 f.
Holz, wie man demselben eine schöne Bräune geben kann, 127
Holzstämme, wie das Trocknen derselben zu beschleunigen, 655
Honigthau, worin er besteht, 687
Humboldt, dessen Reise nach den Wendekreisen, 401 f. 417 f.
Husten, über eine die schnellste Hülfe erfordernde Art desselb. 273 f. 289 f.

J.

Ilfeld, Verzeichniß der Lectionen auf dem Königl. Pädogogio daselbst, 513 f. 1297 f.
Immunitäten, der Kirchendiener. S. Kirchendiener.
Institut, der Sparkasse, für Clausthaler Einwohner, 614 f.
Instrumente, chirurgische, wie sie gegen Rost zu verwahren, 1437 f.

Seite.

Joachimsorden, Bemerkungen über einen denselben betr. Aufsatz, 203 f.
Jura stolae, wie und durch welche Surrogatsteuern sie abzuschaffen, 689 f. 1185 f.

K.

Kästner, Abraham Gotthelf, Gedächtnißrede auf denselben, 897 f. 913 f.
Kartoffeln, Brod mit einem Zusatz derselben zu bereiten, 43 f. Branntwein daraus zu brennen, 89 f. 527. Maschine zum Reiben derselben, 905. 1355. sie gegen den Frost und die Fäulung zu schützen, 1307 f. Bemerkungen über die durch Frost und Kälte gelittenen, 1639 f.
Keller, gegen das Eindringen der Kälte zu schützen, 111
Kinder, über das Lügen derselben, 97 f. 113 f. Confirmirte im Arbeitshause zu Hannover, 453 f.
Kirchendiener, von den Einkünften und Immunitäten derselben, 1441 f. 1457 f.
Kleie, wie sie zum Brod zu benutzen, 599 f.
Knochen, ihre Benutzung erfand Plouequet, 1229 f.
Kraftbrühe, wie sie aus Knochen zu bereiten, 353 f.
Kropfgans, etwas darüber 388 f.
Kuhpocken, wie die wahren von den falschen zu unterscheiden, 833 f.

L.

Lectionen, auf dem Königl. Pädagogio zu Ilfeld. S. Ilfeld.
Leibnitz, bisher noch ungedruckte Briefe von demselben, 529 f. 1389 f.
Leichengeld, S. Surrogatsteuern.
Leim, wie ein durchsichtiger zu verfertigen, 1311
Leinen, wie ihm eine dauerhafte rothe Farbe zu geben, 67 f.
Löschinstrument, neues, 598 f.

Seite.

Lügen, über das bei Kindern. Siehe Kinder.

Lumpenpapier, Beiträge zur Geschichte der Erfindung desselben, 995 f. 1009 f.

M.

Mäuse, wie sie mit einer Dampfmaschine in den Feldern vertrieben werden, 87 f. 565 f.

Mais, etwas darüber, 621

Maschine, Beschreibung einer, die Feldmäuse zu vertreiben, 87 f. 565 f. zum Reiben der Kartoffeln, 905. 1055

Mehl, dumpfiges, wie gutes Brod daraus zu backen, 1231

Mehlthau, woraus er besteht, 687

Melonenbau, mehrjährige Erfahrungen darüber, 1257 f. 1265 f. 1281 f.

Mildthau, Bestandtheile desselben, 687

Mineralwasser, Nachricht über das Einbecker, 1201 f.

N.

Nachricht, von Blatternimpfung bei Schafen, wo sie zu erhalten sey, 47

Naturgeschichte, Beitrag zu derselben, 1535

Naturphilosophie, ein Mangel der neu erfundenen, 475

Negerfürst, edles Betragen eines, 423 f.

Northeim, Nachricht von der Schwefelquelle daselbst, 849 f.

O.

Obstbäume, über das Kränkeln und Absterben derselben, 345 f.

Oel, aufzubewahren, daß es nicht ranzig werde, 607. wie es bei chirurgischen Operationen anzuwenden, 865 f. 881 f. wie es zu reinigen, 1175 f.

Oelgewächse, Benutzung einheimischer, 1645 f.

Seite.

P.

Papierhändler, ihr Verhältniß zur hohen Schule in Paris, 993 f. 1009 f.

Papiermacher. S. Papierhändler.

Pferde, gedrückte und verwundete, schnell zu heilen, 211 f.

Pfirschenbäume, ob sie im Januar oder Februar zu beschneiden, 315 f. 479

Pflanze, merkwürdige, 591

Pflanzenreich, den thierischen Handlungen analoge Erscheinungen in demselben, 1579 f.

Ploucquet, ist der Erfinder des Knochenextracts, 1229

Polenta, deren Zubereitung in Graubünden, 413 f.

Princip, welches in der Sittenlehre fürs Volk zum Grunde gelegt zu werden verdient, 1585 f.

R.

Ratzeburg, das ehemalige Bisthum, jetzige Fürstenthum, historische Erörterungen darüber, 1 f. 17 f.

Ratzen, wie sie aus den Häusern zu vertilgen, 431

Raude der Schafe, Mittel dagegen, 223

Reformation, Anfang der Lutherischen in unserm Lande, 1601 f. 1617 f. 1633 f.

Rehburg, über den Gesundbrunnen daselbst, 305 f. 321 f. 577 f. 593 f.

Rindvieh, über Stallfütterung und Behandlung desselben, 801 f. 817 f. 1505 f.

Roßtrapp, Beschreibung desselben, 241 f.

Rost, wie chirurgische Instrumente dagegen zu verwahren, 1437 f.

Rothweinflecken, aus dem Tischzeuge auszumachen, 149 f.

S.

Sauen, wie die trächtigen zweckmäßig zu füttern, 575

Schädellehre, des Dr. Gall. S. Gall.

Seite.

Schafe, Blatternimpfung derselben betr. 47. Mittel wider die Raude derf. 223. Einimpfungsgeschichte derf. zu Chotieschau in Böhmen, 673 f. gute Schwärze zum Zeichnen derselben, 1311
Schaflause, Mittel dagegen, 223
Schafschurfest, zu Woburn, 1521 f. 1537 f.
Scheintodte, wie sie wieder zum Leben gebracht, 545 f. 561 f.
Schlegel, J. K. F., Consistorialsecret., Einleitung zu dem 5ten Th. des Churhannöv. Kirchenrechts, s. Kirchendiener.
Schriftsteller, alte, Bemerk. darüber, 415
Schullehrer, in wie fern er die Unwissenheit und das Sittenverderbniß seiner Schulkinder verschuldet, 1057 f. 1073 f.
Schwärze, gute, zum Zeichnen der Schafe, 1311
Schwefelquelle, bei Northeim, 849 f.
Selbstverbrennung, nach unmäßigem Branntweintrinken, Beispiele davon, 1329 f.
Sinnpflanze, Beschreibung derf. 591
Sittenlehre, welches Princip darin im Unterricht fürs Volk das beste sey, 1585
Spargel, für den Winter aufzubewahren, 1229
Speck, wie das Entfliegen desselben beim Ausbraten zu verhüten, 399
Stallfütterung, Vorzüge derf., 801 f. 817 f. Beitrag zur Beförderung derselben, 1505 f.
Statuten, einer Witwen- und Waisen-Versorgungsanstalt auf den Churhann. Eisenhütten, 251 f. 257 f.
Sterbekassen, Bemerk. darüber, 609 f.
Stiefelleder, wie das braungelbe zu reinigen, 1247
Studium, botanisches, Nutzen desselben, für Geist u. Herz, besonders des weibl. Geschlechts, 1553 f. 1569 f.
Suppe, die Rumfordsche, 931 f.
Surrogatsteuern, für die abzuschaffenden jura stolae, 689 f. 1185 f.

Seite.

T

Tabacksstängel, wie sie zu benutzen, 351
Tachygraphen, etwas darüber, 1081
Tarent, wie die Baumwolle in der dasigen Gegend gebauet wird. Siehe Baumwolle.
Tauben, über eine Krankheit derselben, 877 f. 1053 f.
Thee, etwas über den chinesischen, 683 f.
Tischzeug, von Flecken zu reinigen, 149 f.
Titularwesen, unserer Zeit, Bemerkungen darüber, 1243
Torf, über den Gebrauch desselben als Feurung im Hannöv. 139 f. 145 f. 313 f. künstl. in Rußland, 991
Trocken-Scheuern, des Herzogs von Argyle in Schottland, 451 f.

V.

Vorlesungen, des Dr. Gall in Göttingen. S. Gall.

W.

Waisen-Versorgungsanstalt, auf den Churh. Eisenhütten, 251 f. 257 f.
Wasser, gesäuertes, ist gut zum Begiessen des Erdreichs, 495
Wassermühlenräder, wie das Einfrieren derselben zu verhüten, 1519
Wanzen, Mittel dagegen, 639
Weiden, am Allerstrom belegene, ob es räthlich, sie im späten Herbste mit Pferden ꝛc. behüten zu lassen, 271
Weitzen, türkischer. S. Mais.
Wienhausen, Geschichte dieses Klosters, 433 f. 449 f. Ein Gegenstück dazu, 1195 f.
Windofen, Erfahrung an einem, 928 f.
Witwen-Versorgungsanstalt, auf den Churh. Eisenhütten, 251 f.
Woburn, über das diesjährige Schafschurfest daselbst, 1521 f. 1537 f.
Wohlthätigkeit, edle, 929 f.
Wurmfraß, am Holze, Mittel dag. 1439.

Neues Hannöverisches Magazin.

1tes Stück.

Freitag, den 4ten Januar 1805.

Ueber das ehemalige Bisthum, jetzige Fürstenthum Ratzeburg.

Wer je auf seinen Wanderungen durch den Norden von Deutschland die Lauenburgische Festung Ratzeburg erreichte, dem wird es gewiß nicht entgangen seyn, daß diese, von der Natur so vorzüglich begünstigte Insel, durch die Nähe der so majestätisch sich erhebenden, und über alle andere Gebäude hervorragenden Domkirche eine wichtige Zierde erhalten habe. Schon in der Ferne zieht dieses gothische und Ehrfurcht erregende Gebäude die Blicke des Wanderers auf sich. Der Anblick ist um so überraschender, wenn es ein heiterer Tag ist, wo dann die Strahlen der Sonne sich auf das blaue Dach herabsenken, und sich in dem dicht daneben befindlichen See brechen. Auch der in Form einer Bischofsmütze erbauete, sehr feste Thurm trägt nicht wenig dazu bei, den angenehmen Totaleindruck zu vergrößern, und den schwärmerischen Empfindungen, denen sich der Sterbliche nur zu gern überläßt, noch mehr Nahrung zu geben. Gewiß wird daher niemand, der nicht blos in Geschäften reiset, sondern vorzüglich Erheiterung und Belehrung sucht, die reitzende Insel Ratzeburg betreten, ohne auch den Palmberg, die Domkirche, und die damit in Verbindung stehenden Gebäude in der Nähe zu betrachten.

Der **Palmberg** ist ein großer geräumiger Platz, der durch seine schönen Alleen zu Spaziergängen einladet, und nicht nur vor der drückenden Hitze, sondern auch vor einem mäßigen Regen schützt.

Die **Domkirche** zieht wegen ihrer zum Theil seltenen Kunstwerke nicht nur die Aufmerksamkeit des Dilettanten auf sich, sondern verdient auch vorzüglich von Gelehrten, denen Diplomatik und Geschichte wichtig ist, auf längere Zeit besucht zu werden. Die vielen Inschriften und Gemälde verbreiten nemlich manches Licht über die Kirchen- und politische Geschichte des Nordens von Deutschland. Manches

Datum, das vorhin zweifelhaft war, wird hiedurch fest bestimmt, manches Factum, das vorhin nur durch die Sage sich fortgepflanzt hatte, und nur in der Sage existirte, wird dadurch bestätigt oder näher bestimmt.

Doch vorzüglich wichtig ist die hier errichtete Schulanstalt für Jünglinge, die sich dem Studiren widmen wollen. Seit einer langen Reihe von Jahren hatte sie das Glück, Männer als Lehrer an ihrer Spitze zu sehen, die mit gründlicher Gelehrsamkeit und mannigfaltigen Kenntnissen wahre Lehrweisheit verbanden, Männer, welche durch ihre zur rechten Zeit gezeigte Milde und Strenge sich alsobald die Liebe und Zuneigung ihrer Schüler zu verschaffen wußten. Viele Bewohner des Herzogthums Lauenburg haben daher von je her diese Anstalt dankbar benutzt und derselben ihre Söhne anvertrauet, die Neigung und Fähigkeit blicken liessen, den Stand der Gelehrten zu wählen. *) Sie bedienen sich um so lieber dieser Gelegenheit, da in dem Herzogthume selbst keine gelehrte Schule ist, und ihre zärtliche Besorgniß für das Wohl ihrer Kinder ihnen nicht erlaubt, sie in die Ferne zu senden, aus Furcht, sie möchten, von Freunden, Verwandten und Bekannten gänzlich getrennt, der Verführung desto leichter Gehör geben, und in dem wichtigsten Zeitpunkte ihres Lebens an Leib und Seele verkrüppelt werden. Auch die ökonomische Rücksicht fordert sie nicht selten dazu auf. Es ist nemlich mit dieser Schule ein leichter und keinesweges entehrender Chordienst verbunden, für welchen den Schülern, die daran Theil nehmen wollen, Beneficien von resp. 100, 60 und 15 Mark jährlich ausgezahlt werden. Bei der Vertheilung dieser Gelder nimmt man nicht sowohl auf das Vaterland, als vielmehr auf die Fähigkeit der Schüler Rücksicht. Der geborne Lauenburger kann sie eben so leicht erhalten, als der Unterthan des Herzogs von Strelitz, wenn er durch Kenntnisse und sittliches Betragen sich dazu qualificirt. Und daß diese Unterstützung nicht an Unwürdige verschwendet wird, dies beweisen so viele Lauenburger, die theils als Schriftsteller, theils als Geschäftsmänner dem Staate die ersprießlichsten Dienste leisten.

Unter der Strelitzischen Regierung, die auf dem Dome ihren Sitz hat, steht das jetzige Fürstenthum, ehemalige Bisthum Ratzeburg. Da es von Geistlichen erkohren ward und unter geistlichen Händen seine Hauptcultur er-

*) Auch der Verfasser dieser Zeilen, ein Lauenburger von Geburt, verdankt dieser Schule seine Hauptbildung und die zweckmäßige Vorbereitung zum akademischen Studium. Mit Vergnügen und wahrer Dankbarkeit erinnert er sich noch oft, von seinem eigentlichen Vaterlande entfernt, seiner verehrungswürdigen Lehrer, des Hrn. Rectors Riemann, jetzigen ersten Predigers zu Schönberg im Stifte Ratzeburg, und des noch jetzt an dieser Schule stehenden, auch in der gelehrten Welt bekannten Hrn. Conrectors Rußwurm.

verlangte, so läßt sich schon im voraus ahnden, daß der Boden nicht zu dem unfruchtbarsten gehören werde. Dies Ländchen enthält auch in der That nur sehr wenige unfruchtbare Sandgegenden. Der größte Theil besteht, seiner höhern Lage ungeachtet, aus dem schönsten Marschboden, und belohnt durch seine Fruchtbarkeit den Fleiß und die Thätigkeit der Landleute sehr reichlich. Es gewährt einen angenehmen Anblick, wenn man im Sommer durch die hochwallenden Korngefilde wandelt, und mit jedem Schritte auf die thätige und unermüdete Hand des Landmannes aufmerksam gemacht wird. Die Pferde sind von einer schönen Race, werden weit und breit gesucht und sehr theuer bezahlt. Die Nähe von Ratzeburg und Lübeck, und die nach letzterer Stadt führende schiffbare Wacknitz erleichtern den Absatz der Produkte ausserordentlich. Diese glückliche Lage hat daher auch von je her die Einwohner des Stifts angespornt, den Feldbau mit Eifer und glücklichem Erfolg zu treiben. Unter der milden Regierung des Herzogs von Strelitz sind sie zu einem Wohlstande gelangt, dessen sich nur wenige ihrer nächsten Nachbarn zu erfreuen haben dürften. Indeß sind sie demungeachtet ihren einfachen Sitten bis jetzt treu geblieben, obgleich das Bedürfniß, ihre Produkte zu vertauschen, sie oft in die größern Städte, besonders nach Lübeck führt. Ihre Kleidertracht ist fast bei allen dieselbe, und besteht aus solchen Materialien, wozu sie die Unterstützung der Städte wenig oder gar nicht bedürfen. Diese Gleichheit erstreckt sich bis auf die geringsten Theile des Anzugs so sehr, daß der Fremde dadurch überrascht wird, und wohl gar auf die Vermuthung geräth, diese Menschen möchten zu irgend einem, zu einem besondern Zweck auserlesenen Corps gehören. Sie sind fast alle von schöner langer Statur, dabei aber doch gedrungen und kraftvoll. Dieser ansehnliche Wuchs, wie auch die einfachen patriarchalischen Sitten haben sich wohl besonders daher unter ihnen so lange erhalten, weil sie aus Vorliebe für ihr Vaterland es selten verlassen, und es ungern sehen, wenn einer von ihnen eine Ausländerin als Ehefrau heimführt. Gewöhnlich sucht jeder in dem Dorfe, wo er wohnt, oder wofern dieses nicht möglich ist, wenigstens im Bezirke des Fürstenthums selbst, eine Parthie, die für seine Neigungen und besonders für seine häusliche Lage am convenabelsten ist.

Ein Ländchen nun, das in so manchen hier nur angedeuteten Hinsichten wichtig ist, das mit unserm Vaterlande nicht nur in geographischer, sondern auch in gelehrter Hinsicht so mannigfaltige Berührungspunkte hat, das besonders auf die Bildung so vieler Lauenburger einen so großen Einfluß geäussert hat und noch immer äussert, möchte es doch wohl verdienen, daß die frühere Geschichte desselben auch meinen Landsleuten aufs neue mitgetheilt werde. Zwar ist sie schon von

Schlöpke vor beinahe 100 Jahren zusammengetragen, und darauf in der allgemeinen Welthistorie kurz bearbeitet; allein diese Werke sind theils wegen ihrer Seltenheit, theils wegen ihres hohen Preises in den Händen weniger. Es dürfte daher eine neue kurze Auswahl aus den vorhandenen Nachrichten, worin der Verfasser jenen beiden Führern größtentheils folgt, sie aber in und wieder ergänzt und berichtigt, kein ganz verdienstloses Unternehmen für die Leser dieses Magazins seyn.

Die ursprünglichen Einwohner des Fürstenthums Ratzeburg gehörten zu dem wendischen Stamme der Polaber oder Polabinger. *) Als Heiden verehrten sie vorzüglich den Zvantevith, Radegastus und Prono. Vor allen aber stand bei ihnen die Göttin Siwa in Ehren. Sie hatte ihren Sitz und Hayn auf dem Palmberge **) zu Ratzeburg, und scheint mit der Venus der Römer verglichen werden zu dürfen. Sie ward nemlich ganz nackt gemahlt, und hielt in der einen Hand eine Weintraube, in der andern aber einen goldenen Apfel. Sie statuirten ferner einen guten und einen bösen Gott, und widmeten ihren Göttern Haine und geheiligte Gehege. Zu diesen hatten nach der Regel nur der Priester und diejenigen Zugang, welche hier ihre Opfer bringen wollten. Verbrecher, ja selbst Mörder waren vor Strafen gesichert, wenn sie hieher flohen. Gegen diese Haine hatte man eine solche Ehrfurcht, daß selbst in Kriegszeiten der Feind, der alles übrige verheerte, sie gar nicht oder doch nur sehr selten entheiligte. Die Polaber waren, wie alle Slaven, im höchsten Grade gastfrei, handelten aber gegen die Christen sehr grausam, und marterten sie langsam zu Tode, wenn sie ihrer habhaft werden konnten.

Als Karl der Große im 8ten Jahrhundert die Sachsen bekriegte, verbanden sie sich mit ihm gegen letztere, und nahmen auch hin und wieder das Christenthum an. Kaum hatte indeß Karl sich entfernt, so kehrten sie alle wieder zum Heidenthume zurück. Darauf bemühete sich Kaiser Otto I. im 10ten Jahrhundert die Polaber durch den Bischof Marco bekehren zu lassen. Diese Bemühungen waren auch nicht ganz vergeblich. Indeß mochten sie mehr durch Zwang, als aus wahrer Ueberzeugung, Christen geworden seyn. Denn als Otto I. mit den Italiänern in Apulien und Calabrien Krieg führte, so nahmen sie diesen Zeitpunkt wahr, und gaben sämmtlich unter Anführung ihres Fürsten Mistavus um das Jahr 982

*) Dies Wort bedeutet in der wendischen Sprache: Leute, die an der Elbe wohnen. Sie hatten das Herzogthum Lauenburg, das Fürstenthum Ratzeburg, die Grafschaft Schwerin, von der Elbe aber nur das nördliche Ufer von Bergedorf bis Dömitz inne.

**) Hieß ursprünglich Polabensberg.

982 ihren neuen Glauben auf. Zwar ließ sich dessen Sohn und Nachfolger in der Regierung, Billungus, vom Bischof Wago taufen, war aber doch dem Christenthume mehr scheinbar, als in der That, zugethan. Eine natürliche Folge davon war, daß auch bei seinen Unterthanen die neue Lehre nicht mehr Eingang finden und feste Wurzel fassen konnte.

Endlich gelang es aber dem Erzbischof von Hamburg, Adelbert, im Jahre 1062 das Christenthum in der dortigen Gegend wieder aufzurichten, und Kirchen, Klöster und Schulen aufs neue anzulegen. Allein schon im Jahre 1066 fielen die Wenden wieder ab und steinigten den Abt Ansverus *) vom St. Georgensberge auf dem Wege zwischen Ratzeburg und Lübeck. — Ueber 80 Jahre war das Christenthum wieder aus diesen Gegenden verbannt; das Stift war verwüstet; man sah alle jene schönen Hoffnungen, die Polaber durch den sanften Geist des Evangeliums immer mehr zur wahren Humanität zu führen, auf einmal vereitelt. Doch wußte die Vorsehung es so zu lenken, daß der Stammvater des Churbraunschweigischen Hauses, der große Heinrich der Löwe, sich endlich des Christenthums auch in jenen Gegenden mit erneuertem Eifer annahm. Auf den Rath Alberts von Bremen ließ er die Domkirche zu Ratzeburg erbauen. Dieser Bau hatte einen so glücklichen Fortgang, daß der erste Bischof daselbst, Evermodus, schon den 13. Julius 1153 eingeführt ward. Dieser Bischof war vorhin Vorsteher des Prämonstratenser Ordens zu Magdeburg gewesen, und führte diesen, in eben diesem Jahrhundert erst gestifteten Orden auch in Ratzeburg ein. Unter ihm standen ein Prior und 12 Fratres. Diese Klosterbrüder aßen bis 1504, also 350 Jahre, gemeinschaftlich an einem Tische, sollen aber sehr schwelgerisch gelebt haben. Der größte Theil der Stiftsgüter lag zerstreut im Mecklenburgischen, Lauenburgischen u. Lüneburgischen. Die Herzöge von Sachsen-Lauenburg wurden daher zu Schutzherren des Stifts bestimmt. Da aber diese auch den größten Theil der Stadt Ratzeburg inne hatten, so war es ganz in der Ordnung, daß die Bischöfe nur ungern hier residirten. Sie wohnten daher zu Dodau, Barchau, am längsten aber in dem Städtchen Schönberg.

Evermodus, um auf ihn wieder zurück zu kommen, war ein besonderer Günstling Heinrichs des Löwen, und be-

*) In der Folge ward dieser Ansverus canonisirt, und sein Andenken jährlich in der Domkirche zu Ratzeburg feierlich begangen. Noch jetzt sieht man in derselben ein Gemälde, auf welchem jene Steinigung abgebildet ist. Auch steht noch jetzt auf dem Wege von Ratzeburg nach Lübeck ein hohes steinernes Kreutz auf derselben Stelle, wo Ansverus seinen Geist aufgegeben haben soll.

begleitete ihn ins gelobte Land. Man erzählt von ihm manche Wunder. So soll er, vermöge eines einzigen Worts, mehrere Gefangene von ihren Fesseln befreiet, und den Satan durch eine Maulschelle von einem Menschen ausgetrieben haben. Er starb 1177 und hinterließ den Ruhm eines treuen Lehrers.

Ihm folgte **Isfridus**. Er war vorher Probst zu Jerichau gewesen. Er verrichtete sogar wider seinen Willen mehrere Wunder, verwandelte unter andern Wasser in Wein *) und machte einen Blinden sehend. Mit Bernhard dem Bären, ersten Herzog zu Sachsen, hatte er manche Verdrießlichkeiten, weil er ihm nicht huldigen wollte. Er mußte es daher auch erleben, daß dieser ihm aus Rache alle Zehnten einzog.

Nach seinem 1204 erfolgten Tode entstand ein Streit unter den Capitularen, da einige den Kapellan des vorigen Bischoffs **Philipp**, andere den Domprobst Henricus erwählten. Allein Albert, Graf zu Orlamünde, Statthalter des Königs Waldemar in Hollstein, entschied zu Gunsten **Philipps**. Dieser lebte dann auch als Bischof 1215, und jetzt erst erlangte **Henricus** die Bischofsmütze, die er auch ruhig bis an seinen Tod, 1228, trug.

Nach ihm drang sich Lambertus, Canonicus Hamburgensis et Bremensis, nicht durch eine freie Wahl, sondern mit Hülfe des Pabstes Gregor IX. in diese Würde, starb aber schon in demselben Jahre 1228.

Von den folgenden Bischöfen **Godeschalcus**, vorher Domprobst zu Ratzeburg, welcher 1230 starb, und **Petrus**, der 1236 seinen Geist aufgab, findet man nichts Merkwürdiges aufgezeichnet.

Desto berühmter wurde **Ludolphus**; denn da er dem Herzoge zu Sachsen, Albert, seinen bischöflichen Sitz Barchau nicht abtreten wollte, wurde er von demselben vertrieben und starb 1250 im Exil zu Wismar. Er fundirte das Kloster Rhene im Mecklenburgischen, und dotirte es von seinen Tafelgütern. Uebrigens stand er wegen seiner Strenge bei Geistlichen und

*) Kranz Metrop. l. VI. c. 40. Raceburgensi Ecclesiae post Evermodum vir aeque optimus Isfridus praeficitur, qui tanta fulsit sanctitate, ut miracula nonnulla faceret invitus. Iusserat sacra die parasceves, ut minister aquam ei inferret in potum. Paruit ille, et aquam afferebat. Gustavit Pontifex et reperit vinum. Torvo vultu versus in ministrum, „Num inquit, jussi ut aquam inferres, non vinum?“ Territus ille quam sancte affirmavit, aquam se attulisse de fonte. Iussit iterum haurire, ac vinum erat: tertio item res iteratur, et idem provenit. Tum resolutus in lacrymas oculos in coelum extulit. Quando, inquit, tua voluntate, mirifice creator, creatura mutatur, cedo quod jubes, ecce in die passionis filii tui summo quod praestas etc.

und Laien in so gutem Rufe, daß das Kloster von jedem Carcer ordinis genannt wurde.

Sein Nachfolger, **Fridericus**, confirmirte das Kloster Zarrenthien, welches die Grafen von Schwerin fundirt hatten.

Ulrich de Blücher war so wohlthätig gegen die Armen, daß er seinen ganzen Vorrath an Getreide weggab. Sein Verwalter that ihm dagegen Vorstellungen und erklärte ihm, es sey jetzt nichts mehr vorhanden. Kaum hatte er sich aber von dem Bischofe entfernt, so fand er zu seinem größten Erstaunen, daß alle Scheuren aufs neue angefüllt waren. Man konnte sich die Ursache nicht erklären, und schrieb es daher einer übernatürlichen Wirkung der Gottheit zu. Er ließ 1261 das Refectorium bauen, und starb 1283.

Conradus gelangte sehr alt zum Bisthume, und bat im Jahre 1291, kurz vor seinem Ende, in einem eigenen Schreiben das Domcapitel, daß man den Tag seines Ablebens jährlich feiern möchte.

Ihm folgte im Bisthum **Hermannus de Blücher**, der Bruder seines Praedecessoris. Nach dem Willen der Mitglieder des Klosters sollte er seinem Bruder schon unmittelbar folgen. Allein dieser widerrieth es ihnen selbst auf dem Krankenbette, damit das Heiligthum des Herrn nicht erblich werde. Er bekleidete diese Würde bis 1309, in welchem Jahre er starb.

Marquardus von Jesau im Amte Wittenburg lebte mit dem Capitel in fortwährenden Streitigkeiten. Das Stift war so verschuldet, daß die Conventualen dort nicht mehr leben konnten, sondern auswandern mußten. — Zwei von ihnen lebten zu Lokewisch, zwei zu Grevismühlen, zwei zu Schlagsdorfe, drei wurden von der Peterskirche in Ratzeburg, und die übrigen von der Capelle auf dem St. Georgsberge und zu Mustin unterhalten. Die Einkünfte des Capitels wurden während der Zeit dazu angewandt, die vielen contrahirten Schulden nach und nach zu tilgen. — Dieser Bischof Marquard hat auch die Kirche zu Sandesneben, im Lauenburgischen Amte Steinhorst, eingeweihet, wie aus einer am Ende des 17ten Jahrhunderts unter dem Altare daselbst gefundenen Urkunde erhellet. Er starb 1315.

Sein Nachfolger, **Volradus** von Dorne, wird von den Chronikenschreibern besonders deswegen gerühmt, weil er dem Altare ein großes silbernes Marienbild, und der Kirche eine silberne Schüssel verehrte. Er starb 1355.

Darauf ward **Otto** von Grönau*) zum Bischof erwählt, welcher 1363 starb.

Wipertus de Blücher war, als er zum Bischof erwählt ward, noch Capitularis. Wegen seiner Jugend woll-

*) Grönau ist ein Flecken im Lauenburgischen Amte Ratzeburg, 1½ Stunde von Lübeck.

wollte der Erzbischof von Bremen sei- Wahl nicht confirmiren. Er wandte sich daher an den Pabst Urban V., aber auch dieser wollte hierin nicht dispensiren. Wipertus ward daher in einer Nacht vor Betrübniß ganz grau.*) Dies wurde dem Pabste gemeldet, der es für ein Wunder hielt und ihn darauf willig confirmirte. Doch starb er schon, obgleich noch sehr jung, 1367.

Sein Nachfolger, **Hinrich** von Wittorp, hatte die Ehre, den Kaiser Carl V. auf dessen Zuge nach Lübeck zu beherbergen. Der Kaiser war mit der Aufnahme so zufrieden, daß er dem Stifte seine Privilegien confirmirte. Nach seinem Ableben im Jahre 1388 wurde

Gerardus gewählt. Dieser wird als ein guter Haushälter gerühmt, der vor seinem 1395 erfolgten Tode alle Schulden seiner Vorfahren bezahlt, und die versetzten Dörfer wieder eingelöset haben soll. Um so unzufriedener war man mit

Detlevus von Berkenthien**), der den Nepotismus aufs äusserste trieb, und das Stift in große Schulden setzte. Er lebte bis zum Jahre 1419.

Sein Nachfolger, **Johannes Trempe**, bemühete sich zwar, das Stift wieder von Schulden zu befreien, konnte aber seine Absicht bis zu seinem 1431 erfolgten Ableben nicht völlig erreichen.

Glücklicher war in dieser Hinsicht der ihm succedirende **Pardamus** von Knesebeck, der aber schon 1440 seinen Geist aufgab.

Johannes Proel von Wismar bewirthete zuweilen aus Güte die Herzöge von Sachsen. Die Nachfolger derselben aber wollten die Güte in ein Recht verwandeln, und stets das Ablager im Stifte halten. Er starb im Jahre 1454.

Johannes Preen war ein sehr guter Haushälter, und löfete manche dem Stifte zugehörige, aber versetzte Güter wieder ein. So brachte er auch Roggelin nebst dem See und andern Pertinenzien an dasse be. Eben so dachte und handelte auch sein Nachfolger

Ludolph, aus Mölln gebürtig, der im J. 14 1 diese Würde erlangte. Er war nach den damaligen Begr ffen sehr religiös, und trug zur Casteyung seines Fleisches stets ein härnes Hemd auf dem bloßen Leibe. Er war vorher Probst an der Domkirche gewesen, und verbesserte als Bischof diese Stelle nach dem damaligen pretio rerum sehr ansehnlich. Es ward nemlich von ihm die Einrichtung getroffen, daß die folgenden Pröbste an Pferden, Schweinen, Kühen, Schafen und Saatlande auf ewige Zeiten eine Zulage erhalten, und sich dadurch um 400 Mark verbessern sollten. —

(Der Schluß folgt.)

*) Sollte dies keine bloße Legende, sondern sicheres Factum seyn, so wäre es eine wichtige Bestätigung der in medicinischen Schriften oft vorkommenden Behauptung, daß das Haupthaar in einer Nacht vor Kummer grau werden könne.

**) Berkenthien ist ein Pfarrdorf im Lauenb. Amte Ratzeburg.

Hannöverisches Magazin.

2tes Stück.

Montag, den 7ten Januar 1805.

Ueber das ehemalige Bisthum, jetzige Fürstenthum Ratzeburg.

(Schluß.)

Als Ludolph im Jahre 1466 gestorben war, folgte ihm Johannes Strahlkoper. Dieser Mann hatte eigentlich Medicin studirt und einem Frauenzimmer die Ehe versprochen, mit welchem er sich hernach entzweiete. Um nun die Sponsalia nicht halten zu dürfen, ging er in den geistlichen Orden und starb endlich als Bischof 1477.

Johann von Berkenthien soll die Domkirche ausgebauet und in den Zustand versetzt haben, in welchem sie sich noch jetzt befindet. Die niedersächsischen Herzöge betrugen sich gegen ihn und sein Stift so ungebührlich, daß er sie nicht länger als Schutzherren anerkennen wollte, und sich dagegen in den Schutz des Mecklenburgischen Herzogs Henrich begab. Durch diesen Wechsel aber ward seine Lage beträchtlich verschlimmert. Denn Henrich raubte ihm auf längere Zeit sein bestes Schloß Schönberg mit dem dazu gehörigen Gebiete. Das Capitel bewarb sich daher um mehrere adeliche Novizen, in der Hoffnung, daß diese das Stift durch ihre Familien gegen die mancherlei Bedrückungen besser beschützen würden. Allein diesen Herren stand die Regel des strengern Prämonstratenser-Ordens nicht recht an. Man gab ihn daher im J. 1504 einstimmig auf, verwandelte das Stift in ein freiweltliches Chorherrenstift *), und erwählte den zeitigen Prior, Albrecht Macke, zum Dom-Dechanten. Indeß blieben sie noch beinahe 40 Jahre ihrer ursprünglichen Bestimmung eingedenk, und beschäftigten sich mit Predigen und Lehren. Als aber demnächst die Reformation in jenen Gegenden weiter

*) Kranz schreibt hievon: Facti sunt de canonicis non canonici, de regularibus irregulares.

um sich greiff, so gaben sie auch diesen Zweck auf, und schwelgten von ihren Pfründen, ohne dem Staate einen merklichen Nutzen zu schaffen. Johann von Berkenthien starb 1510. Ihm folgte

Henricus Bergmeyer aus Hamburg. Obgleich dieser Mann vorher als Secretair und Kanzler des Herzogs Magnus von Sachsen mit diesem Fürsten in so genauen Verhältnissen gestanden hatte, so verwickelte er sich doch hernach als Bischof in unzählige Streitigkeiten mit ihm wegen der Privilegien des Stifts. Er durfte daher, als er 1524 zu Lübeck am Schlage gestorben war, nicht einmal zu Ratzeburg, sondern mußte zu Schönberg beerdigt werden.

Der folgende Bischof, Georg von Blumenthal, verlor durch die Reformation die geistliche Gewalt über Pomerangien; es wurden ihm im Lauenburgschen viele Zehnten eingezogen; ja er mußte es sich so ar gefallen lassen, daß am Johannisfeste 1531 Georg Usler die erste evangelische Predigt im Dome zu Ratzeburg hielt, und starb 1551.

Der Herzog Franz von Sachsen wünschte seinen Sohn Magnus nun zum Bischof erwählt zu sehen. Allein die Domherren trauten ihm nicht und wählten

Christoph von der Schulenburg, einen lutherischen Adelichen aus der Mark Brandenburg. Herzog Franz ließ nun, um sich zu rächen, den Grafen Volrad von Mansfeld, der mit einem Heere umher zog und seine Dienste vermiethete, 1552 ins Stift einfallen. Dieser raubte der Domkirche alle Kostbarkeiten und ließ nur die blossen Mauern stehen, indem selbst die Fenster eingeschlagen wurden. Die Domherrenhäuser würden gleichfalls geplündert. Das Capitel mußte ihn und seine Armee 2 Monate unterhalten, und wurde nur durch eine Brandschatzung von 4000 Thlr. davon befreiet. Einige Domherren wurden sogar gefangen genommen und 6 Monate hindurch von einem Schlosse zum andern geführt, weil man sie zwingen wollte, ihren rechtmäßigen Bischof abzusetzen, und Magnus, den Sohn des Herzogs Franz, als solchen anzuerkennen. Der Bischof Christoph ward dieser Unruhen müde, resignirte daher 1554, heirathete Anna von Estorf aus Versen, und ward Probst zu Diestorf, wo er auch starb. — Er selbst übertrug die Würde einem mächtigen Herrn,

Christoph, Herzogen zu Mecklenburg, welcher zugleich Coadjutor des Erzbischofs von Riga war. Er führte 1566 die evangelisch-lutherische Religion förmlich in seinem Stifte ein. Seine Domkirche wurde zum zweitenmal geplündert und zwar von oberwähntem Prinzen Magnus, weil er dessen Bruder Franz den jüngern mit Hülfsvölkern unterstützt hatte. Christoph starb 1592 zu Schönberg in einem Alter von 58 Jahren, nachdem er dem Stifte 38 Jahre treu vorgestanden hatte.

In seinen Platz trat sein Bruder **Carl**, Herzog zu Mecklenburg, welcher schon 1575 zum Coadjutor gewählt war. Er regierte sehr gut, erhielt dem Capitel seine Privilegien und blieb bis an seinen 1610 erfolgten Tod der Augsburgschen Confession treu.

Ihm folgte **August**, regierender Herzog zu Lüneburg. Er war schon 1596 zum Coadjutor gewählt, weil die sächsischen Herzöge noch immer dahin strebten, das Stift nicht durch Gefälligkeiten, sondern mit Gewalt an sich zu bringen. Allein Herzog Hans Albrecht zu Mecklenburg, Schwiegersohn des Bischofs Christoph, erregte nun auch Unruhen, und nahm 1610 das Schloß Schönberg unter dem Vorwande in Besitz, er habe noch manche Forderungen an seinem verstorbenen Schwiegervater. Im Grunde aber war es darauf abgesehen, seinem Sohne Gustav Adolph die hohe geistliche Würde zu verschaffen. Auch der niedersächsische Herzog Franz der jüngere, beunruhigte den Bischof August, und verlangte die Coadjutorwürde, das Recht des Geleites durch das Stiftsland und 6 Domherrenstellen, die der Pabst Julius II. seinen Vorfahren zugestanden habe.

Der Bischof August nnd der Herzog von Mecklenburg verglichen sich endlich am 29sten Mai 1611 dahin, daß künftig die Bischofswürde in ihren Häusern bleiben, das Capitel bis zum Abgange derselben sich des freien Wahlrechts begeben, und abwechselnd einen lüneburgischen und mecklenburgischen Prinzen zum Bischof ernennen solle. Demnach wurde 1615 der mecklenburgische minderjährige Prinz Heinrich Albrecht als Coadjutor erklärt. August starb 1633. Nun übernahm des Coadjutors Vormund, Adolph Friedrich, Herzog von Mecklenburg-Schwerin, die Regierung des Stifts. Diesem ward 1648 durch den westphälischen Frieden das Bisthum und Stift Ratzeburg als ein **weltliches Fürstenthum erblich** zugeeignet, und der mit Braunschweig-Lüneburg getroffene Vergleich aufgehoben. Die Domherren behielten ihre Präbenden bis an ihren Tod. Erst im Jahre 1683 starb der letzte, und mit ihm erlosch das Domstift gänzlich.

Mecklenburg-Schwerin aber trat im J. 1701 dies Fürstenthum durch einen Vergleich an Strelitz ab. Noch jetzt steht es unter diesem erlauchten Hause, und wünscht gewiß, auf immer mit demselben vereinigt zu bleiben.

Bis auf August zählt es im Ganzen 32 Bischöfe. Man findet noch jetzt in der Domkirche 19 auf sie verfertigte Grabschriften. Doch ist es sehr wahrscheinlich, daß noch mehrere Bischöfe hier begraben liegen.

Das Stift war im Ganzen durch die öftern Unruhen, durch die Ueppigkeit der geistlichen Mitglieder und durch die Neigung zum Kriege, die man bei vielen seiner Bischöfe antrifft, im Vergleich mit andern Ländern des Clerus jener Zeiten, sehr arm. So beliefen sich im J. 1335

die Einkünfte des Bischofs nur auf 2000 Mrk., und die des Stifts auf 1500 Mrk. Lübisch. Eben diese Armuth war aber die glückliche Veranlassung, daß der Pabst nur zweimal Eingriffe in das freie Wahlrecht sich erlaubte. Die römischen Hofgeistlichen fanden es nemlich bei ihrem Ehrgeitze und ihrer Habsucht unter ihrer Würde, sich um eine so geringe Pfründe zu bewerben. Das Capitel behauptete daher von dieser Seite fast immer freie Wahl.

Ueber die Gassenreinigung in den Städten.

Von dem verstorbenen Polizei-Commmissair **Woempner.**

Wenn es die Eigenschaft der Polizei ist, die Einwohner einer Stadt anzuhalten, nach gemeinschaftlichen Gesetzen zu leben, so verdient unter diesen dasjenige der Gassenreinigung eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit.

Man bedenke, daß in einer volkreichen Stadt viele tausend Menschen, nebst Thieren allerlei Art, verhältnißmäßig nur einen kleinen Flächeninhalt einnehmen, indem sie ein über den andern und sogar in und unter der Erde wohnen und leben. Die Ausdünstungen und der natürliche Auswurf der lebenden Creaturen, die Schmelzung des Metalles und des Fettes, die Verarbeitung mancher übel riechenden Materialien sammt andern faulenden und betäubenden Dingen, vergiften um so mehr die einzuathmende Luft, wenn die Witterung still und warm, und die Stadt mit Wällen und Mauern umgeben ist, wozu noch der durch Einschütten des Unraths gehemmte Abfluß der Gossen, als todtes Vieh und besonders der natürliche Abgang bei Ruhrzeiten, sehr vieles beiträgt.

Es ist also kein Wunder, daß in bevölkerten Städten unter allen, besonders aber unter den niedern Volksklassen, sich sehr viele schwache, ungesunde und krüppelhafte Menschen finden, indem ihre unreinlichen Wohnungen und der Schmutz an ihren Körpern solche Uebel befördern.

Eine zweckmäßige, und den einzelnen Gliedern der Gesellschaft so wenig als möglich lästige Säuberung der Straßen und Plätze, und die Ausspühlung der Gossen, Abzüge und Canäle ist daher um so nothwendiger, da die Unterlassung derselben so mancherlei Uebel und Unannehmlichkeiten verursacht, selbst verschiedenen Einwohnern gewiß pecuniäre Vortheile raubt, und das Bild einer vernachläßigten Polizei aufstellt. — Es ist hieraus abzunehmen, daß eine gut geord-

ordnete Gassenreinigung den Städten nicht allein ein wichtiges Bedürfniß ist, sondern wenn es auf Gesundheit, Leben und Bequemlichkeit der Menschen ankömmt, selbst unentbehrlich ist; auch ist ja sowohl für die Orts-Einwohner, als für Fremde, nichts behaglicher und angenehmer, als reine Straßen und gesunde frische Luft, welche letztere jedoch nur in gewisser Maaße einer volkreichen Stadt zu Theil werden kann, indem die Anhäufung so vieler lebender Kreaturen eine große Frequenz und Gewühl, Mangel an hinlänglichem Wasser und andere Ursachen sie nicht zulassen.

Die Art und Weise der Gassenreinigung, so wie auch die örtliche Beschaffenheit und Lage der Städte sind sehr verschieden, und läßt sich daher keine allgemeine und allerwärts passende Methode derselben annehmen. Die Gassenreinigung in Städten besteht hauptsächlich in drei Stücken.

Erstlich in strenger Verordnung, keinen Unrath auf die Straßen, Gossen und Abzüge zu werfen.

Zweitens in guter Säuberung und geschwinder Wegschaffung des Gassenkothes.

Drittens in fleißiger Ausspühlung der Gossen, Abzüge und Canäle.

In Ansehung des ersten Punkts ist zu bemerken, daß, wenn es möglich wäre, durch strenge Verordnungen zu hindern, daß kein Unrath, von welcher Art er auch sey, auf die Straßen geworfen würde, dadurch vieles, aber bei weitem nicht alles gewonnen wäre. In einem Orte, wo ein starker Verkehr, folglich viel Gewühl ist, wo viel Vieh, Koth- und Mistwagen hin- und hergehen, wo ein starker Transitohandel ist, oft auf- und abgeladen wird, wo es selbst an Abtritten und Gruben fehlt, ist bei der größten Wachsamkeit die Befolgung solcher Verordnungen nur zum Theil zu erwarten. So unläugbar dieses nun auch ist, eben so gewiß ist es jedoch, daß strenge und fleißige Controle und beständige Aufsicht die Contraventionen seltener machen, auch sonst ihren großen und unbezweifelten Nutzen haben; denn in Ermangelung derselben würde am Ende kein Durchkommen und des Schmutzes kein Ende seyn, wovon, ausser einer großen Unbequemlichkeit, noch größere Uebel die unausbleiblichen Folgen seyn würden; auch manche Einwohner leben mit Verdruß in einem solchen Orte, und Reisende u. Fremde werden denselben entweder ganz vermeiden, oder sich doch nicht länger darin aufhalten, als es dringende Umstände nöthig machen.

Was nun das zweite, und zwar die gute Säuberung der Straßen und Gossen und die geschwinde Wegschaffung des Gassenkoths betrifft, so muß man gestehen, daß dieses der wesentlichste Punkt der Gassenreinigung ist. Wenn die Straßen entweder nicht oft genug oder schlecht und nachlässig gesäubert werden, so muß irgend eine Ursache zum Grunde liegen. Es sind nun entweder die dazu erforderlichen

Kosten nicht herbei zu schaffen, auch wohl nicht hinreichend, und die Haus-Eigenthümer besorgen selbst, jeder vor seiner Thür, die Reinigung; oder es fehlt nicht an Gelde, sondern die Polizei ist unthätig und zu nachsichtig. Im ersten Falle liegt die Ursache mit ihrer Entstehung vor Augen; aber wenn im zweiten Falle die erforderlichen Kosten aus einer öffentlichen Casse prompt und hinreichend erfolgen, demungeachtet aber nicht gehörig und schlecht gereinigt wird, so findet keine Entschuldigung Statt, und mag es der Polizei lediglich zur Last fallen und ihr zum Vorwurf gereichen.

Was drittens die fleißige Ausspühlung und Reinigung der Gossen, Canäle und Abzüge anbelangt, so muß man gestehen, daß dieses sehr nöthig und wichtig ist; denn außer was sich in denselben natürlich von selbst erzeugt, wird es, aller Verbote ungeachtet, nicht unterbleiben, daß der Unrath von den Seiten oft hinein gefegt, der Auskehrig aus den Häusern und da, wo keine Gruben sind, die Nachtgeschirre, stinkendes Spühlwasser, Blut und sonst faulende Dinge bei der Nacht hinein geschüttet werden. Wenn es an öfterer Reinigung fehlt, so schlemmen die Gossen und Abzüge zu und der Abfluß wird gehemmt; sodann entsteht ein eckelhaftes Aufgähren und ein Gestank, welcher besonders im Sommer und bei warmer Witterung höchst widrig ist.

Wie nun eine zweckmäßige Gassenreinigung einzurichten seyn möchte, und was dazu erforderlich ist, das wollen meine Leser mir erlauben, in den nachstehenden, sich auf Erfahrung gründenden Bemerkungen mitzutheilen.

Die Säuberung einer Stadt hängt von ihrer Lage und Beschaffenheit sehr viel mit ab. Ist der Ort hie und da abhängend und hat dabei Wasser genug, so ist er viel leichter rein zu halten, als wenn er eine ganz ebene und flache Lage hat, weil der Abfluß und die Ausspühlung der Gossen ohne große Kosten und ohne viele Arbeit und Kunst bewerkstelligt werden kann. Hingegen wenn der Ort ganz eben und flach liegt, wenig Wasser hat, die Gossen nicht viel Fall haben und es überhaupt an den Hülfsmitteln der Natur fehlt, so kostet es viele Mühe, einen solchen Ort reinlich zu erhalten; denn alles durch Kunst zu ersetzen, würde mit den Einkünften einer mittelmäßig wohlhabenden Stadt in keinem richtigen Verhältnisse stehen. Daß es jedoch möglich ist, durch Kunst und Kosten, (oder es sey auch Gewohnheit und einheimisch gewordene Sitte) einen Ort, welche Lage er auch haben möge, rein zu halten, davon gab Holland, wenigstens vor dem Revolutionskriege, durch seine bis zum Eigensinn getriebene Reinlichkeit sowohl der Straßen in den Städten, als auch in den Häusern, einen auffallenden Beweis. So ist es auch mit einer Stadt, welche einen Fluß hat, und wo die Lage und der Boden nicht zuwider und so beschaffen

ist,

ist, daß, so wie im alten Rom und in verschiedenen andern großen Städten, unter den Straßen in der Erde große gemauerte Canäle angelegt sind, welche das Wasser und die Unreinigkeiten sammt dem Schlamm, welcher durch besondere Gänge aus den Häusern und Höfen hinein geführt wird, aufnehmen und in den Fluß leiten. Wenn ein solcher Canal von Zeit zu Zeit durch das Flußwasser ausgespühlt und erfrischt wird, so ist solches von einem unverkennbaren Nutzen, und die Gassenreinigung ist leicht und mit wenig oder gar keinen Umständen verknüpft. Indeß geht bei dieser Art von Reinigung eine Menge guter Dünger verloren, welches heutigen Tages ein empfindlicher Verlust ist.

Es mag übrigens eine Stadt eine ebene oder unebene, selbst eine bergige Lage haben, so sind, wenn eine gute Gassenreinigung Statt finden soll, auch gute Steinwege mit räumigen und nach dem Falle eingerichteten Gossen auf den Seiten unentbehrlich, und läßt sich ohne diese keine eigentliche Reinigung der Straßen denken; besonders kömmt es dabei auf einen beständigen Abfluß der Gossen und auf ihre Reinhaltung hauptsächlich an.

Wenn Natur und Kunst beisammen ihre Hülfsmittel anbieten, und es nicht an den erforderlichen Kosten fehlt, so ist es für die Polizei nicht schwer, wenn sie irgend thätig ist, eine gute Gassenreinigung zu veranstalten.

Die Art und Weise der Reinigung selbst, ob sie durch die Anwohner der Straßen, oder durch besonders dazu gedungene Arbeiter verrichtet wird, wie oft eine jede Straße zu fegen, zu welcher Tageszeit und durch wie viele Leute; ob die Kothfuhren auf gemeinschaftliche Kosten geschehen, oder verpachtet, oder gegen die Erhaltung des Gassenkoths und Unraths veraccordirt werden; ob solcher des Nachts, vor Tage, zu welcher Zeit und wohin gefahren wird, und ob es den mit Lebens- und Haushaltsbedürfnissen zur Stadt kommenden Landleuten erlaubt ist, ihn mit fort zu nehmen, sind alles Voraussetzungen, die von der Localität und den Verhältnissen einer jeden Stadt, so auch von ihren besondern Umständen abhängen.

Das Fegen der Straßen durch die Eigenthümer der Häuser hat so viel wider sich, daß man ihr das Wort nicht reden kann, und besonders heut zu Tage, da dergleichen Arbeiten mit den ganz veränderten Gesinnungen desjenigen Gesindes, welchem solche obliegt, im Widerspruche steht; denn wie oft hört man, daß Knechte und Dienstmägde schlechterdings sich weigern, solche zu verrichten. Wenn es indessen so hergebracht ist und es die bestehende Ordnung so mit sich bringt, so wird nun freilich von Polizei wegen darüber gehalten, und werden zum Theil die Hauswirthe selbst, vor deren Häusern nicht gefegt worden, oder ihre Knechte und Dienstmägde, deren Geschäft es ist, zur Strafe ge-

zogen, und der Denunciant erhält, wie billig, seine Gebühr. Ob nun gleich gute Aufsicht die Strafen seltener macht, so ist doch bei weitem der Zweck und eine Verbesserung für das Publikum noch nicht erreicht, indem die Straßen noch immer mangelhaft gereinigt werden, welches in der Art und Einrichtung der Gassenreinigung selbst liegt. Bei dem öftern, in Städten nicht zu verhütenden Abwechseln der Dienstboten sind ein Theil der Feger beständig fremd und unbekannt mit der Einrichtung dieser Polizeianstalt, besorgen die Reinigung der Straßen entweder gar nicht, oder doch nicht nach der Vorschrift. Die Strafen und Warnungen dauern daher fort, aber die Straßen bleiben größtentheils unrein, und die Gossen, um welche man sich am mehrsten bekümmern sollte, bleiben verschlemmt und verstopft.

Eine andere Bemerkung ist die: daß gewisse Hauswirthinnen, denen ihre häusliche Einrichtung und ihre Vermögensumstände es nicht erlauben, Dienstboten zu halten, sich so wenig selbst als ihre Kinder öffentlich bei dem Fegen zeigen mögen, auch oft nicht Zeit haben, und manchmal durch Krankheiten und Todesfälle gehindert werden, weshalb dann die Reinigung unterbleibt. Unvermögen auf der einen und Versäumung auf der andern Seite sind gemeiniglich die Ursachen dieser Unterlassung, die doch nicht ohne Härte, gleich andern Vergehungen, zu bestrafen seyn dürfte. Noch steht der von den Einwohnern selbst zu besorgenden Reinigung der Straßen entgegen, daß die Gossen selten gehörig gereinigt und aufgeräumt werden. Das Einwerfen des Kehrigs, Bluts und anderer faulender nnd gährender Dinge unterbleibt nicht. Einige wollen sich mit dieser Aufräumung nicht abgeben, weil sie die Veranlassung dieser Unordnung ihrem Nachbar zuschreiben, und andere versäumen es, sind krank, verreiset, oder haben kein Vermögen, jemand dafür zu bezahlen; die Gossen bleiben also verstopft und haben keinen Abzug, welches mancherlei unangenehme und böse Folgen hat.

Wenn es gleich wahr ist, daß die von den Einwohnern vor ihren Häusern selbst besorgt werdende Gassenreinigung für manchen nicht so kostbar ist, als wenn sie von Polizei wegen durch Tagelöhner auf öffentliche Kosten geschieht, so bleibt es doch immer eine ausgemachte Sache, daß jene weit mehr Mängeln und nicht vorher zu sehenden Unordnungen unterworfen ist, und daß die ewigen Häkeleien zwischen der Polizei, den Einwohnern und ihren Dienstboten nie aufhören, folglich in Ansehung selbst guter Bürger gehässige Strafmittel gebraucht werden müssen.

(Der Schluß folgt.)

Hannöverisches Magazin.

3tes Stück.

Freitag, den 11ten Januar 1805.

Ueber die Gasseureinigung in den Städten.

(Schluß.)

Bei den strengsten Maaßregeln wird demungeachtet der Zweck zur Erhaltung einer guten Gassenreinigung nicht erreicht; denn der Gemeinsinn ist so groß nicht, daß man erwarten könne, ein jeder werde zum öffentlichen Besten ohne Zwang das Seinige beitragen. Gewisse, nicht vorher zu sehende Fälle und Unordnungen, die sich des Nachts zutragen, als: das Ausschütten ekelhafter stinkender Dinge und Schmutzereien, todtes Vieh, zerbrochenes Glas, Töpfe, Lumpen ꝛc., was auch zum Theil aus Muthwillen vor die Thüren getragen wird, werden bei der eigenen Reinigung der Einwohner gewiß nicht gar bald über die Seite gebracht, und wenn solches auch nach verschiedenen Erinnerungen geschieht, so bleiben sie doch vorerst und zu lange liegen.

Will man also wirklich eine gute Gassenreinigung haben, so hat die Erfahrung es längst bewiesen, daß die auf öffentliche Kosten bezahlte, jedoch nicht für beständig angesetzte, dazu tüchtige Tagelöhner und sonst Leute der ärmern Classen die besten Feger sind. Erforderlich ist jedoch, daß erstlich diesen gedungenen Tagelöhnern ein thätiger Unterbedienter vorgesetzt wird, der das Reinigungswesen selbst und die dahin einschlagenden Verordnungen wie ein Uhrwerk im Kopfe hat, und dann nur solche Tagelöhner ohne die mindeste Nebenabsicht gedungen werden, die tauglich sind, und hiebei nur so lange gebraucht werden, als sie folgsam, gesund und mäßig bleiben.

Zweitens, daß diese des Morgens früh und so wie es die Jahrszeit zuläßt, und zwar nach einer gewissen Ordnung, nach dem Falle der Gossen und nach Lage und Beschaffenheit entweder die eine Straße mehr, die andere weniger fegen, je nachdem es die Umstände und die Nothwendigkeit erfordern; auch bei Staub und trockner Witterung mit Wasser reinigen.

Drittens, die Gossencanäle und Abzüge des Quartiers, wo gefegt wird, gehörig reinigen und ausräumen, da, wo vor den Häusern und sonst Bohlen über den Gossen liegen, solche abheben, und das Wasser durchstreichen lassen.

Viertens, sobald die Feger die Arbeit angefangen und bei trockner Witterung die Haufen zusammengebracht haben, müssen die Kothwagen folgen, und so geschwind als möglich aufladen und den Unrath fortschaffen. Bei regnigtem Wetter läßt sich zwar dieses nicht thun, indem, um den Koth aufladen zu können, von den dünn zusammengefegten Haufen das Wasser vorher abfliessen muß. Sollten die Kothwagen früher kommen, ehe die Leute auf sind, so muß, um den Hauskehrig fortzuschaffen, ein Wagen wieder kommen. Es versteht sich auch, daß zu Aufschüttung des auszufahrenden Gassenkoths gewisse abgelegene Oerter vor der Stadt angewiesen werden müssen, damit solcher nicht in den Wegen und Passagen herum liegt. Da aber jetziger Zeit fast allerwärts die Menschen auf ihren Vortheil aufmerksamer geworden und den Unrath und Gassenkoth in den Gärten, auf den Aeckern, auch zu Urbarmachung wüster Ländereien mit Nutzen gebrauchen, was noch vor kurzem an manchem Orte nicht der Fall war, so möchte jene Vorsicht mit der Zeit von selbst ganz wegfallen. Je öfterer auf diese Art, und wenn auch täglich die ganze Stadt gereinigt werden kann, je besser ist es; allein es würde dieses, wegen der großen Kosten, in den allermehrsten Städten unthunlich seyn. Daß aber übrigens zwischen großen, mittelmäßigen und kleinen Städten, in Ansehung ihrer Lage und Beschaffenheit, der Art und Weise der Reinigung, der mehr und weniger angesetzten Reinigungstage und Straßen, besonders aber der darauf zu verwendenden Kosten ein großer Unterschied sey, wie bereits angeführt worden, läßt sich leicht einsehen.

In Winterszeiten und vorzüglich in den nördlichen Gegenden, hat es eine ganz andere Beschaffenheit mit der Gassenreinigung, als im Sommer, indem die Gossen zufrieren, das ausgeschüttete Wasser und die mancherlei Spühlungen sich sammeln, nicht abziehen, sondern fest frieren. Dazu wird noch manches heraus gebracht, welches dem Auge der Polizei entgeht, indem der oft so häufig fallende Schnee alles bedeckt, so daß am Ende solches bis zu der Höhe der untersten Hausfenster sich anhäufet.

Nun ist zwar in wohl policirten Städten verboten, keinen Hauskehrig und stinkende Dinge, selbst keinen Schnee auf die Straßen zu bringen; allein dieses wird eben nicht pünktlich befolgt, und kann auch, aller Polizeiaufsicht ungeachtet, nicht gänzlich verhütet werden, es sey denn, daß vor jedes Haus eine Wache gestellt würde, und auch dieses dürfte bei gewissen Ereignissen ohne Nutzen und nicht angewandt seyn, welches sich in der ersten Hälfte des Winters von 1800 gezeigt hat. In diesem Winter fiel in dieser

Gegend in kurzer Zeit eine so ungeheure Menge Schnee, daß ein Theil der Einwohner hiesiger Stadt, besonders die, welche nur kleine Höfe hatten, weder da hinein, noch in die Keller, Küchen, Abtritte und Ställe kommen konnten. Bei diesem ausserordentlichen Vorfalle war es nicht möglich, die Verordnung zu befolgen; und wenn man auch mit aller Strenge hätte verfahren und sich über die den Einwohnern dadurch zuwachsenden schweren Kosten wegsetzen wollen, so war es doch platterdings nicht thunlich; denn woher hätte man in der Geschwindigkeit die dazu erforderlichen Arbeiter, Wagen und vielen Pferde nehmen wollen? indem des Schnees so viel war, daß einige der kleinern Straßen gar nicht zu passiren waren. In den größern wurde er auf beiden Seiten herauf geworfen, um passiren zu können; dabei formirten sich aber Nebenwege, worin man wie in einem hohlen Wege ging, und hie und da von niemand gesehen wurde; es konnte daher kaum bemerkt werden, wenn 50 Fuder Schnee weggefahren wurden. Man rechne hiezu noch den vielen aus den Häusern kommenden Auskehrig, Eis, Lumpen, alte Geschirre von Glas und Erde, und das Wasser gewisser Gewerbe treibender Leute, welche Contraventionen durch den Schnee begünstigt wurden, so wird es begreiflich, daß des Schnees und Kothes, folglich auch des Wegfahrens kein Ende war. Große Unkosten und viel Unwesen verursachen die harten anhaltenden und schneereichen Winter in Ansehung der Gassenreinigung, besonders bei dem Aufhauen, wenn der von so verschiedenen eckelhaften Dingen zusammengesetzte Unrath nicht geschwind genug weggeschafft werden kann, und das schmutzige Thauwasser in die Keller und Brunnen dringet, wovon ungesunde Luft und Krankheiten entstehen.

Es erhellet aus dem, was hier gesagt worden, daß es mit der Gassenreinigung im Winter eine ganz andere Bewandniß habe, als im Sommer. Was im Sommer in Ansehung der Reinigung möglich ist, ist es in einem anhaltenden Winter, da alles verstopft und fest ist, bei weitem nicht. Ein starker Regenguß im Sommer reinigt die Straßen, Gossen und Canäle; hingegen erzeugt die immerwährende Feuchtigkeit, der mäßige, aber anhaltende Regen im Winter viel Schmutz und verschafft keinen Abzug. Die Polizei ist daher gezwungen, sich bald dieser, bald jener und auch solcher Mittel zu bedienen, die nicht immer in der Regel sind, auch muß sie oft durch die Finger sehen.

Außer den gewöhnlichen Nachläßigkeiten und Mänzeln bei der Gassenreinigung, stehen derselben noch allerlei unvermeidliche Hindernisse im Wege, als: die Ausbringung der Cloake und Mistgruben, wobei es selten rein abgeht, obgleich in Städten, wo Ordnung herrscht, gewisse Jahrszeiten und gewisse Stunden bei Tage und bei Nacht dazu vorgeschrieben sind; allein der Mist muß doch sammt dem Ahle

weggeschafft werden, so unangenehm es diesem oder jenem auch seyn mag.

Da in volkreichen Städten gemeiniglich viel gebauet und reparirt wird, so giebt das Veranlassung zu vielem Schutt, der auch sehr oft zur Ungebühr lange vor den Häusern liegt und die Straßen verunreinigt. Es werden auch hierüber gewisse Regeln vorgeschrieben, die, wenn sie gleich nicht so ganz pünktlich befolgt werden, doch von einem unverkennbaren Nutzen sind, weil sonst am Ende die Straßen dadurch gänzlich gesperrt werden würden. Die Bäume in den Straßen der Städte sind weit mehr schädlich als nützlich, denn außer daß sie vielen Insekten zum Aufenthalt dienen, heben die Wurzeln derselben das Steinpflaster auf und machen es uneben, auch ihr Laub beschmutzt beim Abfallen die Straßen, verstopft und verschlemmt die Gossen u. Abzüge.

Das Futtern der Pferde mit Heu und Gras auf den Straßen ist der Gassenreinigung allerdings hinderlich. Dieses wird gewöhnlich dahin eingeschränkt, daß es nur auf den breiten Straßen und mit Genehmigung des Hauseigenthümers geschehen darf, welcher dann für die baldige Reinigung und Wegschaffung des Unraths sorgen muß.

Das Austreiben der Kühe, Schweine und sonstigen Viehes ist da, wo es üblich ist, der Gassenreinigung sehr nachtheilig. Es sind an manchem Orte darüber gewisse Vorschriften vorhanden, nemlich: die Heerden in der Frühe und so geschwind als möglich fortzubringen, und durch gewisse Leute die Unreinigkeit wieder wegschaffen zu lassen; allein es passirt in den Straßen zu vieles Vieh, welches seinen Trieben und Bedürfnissen ungezwungen folgt.

Der Mist, welcher im Winter gemeiniglich nachläßiger Weise vor die Kellerlöcher und auf die Kellerklappen, um den Frost in den Kellern zu verhüten, gelegt wird, verträgt sich mit der Gassenreinigung nicht zum besten. Diese Vorsicht ist nun freilich nöthig, aber es ist eben nicht nothwendig, daß es gerade Mist sey, und wenn er es seyn muß, so sollte man ihn befestigen.

Am Schlusse sey es mir gestattet, noch anzuführen, daß man an einigen Orten das Straßenfegen für gewisse Verbrechen als eine schimpfliche Strafe bestimmt hat. Man kann dieser Einrichtung in mancher Rücksicht keinen und um so weniger seinen Beifall geben, da es ja eine ehrliche Arbeit ist, die der Bürger in mancher Stadt selbst verrichtet.

Aus diesem Wenigen, was hier über die Gassenreinigung in den Städten gesagt worden, ergiebt sich deutlich, daß eine thätige Polizei in Ansehung dieses Gegenstandes vieles leisten kann; daß ihr aber, ausser zufälligen Hindernissen, eine widrige Lage, schlechte Witterung und selbst gewisse Localmängel im Wege stehen, sie auch wohl Rücksicht auf Zeit und Gelegenheit nehmen muß, so daß die Säuberung der Städte, wie alle Polizeianstalten, und alles übrige menschliche Machwerk, unvollkommen bleiben wird.

Ueber den Galaktometer des Hrn. Cadet de Vaux.

S. das 94ste Stück dieser Blätter vom vor. Jahre.

Der Milchgütemesser des Hrn. Cadet de Vaux ist ein ähnliches Instrument, wie dasjenige, wodurch man die Stärke des Branntweins erprobt; es zeigt blos die eigenthümliche Schwere, die größere oder geringere Fettigkeit der Milch, oder das mehrere oder wenigere sogenannte Runde derselben an.

Jede thierische Milch besteht aus dreien blos mechanisch gemengten, sehr verschiedenen Substanzen: der Butter, dem Käse und der Molken. Die Butter und der Käse haben bekanntlich, im abgeschiedenen Zustande einen gewissen Grad von Dicke; die Molken hingegen machen eine sehr mäßige Flüssigkeit aus.

Das verschiedene Verhältniß dieser Mischungstheile macht den bekannten Unterschied zwischen der Milch verschiedener Thierarten, sowohl in Rücksicht ihrer Brauchbarkeit, als in Ansehung ihres eigenthümlichen Gewichts. So ist z. B. unter den Milcharten, die von Menschen genossen werden, die Eselsmilch die schwerste, hierauf folgt die Menschenmilch, dann die Schafmilch, Kuhmilch, Pferdemilch, und die Ziegenmilch ist die leichteste.

Oben genannter Milchgütemesser des Hrn. Cadet de Vaux ist zur Prüfung der Kuhmilch, als der gebräuchlichsten Milchart, eingerichtet, und es würde dies Instrument gewiß nicht seinen Zweck verfehlen, wenn alle Kuhmilch von gleicher Güte wäre; allein welchem Oekonomen ist es nicht bekannt, daß die Güte der Kuhmilch sowohl nach den verschiedenen Racen der Kühe, als nach der Weide oder Winterfütterung derselben sehr verschieden ist. So erhält man hier im Lande von Kühen frieſiſcher und schweizer Art immer weit fettere und rundere Milch, als von inländischem Viehe, wenn beide bei einerlei Futter im Stall gehalten werden, und es ist jeder Hausfrau, die seit mehrern Jahren Molkenwerk hat, bekannt, daß selbst bei Kühen von einerlei Race sowohl in Ansehung der Güte als der Menge der Milch, welche sie geben, eine auffallende Verschiedenheit Statt findet. Eine eben so große Verschiedenheit in der Güte der Milch zeigt sich auch nach dem verschiedenen Futter, das die Kühe erhalten. Eine Kuh, die im Winter beständig mit Heu, Runkelrüben, Möhren u. dgl. nahrhaften Futtergewächsen gefüttert wird, giebt immer mehr und zugleich bessere Milch, als die, welche von Stroh und Wasser leben muß; und eben so sehr unterscheidet sich die Milch von Kühen, die im Sommer mit einer elenden Moorweide vorlieb nehmen müssen, von der Milch solcher Kühe, welche in einer Marschweide den ganzen Sommer hindurch reichliches und kräftiges Gras genieſſen.

Wenn

Wenn also jede Hausfrau, welche genöthigt ist, die in ihrem Haushalte erforderliche Milch zu kaufen, beim Ankauf derselben den Milchgütemesser des Hrn. Cadet de Vaux gebrauchen wollte, so würde sie, so oft derjenige, von welchem sie die Milch kaufte, mit dem Viehe oder der Fütterung desselben wechselte, in die Ehrlichkeit desselben Verdacht setzen, (und es würden auf diese Weise eine Menge ehrlicher Leute unverschuldeter und ungerechter Weise für Betrüger gehalten werden) oder wenn er einmal zufällig eine oder mehrere Kühe bekäme, die sehr dünne Milch gäben, so würde sie ihn vielleicht gar öffentlich anklagen, und es könnten unrechtmäßige Milchverfälschungsprocesse entstehen.

N. a. K. D.

Anweisung,
um gutes Brod mit einem Zusatz von Kartoffeln zu bereiten.

Die unerschöpfliche Natur verstopft nie alle Versorgungsquellen in einerlei Zeitraume; verkürzet sie einige ihrer wohlthätigen Quellen, so ist sie desto freigebiger mit andern. Eine neue Erfahrung hievon bei der letztern Erndte muß sehr zu unserer Beruhigung gereichen, und uns an Verehrung der weisen Fügungen ihrer Urhebers erinnern.

Unsere Bekümmernisse über den diesjährigen allgemeinen Rocken-Mißwachs können durch den reichen Segen an Kartoffeln um vieles verringert werden, wenn diese als Hülfsmittel bei dem täglichen Brodgenusse gebraucht wird. Man benutzte solche in England hiezu während der neuesten dortigen Fruchtmängel, und die verwöhntesten Zungen an den Tafeln der Reichen fanden das Brod, welches auf folgende Weise zubereitet wurde, sehr schmackhaft.

„Eine nach dem Gewichte des Mehls, welches zum Brodbacken bestimmt ist, sich richtende Pfundzahl Kartoffeln wird ungeschält abgekocht, bis solche gahr sind. Alsdann löset man die Haut herunter und zerdrückt sie vor der Erkaltung mit einem Löffel, oder noch besser, mit rein gewaschenen Händen, setzt sie in einem flachen Geschirre dem Feuer nahe, damit sie abdünsten, und rührt sie während dieser Zeit oft um, so daß nichts davon hart wird. Wenn sie auf diese Weise getrocknet sind, so werden sie mit den Händen möglichst klein gekrümelt. Die hiernach vorbereiteten Kartoffeln können mit dem hinzugemischten Mehle den dritten Theil oder die Hälfte des Teiges ausmachen, den die Engländer, welche sich keines Sauerteiges bedienen, mit Gescht anrühren und wie gewöhnlich backen. Das Brod sieht sehr gut

aus

aus und bleibt eine ganze Woche hindurch unverändert von angenehmen Geschmack. Es darf aber nicht eher angeschnitten werden, bis es 1 oder 2 Tage alt ist, weil es sonst ein nasses und ungahres Ansehn hat. Auch müssen die Kartoffeln nie mit einem Messer zerschnitten werden, sie mögen noch roh oder schon gekocht seyn. Ohne Zerreiben und Zerbrechen werden sie nie völlig klein.

Große Bäckereien, deren Abnehmer täglich frisches Brod verlangen, werden sich dieses Kartoffelnmehls bei ihrem Gewerbe nicht bedienen können. Wenn aber auch nur in 10,000 Haushaltungen dadurch monatlich 2 Himten Rocken erspart werden, so entsteht hieraus binnen 10 Monaten schon die Entbehrlichkeit von 200,000 Himten, und je mehr sich diese Zahl vervielfältigt, desto gewisser muß solche verringerte Consumtion Einfluß auf die Rockenpreise haben.

Ich wünsche hierauf durch gegenwärtige Bekanntmachung, welche vielleicht zu noch andern Verbesserungen der oft getadelten Güte des Kartoffelnbrods beitragen kann, Aufmerksamkeit in unserm Vaterlande zu erregen, wo mehr als sonst irgendwo die Zeitumstände allen Einwohnern niederschlagende Verlegenheit wegen ihres Auskommens verursachen.

Beispiel eines lange ohne Nahrung erhaltenen Menschen.

Auf dem Wege von Elgin nach Glasgow in Schottland bemerkte man im Jahre 1802 eines Abends, daß ein gemeiner Mann, Namens Anderson, in einen Karrenschoppen ging, worin Stroh lag. Die Leute, welche dies gesehen hatten, wollten am folgenden Tage wissen, ob er noch darin wäre; sie gingen also hinein und suchten, fanden ihn aber nicht. Daher glaubten sie, daß er sich vielleicht am vorigen Tage berauscht haben möchte, und nun, nachdem er den Rausch ausgeschlafen hätte, weiter gegangen sey.

Dies war aber nicht der Fall, sondern er hatte sich in dem Schoppen mit Stroh zugedeckt, war eingeschlafen, und das Gesinde des Gehöftes, wozu der Schoppen gehörte, hatte noch mehr Stroh auf ihn geworfen. In dieser schrecklichen Lage blieb der Mann nun, so unglaublich es auch scheinen mag, ganze 5 Wochen, ohne zu sterben. Als man nemlich nach 5 Wochen das Stroh wegnahm, fand man ihn lebend darunter. Das um ihn gewikkelte Stroh war vermodert und ganz zu Staub geworden; ein Theil da-

von

von, das am nächsten am Kopfe lag, sah aus, als wenn er davon gekauet hätte. Sein Körper war bis auf ein bloßes Gerippe zusammen geschrumpft, sein Puls schlug schnell, aber kaum fühlbar, die Haut war feucht und kalt, und seine Augen waren offen, wild und stier. Aus den Beinen war alles Gefühl verschwunden und er konnte nicht stehn. Dabei redete er irre. Man flößte ihm etwas Wein ein; dies brachte ihn wieder einigermaaßen zu sich, und das Letzte, dessen er sich nun zu erinnern wußte und versicherte, war, daß jemand Stroh über ihn geworfen hatte. Man glaubt, er müsse fast die ganzen fünf Wochen über fieberhaft und seines Verstandes nicht mächtig gewesen seyn, wobei er indessen durch das Stroh so viele Luft empfing, als er zum Athmen brauchte. Es ist dieser Mann richtig wieder hergestellt worden.

Die im 101ten Stück dieses Magazins vom vor. Jahre enthaltene Nachfrage, wo eine vollständige Nachricht von der Blatternimpfung bei Schafen zu erhalten sey, betreffend.

Da es ein Schäfer ist, der sich von der Sache zu belehren wünscht, so wird ihm vermuthlich eine mündliche Belehrung angenehmer seyn, als die Nachweisung von gedruckten. Nun habe ich hier mit dem glücklichsten Erfolge impfen lassen; meine Schäfer verstehen es ächt und können darüber Auskunft geben. Ich lade daher den Schafmeister ein, hieher zu kommen, und seinen Zweck hier zu verfolgen. Nur wünsche ich, daß er nicht in dem Zeuge kommen möge, das er bei seinen Schafen, wenn sie eben mit den natürlichen Blattern schon inficirt waren, angehabt hat, damit er die Seuche nicht hieher bringe. Denn ob ich sie gleich eben nicht sehr fürchte, so ist es doch eine höchst unangenehme Sache, sie unter seinem Dache zu haben, und man vermeidet es folglich gern.

Westfeld.

Hannöverisches Magazin.

4tes Stück.

Montag, den 14ten Januar 1805.

Franciscus Ferdinand Delannoy.

Tiefe Kenntnisse in der Politik und Literatur, seltene Größe des Geistes, die besten geselligen Eigenschaften haben diesem verdienstvollen Krieger beständig allgemeine Achtung erworben. Die dankbare Gerechtigkeit verlangt, daß ein einfacher und kunstloser Bericht über ihn, der Nachwelt das Andenken seiner Talente und seiner Tugenden erhalte.

Franciscus Ferdinand Delannoy wurde im J. 1732 zu Lille mit den glücklichsten Anlagen geboren. Sein Vater war Peter Maximilian Delannoy, seine Mutter Maria Francisca Eleonore von Angeville. Die Familie Angeville ist eine der berühmtesten und ältesten in Flandern, und hat mehrere große Männer aufzuweisen.

Seine ersten Dienste that er 1748 in dem königl. Infanterie-Regimente, welches Hr. von Guenchy damals commandirte. Er zeichnete sich aus durch seinen Diensteifer, durch seinen Hang zum Studiren und die Anmuth seiner Sitten, und erwarb sich dadurch die Liebe seiner Obern und aller seiner Kameraden. Die beiden ersten Werke, welche er sich zu verschaffen suchte, waren Polybius mit dem Commentar von Folard, und Montesquieu Geist der Gesetze. Er ging nicht eher davon, bis er sie beinahe auswendig wußte. Nachmals waren sie beständig die beiden ersten Bücher einer auserlesenen Bibliothek, die ihn nie Langeweile haben ließ. Im Jahre 1754 wurde er schon zum Obersten bei einem französischen Grenadier-Regimente ernannt, und heirathete hernach Maria Francisca Constantia Antoinette d'Assignies. Im J. 1756 ging er mit in den Krieg, und zeichnete sich durch einen Muth und Klugheit aus, wie sie von einem Nachkommen berühmter Generale und Krieger erwartet werden konnte. Er hat über diesen Krieg eine sehr merkwürdige, aber nicht gedruckte Schrift hinterlassen, aus welcher man deutlich seinen großen Scharfsinn abnehmen kann; er würde mit Ruhm commandirt haben, wenn seine zu schwächli-

che Gesundheit und Umstände es erlaubt hätten.

Seiner Familie durch den Frieden von 1763 wieder geschenkt, widmete sich Delannoy ganz der Erziehung seiner Kinder. Seine älteste Tochter, welche die Anmuth ihrer Gestalt, die Reize ihres Geistes, und die vollkommensten Eigenschaften ihres Herzens begünstigten, zog seine väterliche Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich. Er schrieb für sie verschiedene Aufsätze, welche eben so anziehend sind, durch die Anmuth des Stils, als die Vortrefflichkeit der Rathschläge. Von diesen ist keiner gedruckt worden; ich will daher einiges aus ihnen hier anführen, wie es mir mitgetheilt worden ist. Man wird ein schönes Herz und edle Absichten darin nicht verkennen.

Grundsätze der Erziehung für junge Frauenzimmer.

„Ew. verlangen, daß ich Ihnen meine Grundsätze über die Erziehung mittheilen soll; hier sind sie in wenigen Worten und ohne Ordnung:"

„Ich glaube, man muß einen jungen Zögling, wie eine junge Pflanze ziehen; bei dem einen muß man die Tugend, bei dem andern die Frucht zum Keimen zu bringen suchen; bei dem einen muß man das gefühlvolle Herz, und bei dem andern die Vegetation in einem natürlichen Zustande zu erhalten suchen; die Heftigkeit der Einbildungskraft muß man, wie wilde Zweige, beschränken, nur nicht zu sehr, aus Besorgniß, daß die Frucht, wenn sie zu heftig getrieben wird, nicht reif werde; man muß ihr eine Richtung nach verschiedenen Seiten geben, und durch gute Schriften, durch gut gewählte Gemälde, durch lebende Muster, ein zur Fühllosigkeit geneigtes Gemüth erwärmen; man muß Leidenschaften, welche ich als den Saft der Seele betrachte, nicht auszurotten suchen, sondern sie milde und gleichförmig nach dem verlangten Ziele hinlenken; man muß endlich das Herz in der Fühlbarkeit erhalten, welche erforderlich ist, wenn kindliche Anhänglichkeit, eheliche Liebe und mütterliche Zärtlichkeit darin entstehen sollen."

Speciellere Grundsätze.

„Man muß das Zutrauen des Kindes zu gewinnen suchen, ihm seine Abhängigkeit fühlbar machen, indem man es zuweilen auf seine Bedürfnisse aufmerksam macht; wenn es zum Nachdenken noch nicht reif ist, muß man ihm, wenn man eine Bitte abschlägt, sagen, die Sache sey nicht möglich; wenn es schon Ueberlegung hat, ihm die Unmöglichkeit beweisen; einen eingestandenen Fehler immer verzeihen, nie aber eine Lüge, noch weniger eine Ausflucht; in der Religion es unterweisen, allein auf Geheimnisse sie nicht stützen; dem Aeußerlichen bei ihr nur den Werth einer öffentlichen Huldigung der Gottheit beilegen, die Handlungen aber als etwas darstellen, welches die Gottheit zum Besten der Menschen

schen verlangt; angenommene Gebräuche schätzen lehren, sich aber von ihnen entfernen, wenn sie von den Pflichten abführen, auf welche das Herz stets führt, wenn man ihm hört."

Unterweisung.

„Den Geist seiner Schülerin muß man cultiviren, und ihre Talente ausbilden, allein aus ihr keine Gelehrte machen, noch eine berühmte Schriftstellerin; ich verlange, daß sie artig tanze, angenehm singe, mit Geschmack zeichne, allein nicht, daß sie tanze wie Mlle. Guinerd singe wie Mlle. Rosalie, male wie Boucher, schreibe wie Rousseau."

Lectüre.

„Sie studire die Geschichte mit Rollin, mit dem Abt Vely; sie durchwandere die Welt mit dem Abt Prevoß; sie hebe ihren Geist mit Corneille; sie erweiche ihr Herz mit Racine; sie richte das Leben mit Moliere, spaße mit Boileau, unterweise mit Voltaire, male die eheliche Liebe mit Madame Bontems. *)

Liebe.

„Hier ist die gefährlichste Klippe. Hören Sie das schlagende Herz. Achten Sie zuerst auf die Stimme desselben. Kommen Sie der Frage Ihrer Schülerin zuvor; lehren Sie sie das, was sie schon erräth; malen Sie ihr diese tugendhafte Liebe, von welcher ein junges Herz so leicht ergriffen wird. Zeigen Sie, wie in ihr Schamhaftigkeit, Bescheidenheit und Zurückziehen vereinigt sind; zeigen Sie ihr die Zartheit derselben, damit sie, — wie einer, der an feine Speisen gewöhnt ist, die schlechte Kost verschmähet, — sich zu mäßigen wisse. Eine Mutter, welche ihrer Tochter Gefühle verheimlicht, die die Natur selbst eingiebt, macht sie nur noch begieriger, leitet sie zum Laster, in welchem nur grober Genuß ist."

Gemälde einer liebenswürdigen Frau.

„Als die Gottheit das Weib schuf zur Gesellschaft des Mannes, wollte sie, daß es die Zierde und der Schmuck der Gesellschaft seyn sollte. Daher verlieh sie ihm Schönheit und Anmuth, wie dem Manne Kraft und Muth. Erfüllt also das Weib die Absicht des Schöpfers, so setzt es sich in den Stand, alle ihre Vortheile genießen zu können. Sanftmuth muß ih Hauptcharakter seyn; Güte und zuvorkommende Freundlichkeit sie begleiten; durch Sanftmuth herrscht das Weib in ihrem Reiche, dem Hause; da ist ihr Scepter, unter welchem sich alle ihre Unterthanen beugen müssen; sie

*) Madame Bontems, geb. den 24. Jan. 1718, gest. den 18. April 1768, zeichnete sich eben so sehr durch die Liebenswürdigkeit ihres Charakters, als Reinheit der Sitten und Geschmack für schöne Wissenschaften aus. Vergl. Siécles litt. de la France. Vol. I.

darf nicht vergessen, daß eine Frau, welche durch Macht herrschen wollte, ein eben solches Mißgeschöpf seyn würde, als ein Mann, welcher Roth auflegen und Hauben tragen wollte. Sie beklage sich nicht über ihr Erbtheil. Wo ist der Mann, er mag so hart seyn als er wolle, der das Geringste einer Dame, welche mit der Beredsamkeit der Güte und Zärtlichkeit bittet, abschlagen könnte? Wo ist der Mann, er mag auch sonst als wunderlich geschildert werden, der nicht eine Gattin anbetet, welche die Fehler ihres Gatten nur darum zu erforschen sucht, damit sie diese durch eine entgegengesetzte Vollkommenheit lindere; seine Fertigkeiten, um sie zu rühmen? Wo ist der Gatte, der von seiner Gattin entfernt, nicht bis zu Thränen gerührt werde durch einen Brief, den sie in dem, ihrem gefühlvollen Geschlechte eigenthümlichen, bezaubernden und anziehenden Stil schrieb? Wo ist der Mann, welcher bei seiner Rückkehr aus dem Kriege, von einer Reise, von der Jagd, seiner Frau nicht zu Füßen falle, die ihr Vergnügen über seinen Ruhm bezeugt, ihm Erholung von seinen Arbeiten zu verschaffen sucht, an seinen Freuden Theil nimmt, und ihn in ihrem Hause aufnimmt, wo Ordnung besteht, wo der Friede herrscht, wo Reinlichkeit und guter Geschmack von allen Seiten glänzen, wo Kinder und Hausgesinde, treue Bilder der Gebieterin des Hauses, alles aufwenden, ihn gut zu empfangen? Welcher Mann wird nicht entzückt, wenn er einen Anverwandten, einen Freund nach Hause bringt, und ihn mit einer Freundlichkeit aufgenommen sieht, welche den Antheil, den man an allem, was er liebt, nimmt, beweiset? Welcher Gatte sollte nicht Lust bekommen, immer in sein Haus zurück zu kehren, und dort liebenswürdig zu werden, wenn er da nur Fröhlichkeit bemerkt, und anständige Thätigkeit; bald mit einer verständigen und geschmackvollen Gattin ein Buch lesen kann, bald sich mit ihr über seine Geschäfte unterhalten, über die Erziehung seiner geliebten Kinder, welche unter solchen Augen nur reizend werden können, und täglich an Adel und Tugend wachsen; bald Unglückliche dieser wohlthuenden Göttin huldigen, welche sie in ihrer Noth tröstet, ihr Unglück lindert, und ihre Klagen stillt? Welcher Gatte wollte, wenn er unwillig ist, mißmüthig den Trost nicht annehmen, welchen er in der überredenden Zärtlichkeit einer Gattin findet?"

„Aber welcher, auch noch so geduldige Gatte kann im Gegentheil das stete Gähnen einer müßigen Gattin ertragen, der sein Daseyn immer zur Last ist, welche nichts weiß, nichts thut, welche glaubt, ihre Größe bestehe in der Unwissenheit; welche immer nur in Schauspielen, auf Spaziergängen und Bällen seyn mag, und daher stets zu nichkömmt, ohne Langeweile gehabt zu haben, und ohne weniger langweilig geworden zu seyn? Welcher Gatte kann an einer Coquette Gefallen haben, welche immer mit ihrer Toilette beschäftigt

tigt ist, nur von Moden und Putz spricht, keine andere Heldin kennt, als Mlle. Bertin, keine Bücher, als Almanache der Moden und Contretänze, die einem jeden gefallen will, und kein Verdienst kennt, als sich mit fremden Federn schmücken. Welcher Gatte kann eine Gattin lieben, welche in ihrem Hause fremd, und über alles, was da vorfallen mag, unbesorgt ist, wenn nur ihr Geld richtig eingeht, und welche die heiligen Bande der Ehe nur als ein Mittel ansieht, um ein Haus machen zu können, einen Titel zu erhalten, Liebhaber halten zu dürfen, und mit Pferden Aufwand zu machen? Wer ist der Engel, der sich an eine Honesta gefesselt fühlen sollte, welche ihre kalte Tugend für den Preis einer eigensinnigen Laune, welche schlimmer ist als alle Laster, verkaufen möchte."

„Welches ist das beste Mittel, reich und unabhängig zu seyn? Dies ist, ökonomisch und ohne Launen zu seyn. Bei Sparsamkeit kann man mit wenigem weit kommen; man weiß überflüssige Sachen zu entbehren; man ist über Reichthümer erhoben und man ist von Großen unabhängig.

Nähert sich die Sparsamkeit nicht dem Geitze? Nein, sie ist das Gegenmittel dazu. Der Geitzige vergräbt seine Reichthümer, und verliert so ihren Ertrag; der Sparsame hingegen setzt durch seinen Fleiß alles in Thätigkeit, und die Ordnung, welche er überall einführt, ist eben so sehr Freundin der Humanität, als der Geitzige ihr Feind ist."

„Worin besteht die wahre Wirthschaftlichkeit einer Hausfrau? Darin, daß sie den Werth des Geldes kenne, den Preis der verschiedenen Waaren, und ihre erforderlichen Eigenschaften; daß sie Ordnung in ihrem Hause hält, jeden auf den Platz stellt, auf welchem er am brauchbarsten ist; daß sie promt bezahlt; die Ausgabe der einen Woche mit der Ausgabe in der andern vergleicht, und die Ursachen der Abnahme oder Zunahme derselben nach ihrer Hausgesellschaft und den Jahrszeiten aufsucht; daß sie auf alles, was vorgeht, achtet; daß sie oft ihre Leute zu sich ruft, und ihnen ihre Gedanken über Schicklichkeit und Unschicklichkeit im Benehmen sagt; daß sie nie öffentlich ihnen einen Verweis giebt, welches einen zänkischen Ton im Hause einführt, Fremden lästig ist, und die Leute unwillig macht. Sie arbeite mit einem jeden von ihnen an der Vermehrung der Ordnung; sie lobe diejenigen, die ihren Wünschen nachkommen; sie zeige ihnen ohne Bitterkeit, worin sie gefehlt haben; sie lasse es ihnen an dem Nothwendigen nicht fehlen, und lasse sie nicht im Ueberfluß leben; sie fordere von ihnen Einigkeit, Munterkeit, gemäßigte Thätigkeit; sie verbiete ihnen Geldspiele; sie beachte sie, wenn sie krank sind; sie sage ihnen, man spare nur, um ihnen ihre Bedürfnisse besorgen zu können; sie halte einen anständig besetzten Tisch und gesunde Kost; sie habe stets einen hinlänglichen Vorrath; sie sey unterrichtet von der Ergiebigkeit ihrer Besitzungen; sie bezahle

ihre Leute gut; sie verstatte nicht, daß sie sich Vortheile machen, aber belohne sie; um einen Thaler zu gewinnen, entwendet eine Dienstmagd wohl fünf ihrer Frau, gewöhnt sich, ein wenig zu stehlen, und wird endlich eine Betrügerin. Sie gebe ihren Leuten kein Geld zum Verschwenden; dies ist für sie eine Gelegenheit, in das Wirthshaus zu gehen, wo sie sich unglücklich machen. Sie fordere von ihnen Genauigkeit und Reinlichkeit."

„Welches sind die besten Mittel, ein Gut wohl zu verwalten? Man unterrichte sich von der Beschaffenheit des Bodens; man lebe gut mit seinen Nachbarn; man unterstütze sie, wo es möglich ist; man säe viel, um desto mehr zu erndten; man suche, von allem etwas zu haben; man richte es so ein, daß sich alles einander helfe, daß das wohl genährte Vieh das Feld düngе, und die Felder wiederum Nahrung dem Viehe geben; man lasse nichts unbebauet; bezahle die Arbeiter gut; nehme immer die besten; spare nicht an der guten Saat, an guten Pflanzen; habe immer die beste Art von Thieren. Eine Dame habe über dieses nur die Aufsicht im Großen und ohne Pedanterei. Wenn sie von ihrer Toilette kommt, darf man nicht vermuthen, daß die Hand, welche sie eben mit so vielem Geschmack geschmückt hat, einen Augenblick vorher die Einrichtung des Viehhofes berechnet habe."

„Worin bestehen die wahren Eigenschaften einer Hausfrau? Sie muß der Schutzengel des Hauses seyn. Jeder muß sie betrachten als die Stütze in der Noth, als seinen Rathgeber in Verlegenheiten, wie seine Hülfsquelle im Unglück. Der Fremde erhalte durch sie alle Annehmlichkeiten der Gastfreundschaft. Eine artige Ungezwungenheit ermuntere die Gesellschaft, alle Steifheit zu vermeiden. Jeder finde in seinem Zimmer alle Arten von Bequemlichkeit. Sie beschäftige sich mit dem Fremden, ohne daß er es bemerke. Ihr Saal gebe ihm Musik und unschuldige Spiele. Sie suche seinen Geschmack kennen zu lernen. Liebt er Musik, so erheitere sie ihn damit; liebt er Lectüre, so leite sie das Gespräch darauf; sie suche sich nie über ihn zu erheben und ihn in Schatten zu stellen; den Tisch würze Fröhlichkeit. Geschmack und Reinlichkeit zeige, daß die Hausfrau sie liebe. Gewählte Früchte müssen verrathen, daß der Garten durch die Sorge der Hausfrau fruchtbar ist. Jedes Kind zeige, daß Artigkeit der Ton des Hauses sey, durch seine aufmerksame Munterkeit; ein einfacher und gewählter Schmuck beweise, daß man hier mehr Personen, als Kleider schätze."

Im Jahre 1769 wurde Herr Delannoy als General bei der Cavallerie angestellt, und verlor bald hernach seine älteste Tochter. Seine übrigen Kinder waren damals kaum so weit, daß sie die Wiege verließen. Dieser Tod war für ihn eine unversiegliche

Quelle

Quelle von Kummer; seine Gesundheit kam ganz in Unordnung. Er entschloß sich, Flandern zu verlassen, und wählte auf Anrathen seines Arztes im J. 1771 einen Ort zu seinem Aufenthalt, welcher fern von seinem Vaterlande, schön und auf einer Anhöhe lag, und allein im Stande war, seinen Schmerz zu stillen — Sürville nemlich, zwischen Forges und Montereau, in der Gegend, wo sich die Yonne und Seine verbinden. Seine Gesundheit kam wieder ein wenig in Ordnung; seine Kinder fingen an älter zu werden; er sah mit Vergnügen diejenige in ihnen wieder aufwachsen, welche er verloren hatte; besonders vervollkommnete sich sein Sohn zusehends, und flößte ihm die süßesten Hoffnungen ein. Hr. Delannoy nahm ihn in sein Regiment, und unterwies ihn in allen kriegerischen Uebungen. Aus Liebe zu ihm entwarf er folgendes Gemälde eines Franzosen, welches ihm zum Muster dienen sollte. Ich theile es hier um so lieber mit, da es so allgemeine Züge zum Ideal eines guten Menschen enthält, daß man es auch: Gemälde eines Hannoveraners, eines Preußen u. s. w. überschreiben könnte.

Gemälde eines Franzosen.

„Größe der Seele muß sein Grundcharakter seyn. Aus dieser Größe werden natürlich hervorgehen Muth, um Unglück zu ertragen, Tapferkeit, um Gefahren zu überwinden, Festigkeit, um sich nicht vom Scheine täuschen zu lassen, Menschenliebe, um Unglück zu lindern, Thätigkeit, um sich zu Aemtern würdig zu machen, Bescheidenheit, um sich vor Stolz zu hüten, Verachtung der Eitelkeit und Reichthümer, Liebe zum wahren Ruhm, Widerwillen gegen Schmeichler, genaue Wahl der Freunde, Abscheu gegen Niederträchtigkeit."

Mit diesen Gefühlen wird ein Franzose immer seine Regierung respectiren, die Minister ehren, und eben sowohl zu gehorchen, als zu befehlen lernen; er wird das Beispiel großer Feldherrn studieren, vorzüglich solcher, welche in den Schrecken des Krieges die Rechte der Menschlichkeit nicht vergessen. Wenn er es lernt, sein Vaterland zu vertheidigen, und die Ehre seiner Waffen bis in den Schooß der Feinde des Staats zu tragen, so wird er nicht vergessen, daß es nicht weniger rühmlich und nützlich sey, durch eine weise und helle Politik das Unglück der Völker zu vermindern. Er wird sich über die große Kunst der Unterhandlungen belehren. Ueber Machiavel erhaben, wird er wissen, daß Treue die Seele davon sey, daß ein Fürst, wie ein Privatmann, sich einen Ruhm in der allgemeinen Achtung zu errichten suchen müsse, und daß von dem Zutrauen, welches er einflößt, oft das Glück der Welt abhängt."

„Immer bereit, seinem Vaterlande zu dienen, im Kriege und im Kabinet, wird er durch keine Intriguen sich ein Amt zu verschaffen suchen: er wird nach keiner Belohnung streben, als nach der Zufriedenheit der Regierung und seines Gewissens."

„Welche hohe Aemter er auch bekleiden mag, so wird er doch nicht vergessen, daß er Mensch ist, und daß Zärtlichkeit seine schönste Eigenschaft sey. Er fühlt die Reize einer Gattin, welche er nicht nach ihrem Gelde, sondern nach ihrem wahren Werthe wählte. In ihren Armen wird er sich von seinen Arbeiten erholen, und zu ihren Füßen die Beweise seiner Größe ablegen. Bei ihr ist er der erste Gegenstand dieser wohlthätigen Göttin, die wir gezeichnet haben; sein Herz wird er in ihren Schooß ausgießen; allem, was sie gethan hat, wird er bei seiner Rückkehr zu ihr seinen Beifall schenken; ihr Bewunderer und Vertheidiger wird er seyn; er wird alles, was ihr gefallen könnte, errathen; neue Freude wird er ihr jeden Tag bereiten; in seiner Kinder Gegenwart wird er sie jeden Tag mit neuen Schmeicheleien überhäufen."

„Auf sie wird er alles beziehen; bei ihr wird er schwören, und in ihrer Liebe eine neue Aufmunterung finden, der Ehre, ihr Gatte und Vater seiner Kinder zu seyn, sich würdig zu machen. Er wird ihr in der Bildung der Kinder behülflich seyn, und diesen die Menschen so malen, wie er sie in ihrem Innern erblickt hat."

„Die schwachen Menschen wird er ihnen mit der Verachtung malen, die sie umgiebt; den Geizigen als einen ehrlosen Räuber, welcher das Gut der Armen vergräbt; den Spieler, wie einen Rasenden, welcher immer bereit ist, den Dolch in den Busen seines Freundes zu stoßen, und nie sicher ist, in sein Haus zurück zu kehren mit seinem bisherigen Vermögen und seiner Ehre; den Wollüstling, als einen Thoren, welcher der Spielball einer Lohnschönheit ist, und seine Gunst an allen Vorbeigehenden verschwendet; den Nachläßigen, als eine Beute der Thätigen; den Abentheurer, als einen niedrigen Verläumder, welcher nur Unordnung in Familien zu bringen sucht, und keinen sichern Besitz hat, als die Verachtung, welche er verdient."

„Er wird ihnen die unwissenden Krieger malen, welche kein anderes Verdienst kennen, als den Degen zu tragen."

„Er wird ihnen den Charakterlosen als die Pest der Gesellschaft zeichnen; den Eifersüchtigen, als die Geissel der Liebe."

„Er schildert ihnen den Eiteln, wie er mit Schmeichlern umgeben ist, denen er zum Spielball dient.

(Der Schluß folgt.)

Hannöveriſches Magazin.

5tes Stück.

Freitag den 18ten Januar 1805.

Franziscus Ferdinand Delannoy.

(Schluß.)

Als Delannoy im Jahre 1776 hörte, daß eine neue militairiſche Verfaſſung ſollte eingeführt werden, ſo glaubte er, der Regierung die Frucht ſeiner Erfahrungen mittheilen zu müſſen. Er verfertigte Betrachtungen, und ſchickte ſie dem Herrn von Maurepas zu, welche ſich auf die beſten Grundſätze ſtützen, und eben ſo ſehr den Scharfſinn, als die ausgebreiteten Kenntniſſe ihres Verfaſſers beweiſen.

Die Erklärung vom 1ten Februar 1776, nach welcher die Anzahl der Eleven der militairiſchen Schule bis auf ſechshundert feſtgeſetzt wurde, gab Hrn. Delannoy eine neue Gelegenheit, ſeine Talente und ſeine Thätigkeit zu zeigen. Er überreichte neue Vorſtellungen, welche viel Wahres und Nützliches enthalten, und verdienten, herausgegeben zu werden.

Im Jahre 1777 wurde Delannoy in Hinſicht ſeines Dienſteifers und ſeiner patriotiſchen Vorſchläge, und als Belohnung für ſeine militairiſchen Dienſte, mit einer Penſion von viertauſend Livres beehrt. Bald, im Jahre 1782, erhielt er den Rang eines Feldmarſchalls. Seit dieſem Augenblicke beſchäftigte ihn die eifrigſte Sorge für ſeine Familie, die zärtlichſte Anhänglichkeit an ſeine Freunde, das Bedürfniß einer guten Geſellſchaft, das Vergnügen, andern ſich zu verbinden und Unglücklichen zu helfen. Stets wußte er Biederſinn und ſtrenge Sitten mit der liebenswürdigſten Lebensweisheit und einer unbeſchreiblichen Fühlbarkeit zu verbinden. Er war wohl gebildet, und trug auf ſeiner Stirn den Charakter der Würde und Sanftmuth. In Geſellſchaft mit andern war er munter und unerſchöpflich an Witz. Er wurde geliebt und geſucht von allen, welche das Glück gehabt haben, ihn zu kennen.

Er starb zu Paris an den Folgen der Wassersucht den 10sten Januar 1790, und hinterließ eine Familie, welche ganz des schönen Namens, den sie führt, würdig, und durch die festen Bande der Achtung, Zärtlichkeit und Freundschaft vereiniget ist.

Göttingen. D. Horn.

Methode, die Baumwolle nach Salzburger Art zu bleichen, und ihr, wie auch dem Leinen, eine dauerhafte rothe Farbe zu geben, Von M. C. Schoenbing.

(Aus dem Schwedischen.)

Ehe die Baumwolle hiernach behandelt wird, muß sie gewaschen werden. Nach der jetzt anzuführenden Waschmethode wird sie weißer, als durch die gewöhnliche Bleichart; auch die schon verarbeitete Baumwolle wird hiezu genommen. Diese Methode, die Baumwolle zu waschen, nennt man aus unbekannten Ursachen Salzburger Methode, da sie doch vorzüglich in Regensburg befolgt wurde, und vier Familien sie daselbst seit geraumer Zeit so geheim hielten, daß man bis jetzt nichts davon erfahren konnte. Dieses Waschen macht die Baumwolle biegsamer, und die Stoffe, welche davon verarbeitet werden, sind dichter und ebener, und brauchen dann nicht ferner gebleicht zu werden; gefärbt aber sind sie schöner, dauerhafter und gleichförmiger. Die Wäsche geschieht mit einer starken Lauge und Seifenwasser auf folgende Weise:

Die Stücke, welche gewaschen werden sollen, und gemeiniglich in Garn, Strümpfen und Tüchern bestehen, werden in einer großen Kufe ausgebreitet, und nach folgender Ordnung hinein gelegt: Man bedeckt nemlich den Boden der Kufe mit einer groben Leinwand, legt zuerst die Tücher, Strümpfe und Mützen, und zuletzt das Garn darauf; dann bedeckt man das Ganze mit einer zweiten groben- aber doch dichten und sehr reinlichen Leinwand, um die Einwirkung der äussern Luft einzunehmen. Der Laugenbottig oder die Kufe ist nach Art des in der Kongsholmer Seifensiederei befindlichen verfertigt. Man füllt einen oben anderthalb schwedische Ellen, und unten 1¼ Elle breiten und 1 Elle tiefen Kessel mit Wasser an, und setzt ungefähr einen Eimer voll kaustische Kalilauge (Seifensiederlauge) oder auch so viel davon hinzu, bis das Wasser beim Anfühlen fettig erscheint, giebt noch 2 Pfund geriebene Regensburger Seife*) hinzu, macht

nun

*) Sie unterscheidet sich von guter weißer Seife nicht.

nun Feuer unter den Kessel und gießt die Lauge kochend auf die Baumwolle. Hierauf wird sie gleich wieder heiß gemacht, und die Seife in dieser Zwischenzeit beständig mit heißem Wasser übergossen. Mit dieser Operation fährt man 4 bis 6 Stunden fort, oder hält damit so lange an, bis man gewiß seyn kann, daß die Baumwolle gut getränkt und erhitzt ist; dann läßt man sie noch 24 Stunden *) in Seifenwasser einweichen; dieses geschieht gemeiniglich von Mitternacht bis 6 Uhr. Den andern Morgen darauf zieht man das Seifenwasser ab, wäscht die Baumwolle und presset sie vermittelst einer Schraubenpresse gehörig aus. Dies ist die erste Wäsche.

Ist diesem nach die Baumwolle gut eingeweicht, so schreitet man zu der Hauptwäsche nach folgender Vorschrift:

Die eingeweichte Baumwolle breitet man wie vorhin in der Kufe aus, jedoch mit dem Unterschiede, daß man sie statt mit leinenem, mit baumwollenem Zeuge umlegt, weil ersteres der Wirkung der kaustischen Lauge mehr widersteht. Ehe aber alles dieses geschieht muß man eine klare und farbenlose Lauge, aus ⅔ Büchenasche und ⅓ gebranntem Kalk bereit halten. Man kocht sie so lange, bis ein Ei nur langsam darin niedersinkt, und gießt sie noch kochend auf die Baumwolle; hierauf zieht man sie ab, erhitzt sie von neuem, und gießt sie wiederum darauf. Mit dieser Operation hält man von Mitternacht bis Mittag, oder zwölf Stunden lang an. Die ganze Lauge wird jetzt abgezapft, und die Baumwolle noch heiß mit Handschuhen aus der Kufe genommen, auf einen Tisch ausgebreitet, wieder in die Kufe, aber in umgekehrter Ordnung, hinein gelegt. Man wiederholt dieses Waschen mit frischer Lauge und fährt 24 Stunden damit fort.

Ist dieses geschehen, so füllt man den Kessel mit Wasser, thut 2 Pfund Seife hinein und läßt es kochen, wäscht die Baumwolle mit diesem in stetem Kochen erhaltenen Wasser 20 Stunden lang, und läßt es noch 10 bis 12 Stunden einweichen. Hierauf zieht man das Wasser ab, nimmt die Baumwolle heraus, breitet sie auf den Tisch aus, klopft sie mit einem Spatel und wäscht sie dann in fließendem Wasser. Endlich drückt man das Wasser vermittelst einer Presse aus, und läßt die Baumwolle auf Stäben an der Sonne trocknen; bei feuchtem Wetter aber in hiezu geeigneten Zimmern. Die Lauge dieser Wäsche kann, weil sie eine blutrothe Farbe angenommen hat, nicht zum zweitenmal angewandt werden; man gießt sie zusammen und gebraucht sie zur gewöhnlichen Büke des Leinens; das Seifenwasser gießt man weg.

Die Stäbe, auf welchen die Baumwolle getrocknet ist, müssen jedesmal wieder abgewaschen werden. Wenn

*) Soll wohl 6 Stunden heißen.

es die Zeit erlaubt, ist es besser, jedes Stück mit Bindfaden an in freie Luft gespannte Linien zu knüpfen. Aus Furcht, die Stellen, worauf der Luftzug nicht wirken kann, möchten braune Streifen bekommen, darf man die Stücke nicht zu nahe bei einander hängen.

Stoffe und rohes leinenes Garn können nach eben dieser Methode gebleicht werden, nur muß man dann die Lauge halb so stark machen, und mit der Büke nicht so lange fortfahren, als bei der Baumwolle, weil die Textur der Faden geschwächt werden kann. Leinen, wie auch die Baumwolle, haben als vegetabilische Körper den Fehler, die Farben nicht fest zu binden. Die Ursache liegt in einem harzigen Princip, welches man ihnen zu nehmen suchen muß. Ein sicheres und leichtes Auflösungsmittel für diesen Stoff wäre der reinste Weingeist; aber sein hoher Preis erlaubt dessen Anwendung nicht. Nach dem reinsten Weingeiste sind Oele jeder Art am geschicktesten dazu, und vorzüglich der Fisch thran. Die Baumwolle wird 24 Stunden in diesem Oele eingeweicht, noch 2 Stunden gekocht, und 2 Tage lang in die freie Luft gehängt, damit sich aller Oel wohl davon abscheide. Man befreiet sie vermittelst einer starken und heißen Lauge gänzlich von diesem Oele, wäscht und trocknet sie. Zu diesem Behuf kann man sich ebenfalls einer Lauge aus $\frac{2}{3}$ Asche und $\frac{1}{3}$ Kalk, und aus eben so viel, als beides beträgt, Schafmist bedienen. Man läßt die Baumwolle nicht nur in dieser Lauge kochen, sondern behandelt sie mehrere Male damit, und spült sie eben so oft mit Wasser ab. Auch kann man auf gleiche Weise die Baumwolle in einer starken Pottaschenlauge waschen, und das Garn 12 Stunden oder so lange, bis die Lauge schwarz darin geworden ist, kochen lassen. Dann wäscht man das Garn und weicht es in mit Schwefelsäure (Vitriolsäure) gesäuertem Wasser, (höchstens 2 Quentchen auf eine Kanne); nach einer vollen Stunde nimmt man es wieder heraus, wäscht und trocknet es. Wäre die Salzburger Bleichmethode erst allgemein bekannt, so würde man nicht mehr genöthigt seyn, so gut gebleichte Baumwolle zu kaufen, oder solche, um sie vorzüglich gut gebleicht zu erhalten, nach Salzburg zu schicken.

Um gewiß zu seyn, daß die auf irgend eine Art gebleichte Baumwolle frei von Harzstoff und für die Farbe empfänglich sey, füllt man ein Bierglas mit Wasser an, legt auf dessen Rand einen Faden von dieser Baumwolle, und zwar so, daß das eine Ende ins Wasser tauche, das andere aber heraus hänge; schwimmt das eingetauchte Ende nicht auf dem Wasser, oder zieht das heraus hängende Wasser an und läßt die Flüssigkeit sogleich ablaufen, so ist das ein Beweis, daß die Baumwolle die verlangten Eigenschaften besitzt. Die so gereinigte Baumwolle muß nun dreien Beitzen unterworfen werden: 1) dem Gallapfelabsude, 2) der Zinnauflösung, und 3) dem

dem Alaunwasser. Gallapfelabsud für 1 Pfund Baumwolle oder leinen Garn: zum Behuf des erstern nimmt man ½ Pfund schwarze Galläpfel, und des zweiten 1 Pfund desselben; man stößt diese Galläpfel gröblich, läßt sie, verbunden mit einer Hand voll Birkenblätter und 2½ Kannen Regenwasser in einem kupfernen Kessel bis zur Hälfte einkochen, und diese Flüssigkeit abseihen; nun gießt man sie noch heiß von dem Bodensatz durch Leinen auf die Baumwolle, läßt sie 24 Stunden darin einweichen und rüttelt sie, damit das adstringirende Princip gleichmäßig und tief eindringe; dann zieht man sie heraus, drehet und trocknet sie, an Bändern hängend, in freier Luft oder in einem warmen Zimmer; nur muß man zu verhüten suchen, daß kein Wasser daran sprütze, weil es dadurch Flecken in der Farbe bekommen würde. Bei dieser Operation muß das Garn stark auf einander gepreßt werden, damit der Galläpfeladsud es desto gleichförmiger durchdringe. Man bringt es dann in eine unten zu beschreibende Zinnauflösung, und hebt den Galläpfelabsud zur Behandlung mit Alaunwasser auf.

Nach folgender Methode bereitet man die Zinnauflösung. In 1 Pfunde Scheidewasser löset man Salmiak oder Küchensalz bis zur Sättigung auf; hiezu giebt man 4 Loth geraspeltes englisches Zinn, oder auch so viel als diese saure Flüssigkeit auflösen kann. Zugleich löset man 4 Loth Küchensalz in einer Kanne Regenwasser auf, und gießt die Zinnauflösung, indem man die Salzlauge mit einem Stäbchen in steter Bewegung erhält, tropfenweise hinein. Nun legt man das mit adstringirendem Stoff verbundene Garn in eine irdene Schale dicht auf einander und gießt obige Mischung darauf, rüttelt nun das Garn dann und wann, um das Eindringen zu befördern, bedeckt es, um es vor dem Zugang der Luft zu beschützen, und läßt es 24 Stunden so eingeweicht stehen. Hierauf wird es heraus gezogen, gedrehet, und an der Luft oder in einem sehr warmen Zimmer, worin man es 48 Stunden hängen läßt, getrocknet; dann wäscht man es mit reinem Wasser, läßt es von neuem trocknen und bringt es in das nach folgender Vorschrift bereitete Alaunwasser.

Die übrig gebliebene Zinnauflösung wird zu einer nächsten Operation aufgehoben; zu 1 Pfund Garn sind dann ¾ Pfund Scheidewasser, und die andern Ingredienzien verhältnißmäßig zu nehmen.

Alaunwasser: Der Alaun, von welcher Art er auch seyn mag, muß zu diesem Behuf vorher gebrannt werden. Man nimmt 1 Pfund rohen Alaun zu 1 Pf. Garn. Nach der Calcination wird er gestoßen und in 1 Quartier Wasser aufgelöset; hiezu gießt man etwas mehr als 1 Quartier des Galläpfelabsudes, mischt es gut, erhitzt die Mischung, und gießt sie auf die mit Zinnauflösung gebeitzte Baumwolle. Man läßt das Garn 14 Stunden lang in diesem Bade, drückt es aus und trocknet es.

Far-

Farbenbrühe: In einen hinreichend großen Kessel giebt man 1 Pfund gemahlene oder gestoßene Krapwurzeln (Rubia tinctorum Linn.), die vorher einige Stunden in Wasser eingeweicht seyn müssen, füllt den Kessel mit Wasser, sobald die Brühe kocht, legt man das Garn hinein und wendet es öfters um; es muß aber auch vorher eingeweicht und gedrehet seyn, damit die Farbe gleichförmig einwirken kann. Das Garn wird in diesem Bade bis zum Aufwallen der Flüssigkeit gelassen, dann heraus genommen, gut gewaschen, die Fäden auf der Hand in Ordnung gelegt, und das Wasser ausgedrückt.

Diese erste Brühe giebt dem Garn eine blaßrothe Farbe. Nun macht man den Kessel ledig, füllt ihn mit Wasser, und giebt von neuem 1 Pf. vorher eingeweichte Krapwurzel hinzu, und erhitzt es. Ist die Brühe eben heiß geworden, so legt man das Garn hinein, und läßt es eine Viertelstunde lang kochen. Hiebei darf das Feuer nicht zu stark seyn. Das erste Bad darf kaum kochend heiß seyn, weil das Garn dadurch braun werden könnte. Dieses hat man aber beim zweiten Absud nicht zu befürchten, weil es alsdann schon mit Farbestoff durchdrungen ist. Wäscht man es nun zum zweitenmal, so wird es eine dunkelrothe Farbe erhalten haben; im Fall, daß dieses nicht wäre, müßte man es von neuem mit ½ Pf. Krapwurzel kochen lassen. Nach dieser letzten Färbung wäscht man das Garn in kaltem Wasser, dann in heißem Seifenwasser und trocknet es.

Etwas über Befriedigungshecken.

Silvas amem inglorius.

Bei der in unsern Tagen immer lauter werdenden, leider nur zu wohl gegründeten Klage über Holzmangel, einen Mangel, welcher noch immer mehr einzureißen drohet, was ist natürlicher, als daß in jedem, der über dieses, manche Gegenden schwer bedrohende, oder schon drückende Uebel nachdenkt, allerlei patriotische Gedanken und Wünsche lebhaft werden?

Partieller Holzreichthum einiger Gegenden wird keinen Kundigen glauben machen, als ob die Klagen über Holzmangel überhaupt nicht wohl gegründet wären. Man hat allerdings des Nadelholzes so viel, daß halbe Wälder davon zur Bereitung von Knüppeldämmen an morastigen Stellen der Wege hingestreckt werden. Eine furchtbare Wegbauanstalt für den Reisenden, der sich und seinen Wagen über diese Straßen hinpoltern lassen muß! Man könnte wähnen, diese Art Wegdämme sey bestimmt, mit großem Aufwande

so

so eingerichtet, um die Hypochondristen der Gelehrtenzunft darauf gesund schütteln zu lassen. Anderswo scheint man den Vorrath von Eichenholz nicht bezwingen zu können; mittelmäßige, vielen Zuwachs versprechende Eichenstämme werden da zu Dachsparren zerhauen; man kennt nur solche eichene Sparren, Tragbalken u. s. w. So muß die Eiche einen Dienst leisten, welcher der leichtern, schnell wachsenden Tanne und ihren Nebengattungen ausschließlich zukömmt. Sollte nicht durch einen zweckmäßig geleiteten Tauschhandel diesem holzverwüstenden Unwesen gesteuert, der partielle Ueberfluß einer Gegend mehr genutzt werden können, um den Mangel der andern zu decken? Sollte man nicht ernstlichst darauf bedacht seyn, hier fehlende Nadelholzforsten, dort Laubholzwälder anzulegen?

Der Wunsch, welcher diesen kleinen Aufsatz veranlaßt hat, ist der: möchten doch alle todte Befriedigungen von Planken, Staketen und gemeinen Zäunen, um Gärten, Kämpe und Wiesen, als verderblich für die noch wohl bestandenen, als zerstörend für die merklich abgängigen Waldungen, so viel es nur thunlich seyn wird, abgeschafft werden! — Daß Plankendielen und Staketenlatten mit den dazu gehörenden Pfählen und Riegelhölzern viel edle Eichen und Tannen verzehren, lehrt der Augenschein. Aber wenn man selbst nur auf die gemeinern Landzäune sein Augenmerk richtet, auch auf die im Calenbergischen vorzüglich übliche Art derselben, welche, in Betracht des erforderlichen Holzaufwandes noch nicht zu den schlimmsten gehört, — sie bestehen nemlich aus vielen, oben und unten zugespitzten, reihenweise eingeschlagenen eichenen Stäben, die durch ein Geflecht von Weidenzweigen verbunden sind, und pflegen oben mit einer Bedeckung von Dorngesträuch versehen zu seyn — wie holzfressend sind sie; ihre Anlegung, ihre Ausbesserung, ihre Erneuerung, welche gar bald nöthig zu werden pflegt! Schon die Weidenzweige sind zu edel, um sie, ohne Noth, zum Zaungeflecht zu bestimmen. Bedarf doch der Landmann der weichen, glatten, immer in die nöthige Form leicht zu beugenden Zweige der Weide zu vielerlei Geräthe! Der Faßbinder kann ihrer nicht entbehren, und dem Korbmacher sind die Ruthen der Bindweide völlig unentbehrlich. Zu diesen höheren Zwecken, und nicht um Zaungeflechte zu gewinnen, wäre es rathsam, noch viele große Weidenpflanzungen anzulegen und zu schonen. Die Weide, einmal zum ewigen Geköpftwerden verurtheilt, kann nicht als Baum sich in ihrer Kraft entwikkeln. Man entlasse sie des niedrigen Dienstes, Zaungeflecht zu liefern, und es werden viele hohe, schlanke und starke Weidenbäume aufstehen, aus deren Stämmen mancher in Holz arbeitende Künstler edlere Werke verfertigen wird, die man allerdings jetzt aus den Stämmen der nothgedrungen hohlen, und bis auf einen Rest von Rinde vermorschten Leichname von Weiden, die in ihrem

rem verkrüppelten widrigen Zustande überall sich sehen lassen, nimmermehr erwarten kann.

Wer nur einen gemeinen Zaun der vorbemerkten Art anzulegen hat, wenn es ihm auch gar leicht werden sollte, das nöthige Dorngebüsch oder das dafür übliche Surrogat anzuschaffen, kann schon mit der Herbeibringung des erforderlichen Vorraths von Weidenzweigen seine reichliche Noth haben. Nun fehlt aber noch die Hauptsache, eine große Menge eichener Stäbe, wozu gar viel kostbares Eichenholz zerschnitten und zerhauen werden muß. Es würde der Mühe lohnen, eine genaue Berechnung anzustellen, wie beträchtlich in irgend einem bestimmten Bezirke die jährliche Holzverwüstung ausfalle, welche durch die neue Anlegung von todten hölzernen Befriedigungen, und durch die Ausbesserung der ältern verursacht worden sey, und wie hoch sich der baare Geldaufwand belaufe, der zu eben diesem Zwecke gemacht werden mußte. Allerdings wäre bei dieser Berechnung darauf zu sehen, ob die gegebene Gegend holzreicher oder holzärmer sey; doch ist der Holzaufwand auch in der holzreichern Gegend zu dieser Bestimmung viel zu groß und keinesweges mit dem des Geldes in Vergleich zu stellen, denn dies letztere Produkt ist, selbst ansehnliche Summen genommen, immer viel leichter reproducirt, als eine vaterländische Eiche, die Jahrhunderte zu ihrem Wachsthume braucht.

Als erwiesen darf man es demnach unfehlbar annehmen, daß, wo es möglich ist, die Anlegung und Erneuerung von todten Holzbefriedigungen vermieden werden müssen. Welches Ersatzmittel wäre nun aber am meisten empfehlungswürdig? Mauern, vortrefflich! nur wer vermag sie zu erbauen? das ist Wenigen gegeben. Erdwälle mit Gräben, auch gut! aber es fehlt gar häufig an Raum, sie anzulegen, und sie genügen, allein wenigstens, nicht zur Schutzwehr. Lebendige Heckenwände also. Sicher ist diese Lösung jener Aufgabe die treffendste, die allgemein gültigste. Lebendige Hecken lassen sich fast überall anpflanzen; in mancher Gegend mit geringern Kosten, als die Anlegung eines Zauns der gemeinsten Art erfordert. Sie gedeihen auch im leichten Boden; sie können aufkommen und erhalten werden, auch da, wo eine Viehtrifft vorüber geht, oder sonst ein Localhinderniß ihrem Gedeihen entgegen steht. Nur daß ihnen die gehörige Sorgfalt gewidmet werde; nur daß man sie so lange zuvor zweckmäßig schütze, bis sie sich selbst und das von ihnen umschlossene Gebiet zu schützen im Stande sind.

(Der Schluß folgt.)

Hannöverisches Magazin.

6tes Stück.

Montag, den 21ten Januar 1805.

Etwas über Befriedigungshecken.

(Schluß.)

Welche Holzarten, oder welche Gattung von Gebüsch man zur Heckenanlage bestimmen müsse, läßt sich im Allgemeinen nicht genau angeben. Jeder muß diejenigen Gebüschgewächse nehmen, welche ihm seine Gegend anbietet, welche sein Boden fordert oder erträgt, und zwar unter ihnen vorzugsweise diejenigen Gattungen, welche sich von Natur schon am dichtesten belauben und bezweigen, oder mit Dornen und Stacheln bewaffnen, und sich durch künstliche Hülfe am leichtesten und schnellsten mehr noch verdichten und mit Stacheln besetzen lassen.

Der Landmann freilich, wenn er sich zum Anpflanzen von Hecken entschließt, begnügt sich häufig nicht damit, des beständigen Aufwandes überhoben zu seyn, den sein todtes Zaunwerk bis dahin gefordert hatte, läßt sich von Gewinnsucht verleiten, und pflanzt sperriges Gebüsch, um es regelmäßig im 3ten oder 4ten Jahre jedesmal behauen zu können, und wenigstens die geringe Arbeit, welche die Erhaltung seiner Hecke nöthig macht, sich durch den Holzabfall reichlich vergüten zu lassen. Wo die breiten sperrigen Hecken (Hagen vom Bauer genannt) einmal entferntere Wiesen umschließen, kann man ihm diesen Vortheil willig zugestehen; wo aber mit Getreide zu bestellende Kämpe oder Fruchtgärten mit neuen Hecken zu umziehen sind, da dienen die breiten Sperrhecken keinesweges, die obenein, ihrer Natur nach, nie völlig dicht werden können; dahin gehören nur wahre Hecken, welche unter der Scheere gehalten werden, und durch scharfen Schnitt und tüchtiges Durchflechten die erforderliche Dichtigkeit bekommen. Es giebt Gegner der lebendigen Hecken, welche sie ganz verwerfen möchten, weil sie den Vögeln zur Zuflucht dienen. Der Einwurf würde gültig seyn, und die todten Holzbefriedigungen bei Ehren erhalten, wenn die breiten Hecken,

Regel und Ordnung überall angelegt und geduldet werden sollten: keineswegs aber trifft er die wahren Heckenwände, welche durch die Gartenscheere in Zucht und Maaße gehalten werden. Jene machen es allerdings, den Vögel wegen, welche darin gehegt werden, bedenklicher, in ihrer Nähe Weitzen, Erbsen und ähnliche Früchte zu bauen, diese aber nicht. Die furchtbaren Sperlingsheere wohnen ohnehin hauptsächlich an den Ufern, und die Bäume der Haus- und Obstgärten bieten ihnen Zufluchtsörter in Menge dar. Daß man ihnen übrigens nicht durch die Anpflanzung von wildem Heckengebüsch noch mehr Raum und Gelegenheit geben müsse, versteht sich so sehr von selbst, daß ich mich des Wunsches nicht enthalten kann, daß es thunlich seyn möge, den Landmann zu hindern, an bedenklichen Stellen wildes Heckgesträuch anzupflanzen, ja daß man ihn bewegen möge, das laube Heckengebüsch, welches nur zu häufig, auch zum Nachtheil seiner Gräserei, seine Gärten und Kämpe umgiebt, gegen ordentliche Hecken zu vertauschen. Dieser Lehre ist der Bauer empfänglich. Ohne durch Prämien ermuntert, ohne durch Gärtneranweisung geleitet zu seyn, haben in dem Landörtchen, worin ich wohne, verschiedene Bauern vortreffliche Hainbüchenhecken angelegt, und behandeln sie so regelmäßig, daß kein kunstgerechter Meister ihrem Werke einen Tadel würde abgewinnen können. Von dieser Hainbüchenheckenart findet man viel treffliche Anlagen. Wohlgethan ist es, Weißdornstauden mit Hainbüchenpflänzlingen zu vermischen, um eine nette und zugleich festere Hecke zu gewinnen, natürlich fester in dem Maaße, je mehr Weißdorngebüsch mit gepflanzt wird. Kömmt es nach dem bestimmten Local hauptsächlich auf Befestigung und Bewaffnung der neuen Hecke an, so kann man füglich auch Brombeerstauden und Hagenrosenstöcke mit unternengen. Schöner ist immer eine Heckenwand von einerlei Gesträuch, zuverläßig befriedigender aber die von stachlichten Gewächsen, als vom Weißdorn allein. Vor dem Schwarzdorn, dem Schlehenträger, muß man sich deswegen hüten, weil er der Zucht widerstrebt, und aus seinen weit sich streckenden Wurzeln weit umher Ausläufer treibt, die Anger- und Gartenflecke verunreinigen. Unfehlbar, dünkt mich, würden Pflänzlinge von der Berberitzenstaude, gemischet mit anderem Gesträuche, oder noch besser allein, eine tüchtige Hecke bilden. Dieses stachlichte Staudengewächs hat alle dienliche Eigenschaften zu einem höchst zweckmäßigen Heckengebüsch. Eine Hecke von diesem Gebüsch, wie ich aus einer Erfahrung im Kleinen weiß, ist wohl bewaffnet und schön; sie mag im Frühling mit dunkelgrünem Laube allein prangen, oder in der frühen Sommerszeit mit schönen gelben Blüten, oder endlich vom Mittelsommer bis zum Spätherbste mit dem reichen Schmucke der in dichten Trauben herabhängenden niedlichen Früchte behangen seyn.

Bis-

Bislang war man mehrentheils sehr übel daran, wenn man eine rechtliche Hecke pflanzen wollte. Aus dem rohen Waldboden werden die Pflänzlinge mehrentheils mit großer Verletzung mühsam genug ausgehoben; man erhält, wenn man überall so glücklich ist, dergleichen zu bekommen, Ausläufer aus uralten, vielleicht größtentheils erstorbenen Wurzeln für seine neue Anpflanzung. Wie kann es auch anders seyn? Bisher sind die Heckengewächse, mindestens die Weißdornbüsche, um dieses vorzüglichen Heckengesträuch unserer Gegenden nur zu erwähnen, dem Forstmanne ein Gegenstand seines Aergers und seiner Verfolgung, sie werden geduldet, weil sie ein nothwendiges Uebel und schwer zu vertilgen sind. Sollte aber die Schwierigkeit, gute Heckstämme von jeder dienlichen Art zu Lust- und Schutzhecken in Menge zu bekommen, wirklich unüberwindlich seyn? — Ich denke, nein! — Wenn nur zuvörderst die Frage gehörig beantwortet seyn wird: „Welche Gewächse bilden für jeden gegebenen Boden die dienlichsten Heckengesträuche?“ Ist diese Aufgabe, welche wohl eines Preises von irgend einer landwirthschaftlichen Gesellschaft würdig wäre, durch Kenner erst erledigt, so werden wir, hoffe ich, das unerkannte Verdienst noch mancher Staude aus der Nähe und Ferne erfahren und nützen lernen. Man ist jetzt in verschiedenen Gegenden sehr eifrig auf die Vervollkommnung und Anlegung sogenannter wilder Baumschulen bedacht, um allerlei dienliche Wald- und Nutzbäume in Menge gehörig zu erzielen. Jeder Beobachter, der diese Anlagen, wo sie mit Geschicklichkeit und Sorgfalt betrieben werden, z. B. in dem Schaumburg-Bückeburgischen Lande, gesehen hat, muß sie segnen, als ein treffliches Mittel, den zu befürchtenden schrecklichen Holzmangel abzuwehren. Da Erhaltung und Verbesserung der Wälde nun offenbar der Zweck ist, den man durch diese höchst dienlichen Anlagen von Waldbaumschulen erreichen will, so erlaube ich mir die Aeusserung des Wunsches und der Bitte an ihre Vorsteher: „daß sie auch große Pflanzschulen von allerlei Heckenstauden anlegen mögen, damit nur erst ein beträchtlicher, gehörig sortirter Vorrath davon entstehe. Ferner werden sich die Gärtner beeifern, viel Heckenstauden anzuziehen;“ von den Weißdornpflänzlingen werden die schönsten Stämme in ihre Obstbaumschulen wandern, um da edle Pfropfreiser von Birn- und Mispelsorten aufzunehmen, und vortreffliche Wände von Weißdornstämmchen in Doppelreihen, im Verband gepflanzt, so dicht, daß die Maus, wenn sie durchpassiren will, ihr Schlupfloch suchen muß, werden aufhören, eine Seltenheit zu seyn. Auch Particuliers werden dann Lust und Einsicht bekommen, sich selbst die nöthigen Heckenstämme anzuziehen. Gesunde, an Wurzeln und Stämmen unverletzte Pflänzlinge, die überall zu haben seyn werden, müssen natürlich weit vollkommenere Hecken bilden, als jene Wald-

krüppel von bisher. So ist einem wahren und großen Bedürfniß des Publicums abgeholfen, und den edlen Waldbäumen ein doppelter Dienst erzeigt; sie werden von der schlimmsten Gattung des Unterholzes befreiet, welches man bis dahin dulden mußte, weil es sonst keine Heckenkrüppel gegeben hätte, und sie werden selbst gesichert, nicht mehr unwürdiger Weise forthin zu todten Befriedigungen zerschnitten zu werden, weil man nun genugsam Heckenwände pflanzen kann.

W. M.

Beschreibung einer Maschine,

die Feldmäuse zu vertreiben, welcher man sich in der Picardie, und in Artois, welche Länder besonders diesem Uebel ausgesetzt sind, mit dem besten Erfolg bedient hat *)

Es ist ein Blasebalg, mit dem man auf eine gute Art den Dampf von Schwefel in die Löcher der Mäuse hinein bringt, der sie auf der Stelle tödtet. Der Blasebalg hat mit andern einerlei äussere Gestalt, aber er hat zwei Windlöcher, damit er ohne Absatz in einem fort blasen könne. Das Ende oder die Röhre ist ungefähr 2 Fuß lang und so dick, als ein kleiner Flintenlauf. Ungefähr in der Mitte dieser Röhre, die in 2 Theile getheilt ist, bringt man ein Kästchen von Eisenblech an, welches viereckig ist, 4 Zoll lang, 8 Zoll hoch, und oben eine kleine Oeffnung hat, welches dazu dienet, die Sachen, die man hinein thun will, durch dasselbe hinein zu bringen. Das Loch hat einen eisernen Deckel, der gut sich ießt. Inwendig in das Büchschen bringt man einen kleinen Rost von Eisen an, dem Loche gegenüber, das den Rauch aufnimmt, um zu verhindern, daß die brennbaren Sachen nicht in das Loch treten und es verstopfen. Wenn man Gebrauch von der Maschine machen will, so steckt man auf den Boden dieses Kästchens altes Linnen oder einige alte Flicken, die man gut zusammenbindet; man füllt das Loch bis oben an die Oeffnung der Röhre und thut Feuer hinein, ehe man noch bis zur Operation selbst fortschreitet. Man muß dafür sorgen, daß man die Oeffnung oben ein wenig offen läßt, um das Feuer nicht zu dämpfen. Ist man auf dem Felde angekommen, so suche man zuerst die Mäuselöcher, deren es gewöhnlich mehrere giebt, die wahre Oeffnungen haben, und hernach alle im Mittelpunkte zusammenlaufen. Hat man nun diese gefunden, so öffnet man das Kästchen, wirft einige kleine gut getrocknete Stückchen Holz hinein und bläset

*) Aus dem Reichs-Anzeiger.

bläset ein paarmal mit dem Blasebalge, um sie in Flammen zu setzen, worauf man ein wenig klein gemachten Schwefel in das Kästchen wirft, und die Oeffnung gut verschließt. Man steckt nun den Blasebalg in eins von den Löchern. Der Rauch dringt unvermerkt überall hindurch, und wird durch alle Löcher dringen, die in einer Gemeinschaft stehen. Eine andere Person verstopft nunmehr geschwind und recht gut alle die Löcher, die ihm der Rauch anzeigt. Wenn dieses Loch gut mit Rauch angefüllt ist, welches nicht lange dauert, so thut man den Blasebalg wieder weg, verstopft das Loch, worin er war, und geht zu andern Löchern.

Dieser Dunst von Schwefel ist so sehr wirksam, daß die Mäuse auf der Stelle sterben, und öffnet man die Löcher nachher, so wird man keine lebendige Maus mehr finden. Mit einer einzigen solchen Maschine können wenige Personen 600 Morgen Landes in kurzer Zeit von diesen Thieren reinigen.

C. Hbdr.

Büdingen.

Sollte irgend ein Oeconom Versuche obiger Art gemacht haben, so wird derselbe gebeten, den Erfolg in diesen Blättern mitzutheilen, und insbesondere darüber Nachricht zu geben, ob mit einer einzigen Maschine von der beschriebenen Art, wenige Personen in großen Districten, und in welcher Zeit sie die gewünschte Absicht erreicht haben.

Ueber die Verwendung der Erdäpfel (Kartoffeln) zum Branntwein.

Im Reiche verwendet man die Erdäpfel schon lange dazu, nach gehöriger Vorbereitung durch die Gährung u. s. w., Branntwein daraus zu gewinnen; seit einigen Jahren hat man sie auch in Ostpreussen und Litthauen sehr häufig zu diesem Behuf zu benutzen angefangen. Da sie gewöhnlich in der Brache gebauet werden, und bei einer angemessenen Culturmethode und gedeihlicher Witterung sehr reichlich tragen; da ferner das abgetriebene Gut oder das Spülicht ein vortreffliches und milchvermehrendes Futter und sehr gutes Nahrungsmittel darbietet, so ist der Vortheil bei dieser Verwendungsart sehr groß, und es wird dadurch auch eine sehr ansehnliche Ersparung in der Consumtion des Getreides bewirkt, was sonst zur Darstellung derselben Quantität Branntwein aufging.

Der daraus gewonnene Branntwein ist, wenn gehörig verfahren worden und kein Luttet dazu gekommen, oder das Gut beim Luttern angebrannt ist, von gutem reinen Geschmack, und hat

nicht

nicht den Fusel des Getreidebranntweins, weswegen aber manche, die an diesen Fusel gewöhnt sind, ihn dem letztern nachsetzen.

Man wollte behaupten, daß der Branntwein aus Erdäpfeln in nicht gar zu langer Zeit sauer würde, und auch nicht die Linie passiren könne. Ich habe über beides keine Erfahrung, nur in ersterer Hinsicht weiß ich, daß der anderthalb Jahre aufbewahrte, der nur 35° nach Richters Alkoholometer zeigte, von unveränderter Güte geblieben und nicht sauer geworden war; ich habe Grund zu glauben, daß der Branntwein aus Erdäpfeln, wenn er übrigens von guter Beschaffenheit, beiden Zufällen nicht mehr unterworfen ist, als der aus Getreide, und daß jenes Vorgeben nur aus Vorurtheil gegen die Sache und andern ähnlichen Quellen fließe.

Man brennt die Erdäpfel in Verbindung mit etwas Getreide, vorzüglich gemälztem, welches dazu nöthig ist. Aus 100 Berliner Scheffeln Erdäpfel und 17½ Scheffel Gerstenmalz erhält man 5 Ohm zu 120 St. Branntwein von 36 — 38° des Richterschen Alkoholometers. Ich habe erfahren, daß man aus 120 Schfl. Erdäpfeln und 10 Scheffeln Malz eben so viel von derselben Stärke erhalten hat. Man möchte glauben, daß wegen der zur Darstellung derselben Branntweinmenge nöthigen größern Quantität gährungsfähigen Materials gegen die von Getreide, auch größerer Raum, mehrere Gefäße und ein viel größerer Aufwand von Brennmaterial erforderlich sey. Dieses ist aber nicht der Fall. In den Gefäßen, in welchen eine bestimmte Menge Getreide eingemeischt wird, kann bis auf ein unbedeutendes eine Quantität Erdäpfel und Malz eingemeischt werden, von welcher man dieselbe Menge Branntwein erhält, indem die Meische von Erdäpfeln fürs erste dicker gemacht wird, ohne daß deshalb, wenn die Gährung gut von Statten gegangen, das Gut in der Blase anbrennt, und fürs zweite die Erdäpfel bei weitem nicht die verdickende Kraft haben, wie das Getreide. Es käme daher nur das Feuer in Betracht, welches zum Kochen der Erdäpfel dient. Der Aufwand von Feuermaterial zu diesem Behuf ist aber unbedeutend; denn man muß in jedem Fall kochendes Wasser zum Abbrühen oder Gahrmachen haben, und eben dieses Wassers bedient man sich zum Kochen der Erdäpfel, indem es mit dem Dampfe desselben geschieht, und es ist daher nur diejenige Feurung zu rechnen, welche nöthig ist, um das Wasser etwa ½ bis ¾ Stunden, nach der Menge der Erdäpfel, im Kochen zu erhalten.

Dieses Kochen der Erdäpfel geschiehet in einem Fasse aus sehr starken eichenen Dauben und sehr dicken, gegen das Werfen gut verwahrten Böden, welches mit eisernen Bänden beschlagen ist. Oben im Boden befindet sich ein viereckiger, mit einem Deckel dampfdicht zu verschließender Ausschnitt zum

Ein-

Einschütten der reingewaschenen Erdäpfel, und unten zur Seite eine kleine ebenfalls gut passende Thür zum nachherigen Herausnehmen derselben.

Dieses Faß steht auf einem Gestell zur Seite einer Blase, wozu in grossen Brennereien eine besondere ist, in kleinern aber die Wein- oder Klärblase dient. An dieser Seite befindet sich dicht über dem untern Boden des Fasses ein Ausschnitt, in welchen der Hals des Blasenkopfs paßt und einlutirt wird. In der Mitte des untern Bodens befindet sich noch eine kleine Oeffnung, die von innen bedeckt wird, damit die Erdäpfel sie nicht verstopfen mögen, und durch welche die im Fasse sich verdichtende Feuchtigkeit abfließt. Nachdem die Erdäpfel gahr sind, was die Arbeiter schon im Griff haben, und wovon sie sich durch eine Probe aus der untern Thür überzeugen, wird der Blasenhelm aus dem Fasse gezogen, und die Erdäpfel sogleich auf einer eigenen Maschine, die vor dem Fasse dicht unter der kleinen Thür steht, gemahlen. Diese besteht aus 2 Walzen von hartem Holze oder Sandstein, die nach Erforderniß näher zusammen oder entfernter von einander gestellt werden können, und welche ein Drehling vermittelst einer Kurbel nach entgegengesetzten Richtungen um ihre Axe drehet. Ueber diesen Walzen befindet sich ein Behälter, in welchen nach und nach die Erdäpfel mit einer Krücke aus dem Fasse hinein gebracht, und durch das Umdrehen der Walzen in eine darunter stehende Bütte gemahlen werden. Unten befindet sich an jeder der Walzen eine Schrape, durch welche der daran hängen gebliebene Erdäpfelbrei abgeschabt und die Bütte gefördert wird.

Gegen die Zeit, daß die Erdäpfel gahr sind, wird das geschrotene Malz in dem Meischkufen mit laulich warmem Wasser dünne angerührt, und die Erdäpfel, so wie sie bütteweise durchgemahlen sind, hinzugeschüttet. Nachdem alle gemahlen worden, wird die Meische gut durchgearbeitet, mit der nöthigen Menge Wasser abgebrühet, und noch so lange gerührt, bis sie gleichförmig ist und keine Klümpchen mehr darin sind. Alsdann wird sie unter öfterm Umrühren so lange stehen gelassen, bis sie abgekühlt ist und ihr die Hefen gegeben werden kann.

An einigen Orten bedient man sich zum Stellen der gewöhnlichen Bierhefen; an andern aber einer künstlichen, die aus bloßem reinem Rockenschrot bereitet wird. Letztes geschieht dadurch, daß man das Schrot mit kaltem Wasser anteigt und dann mit heißem Wasser abbrühet, so daß es einen dicken Schleim bildet, der das erstemal mit Bierhefen, die folgenden Male aber mit dem künstlichen Hefen in Gährung gesetzt wird. In dem Abbrühen liegt bei Bereitung dieser Hefen der Handgriff: es muß mit der größten Vorsicht geschehen, damit die Masse nicht verbrühet werde. Uebrigens ist zu bemerken, daß die Erdäpfel leichter gähren, und von einer kleinern Menge Hefen, als Getreide. Die Gähre ist sehr lebhaft und mit vielem Schaum begleitet, da-

dabei aber doch anhaltend. Sie wird jedoch an verschiedenen Orten verschieden geleitet; so bilden z. B. an einigen die gröbern und häutigen Theile der Erdäpfel eine feste Decke, wo selten oder gar kein Schaum durchbricht, unter der jedoch eine lebhafte Gährung Statt findet. Die Erfahrung hat gelehrt, daß, wenn man Erdäpfel mit Runkelrüben oder Möhren mit etwas Malz zusammen brennt, man mehr und bessern Branntwein erhält, als wenn man Erdäpfel und Runkelrüben allein verwendet, besonders als die letztern, in welcher Hinsicht man die grossen Lobpreisungen, die man von ihnen machte, nicht bestätigt gefunden hat.

Durch einen Zusatz von Möhren wird der Branntwein im Geruch und Geschmack auch besonders gut. Die sogenannten Brucken (Kohlrabi unter der Erde, Brassica oleracea napobrassica) geben eine nur geringe Ausbeute von Branntwein von schlechtem Geruch und Geschmack. Die Gohre derselben ist weder stark und lebhaft, noch anhaltend. Das Gut säuert schlecht und erhält statt dessen bald einen widerlichen Geruch, so wie sich die Oberfläche mit einer Schimmelhaut überzieht. Das Spülicht muß sehr schnell verfüttert werden, weil es sonst leicht, selbst bei kalter Witterung, in Fäulniß übergeht, und vom Viehe nicht mehr gefressen wird, welches es ohnehin nicht so gern mag, als das von Kartoffeln und Runkelrüben. Die Gewinnung des Branntweins aus Erdäpfeln scheint übrigens deutlich zu zeigen, daß der in der Chemie aufgestellte Satz: die zuckerhafte Substanz oder der Schleimzucker sey der Stoff der Weingährung, und ein Körper sey der letztern um so fähiger, je mehr er davon enthalte, nicht seinem ganzen Umfange nach gegründet sey, denn die Erdäpfel enthalten davon nichts, sondern nur Amidum. Man findet ebenfalls auch beim Getreide, daß die Menge des Branntweins mit der Menge des darin enthaltenen Amidums und vielleicht auch des Klebers, in Verhältniß stehe; so giebt der Weitzen, der von beiden das mehrste enthält, den meisten Branntwein. Der vom Malzen des Getreides und der dadurch bewirkten Erscheinung des süßen Geschmacks hergenommene Einwurf will nicht viel bedeuten; denn fürs erste sind alle Vorgänge dabei noch lange nicht in helles Licht gesetzt, und man besitzt noch keine erschöpfende vergleichende Untersuchung der Getreidearten im gemälzten und ungemälzten Zustande, und fürs zweite ist es doch manchen sehr geschickten und einsichtsvollen Brennern noch zweifelhaft, daß der aus einer gegebenen Quantität einer Getreideart zu erhaltende Branntwein durch das Mälzen derselben bei gleicher Stärke in seiner Menge zunehme.

Hannöverisches Magazin.

7tes Stück.

Freitag, den 25ten Januar 1805.

Ueber das Lügen der Kinder.

So wie es im Allgemeinen unwidersprechlich wahr ist, daß eine aufmerksame Erziehung viel dazu beitragen kann, um den Charakter der Kinder zu bilden, sie vor bösen Neigungen zu bewahren, und sie zum Guten zu gewöhnen, so gilt dies besonders auch von der Gewöhnung der Kinder zur Aufrichtigkeit. Daß Aufrichtigkeit eine schätzbare Tugend sey, daß aber Lügen entehren, erkennt jeder. Der Lügner macht sich bei andern bald lächerlich, bald verhaßt; er verliert ihre Achtung und ihr Zutrauen; er verwickelt sich selbst so oft in Verlegenheiten. Wird das Lügen einem Menschen zur Gewohnheit, so wird dadurch auch leicht der ganze Charakter verdorben; er erhält dadurch eine Richtung zur Falschheit und Heuchelei; der Lügner, der sein Vergnügen darin findet, andere zu täuschen, täuscht zuletzt sich selbst, übersieht seine Fehler, beschönigt seine Vergehungen, hält sich für gut genug, und legt wohl selbst seine Flügel als Vollkommenheiten aus. Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit dagegen verschaffen dem Menschen am leichtesten die Achtung und das Zutrauen anderer, wenn sie nur nicht in Schwatzhaftigkeit und Unvorsichtigkeit ausarten, und wenn er dabei die nöthige Klugheit und Bescheidenheit nicht vergißt. Sie sichern auch die allgemeine Redlichkeit der Denkungsart und Handlungsweise; denn der Freund der Wahrheit wird sich auch selbst am ersten die Wahrheit sagen, seine Fehler entdecken, und so wie er offen und redlich im Reden sich beweiset, so wird er auch redlich und gewissenhaft handeln. Ist also Aufrichtigkeit eine so wichtige und empfehlende Tugend, ist dagegen das Lügen so schädlich und schändlich, so muß es natürlich ein Hauptzweck einer vernünftigen und sorgfältigen Erziehung seyn, die Kinder zur Aufrichtigkeit zu gewöhnen, und sie dagegen vor Lügenhaftigkeit zu bewahren.

Aber nicht leicht ist wohl ein Fehler unter den Menschen allgemeiner, als

das Lügen; und so bemerkt man auch bei Kindern nicht leicht eine Unart häufiger, als gerade diese. Woher kömmt denn dies? Worin liegt der Grund, daß Kinder so manchmal die Wahrheit verleugnen, und zum Lügen ihre Zuflucht nehmen? Schwerlich können wir doch glauben, daß der Mensch einen im Wesen seiner Seele liegenden Hang zum Lügen habe; wenn Kinder auf Künste des Betrugs und Verstellung denken, so kann dies doch wohl kein natürlicher Trieb seyn. Wahrheit ist dem Menschen überhaupt angenehmer, als der Irrthum; ohne besondere äussere Veranlassung läßt sich also auch nicht erwarten, daß er von der Wahrheit abweichen werde. Er liebt Wahrheit und Aufrichtigkeit an andern, sollte er sie also nicht auch an sich selbst lieben? Das Lügen erfordert erst künstliches Nachsinnen, um mit einigem Scheine die Unwahrheit zu behaupten; Aufrichtigkeit dagegen ist leichter; warum sollte sich also der Mensch Zwang anthun, und sich unnöthiger Weise Mühe geben? Daß Aufrichtigkeit eigentlich dem Menschen natürlich sey, erkennt man ja auch so allgemein, daß man schon im Sprüchwort sagt: **Kinder reden die Wahrheit.** Wenn also Kinder lügen, wenn sie die Wahrheit verhehlen, wenn sie etwas Unwahres behaupten, wenn sie allmählig selbst eine Fertigkeit und Gewohnheit hierin annehmen, so muß dies doch wohl eine besondere Veranlassung haben, irgend ein anscheinender Vortheil muß sie dazu reizen; oder der Erzieher hat diesen Fehler durch verkehrte Behandlung veranlaßt. Wollen wir also die Mittel auffinden, wodurch Eltern und Erzieher ihre Kinder vor dem Lügen bewahren und sie zur Aufrichtigkeit gewöhnen können, so müssen wir vor allem auch erst unsere Aufmerksamkeit auf die Quellen der Lügenhaftigkeit richten. Hiebei werden wir finden, daß gemeiniglich die Kinder zunächst durch eigenes Interesse zum Lügen verleitet werden, daß aber auch häufig eine fehlerhafte Erziehung hieran Schuld hat. Daraus ergeben sich dann die Regeln von selbst, welche bei der Erziehung in dieser Rücksicht beobachtet werden müssen.

Wenn ein Kind lügt, so hat es dabei gewiß irgend ein Interesse, entweder es will dadurch einer Strafe entgehen, oder sich einen Vortheil dadurch verschaffen. Hat es etwas gethan, was ihm verboten ist, hat es vielleicht aus Leichtsinn die Erfüllung eines ihm ertheilten Befehls unterlassen, oder durch Unvorsichtigkeit irgend einen Schaden angerichtet, und es entsteht deswegen Nachfrage, wie leicht kömmt es denn auf den Gedanken, daß es durch Abläugnung der Sache sich der zu befürchtenden Strafe entziehen, und durch eine Lüge sich vor dem Mißfallen seiner Eltern sichern könne. Sieht es dagegen auf der andern Seite, was seine Eltern von ihm wünschen, wodurch es sich ihren Beifall und ihr Lob verschaffen kann, so heuchelt es manchmal Empfindungen und Gesinnungen, die es wirklich nicht hat, blos um sich

bei

bei ihnen angenehm zu machen; es giebt vor, etwas gethan zu haben, was sie wünschen, um sich ihr Lob zu erwerben; es stellt sich äußerlich fleißig, gehorsam und folgsam, um sich ihren Beifall zu verschaffen, wenn es gleich heimlich und von den Eltern unbemerkt sich seiner Trägheit und seinen Unarten überläßt. Daß dies der gewöhnliche Ursprung der Lügen und der Verstellung ist, leuchtet von selbst ein; eben so deutlich zeigt sich, wie leicht hiebei in der Seele der Kinder Lügenhaftigkeit entstehen, und wie ihnen Unwahrheit zur Gewohnheit werden könne, wenn nicht sorgfältige Aufmerksamkeit und kluge Behandlung der Eltern und Erzieher diesem so leicht wachsenden Uebel in Zeiten vorbauet. Die erste Regel der Erziehung ist also hiebei die: **Man präge den Kindern ein, daß Ehrlichkeit über alles gehet, und suche ihnen so viel möglich zu zeigen, daß sie nicht Hoffnung haben, durch Lügen wirklich etwas zu gewinnen.** Nur zu leicht hält das Kind die Verheimlichung der Wahrheit für Kleinigkeit, wenn es sich dadurch einen Vortheil verschaffen zu können glaubt. Man suche ihm also Liebe zur Aufrichtigkeit dadurch einzuflößen, daß man selbst den größten Abscheu gegen die Lügen bezeigt. Schon dies wird auf das zarte noch unverdorbene Herz der Kinder Eindruck machen; noch mehr aber, wenn sie sehen, daß sie sich selbst durch Lügen mehr schaden, als nützen. Wenn Eltern ihr Kind, sobald sie es auf einer Lüge ertappen, ihren Unwillen doppelt empfinden lassen, und jede Entfernung von der Wahrheit wenigstens auf eine Zeit lang durch Entziehung ihres Vertrauens bestrafen; wenn sie dagegen dem Kinde leichter verzeihen, sobald es seine Fehltritte offenherzig eingesteht; wird dann das Kind wohl so leicht geneigt seyn, zu Lügen seine Zuflucht zu nehmen, um sich dadurch vor der verdienten Strafe zu retten, wenn es weiß, daß Lügen die Strafe verstärke, Aufrichtigkeit sie dagegen vermindere? Wird es auf der andern Seite wohl behaupten, etwas gethan zu haben, was ihm Liebe und Beifall seiner Eltern verschaffen soll, sobald es weiß, daß es seine Absicht ganz verfehle, daß es sich durch eine solche lügenhafte Prahlerei bei seinen Eltern nicht einschmeicheln könne, und daß es sich dadurch nicht ihr Lob und ihren Beifall erwerbe, sondern sich ihren Tadel und ihre Mißbilligung zuziehe.

Aber so wie überhaupt eine vernünftige, gütige und sanfte Erziehung am ersten ihren Zweck erreicht, und am leichtesten den Charakter der Kinder lenkt und bildet, so wird sie auch am ersten Aufrichtigkeit bei ihren Zöglingen befördern; hingegen eine **unvernünftige, harte, despotische Erziehung** ist häufig die Quelle, woraus die Lügenhaftigkeit der Kinder entspringt. Wenn Eltern und Erzieher sogleich jeden unbedeutenden Fehler hart bestrafen, wenn sie auch bei kleinen Vergehungen eine unverhältnißmäßige Strenge beweisen, wenn sie Unvorsich-

tigkeit und Uebereilung eben so scharf, als Vorsatz und Bosheit ahnden, dann wird nur so eher die anscheinende Hoffnung, vielleicht durch Lügen der Strafe zu entgehen, das Kind zur Unwahrheit verleiten, und ist es ihm erst einigemal geglückt, so wird es jedesmal seine Zuflucht dazu nehmen, so bald es nur einigermaßen hoffen kann, daß es sich dadurch schützen könne. Eine solche harte, despotische Behandlung erstickt auch leicht das natürliche Wohlwollen der Kinder gegen ihre Eltern, setzt wohl gar Widerwillen an die Stelle desselben, bringt Trotz und Eigensinn bei ihnen hervor, und auch dies kann leicht Lügen bei ihnen erzeugen. Oft lügen solche Kinder blos, um ihren Eltern zu widersprechen, um ihnen nicht Recht zu geben, und finden manchmal darin eine Genugthuung für die harte Behandlung ihrer Erzieher, wenn es ihnen glückt, sie zu betrügen und zu hintergehen. Aber welche traurige Wirkungen bringt dies in der Seele des Kindes hervor, wie sehr wird dadurch der ganze Charakter gleichsam entstellt! Wichtig ist also, so wie in jeder Rücksicht, so besonders auch hiebei, die Regel: **Man suche das Vertrauen der Kinder durch eine vernünftige, sanfte Erziehung zu gewinnen.** Dies ist zuverläßig ein sehr wirksames Mittel, um die natürliche Aufrichtigkeit bei ihnen zu erhalten. Beweisen Eltern und Erzieher sich in allem als wahre Freunde ihrer Kinder und Zöglinge, die von Herzen ihr Bestes wünschen und ihnen gern Freude machen, so wird die natürliche Folge davon auch gegenseitiges Wohlwollen, herzliche Liebe und wahre Dankbarkeit in den Herzen der Kinder seyn, und diese Liebe wird sie erwecken, daß sie alles das vermeiden, was ihnen das Mißfallen ihrer Eltern und Erzieher zuziehen könnte. Sehen sie also, wie sehr diesen Verstellung und Unwahrheit zuwider ist, so werden sie sich auch leichter davor hüten. Beweisen Eltern diese Güte auch selbst bei der Bestrafung der Unarten und Vergehungen ihrer Kinder, bestrafen sie dieselben nie aus blinder Hitze, sondern auf eine vernünftige, dem Vergehen angemessene Weise; lassen sie es sich auch dabei deutlich merken, wie wehe es ihnen thut, und wie sie selbst diese Strafe über das Kind zum wahren Besten desselben verhängen zu müssen glauben, so wird das Kind auch weniger Veranlassung zum Lügen finden. Wird es bestraft, so erkennt es leichter, daß es wirklich diese Strafe verdient hat, und es wird nun auch eher geneigt seyn, mit Aufrichtigkeit sein Unrecht zu gestehen, um seine guten Eltern nicht von neuem durch Lügen und Verstellung zu kränken.

Wie schwer wird es aber in allem den Menschen, die goldene Mittelstraße zu beobachten; wie häufig wird diese nicht auch bei der Erziehung verfehlt! Zu große Strenge ist dabei nachtheilig, aber zu große Nachsicht ist auch nicht weniger verderblich. **Gleichgültigkeit und Leichtsinn der Eltern**

und Erzieher ist auch häufig eine Quelle der Lügenhaftigkeit der Kinder. Wie oft bemerkt man es nicht, daß Eltern bei den Lügen ihrer Kinder gleichgültig bleiben, daß sie ihnen gar nicht dabei, so wie sie es verdienen, ihren Unwillen beweisen? Hat das Kind gelogen, hat es sich mit Klugheit aus einer Verlegenheit befreit, hat es dabei Scharfsinn und Nachdenken bewiesen, so wird es wohl gar, wenn nicht geradezu, doch versteckt dafür gelobt; man lacht wohl darüber, und erzählt es wohl gar andern in Gegenwart der Kinder als einen Beweis ihrer Klugheit. Was kann wohl nachtheiliger seyn, als ein solches Betragen? Fast sollte es unglaublich scheinen, daß Eltern, die ihre Kinder lieben, so gleichgültig gegen ihr moralisches Verderben seyn und selbst muthwillig dazu beitragen könnten. Und doch geschieht dies so manchmal. Aber was sind die Folgen davon? Bekümmern sich die Eltern so wenig darum, ob die Kinder die Wahrheit oder Unwahrheit sagen, sind sie bei ihren Lügen so gleichgültig, so werden auch die Kinder das Lügen als eine Kleinigkeit betrachten, der Sinn für Wahrheit wird sich immer mehr bei ihnen verlieren, und das moralische Gefühl von der Schändlichkeit der Verstellung wird immer mehr bei ihnen unterdrückt. Und bemerken Kinder gar, daß man ihre listigen Lügen, ihre klug ersonnenen Unwahrheiten mit Beifall aufnimmt, so werden sie eine Ehre darin suchen, künstlich andere zu täuschen, und stolz darauf seyn, wenn sie selbst Erwachsene hintergehen können. Dies ist gewiß eine Hauptursache, warum so manche Menschen eine unglückliche Fertigkeit im Lügen annehmen, und warum ihnen die Unwahrheit so sehr zur Gewohnheit wird. Würden wohl so manche Lügner von Profession es so weit in ihrer Kunst gebracht haben, wenn bei der ersten Erziehung mehr Aufmerksamkeit und Sorgfalt auf sie gewandt wäre? **Man sey nie gleichgültig und leichtsinnig bei den Lügen der Kinder**, dies ist also auch eine höchst wichtige und nothwendige Regel.

Man bedenke, Lügenhaftigkeit ist immer für die Kinder verderblich; sie hat den nachtheiligsten Einfluß auf den Charakter des Menschen, und früher oder später traurige Folgen. Man vergesse nie, daß jeder Fehler erst klein anfängt, daß er aber, wenn man nicht gleich anfangs über ihn wacht, bald zu einer solchen Größe und Stärke anwachsen kann, daß es äusserst schwer oder fast unmöglich wird, ihn wieder zu vertilgen. Bei den ersten Versuchen der Kinder, die Unwahrheit zu sagen, zeige man ihnen daher allen Ernst, und bestrafe sie deswegen mit Nachdruck, um sie von fernern Versuchen abzuschrecken. Man sey nicht zu leichtgläubig; hat man also Verdacht, daß sie die Unwahrheit gesagt haben, so verrathe man freilich nicht sogleich offenbares Mißtrauen, ehe man nicht seiner Sache gewiß ist, denn

auch dies könnte leicht nachtheilige Folgen haben; aber man untersuche die Sache genau und sorgfältig, um dadurch die Kinder hinterher zu überzeugen, daß sie nicht unvermerkt hintergehen und nicht unbestraft betrügen können. Haben Kinder bei ihren Lügen besonders Scharfsinn und Klugheit bewiesen, so nehme man sich wohl in Acht, ihre Klugheit zu bewundern; verdoppele vielmehr seine Aufmerksamkeit, und suche ihre Klugheit durch größere Klugheit zu Schanden zu machen, stelle ihnen die Häßlichkeit und Schändlichkeit ihres Fehlers in seiner ganzen Blöße dar, und bemühe sich so, den Keim der Lügenhaftigkeit zu unterdrücken, der besonders bei lebhaften und klugen Kindern so leicht haftet und immer tiefere Wurzeln in ihrer Seele schlägt, wenn er nicht gleich anfangs mit Sorgfalt ausgerottet wird.

Doch bei allen Fehlern und Lastern kömmt die Reizung nicht immer von innen, sondern eben so häufig auch von außen. **Böse Gesellschaften verderben gute Sitten**, ist ein bekanntes Sprichwort, und auch das Lügen der Kinder ist häufig Folge der bösen Beispiele, die sie an andern erblicken. Wenn sie mit andern Kindern umgehen, und von diesen sehen und hören, wie sie manchmal die Wahrheit verletzen, wie sie sich unter einander oder gegen ihre Eltern und Lehrer Lügen erlauben, und dabei manchmal ihre Absicht erreichen, so können sie dadurch leicht gereizt werden, daß sie auch durch Lügen und Unwahrheit sich zu helfen, und sich durch Täuschung und Verstellung vor Strafe zu schützen, oder sich dadurch Lob zu erwerben suchen. Schon der bloße Trieb der Nachahmung kann bei Kindern eine solche Wirkung hervorbringen. Zeigen manchmal andere Kinder bei ihren Lügen Klugheit und Nachdenken, rühmen sie sich wohl ihrer Geschicklichkeit, womit sie ihre Vorgesetzten hintergehn, so wird bei einem sonst unverdorbenen Kinde leicht ein falscher Ehrgeiz rege; es will nicht für dümmer und ungeschickter als andere gelten. Wird es vielleicht von einigen seiner Gespielen verspottet, daß es bei begangenen Fehlern mit edler Freimüthigkeit sein Unrecht gesteht, so wird dadurch sein Stolz erweckt; es wird dadurch gereizt, in Zukunft durch Lügen sich zu helfen. Sehr nachtheilig kann auch in dieser, wie in so vielen andern Rücksichten, die **zu große Vertraulichkeit der Dienstboten** mit den Kindern seyn. Nicht blos ihr Beispiel kann wirken, sondern sie nehmen sich ja auch so gern der Kinder bei ihren Vergehungen an, zeigen ihnen wohl selbst Mittel, wie sie ihre Eltern täuschen und hintergehen können, und unterstützen sie bei ihren Lügen. **Man sey aufmerksam auf den Umgang der Kinder** und suche so viel möglich zu verhüten, daß sie nicht durch andere verführt werden; das ist ein Mittel, um sie vor vielen andern Fehlern zu sichern; das ist auch besonders nothwendig, um sie vor dem Lügen zu bewahren. Man lasse also die Kinder auch bei ihren Spielen und

Ver-

Vergnügungen nie ganz aus den Augen, beobachte sie auch in ihren Erholungsstunden, verhindere so viel möglich Umgang mit andern bösartigen und lügenhaften Kindern, und verhüte vor allen Dingen auch eine zu große Vertraulichkeit mit den Dienstboten.

Wenn nun aber überhaupt böse Beispiele hierin so oft schlimme Wirkungen hervorbringen, und Kinder zur Lügenhaftigkeit verführen können; welches Beispiel könnte denn wohl hiebei schädlicher wirken und einen verderblichern Einfluß haben, als **das eigene Beispiel der Eltern.** Und wie häufig fehlen nicht die Eltern hierin auf eine so leichtsinnige Weise! Sie scheuen sich nicht, in Gegenwart ihrer Kinder die Unwahrheit zu reden; natürlich entsteht also bei diesen der Gedanke: was ihre Eltern thun, könne doch wohl so unrecht und unerlaubt nicht seyn. Sie täuschen manchmal selbst ihre Kinder; sie geben ihnen auf ihre Fragen unrichtige Antworten, deren Unrichtigkeit diese selbst leicht einsehen können; sie versprechen ihnen manchmal etwas, ohne nachher ihr Versprechen zu halten; sie drohen ihnen Strafe, ohne ihre Drohungen zu erfüllen; dies alles macht denn auch natürlich die Kinder gleichgültiger gegen die Wahrheit, und bringt bei ihnen die Verstellung hervor, daß man zuweilen wohl wider seine Ueberzeugung reden, daß man doch das Gegentheil denkt. **Man gebe selbst den Kindern ein gutes Beispiel**; dies gilt also hierin, so wie bei der ganzen Erziehung, als die erste und nothwendigste Regel. Was helfen alle Ermahnungen, wenn das eigene Verhalten der Eltern und Erzieher diesen Ermahnungen widerspricht; was helfen alle Warnungen, was können selbst Strafen wirken, wenn das Kind bei denen, die es bestrafen, bemerkt, das sie gerade eben dasselbe thun, wofür es von ihnen bestraft wird? Man sey also aufrichtig gegen die Kinder; man täusche sie nie; man verspreche nie etwas, ohne es wirklich zu halten; man weise ihre vorwitzigen und unnöthigen Fragen lieber geradezu mit Sanftmuth zurück, als daß man sie durch eine den Kindern selbst bemerkliche Unwahrheit beantwortet; man rede stets in ihrer Gegenwart die Wahrheit und zeige sich nicht blos in den Belehrungen, die man den Kindern ertheilt, sondern auch in seinem eigenen Verhalten als einen Freund der Aufrichtigkeit; dann wird dies Beispiel am meisten wirken, und am ersten in den Kindern Liebe zur Wahrhaftigkeit hervorbringen, so wie auf der andern Seite das verderbliche Beispiel der Eltern alle ihre Ermahnungen zu nichte macht, und den glücklichen Erfolg aller ihrer Vorschriften und Warnungen hindert.

(Der Schluß folgt.)

Mittel,

die Keller gegen das Eindringen der Kälte zu schützen.

Ich habe bei meinem Keller, in welchem es bei dieser strengen Kälte anfieng zu frieren, zur Abhaltung des Frostes ein Mittel versucht, dessen man sich in Rußland und Schweden bedienen soll.

Mein Keller hat vier Oeffnungen, welche von außen einen halben Fuß über der Erde anfangen, und zwei Fuß in Lichten hoch sind. Inwendig sind solche mit Fenstern versehen.

Beim Anfange der Kälte hatte ich selbige mit Klappen von außen bedeckt, und so weit es mir nöthig schien, mit Pferdemist zudecken lassen. Aber wider mein Erwarten fingen am 27sten Decemb. die Kartoffeln, welche nahe an den Fenstern lagen, an zu erfrieren. Ich ließ sogleich noch mehr Mist von außen vor die Fenster legen; aber der strenge Frost hatte in der folgenden Nacht den Mist auseinander gehoben, und der Kälte neue Durchgänge eröffnet. Auf den Kartoffelnlägern war der Frost sichtlich weiter gerückt. Jetzt fiel mir die russische und schwedische Verfahrungsart, die Kälte von den Fenstern abzuhalten, ein, und weiteres Nachdenken überzeugte mich bald von deren Zweckmäßigkeit. Ich ließ nun den Mist, welcher vor den Fenstern etwa zwey Fuß dick an der Mauer aufgelegt war, mit Schnee, so viel darauf fliegen wollte, beschütten, fest andrücken, und mit Wasser, vermittelst einer Gießkanne oder sogenannten Brause, begießen, und zwar anfangs nur wenig, damit das Wasser nicht durch den Schnee in den Mist dringen sollte. Sobald dieser Ueberguß gefrohren war, erfolgte ein zweiter, dritter u. s. m. Auf diese Art habe ich, da ich Wasser in Schnee wechselweise aufschüttete, diese Eiskruste in einer Stunde bis zu drei Zoll verdickt, und habe nun den Nutzen, daß meine Gartengewächse und andere Sachen, welche ich im Keller aufbewahre, gegen den Frost geschützt sind.

Lohne. Schneider.

Hannöverisches Magazin.

8tes Stück.

Montag, den 28ten Januar 1805.

Ueber das Lügen der Kinder.

(Schluß.)

Die angeführten Regeln, die sich aus den vorzüglichsten Quellen der Lügenhaftigkeit von selbst ergeben, scheinen also die wirksamsten Mittel zu seyn, um die Kinder vor diesem so häßlichen und verderblichen Fehler zu bewahren. Wenn Eltern und Erzieher beständig den lebhaftesten Abscheu gegen die Lügen beweisen, Aufrichtigkeit dagegen ihren Kindern als die empfehlungswürdigste Tugend vorstellen; wenn sie ihnen ihre Vergehungen bei einem aufrichtigen Bekenntnisse leichter verzeihen, entdeckte Lügen aber doppelt scharf bestrafen; wenn sie durch liebevolle Behandlung ihr Zutrauen gewinnen, aber auf der andern Seite zugleich ihr Betragen beständig aufmerksam beobachten; wenn sie ihren Kindern selbst ein gutes Beispiel der Aufrichtigkeit geben, und sie auch vor Verführungen anderer in Acht zu nehmen suchen; dann können sie am ersten einen glücklichen Erfolg erwarten, und am leichtesten mit Zuversicht hoffen, daß ihre Kinder und Zöglinge zur Aufrichtigkeit gewöhnt, und vor Lügenhaftigkeit bewahrt bleiben.

Doch auch bei der sorgfältigsten Erziehung lassen sich nicht alle Unarten der Kinder verhüten, so können auch Eltern und Erzieher bei dem größten Fleiße und bei der genauesten Aufmerksamkeit den Fehler des Lügens nicht immer verhindern, sondern manchmal werden sie ihre Kinder und Zöglinge auf einer Unwahrheit ertappen. Es ist also noch eine wichtige Frage übrig: **Was hat man zu thun, wenn Kinder wirklich die Unwahrheit gesagt haben, und wie soll man ihre Lügen bestrafen?** Vor allen Dingen sehe man hiebei auf die Quelle des Betragens der Kinder, auf die Beweggründe, die sie veranlaßt haben, die Unwahrheit zu sagen. Diese sind ja von sehr verschiedener Art; die Lü-

Digit

gen der Kinder haben also auch eine sehr verschiedene Moralität, und verdienen danach mehr oder weniger Tadel und Strafe. Manchmal findet man selbst, daß die Beweggründe an sich edel und lobenswerth sind. So sagt manchmal ein Kind die Unwahrheit, um einen Freund nicht zu verrathen, um ihn vor der verdienten Strafe zu schützen. In solchen Fällen gleich mit Heftigkeit zuzufahren und mit aller Strenge zu strafen, würde ganz der verkehrte Weg seyn, und Mangel an wahrer Herzenskenntniß und richtigen Erziehungsgrundsätzen verrathen. Kann man gleich die Mittel nicht billigen, so muß man doch den Zweck und den Beweggrund achten. Man zeige also den Kindern, daß man freilich ihre gute Absicht erkenne, daß aber nie der Zweck die Mittel heiligen könne, und daß ihnen Wahrheit und Aufrichtigkeit über alles theuer seyn müsse. Andere Unwahrheiten entspringen aus Leichtsinn, der überhaupt eine so fruchtbare Quelle mannigfaltiger Fehler ist; andere aus Furcht und Angst vor der Strafe. Hier ist schon eine ernsthaftere Ahndung nöthig, da der Beweggrund weniger Entschuldigung verdient, und da bei sorgloser Vernachläßigung leicht eine üble Gewohnheit des Lügens bei den Kindern entstehen kann. Am schändlichsten und strafbarsten sind die Lügen, bei denen eine arglistige, lieblose, feindselige Absicht zum Grunde liegt, wenn ein Kind die Unwahrheit sagt, um dadurch andern zu schaden, um sie zu erschrecken, oder auch um ihnen dadurch eine Strafe zuzuziehen, die sie nicht verdienen. Solche Lügen verrathen Bosheit des Herzens und verdienen daher die größte Aufmerksamkeit und die strengste Strafe, um wo möglich die darin sich zeigenden Keime einer verkehrten, unmoralischen Denkungsart in der Seele des Kindes wieder zu vertilgen.

So sind die Lügen von verschiedener Moralität, und daher nicht alle in gleichem Grade strafbar. Aber wie soll man strafen? **Was soll man als Strafmittel gebrauchen?** Diese Frage läßt sich, so wie bei der ganzen Erziehung, nicht wohl im Allgemeinen beantworten, da hiebei so viel auf das besondere Temperament und auf die eigenthümliche Gemüthsstimmung der Kinder ankömmt, und dem Einen das Strafe ist, was auf das Andere wenig oder gar keinen Eindruck machen würde. Jedes Kind erfordert daher seine besondere Disciplin, und verständige Eltern und Erzieher werden mit Sorgfalt auf diesen so wichtigen, und doch so manchmal vernachläßigten Zweig der Erziehung ihre Aufmerksamkeit richten, und wohl überlegen, welches die vernünftigste, die liebevollste, und dabei die wirksamste Weise ist, um ihre Kinder wegen begangener Fehler zu bestrafen. Indessen läßt sich im Allgemeinen hiebei wohl so viel bestimmen. Die beste Bestrafung des Lügens, besonders wenn es aus Leichtsinn entspringt, ist in den meisten Fällen **Entziehung des Zutrauens und Beschä-**

schämung. Es müßte ja schon ein sehr verdorbenes Kind seyn, dem das bezeigte Mißtrauen seiner Eltern und Lehrer gleichgültig wäre; wird also dies Mittel frühzeitig genug gebraucht, und sogleich bei den ersten Täuschungsversuchen des Kindes auf eine vernünftige Weise ihm das sonst bewiesene offene Vertrauen entzogen, und ihm nicht eher wieder geschenkt, bis es durch eine auf längere Zeit bewiesene Aufrichtigkeit seine Besserung bestätigt hat, so wird dies Mittel hinreichend seyn, es von seinem Fehler wieder zu heilen und ihm Abscheu gegen das Lügen einzuflößen. Findet man, daß Kinder, wie so oft der Fall ist, aus Leichtsinn lügen, um sich bei andern zu rühmen, oder um sich über die Leichtgläubigkeit anderer lustig zu machen, so möchte wohl eine nachdrückliche Beschämung das wirksamste Mittel seyn, um den Leichtsinnigen für die Folge zum Nachdenken zu bringen, und den unbedachtsamen Prahler durch die Schande, die ihn trifft, von fernern ähnlichen Versuchen abzuschrecken. Sind aber mit der Lüge noch andere gröbere Vergehungen verbunden, dann kann freilich auch eine schärfere Bestrafung nöthig werden.

Allerdings erfordert nun dies alles von Seiten der Eltern und Erzieher genaue Aufmerksamkeit und vernünftige Ueberlegung; es erfordert viele Mühe und Sorgfalt, um die Kinder vor dem Fehler des Lügens zu bewahren, oder wenn sie ihn äussern, sie wieder davon zurück zu bringen. Aber diese Mühe wird nicht unbelohnt, und diese Sorgfalt nicht ohne glückliche Folgen bleiben; behält das Kind seine natürliche Offenheit und Aufrichtigkeit, so wird gerade hiedurch die innere Güte des Charakters vorzüglich gesichert, und zugleich wird hiedurch das ganze schwere Werk der Erziehung merklich erleichtert.

W. F.

Etwas über Epidemie und Epidemisch,

vom Hofmedicus Heine zu Zelle.

Die überall herrschende, und an sich sehr natürliche Neigung, im gemeinen Leben, über medicinische Gegenstände sich zu unterhalten, pflegt sich zu vermehren, so wie Krankheiten in einer Gegend häufiger werden. Der Arzt ist dann derjenige, von dem man über alles, was dunkel ist, oder doch nicht gehörig einleuchtet, Aufschluß erwartet. Sein Bemühen, diesen zu geben, wird nun wohl oftmahls gelingen; zu Zeiten aber wird er nicht begriffen werden, und Irrthümer und Vorurtheile, die nicht selten nachthei-

lige Folgen haben, bleiben dann unberichtiget, oder werden durch Misverständniß noch fester begründet. Das jetzt in Zelle und in den umherliegenden Gegenden epidemisch herrschende Nervenfieber hat bei Vielen große Sensation erregt, weniger aber wohl durch seine eigentliche Erscheinung, als durch die abgegebene Erklärung, daß es ein epidemisches Fieber sey. — Epidemie und epidemisch klingen Vielen so fürchterlich, als Pest und pestartig; alle Bemühungen des Arztes, den Gegenstand aufzuhellen und zu berichtigen, bleiben bei der Deutung, die man nun einmal den Wörtern untergelegt hat, vergeblich, und man glaubt vor jeder epidemischen Krankheit sich schützen zu müssen, wie vor der Pest und dem gelben Fieber. Unrichtige Begriffe über medicinische Gegenstände, die weiter keinen Nachtheil mit sich führen, mag der Arzt immer unberichtiget lassen, wenn er sieht, daß sich das Publicum in seinem Glauben gefällt, und es mag ihm z. B. gleichgültig seyn, wie der Kranke sich die Würkungsart von Arzneymitteln erklärt, wenn er sie nur nimmt; aber sobald es Einfluß auf zu ergreifende Maaßregeln hat, dann darf es ihm nicht weiter gleichgültig seyn, wie das Publicum über einen Gegenstand denkt; und es ist seine Pflicht, richtige Begriffe zu verbreiten, so weit er nur kann. —

So viel als Veranlassung zu gegenwärtigem Aufsatze, in welchem ich mich bemühen werde, zu erklären, was man unter Epidemie, und epidemisch versteht.

Diese Wörter sind völlig griechischen Ursprungs, und kommen her von ἐπιδημια und ἐπιδημιος, Worte, durch die man eine Krankheit bezeichnet, die in einer Gegend zu gleicher Zeit mehrere Menschen, und zwar ohne, daß diese mit einander in Verbindung stehen, befällt. Wenn eine Krankheit an einem Orte nur wenige Menschen befällt, so verdient sie diesen Nahmen nicht. Die Allgemeinheit und die Ausbreitung der Krankheit, ohne daß ein Zwischenkörper zur Mittheilung und Weiterfortpflanzung nöthig sey, bestimmt also den Haupt-Character dieser Krankheit.

Diese Allgemeinheit einer Krankheit setzt nun aber eine Ursache voraus, die eben so allgemein war, überall sich befand, um eine so allgemein verbreitete Krankheit hervorzubringen, eine Ursache, die man nicht wohl vermeiden, und folglich ihre Einwirkung nicht leicht verhindern kann; denn nur von einer solchen Ursache läßt sich eine so ausgebreitete Würkung erwarten.

Hiernach werden wir einsehen und begreifen

1) wie die Atmosphäre Ursache zu epidemischen Krankheiten enthalten, und selbst werden könne. Da sie uns überall umgiebt, genau sich an uns schließt, sogar innere Theile unsers Körpers berührt, und kein Mensch auch auf die kürzeste Zeit, ohne Gefahr

fahr seines Lebens sich ihr entziehen kann, so muß auch ihr Einfluß auf uns beträchtlich und allgemein seyn, und ihre Würkung allgemein können empfunden werden.

Sehr viel ist nun aber erforderlich, um die uns umgebende Luft völlig gesund, und dem Körper zuträglich nennen zu können, und sehr leicht ist folglich eine Veränderung zum allgemeinen Nachtheil der in ihr lebenden Menschen möglich. Aus verschiedenen Luftarten zusammengesetzt, beruht schon sehr viel auf dem gehörigen Verhältniß ihrer Mischung. Fähig, verschiedene fremdartige Substanzen aufzunehmen, und aufgelöst in sich zu enthalten, kann sie wegen verschiedener dem Körper schädlicher Partikeln, auf eine Zeitlang, die Quelle vieler allgemein herrschenden Krankheiten werden.

Die größte Aufmerksamkeit indeß verdient der Grad ihrer Temperatur. Der menschliche, und überhaupt der warmblütige thierische Körper, hat zwar das Vermögen, in sich selbst Wärme zu erzeugen, und diese, ohnerachtet der Verschiedenheit des Wärmegrades der umgebenden Luft, auf einem gewissen Standpuncte zu erhalten. Demohngeachtet aber ist der Einfluß der äußeren Wärme nicht zu verkennen; als stärkster Reiz für den thierischen Organismus, hängt von ihrer Einwürkung und dem Grade derselben auch die Kraft oder die Schwäche aller Lebensäußerungen ab; sie erhöhen sich bei einem stärkern Grade derselben, und mindern sich bei einem schwächern.

Aus letzterm Umstande erhellet, wie der Winter so viele Krankheiten herbeiführen könne, die in verminderter Kraftäußerung ihren Grund haben, unter welchen dann die Nerven- und Schleimfieber keine unwichtige Rolle spielen. Einzeln erscheinen sie fast in jedem Winter, häufiger aber, wenn der Winter früh eintritt, mit Strenge anhält, oder wenn mit Regen und Nebel die Kälte abwechselt. Um so gewisser aber wird ein Fieber dieser Art seine Erscheinung machen, wenn noch irgend eine andere schwächende Ursach hinzukömmt: als ärmliche Nahrung, nicht hinreichend trockne und erwärmte Wohnungen, eine Bekleidung, die nicht hinlänglich gegen Kälte und Nässe schützt u. s. w.

Die Entstehung einer allgemein herrschenden oder epidemischen Krankheit ist demnach aus der Verminderung des Wärmegrades der Atmosphäre erklärbar. Besser erträgt schon der Körper eine erhöhete Temperatur der Luft, und es wäre schon eine beträchtliche und sehr langdaurende Hitze erforderlich, um eine allgemein herrschende Krankheit hervorzubringen; diese sehen wir also, unter unserm Himmelsstriche wenigstens im Sommer nicht, im Gegentheil ist es diejenige Zeit des Jahrs, welche die wenigsten Krankheiten mit sich führt. — Wichtig aber ist der Wechsel der beiden Hauptgrade der Temperatur zur Erzeugung epidemischer Krankheiten. Wenn nemlich auf den Winter die Frühlingswärme sich wieder einstellt, und Kraft und Thätigkeit

Körper wieder erhöhet, so erweckt sie dadurch eine Anlage zu denjenigen Krankheiten, deren Hauptmomente in vermehrter Kraftäußerung bestehen, nemlich die sogenannten Entzündungskrankheiten, die nun entweder von selbst, oder von einer oft unbedeutenden Gelegenheitsursache ausbrechen. Alle dann herrschende Krankheiten, auch die, welche von ganz verschiedenen Ursachen herrühren, nehmen dann leicht einen entzündlichen Character an, und dies, sagen wir dann, ist Folge der epidemisch entzündlichen Constitution. Einzeln herrschen diese Entzündungskrankheiten, und vorzüglich die Brustkrankheiten, auch wohl im Winter; aber gewöhnlich ist dieses Folge eines zu unbehutsamen Ueberganges aus der Kälte in stark geheizte Zimmer, und selten sind diese Krankheiten rein entzündlich. Auf der andern Seite hat nun auch die Veränderung einer sehr hohen Temperatur der Luft in eine weit niedere, nicht selten nachtheilige Folgen für den allgemeinen Gesundheitszustand der Menschen, und dieses um so mehr, je länger jene anhielt, und je schleuniger diese eintritt. Die durch die Wärme in der angestrengtesten Thätigkeit erhaltenen Verrichtungen der Haut und der Lungen, werden durch die schnelle Entziehung jenes so bedeutenden und langgewohnten Reizes gestöhrt; andere Theile, und vorzüglich die mit jenen so sehr sympathisirenden Gedärme werden zur Mitleidenschaft aufgeregt; ihre Thätigkeit wird erhöhet und krankhaft verändert, und Leibkneifen, Diarrheen und Ruhren werden nun die allgemeine Klage.

Dieses wird hinlänglich seyn, zu zeigen, wie die Atmosphäre für sich Anlaß zu einer allgemeinen Anlage zu Krankheiten geben, und allgemein herrschende Krankheiten erzeugen könne. Die angeführten Beispiele von den Folgen der verschiedenen Temperatur werden nun aber auch begreiflich machen, wie auch ein Misverhältniß der constituirenden Theile der Luft, oder auch die Beimischung verschiedener fremdartigen Substanzen und Partikeln bewürken könne, daß die Luft einen allgemeinen schädlichen Einfluß auf uns äußert, deren Würkung so verschieden seyn muß, wie die Natur der beigemischten Substanzen, oder überall jene Umänderung verschieden ist. Schwerlich wird es nun aber immer möglich seyn, diese Verschiedenheit der Atmosphäre sinnlich darzulegen, und nur von den entferntesten Vermuthungen werden wir oftmahls zu Folgerungen und Schlüssen geleitet werden können.

Indeß giebt es auch Fälle, die so evident sind, und so zahlreiche Erfahrungen für sich haben, daß an der Zuverlässigkeit derselben unmöglich gezweifelt werden kann. Von mehreren will ich nur den einzigen und bekanntesten erwähnen, der die Folge einer zufälligen allgemeinen Ueberschwemmung ist. So lange die Ueberschwemmung dauert, wird die Luft mit reinen Wassertheilchen, in Gestalt von Dünsten, angefüllt und überladen. Alle mit die-

dieser feuchten Luft in Berührung stehenden Körper werden fortdaurend mit einer Nässe überzogen. Durch Entziehung des Wärmestoffs und daher entstehende immerwährende Kälte leidet die Function der Haut; die unmerkliche Ausdünstung wird unterdrückt, und Catarrhe, Flüsse, oder auch Hautkrankheiten sind die allgemeine Folge. Nimmt nun die Ueberschwemmung ab, und vegetabilische und mineralische Substanzen kommen mit der Luft in Berührung, so erzeugt sich eine solche Art Dünste, die denen ähnlich sind, welche man in widrigen, morastigen Gegenden wahrnimmt, und nun entstehen allgemein nachlassende und aussetzende oder kalte Fieber. Eine ähnliche Beschaffenheit erhält die Atmosphäre, sehr häufig im Frühjahre und im Herbste, von der Nässe, womit der Erdboden dann gewöhnlich überzogen ist, und Catarrhalfieber und kalte Fieber sind daher auch in diesen Jahrszeiten ganz gewöhnliche Epidemien.

Die Luft bietet uns also eine sehr reichhaltige, ja man kann mit Recht sagen, die reichhaltigste Quelle epidemischer Krankheiten dar; eine Quelle, die um so wichtiger ist, je weniger es in unserer Gewalt steht, uns ihren schädlichen Einflüssen zu entziehen. Leider ist nun aber die Luft nicht die einzige Quelle, woher epidemische Krankheiten ihren Ursprung nehmen, sondern eine andere nicht minder wichtige finden wir

2) in der Nahrung.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Beschaffenheit der Nahrungsmittel, die wir zu uns nehmen, den größten Einfluß auf die Beschaffenheit unseres Körpers hat. Kraft und Thätigkeit, Hinfälligkeit und Schwäche hängen so oft allein von ihr ab; das äußere Ansehen eines Mannes sagt uns ja oft augenblicklich, von welcher Nahrung er lebt. Und kein Wunder, da sie allein dazu bestimmt sind, dasjenige wieder zu ersetzen, was dem Körper durch den täglichen Gebrauch sowohl an festen als flüßigen Theilen abgeht. Der Mensch scheint zwar einen sehr wesentlichen Vorzug darin vor andern Thieren erhalten zu haben, daß er nicht, wie jene, an eine Gattung von Nahrungsmitteln gebunden ist. Allein nehmen nicht auch manche Krankheiten, vor welchen die übrigen Thierklassen gesichert sind, daher ihr Entstehen, daß der Mensch oft einer so unbestimmten Wahl von Nahrungsmitteln sich überläßt? Nur zu sehr ist dieses in der Erfahrung gegründet. Indeß so lange nur die Nahrungsmittel, die wir genießen, gut und unverdorben sind, die animalischen Speisen nemlich frei von aller Fäulniß, und die vegetabilischen zu einem gehörigen Grade von Reife und Vollkommenheit gediehen sind, so lange wird sich kein beträchtlicher Nachtheil, wenigstens nicht im Allgemeinen, bei einer nicht ganz genauen Wahl derselben, zeigen. Sobald sich indeß in ihnen ein Grad von Verderbniß oder Unvoll-

vollkommenheit zeigt, so muß auch bei dem anhaltenden Genusse derselben eine nachtheilige Folge unvermeidlich seyn. Schränkt sich nun der Genuß derselben blos auf einzelne Menschen ein, so werden auch nur diese einzeln dadurch leiden. Erstreckt er sich aber über eine ganze Stadt oder eine ganze Gegend, so wird auch natürlich die ganze Gegend die nachtheilige Würkung davon verspüren, und eine allgemein herrschende oder epidemische Krankheit wird in dieser Gegend ihre Erscheinung machen. Eine übel ausgefallene Kornerndte, wenn nemlich das Getreide nicht zur gehörigen Reife und Vollkommenheit gelangte, oder wenn die Bewohner einer Gegend genöthiget waren, vor seiner erlangten Reife, davon Gebrauch zu machen, giebt nicht selten Gelegenheit, dieses zu beobachten. Die 1770. herrschende Kriebelkrankheit mag vor vielen andern zum bekannten Beispiele dienen, die genau sich über die Gegenden erstreckte, deren Bewohner von dem schädlichen Rocken zu leben genöthiget waren.

Eben so nachtheilig ist der Genuß von ärmlichen, nicht hinreichend nährenden Speisen. Der fortdaurende Genuß derselben erzeugt eine Kraftlosigkeit und zugleich eine Reizbarkeit, die für viele aus Schwäche ihren Ursprung nehmende Krankheiten empfänglich machen, und vorzüglich werden sie, wie schon oben erwähnt worden ist, das Entstehen von Nervenfiebern begünstigen.

Kaum glaube ich noch die weit schwereren Folgen erwähnen zu dürfen, die würklicher Mangel an Lebensmitteln mit sich führt; denn bekanntlich sind Hungersnoth und die verheerendsten Krankheiten immer treue und unzertrennliche Gefährten.

(Der Schluß folgt.)

Mittel, dem Holze eine schöne Bräune zu geben.

Man bestreiche, vermittelst eines Pinsels, das Holz mit Scheidewasser, und lasse es recht trocken werden. Ist dies geschehen, so halte man es über gelindes Feuer, und es wird eine schöne glänzende Bräune erhalten.

Hannöverisches Magazin.

9tes Stück.

Freitag, den 1ten Februar 1805.

Etwas über Epidemie und Epidemisch.

(Schluß.)

Eine sehr wichtige mitwürkende Ursach zur Erzeugung epidemischer Krankheiten sind

3) Gemüthsbewegungen.

Ein jeder kennt den großen Einfluß, den diese auf den Körper haben. Man weiß, wie geschwind, vorzüglich diejenigen von der heftigeren Art, oft Krankheiten heben, oder auch hervorbringen können. Freude und Schreck haben nicht selten Krankheiten geheilet, die allen Arzneimitteln widerstanden; nicht seltener aber haben sie auch Krankheiten, ja einen plötzlichen Tod selbst verursacht. Diejenigen Gemüthsbewegungen indeß, welche zur Erzeugung epidemischer Krankheiten Anlaß geben oder mitwürken, sind mehr von der langsam würkenden Art, als Traurigkeit, Angst und Furcht. Ihre Würkung ist zwar langsam, aber nichts desto weniger gewiß. Sie greifen gleichsam die Lebenskraft unmittelbar selbst an und tödten sie in ihrer Quelle. Alle Kraft verläßt ja diejenigen, die einer beständigen Traurigkeit unterworfen sind und eine allgemeine Schwäche, Hinfälligkeit und Lähmung tritt an ihre Stelle. — Die Bewohner einer belagerten Stadt also, die viele Wochen, ja Monate, unter beständigen, ihrem Leben drohenden Gefahren zubringen, werden unstreitig nicht lange von einer über die ganze Stadt verbreiteten Krankheit frei bleiben und die beyden anderen oben genannten Ursachen, nemlich schädliche Nahrungsmittel oder Mangel an selbigen, werden ihr Entstehen und ihre Tödlichkeit befördern.

Was nun aber in Rücksicht der Gemüthsbewegungen von belagerten Städten im höchsten Maße gilt, das findet auch, obgleich in weit niederen Grade, seine Anwendung auf ganze Gegenden, die dem Ungemache des Krieges unterworfen sind. Auch bei dem menschenfreundlichsten Verfahren

Siegers, dem musterhaftesten Benehmen feindlicher Trüppen, wie sie der höchste Grad von Disciplin nur immer denkbar macht, wird sich doch so manche Veranlassung finden, die auch bei dem leichtsinnigsten Menschen Trübsinn und Niedergeschlagenheit herbeiführt, und deren schwächende Würkungen nicht ausbleiben können. Freilich werden diese nicht gleich stark durch die ganze Gegend empfunden werden, sondern sich da am meisten äussern, wo entweder durch nothwendige Dispositionen des Heerführers oder wegen geringerer Wohlhabenheit und schwächeren Erwerbsquellen der Druck des Krieges am meisten empfunden wird.

Auffallend zeigt sich die nachtheilige Würkung der Gemüthsbewegungen bei schon ausgebrochenen epidemischen Fieberkrankheiten, und zwar solchen, die in Schwäche ihren Grund haben; indem gerade diejenigen am ehesten davon befallen werden und gewöhnlich am schwersten daran niederliegen, welche am meisten sich davor fürchteten. Der panische Schreck, welchen der Ausbruch einer solchen Epedemie erweckt, beschleunigt ihre Fortschritte und bringt ihr nicht wenige Opfer, und es ist daher die Pflicht eines jeden, zur Verminderung dieser allgemeinen Furcht beizutragen, so wie er nur kann; wenigstens nicht die Gefahr höher zu schildern, wie sie würklich ist. —

Bis jetzt hätte ich nun das Wichtigste angeführt, welches erforderlich war zu erklären, was Epidemie bedeutet und auf welche Art epidemische Krankheiten erzeugt werden; auch wird der aufmerksame Leser Gelegenheit gefunden haben, über die Ursachen und die Entstehungsart des in der Zell'schen Gegend epidemisch herrschenden Nervenfiebers nachzudenken und Aufschluß zu finden.

So wie ich nun aber auch glaube gezeigt zu haben, daß das Wort Epidemie nicht immer eine verheerende Krankheit bezeichnet, indem auch dem sehr unbedeutenden Catarrhalfieber dieser Name oftmals gebühret; so kann ich auch, sowohl nach meinen eigenen Beobachtungen, als denen meiner Herren Collegen, das jetzt herrschende Fieber im Allgemeinen nicht unter die Rubrik des schweren oder bösartigen Nervenfiebers (auch Faulfieber genennt) bringen, sondern unter die des leichtern und weniger gefährlichen. —

Nun aber will ich noch kürzlich die Krankheiten erwähnen, mit denen man sie so gewöhnlich und so häufig verwechselt. — Die vorzüglichsten sind

I. **endemische Krankheiten.** Sie entstehen eben wie die epidemischen aus einer allgemein verbreiteten Ursache; indeß wie schon das Wort **endemisch** (von ἐνδήμιος, domesticus, populo cuidam peculiaris) anzeigt, unterscheiden sie sich von jenen dadurch, daß diese Ursach, an einen Ort vorzüglich gebunden ist und beständig daselbst fortwürkt, woher es denn rührt, daß die daraus erzeugten Krankheiten, an diesem Orte nie zu herrschen aufhören

und

und ihm eigenthümlich werden. Die sehr merkwürdige Krankheit der Polen, der Weichselzopf (plica polonica) möge hier vorzüglich als Beispiel dienen. Aus einer ganz eigenen, noch nie hinreichend erklärten Ursache nemlich haben die Polen die besondere Anlage erhalten, daß ihnen die Kopfhaare beständig nässen, zusammenkleben und verwickeln, widrige Massen bilden. Diese in Polen sehr häufige Krankheit findet man in der Ausbreitung an keinem Orte, und man kann daher mit Gewißheit annehmen, daß diejenige Ursache, welche dieses Uebel hervorbringt, an dieses Land gebunden ist, und es daselbst zu einer allgemein einheimischen oder endemischen Krankheit macht. Die Kröpfe der Gebirgsbewohner, die Augenkrankheiten der Egyptier u. s. w. geben ähnliche Beispiele ab. Zu Zeiten ist es nun auch möglich, eine so allgemein örtliche Ursache zu entdecken und zu entfernen, wodurch die Bewohner einer Gegend auf einmal von einer Krankheit befreiet werden, worunter sie vielleicht Jahrhunderte seufzten. Ein Beispiel dieser Art liefern uns Städte; in deren Nachbarschaft sich ehemals Moräste befanden. Oben ist gezeigt worden, daß die daraus entwickelten Dünste die Kraft haben, kalte Fieber zu erzeugen. So lange nun Moräste in der Nachbarschaft einer Stadt sich befanden, waren diese Fieber daselbst einheimisch oder endemisch. Sobald man aber auf den glücklichen Einfall kam, diese Moräste auszutrocknen, so verschwanden zugleich mit ihrer Ursache die Fieber.

II. Eine andere Gattung von Krankheiten, mit denen man epidemische Krankheiten so vorzüglich häufig verwechselt, sind

ansteckende Krankheiten,

d. h. solche, die ein Mensch, der damit befallen ist, einem andern entweder durch unmittelbare Berührung oder durch seine Ausdünstung, oder durch Dinge, die hiemit imprägnirt sind, mittheilen kann. So sehr schon die Definition die Verschiedenheit dieser Krankheiten von jenen zeigt, so hält man jedoch im gemeinen Leben ansteckend und epidemisch gewöhnlich für ein ein und dasselbe.

Die Ursachen dieser auffallenden und höchst sonderbaren Verwechselung scheinen hauptsächlich folgende zu seyn:

1) Man bemerkt, daß ansteckende Krankheiten zu einer Zeit sich leichter ausbreiten, wie zu einer andern. Es kann z. B., was die Blattern betrifft, von denen man auch wohl zu sagen pflegt, daß sie epidemisch grassiren, eine gewisse allgemeine Anlage oder Disposition in den Menschen geben, vermöge welcher die Ansteckung begünstigt und die Ausbreitung der Blatternkrankheit beschleuniget wird; eine Disposition, die zu andern Zeiten fehlt, so, daß wenn auch wirklich die Blattern an einen Ort kommen, sie nur wenige Menschen befallen und dann wieder verschwinden. So richtig dieses auch

ist, so beweiset es doch weiter nichts, als daß die Menschen zu einer Zeit empfänglicher für den contagieusen Stoff der Blattern seyn können, wie zu einer andern; denn nie entstehen sie, wie die epidemischen Krankheiten es können, aus jener allgemeinen Anlage allein, es ist immer und schlechterdings Ansteckung dazu erforderlich, und diese bleibt immer die Hauptsache. — Ein Mensch, der nie die Blattern gehabt hat, kann während der größten Blatternidisposition, demungeachtet dieser Krankheit entgehen, wenn er sich von Blatternpatienten entfernt hält; allein einer epidemischen Krankheit kann er durch eine solche Entfernung nicht ausweichen; er kann damit befallen werden, wenn er gleich auch von den übrigen Menschen sich völlig absondert, nicht in der geringsten Verbindung mit ihnen lebt. Ausser mehreren weniger bedeutenden ansteckenden Krankheiten ist man aber auch sehr geneigt, das furchtbare gelbe Fieber eine epidemische Krankheit zu nennen. Auch bei diesem findet die bei den Blattern gemachte Bemerkung statt, daß es zu einer Zeit sich leichter ausbreitet, wie zu einer andern, namentlich während der Hitze des Sommers. Allein dieser Umstand wird die so fest begründete Wahrheit nicht umstoßen, daß dieses Fieber durch Importation nach Europa kam und von einem Menschen zu andern übergieng, d. h. durch Ansteckung Fortschritte machte. Was würden alle jene weisen Maaßregeln von Cordon und Quarantaine helfen, wenn z. B. die Ursache jener Krankheit in einer verderbten Beschaffenheit der Luft begründet wäre; aber nur jene Maaßregeln und nichts weiter in der Welt ist im Stande, uns vor diesem furchtbaren Feinde zu schützen.

Die 2te Ursache der Verwechselung liegt wohl darin, daß einige epidemische Krankheiten auch nachher wirklich durch Ansteckung können fortgepflanzt werden, wie dieses die am Ende eines heißen Sommers herrschende Ruhr zeigt. Aus einer allgemeinen und überall verbreiteten Ursache nimmt sie ihr erstes Entstehen und ist in dieser Rücksicht eine epidemische Krankheit. Sie kann aber auch, wie unleugbare Beispiele lehren, durch Ansteckung fortgepflanzt werden. Dasselbe gilt ausser andern auch vom bösartigen Nerven- oder Faulfieber. Ich fürchte nicht, daß, man jetzt noch einwende, daß da eine epidemische Krankheit sich durch Ansteckung fortpflanzen könne, epidemisch doch immer so viel heiße wie ansteckend. Sollte sich dieser Gedanke wirklich noch regen können, so erwiedere ich:

a) daß es auch epidemische Krankheiten giebt, die durchaus nicht anstecken. Von der epidemischen Brustkrankheit wird z. B. kein Mensch je behaupten, daß sie durch Ansteckung weiter gehe;

b) daß bei einer epidemischen Krankheit, die auch zugleich ansteckend ist, die Ansteckung und die Fürsorge dagegen immer eine Neben-

sache

sache ist; bei einer contagieusen Krankheit aber immer die Hauptsache seyn und bleiben muß.

Das in der Zellischen Gegend jetzt herrschende Nervenfieber hat unleugbar seinen Grund in allgemein verbreiteten Ursachen und verdient daher mit Recht den Namen eines epidemischen Fiebers. Nervenfieber können aber auch, vorzüglich wenn sie einen bösartigen Charakter annehmen, durch Ansteckung sich mittheilen. Nach meinen zahlreichen Beobachtungen aber, die ich darüber zu machen Gelegenheit hatte, findet sich dieser Charakter nur unter Umständen,*) bei der jetzt herrschenden Krankheit und im Allgemeinen hat sie diesen Charakter nicht. Bei der gespanntesten Aufmerksamkeit, die ich diesem Gegenstande widmete, habe ich daher auch nicht bemerken können, daß gerade die einigen mit der Krankheit wären befallen worden, die am häufigsten um Kranke waren, wohl aber, daß eine große Menge derer sie bekam, die nichts mit Kranken zu schaffen hatten. Der große Unterschied zwischen contagieusen und epidemischen Krankheiten bleibt also auch hier begründet, und findet seine Anwendung auf die mögliche Verhütung der Krankheit. Wenn etwas im Stande ist, gegen diese Krankheit zu schützen, so kann es nur dadurch geschehen, daß man den schwächenden epidemischen Ursachen entgegen wirke, daß man nemlich

1) vorzüglich alles vermeide, was den Körper noch mehr schwächen kann,
2) daß man durch warme Bekleidung und warme Zimmer, die doch aber täglich einmal gelüftet werden müssen, sich wider die Kälte schütze und nicht ohne Noth sich ihr zu lange und anhaltend aussetze,
3) daß man eine kräftige Diät führe.**) So heilsam hiebei der mäßige Genuß geistiger Getränke ist, so würde doch Uebermaaß, wegen nachlassender Erschlaffung, schaden,
4) daß man, so viel der Wille hiebei vermag, Frohsinn und Heiterkeit zu unterhalten suche. —

Durch Beobachtung dieser Regeln wird man weit sicherer der Krankheit entgehen, als durch ängstliches Zurückziehen von Kranken.

*) In den Hütten der Aermeren, wo es an allen Bedürfnissen fehlt, wo eine ganze Familie noch mit ihren Ausdünstungen die Luft verpestet; oder wenn die Krankheit einen schon vorher geschwächten und ruinirten Körper befiel.

**) Für den armen Theil der Bewohner möchte eine Rumfordsche Suppenanstalt diesem Zwecke entsprechen.

Etwas zur Beantwortung der Anfrage im 19ten Stück dieses Magazins vom vor. Jahre: Ueber den Gebrauch des Torfs als Feurung im Hannöverschen betreffend, nebst Bruchstücken zur Geschichte der Stadt Hannover.

Die vorbemerkte Frage dürfte im Allgemeinen schwer zu beantworten seyn, da es jedem, der sich mit der Geschichte des Mittelalters beschäftigt, bekannt ist, wie selten zuverläßige statistische Nachrichten aus jenem Zeitalter anzutreffen sind, und daß man nur in einzelnen Urkunden oder damaligen Schriftstellern hin und wieder beiläufig davon etwas erfährt.

Aeusserst interessant sind in diesen Hinsichten städtische Archive und Registraturen, besonders die hiesigen Cämmereiregister, welche bis zum Jahre 1386 zurückgehen, und manchen wichtigen, sehr interessanten Aufschluß über die Entstehung und allmählige Ausbildung dieses oder jenes der noch jetzt bestehenden städtischen Institute geben, deren ich bei dieser Gelegenheit einige erwähnen werde.

Was daher zunächst den Gebrauch des Torfs zur Feurung in den hiesigen Gegenden betrifft, so hat man bereits im 14ten Jahrhundert historisch gewisse Nachrichten davon, die überall nicht in Zweifel gezogen werden können.

Die Stadt Hannover hatte das bei Warmbüchen und Lahe belegenes, noch jetzt sehr schätzbares Torfmoor bereits im Jahre 1365, indem sie nemlich in diesem Jahre vom Herzog Wilhelm dem Aeltern von Lüneburg, mit Zustimmung seines Bruders Sohnes Ludwig, eines Sohnes Herzogs Magni, die Erlaubniß erhielt, auf jenem Moore Torf zu stechen und zu graben, solchen zu Wasser oder zu Lande zur Stadt zu bringen, auch eine Scheure zum Trocknen des Torfs zu erbauen.

Ob erst damals die Stadt dieses Torfmoor erhalten habe, oder ob sie nur, um sich vielleicht gegen Störung ihrer Nachbaren zu schützen, jene landesherrliche Concession auswirkte, darüber giebt die Urkunde, welche im Original und mit unverletzten Siegeln annoch im Stadtarchive vorhanden ist, keinen Aufschluß.

Es ist indeß, da von diesem Institut, als einer längst bekannten Sache, die Rede ist, glaublich, daß damals der Torf bereits als Brennmaterial im Gebrauch war.

Die Urkunde selbst ist zwar in der Vorrede zum vierten Theil der Origin. Guelficar. S. 31. unter Nr. 7. abgedruckt, da indeß vielleicht mancher Leser jenes Werk nicht zur Hand hat, so habe ich sie nach einer von dem Original genommenen genauen Abschrift um so lieber hier eingerückt, da sie als ein wichtiges historisches Document über diesen Gegenstand anzusehen seyn dürfte. Sie lautet folgendermassen:

„Von

„Von Goddes Gnaden We Hr. Wilhelm Hertoghe tho Brunschwig vnde Lüneborch bekennen openbare in deßene Breve, dat we usen leven Börgheren vnser Stadt tho Honovere hebben geohrlovet vnde gheghéven ewychlicken to bruckende, dat se möghen eppe dem More dat lecht twischen der Wermbócke vnde deme Müdzbörgher holte vnde da Torff stecken vnde graven laten, vnde dene Vredelicken to sick Vören vnde bringhen laten to Water edder over Velt, vnde deme Watern to torümende wor vnde wo en dat bequemest is ok möghet se deme Torve Schur buwen dar he under dröghe wo en dat dünckt nütteſt wesen vnde We Herthoghe Lodewich Hertoghen Magnus sone van Brunschwig des elderen, bekennen in dessem sülven Breve were dat we Here worden der Herschop to Lüneborch so wille wy unde vnse Erven vnd Nakomelinghe schullen deße vorserevenen Stücke vaſt vnde unbröckelick holden in aller wise vorbenómeden Veddern Hertoghen Wilhelm de holden schélde to eyner ewigen Bedechtnisse, vnde dat deßer vorbenómeden Stadt vnd den Börgheren to Honover vnde den óren neyn Hinderniße hyr an ensche van vns vnde van vnsen Erven vnde Nakómelinghen vnde van den vnsen so hebbe We Vorbenómden Herthoghen Wilhelm vnde Ludewich vnsen Inghezeghele ghehanghen an deßen Bref de ghegheven is to Tzelle Na Goddes Bordt drytteinhundertjar in deme Vif vnde sestegheſten Jahre des drieden sondaghes na Paschen.

(L. S.) (L. S.)

Sonstige Spuren von diesem Gegenstande habe ich noch in keinem vaterländischen Schriftsteller des Mittelalters angetroffen. Um die damalige Zeit und schon früher war die hiesige Stadt bereits eine völlig und sehr gut organisirte Commüne. Schon in dem großen, der Stadt im J. 1241 von Herzog Otto dem Kinde ertheilten Privilegium (Orig. Guelf. T. IV.) kommen die jetzigen Aegidien- und die im 17ten Jahrhundert niedergerissene St. Gallen-Capelle, welche an der Ecke der Burg- und Judenstraße, nach dem Ballhofe zu, belegen war, vor, und nach einer Urkunde vom Jahre 1266, wo in der jetzigen Marktkirche gewisse, noch jetzt existirende Revenüen vermacht wurden, heißt es schon „sed ut de proventibus eiusdem, partes ruinose eiusdem ecclesie restaurentur," woraus erhellet, daß sie damals nicht mehr ganz neu war. Eine andere Urkunde vom J. 1257 schließt mit den Worten: „Acta sunt hec, anno 1257. in vigilio Petri et Pauli, in cimeterio sancti Georgii in Honovere.

Bei dem um diese Zeit, nemlich 1256, fundirten Hospital St. Spiritus wurde im J. 1284 eine neue Kirche erbauet, und dieser die vor der Stadt bis an den kleinen Wolfeshorn

(der

(oder unter dieser Benennung schon damals vorkömmt) wohnenden Leute eingepfarrt, weil, wie es in der Fundation des Bischofs Volquinus von Minden, in dessen Diöces Hannover belegen war, heißt: „populus ipsius parochie (nemlich der Marktkirche) adeo pullulasset, ut ambitus ipsius ecclesie non posset ipsos recipere, nec rector ipsis sufficienter pre multitudine congrue ministrare ecclesiastica sacramenta."

Im J. 1296 erhielt der Magistrat vom Herzog Otto dem Strengen das Patronatrecht über diese Kirche, die indeß auch wegen der zunehmenden Volksmenge bald zu eng ward, und weshalb man im Jahre 1333 von den durch die hiesigen Minoriten dazu gesammelten milden Beiträgen die jetzige Kreuzkirche „in honorem sancte spiritus et sancte crucis" erbauete, wie die Stiftungs-Urkunde des Bischofs Ludwig von Minden ergiebt.

Die ersten Spuren der hiesigen Schule kommen in einer, von dem oben erwähnten Herzog Otto der hiesigen Kaufmanns-Innung 1282 ertheilten Privilegio vor, worin der Magistrat das Recht erhält, einen rectorem scole zu erwählen, der denn wiederum seinen cantorem und Gesellen annahm, wie solches aus mehrern damaligen Urkunden erhellet, und den Platz, worauf die bisherige alte Schule steht, erhielt die Stadt 1315 von der von Altenschen und Redenschen Familie. Der alte ehrwürdige Marktthurm nebst der Kirche ward 1350 vollendet, und die jetzige Aegidienkirche 1347 zu bauen angefangen, wie dieses auch aus einer ausserhalb der Kirche, dem gräflich Mönsterschen Hause nebenüber, befindlichen, in Stein gehauenen gleichzeitigen Inschrift erhellet.

Das Hospital St. Nicolai ausserhalb des Steinthors wurde im Anfange des 14ten Jahrhunderts für Kranke und Aussätzige, nebst der Capelle auf dem Nicolai-Kirchhofe fundirt, und kömmt diese Capelle sehr oft in Urkunden unter dem Namen capella leprosorum vor.

Die jetzige Eintheilung der Stadt in die 4 Hauptstraßen, Oster- Markt- Lein- und Köbelingerstraße, kömmt schon 1366 vor, da auf jeder derselben 2 Gassenherren als eine Art der Polizeibeamten bestellt wurden, wie dann auch bereits im Anfange des 14ten Jahrhunderts die Feuerherren, der Marktvogt, Nachtwächter, der Stadtpfeifer (Stadtmusikus) und der Scharfrichter vorkommen; das steinerne Gericht ausserhalb des Steinthors erscheint an seiner jetzigen Stelle, zum erstenmahl in einer Urkunde von 1274.

(Der Schluß folgt.)

Hannöverisches Magazin.

10tes Stück.

Montag, den 4ten Februar 1805.

Etwas zur Beantwortung der Anfrage

im 19ten Stück dieses Magazins vom vor. Jahre: Ueber den Gebrauch des Torfs als Feurung im Hanndverschen betreffend, nebst Bruchstücken zur Geschichte der Stadt Hannover.

Schluß.

In der vorhin erwähnten Urkunde Herzogs Otto von 1241. kommen bereits Spuren der in Hannover vorhandenen Innungen und Gilden vor; bestimmt erscheint die Kaufmanns-Innung zuerst in dem Privilegio von 1272. desselben Landesherrn, worin ihr das ausschließliche Recht des Wand-Schnitts beigelegt wird, und 1315. die Schmiede, denen damals vom Magistrat das Recht der Bann-Meile verwilliget wurde, und in einem Statut der damaligen Zeit, worin die Ordnung festgesetzt wird, in welcher die Gilden der Prozession am Frohnleichnamsfeste folgen sollten, erscheinen Kaufleute, Becker, Knochenhauer, Schuster, Schmiede, Tuchmacher, Goldschmiede, Kramer, Kürschner, Hoken, Schneider und Steinhauer. Müller, Leineweber und Seiler sollten zuletzt folgen.

Gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts hatte die Stadt bereits gepflasterte Straßen, Donnerbüchsen, ihren eigenen Marstall, Ziegelei, auf dem Markt-Thurm eine Stadt-Uhr, Fischerei, eigne Holzwärter, Stadtschreiber, Stadtbothen, Raths- und Feuerherrn-Knechte, Wein, Münze, Mühlenherrn und Provisores aller milden Stiftungen, wie die nachstehenden Auszüge aus den gleichzeitigen Schoß- und Cämmerey-Registern, von denen erstre seit dem Jahre 1378 vorhanden sind, ergeben:

1378. Item IV. Pund Bremeken vor syn Hus to hüre, ein half Jar, dat de Voghed darin woned.

Item X. d. Henneke Beerman dem Stad Scriver,

Item II. ßl. den Wachteſcriveren.

1379. XXI Thl. vor eynen Henkſt, de Hertoghe Albert van Brunswick ward.

Item Conrad Arnum IV. Thl. vor der Stadt Henkſte to vodernde XIX Weken.

Item XVI ßl. Johann van Lübecke vor ein Armborſt, dat he in der Stad Deenſt verloren hadde.

Item XXIV ßl Johann Vingher von twen Bullen to holdende.

Item IV Thl. Dethard Idenſen van der Ebdiſchen weghen van Wunſtorpe vor ſchaden de öhr ſcheen was alſe ſe ſeghede.

1380. XXX ßl. deme Stad-Scriver to Mynden, de des Rats procurator is.

Item XXIV ſware Schillinghe de maket XXX Pund honoverſch deme Stad Scrive to Mynden de der Stad-procurator is.

1381. I Thl. to dem Steenweghe by der Muren.

In dieſem Jahre ward auch der jetzt noch vorhandene Thurm zur Döhrner Landwehr erbauet.

1382. do ſchotede man VI ßl. to vor vnde VI pen van der Mark.

13[illegible]. Item VI ßl. Reyneke dem Remenſeydern vor einen Tom to der Stad-Henkſte.

138[illegible]. Item XVIII ßl. Bertram dem Sedelern vor Zadel vnde Tom to des Rades Henkſten.

1392. Item IV ßl. dem Lüre vp der Kerken, to Beteringe ſynes Lones vnde dat he den Zegher ſtellet.

Item III Pund Herr Meyſterpe vor dat oriogium to makende.

Item II pen. vor en Bred da to.

Item I Pund Hinrick van Lunde dem Köſter vor dat orlogium to verwarende.

Item VIII ßl. den Tymberlüden de da Kameren makende to den orlogium.

Item XI ßl. vor Schmedewerk to dem orlogium.

1396. Item IV Pund Herrn Borchard des Rades-Scriver, to Hülpe to ſyner Kledinghe.

Item VI Bremer Mark de man ön gifft vor ſyn Koſtgeld.

1397. Item XVII ßl. vor XVII Hymten Haveren, de de denere gevoderet hadden, to Pattenſen, da ſe na uſen Heren reden.

Item VIII ßl. de de Bargemeſter vorterede, do he gebreden was to Borchwedel na vſen Heren.

Item X Pund Ghiſeken vor Büſſen-Pulver.

Item VII Pund dem Gropenghetern vor de grote Büſſen to loen.

Item II Pund Klüten to loen vor de Donnerbüſſen.

Item XVI pen. vor I ſtöveken Wynes dat man drank to Wyn-Kope da man de pannen koſſte.

Item I Pund minn IX pen. vor twe Tunnen Weteres de worden dem

Tölner

Tölzer- to Wynsen da um de Radmede werde.

Item II Pund dem Cunstavele to Hülpe, den Vastelavend to holdende.

Item VIII ßl. vor twe Wall to makende dar de Schütten vor schoten.

Item XV ßl. vor ene Tunnen Embeckschen Beeres den Schütten, do se papegeyen (?) schöten.

Item III Pund myn II ßl. de de denere vortereden, da se na vsen Heren reden to Ghotingen.

Item V ßl. vor V Pund vor Stene dar de Kack mede decket ward.

Item II ßl. vor twe Schock Latten. XII ßl. vor twe Vederküle. III Thl. it. IV. it. IIII ken vor XXXV Elen grawes Wandes

Hannover.

dar man des Rades Knechte mede kledete.

Die Armaturstücke eines bewaffneten hannöverschen Bürgers bestanden nach dem Schoß-Register von 1378 in folgenden:

IV Thl. vnde VII ßl. heft Olrick Lützeke bruket to synem Schote, de sind vor den Verlust vnde Schaden den syn Sonn nam in dem Stride, das was syn graw Hoike, ein stalern Borst (Armbrust) ein Swerd, Harnischhosen, twe Scho, eyn par Hosen, Sporen, Wappelhanschen, twe Glanien, eyn Isenhod, eyn Schild.

H. M.

Ein Mittel,

Flecken von Rothwein, Dinte, Heidelbeeren, Kirschen und dergl. aus drellenem Tischzeuge, andern weißen linnenen und baumwollenen Zeugen, in einigen Minuten vollkommen auszumachen.

Die bis jetzt üblichen Methoden, Flecken von Rothwein, Kirschen, Heidelbeeren, Dinte u. dgl. durch Sauerkleesalz, Citronensäure, Küchensalz, Butter, und dergleichen im Tischzeuge zu tilgen, haben theils nicht den gewünschten Erfolg, theils schadet das dabei erforderliche öftere Waschen und Reiben dem Zeuge. Es ist zwar eine jedem Chemiker bekannte Sache, daß die von dem berühmten Scheele zuerst bereitete **übersaure**, sonst sogenannte **dephlogisticirte Kochsalzsäure** schon seit 15 Jahren in England und Frankreich zum schnellen Bleichen linnener und baumwollener Zeuge angewandt wird; aber die bei der Bereitung dieser Säure sich entwickelnden, der Gesundheit nachtheiligen Dämpfe sowohl, als die anscheinende Kostspieligkeit der Bereitung scheinen ein Haupthinderniß gewesen zu seyn, warum man sie bisher noch nicht allgemein als fleck-

aus-

ausmachendes Mittel angewandt hat. Die erste Schwierigkeit läßt sich freilich wohl nicht ganz heben, aber doch durch vorsichtige Bereitung in einem geräumigen, mit einem gut ziehenden Rauchfange versehenen Laboratorio so weit vermindern, daß ein jeder gesunder Mensch, der eine gute Lunge hat, diese Arbeit ohne Gefahr vornehmen kann. Die zweite Schwierigkeit aber ist bei weitem nicht so groß, als man sie sich gewöhnlich denkt, ohne die Säure bereitet zu haben. Um mich zu überzeugen, ob diese Schwierigkeiten gegründet wären, und zugleich zu sehen, in wie fern diese Säure als fleckausmachendes Mittel allgemein angewandt werden könnte, bereitete ich sie auf folgende Weise: Zwölf Unzen reines Kochsalz und vier Unzen pulverisirtes schwarzes Magnesium-Oxyd (Braunstein) wurden mit einer Mischung aus 6 Unzen concentrirter Schwefelsäure und eben so viel Wasser, in einer Tubulatretorte übergossen, deren in eine dünne Röhre sich endigender, und am Ende etwas aufwärts gebogener Hals in eine Schaale mit Wasser geleitet wurde. Durch die anfangs von selbst entstandene, und nachher im Sandbade fortgesetzte Erhitzung wurde eine beträchtliche Menge übersaures, kochsalzsaures Gas entwickelt, welches in umgekehrten, vorher mit Wasser gefüllten Bouteillen aufgefangen wurde. Sobald eine Bouteille halb mit Gas, und folglich noch halb mit Wasser angefüllt war, wurde sie zugepfropft, und einige Minuten geschüttelt, damit das Gas sich im Wasser auflösete; der dadurch entstandene leere Raum aber wurde mit dem zum Sperren gebrauchten Wasser vollgefüllt. Von diesem mit übersaurer oder dephlogisticirter Kochsalzsäure gemischten Wasser wurden nun verschiedene sogenannte Zucker- oder Einmache-Gläser auf drei Viertel angefüllt, und diejenigen Stellen des Tischzeuges, welche mit rothen Rüben, Rothwein, Dinte u. dergl. befleckt waren, nachdem sie einige Minuten in warmen Wasser gelegen hatten, so hineingesteckt, daß die Gläser durch die übrigen Theile desselben ganz zugestopft wurden, damit die sehr flüchtige Säure nicht verdunstete. Schon in der ersten Minute wurden die rothen und schwarzen Flecke in gelbe verwandelt, und nach einigen Minuten waren sie ganz verschwunden, oder wenn auch noch ein blasses Gelb zurückblieb, so konnte dies mit geringer Mühe in warmen Wasser völlig ausgewaschen werden.

Die Bereitung dieses Mittels muß freilich durch Apotheker oder andre mit den Handgriffen bekannte und daringe übte Personen geschehen, ist aber nicht kostbar. Eine Bouteille des beschriebenen Fleckwassers wird etwa auf 8 bis 9 mgr. zu stehen kommen.

Doch bemerke ich noch, daß es auf seidene und wollene Zeuge nicht anwendbar ist, indem selbige ganz gelb davon werden.

Anfragen.

1.

Der bekannte vaterländische Schriftsteller Daniel Eberhard Baring erwähnt in seiner Beschreibung der Saale im Amt Lauenstein, Lemgo 1744. S. 189. eines Gesundbrunnens bei der Spiegelbergischen Kapelle zwischen Salzhemmendorf und Hemmendorf. Es ist bekannt, daß dort ein ehemaliges wunderthätiges Marienbild gewesen ist, wohin viele Catholiken noch in neuern Zeiten gewallfahrtet, und die Capelle und das dortige Frauenhospital oft reichlich beschenkt haben.

Der gute Mann, dem der päbstische Aberglaube ein Gräuel war, sucht die vielen Krücken, die als Beweise der wunderthätigen Heilung in der dortigen Kirche aufgehängt sind, durch die Heilkraft obiger Quelle zu erklären, von der er glaubt, daß sie ein ehemaliger Arzt in Hameln, Namens Bollmann, um den Pyrmonter Brunnen desto mehr in Aufnahme zu bringen, herabgesetzt, und ihr Wasser für zu corrosivisch ausgegeben habe.

Ist diese Quelle noch vorhanden? verdient sie Aufmerksamkeit, und enthält sie Schwefel, oder ist sie dem Pyrmonter Brunnen ähnlich? Ein Arzt könnte darüber vielleicht in diesen Blättern einige nützliche Erläuterungen geben. v. K.

2.

An einem Orte, wo hin und wieder Berberitzen-Sträucher (Berberis vulgaris), theils in ganzen Hecken, und theils in Hecken von andern Stauden und Sträuchern zerstreuet stehen, habe ich die Bemerkung gemacht, daß diese Sträucher dem Getreide, und zwar namentlich dem Rocken sehr nachtheilig sind. Der Rocken in der Nähe der Berberis wird nämlich mit dem Roste befallen, einer Krankheit, die die Oekonomen als die schlimmste kennen, welche die Halmfrüchte treffen kann. Das Umständlichere meiner Beobachtungen gehört nicht hieher.

Vorjetzt wünsche ich sehr zu wissen, ob an andern Orten etwas Aehnliches oder Gleiches wahrgenommen worden ist, und insonderheit, wenn dieses der Fall seyn sollte, wie weit sich die nachtheilige Wirkung der Berberis auf das Getreide erstrecke, und was desfalls zuverlässig beobachtet worden sey?

Wer hievon in diesen Blättern einige Nachricht ertheilen kann, wird darum angelegentlich gebeten. Die Erörterung der Sache betrifft das so wichtige Interesse der Landwirthschaft.

B. W.

3.

In welcher Provinz der hiesigen Lande wird die Landwirthschaft im Allgemeinen am besten betrieben, und welche einzelne Provinzen zeichnen sich besonders durch Veredlung oder vorzüglichen Betrieb einzelner Gegenstände der Landwirthschaft aus?

Me-

Meteorologische Beobachtungen in Göttingen.

Monat November 1804. *)

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind.		
1	7¼	2968	47	7	r.	SO	0 —	1
	2	2964	52	9	R.	SO	1 —	
	10	2971	47	7	R.	—	—	1
2	7¼	2976	41	4	vl. R.	O	1 —	
	2	2987	39	3	r.	O	1 —	
	10	3004	33	0	tr.	—	1 —	
3	7¼	3019	28	—2	h.	O	1 —	
	2	3022	32	0	tr.	O	1 —	
	10	3025	27	—2	tr.	—	1 —	2
4	7¾	3019	25	—3	tr.	OSO	1 —	2
	2	3017	28	—2	tr.	OSO	1 —	2
	10	3013	24	—4	tr.	—	1 —	
5	7¼	3008	19	—6	w.	SO	1 —	
	2	3009	31	0	l. W.	SO	1 —	2
	10	3012	22	—4	h.	—	1 —	2
6	7¹	3006	20	—5	h.	O	0 —	1
	2	3000	36	2	h.	O	0 —	1
	10	3001	25	—3	h.	—	0 —	1
7	7¼	2992	17	—7	h.	S	0 —	1
	2	2989	36	2	l. W.	S	0 —	1
	10	2983	35	1	tr.	—	0 —	1
8	7¼	2,70	35	1	tr.	SW	0 —	1
	2	2963	42	4	w.	SW	0 —	1
	10	2955	35	1	r.	—	0 —	1
9	7¼	2946	35	1	w.	S	0 —	1
	2	2946	47	7	R.	S	0 —	1
	10	2953	41	4	d. W.	—	0 —	1
10	7¼	2950	42	4	w.	SW	0 —	1
	2	2942	52	9	tr.	SW	1 —	
	10	2923	50	8	w.	—	1 —	2
11	7¼	2927	50	8	R.	SW	0 —	1
	2	2928	51	8	r.	SW	0 —	1
	10	2939	46	6	R.	—	—	1

*) Die Anzeige und Beschaffenheit der Instrumente und Maaßen, deren man sich bedient, s. St. 59. d. Mag. v. J. 1802. S. 929.

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind		
12	7½	2982	35	1	w.	N	o —	1
	2	2997	43	5	w.	N	—	1
	10	3006	34	1	l. W.	—	o —	1
13	7½	3000	34	1	tr.	SO	o —	1
	2	2992	38	3	tr.	O	o —	1
	10	2983	35	1	Schl. Sch.	—	1 —	2
14	7½	2965	35	1	vl. R.	S	1 —	2
	2	2967	38	3	tr.	SSO	1 —	2
	10	2969	34	1	R.	—		1
15	7½	2968	32	0	r.	O	o —	1
	2	2975	34	1	R.	O	o —	1
	10	2963	34	1	w.	—	o —	1
16	7½	2993	29	— 1	l. W.	O	—	1
	2	2999	33	0	ƀ.	O	1 —	
	10	3013	23	— 4	ƀ.	—	o —	1
17	7½	3020	22	— 4	ƀ.	O	o —	1
	2	3015	32	0	ƀ.	O	o —	1
	10	3027	23	— 4	ƀ.		—	1
18	7¾	3023	18	— 6	ƀ.	SO	o —	1
	2	3022	32	0	ƀ.	SO	1 —	
	10	3021	24	— 4	ƀ.	—	—	1
19	7¾	3014	32	0	tr.	SSO	—	1
	2	3013	36	2	l. W.	SW	1 —	
	10	3010	36	2	w	—	1 —	
20	7¾	3000	39	3	R.	SW	1 —	
	2	3002	43	5	r.	SW	o —	1
	10	2999	39	3	o. W.	—	o —	1
21	7¾	2947	42	4	N.	S	—	1
	2	2927	48	7	vl. R.	S	1 —	
	10	2950	43	5	R.	—	2 —	
22	7¾	2958	41	4	r.	SSW	1 —	
	2	2948	43	5	R.	SW	—	2
	10	2963	38	3	R.	—	1 —	
23	7¾	2980	38	3	vl. R.	SW	—	1
	2	2977	42	4	r.	SW	1 —	
	10	2960	40	4	R.	—	1 —	

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	R.	Wetter	Wind			
24	7¾	2968	38	5	r.	WSW		—	1
	2	2969	44	5	tr.	WSW	0	—	1
	10	2973	38	-3	tr.	—	0	—	1
25	7¾	2981	30	—1	N.	O	0	—	1
	2	2986	32	0	st. N.	O	0	—	1
	10	2992	27	—2	st. N.	—	0	—	1
26	7¾	2990	24	—4	st. N.	O	0	—	1
	2	2991	32	0	st. N.	O	0	—	1
	10	2992	28	—2	l. W.	—	0	—	1
27	7¾	2990	30	—1	w.	O	1	—	
	2	2991	32	0	Schn. l.	O	1	—	
	10	2997	31	0	tr.	—		—	2
28	8	2994	28	—2	tr.	O		—	2
	2	2994	29	—1	tr.	O	1	—	2
	10	2997	26	—3	Schn.	—	1	—	2
29	8	2984	23	—4	l. W.	S	0	—	1
	2	2981	30	—1	w.	S	0	—	1
	10	2982	29	—1	tr.	—	0	—	
30	8	2979	19	—6	w.	W	0	—	1
	2	2987	29	—1	l. W.	W	0	—	1
	10	2988	25	—3	tr.	—	0	—	1

F. C. W.

Druckfehler.

Im 8ten Stück d. Mag. Seite 125 Zeile 12 von oben lese man: animalische statt mineralische; und daselbst Zeile 15 von oben: niedrigen statt wiedrigen.

Hannöverisches Magazin.

11tes Stück.

Freitag, den 8ten Februar 1805.

Der Glaube an Gespenster,

in einigen historisch-philosophischen Ansichten dargestellt.

Es giebt kaum eine Art des Aberglaubens, der an sich und durch seine so verschiedenartigen Folgen schädlicher wäre, als der Glaube an Gespenster. Die folgende Darstellung wird dies in einem eignen Abschnitt ausführen. Es ist nicht blos das Volk, welches diesem Glauben huldigt; er hat seine Sachwalter selbst unter gebildeten Menschen, und die aufgeklärte Vernunft wird noch lange kämpfen müssen, ehe sie den Wahn des sinnlichen Menschen besiegt, der mit seiner ganzen Denkart so enge verwachsen, und mit seinen übrigen Begriffen und Hoffnungen zum Theil so genau verbunden ist. So gläubig der Gespenstergläubige auch ist, wenn es auf Thatsachen ankömmt, die seinen Glauben unterstützen können, so ungläubig ist er, wenn ihm das Grundlose dieser angeblichen Thatsachen gezeigt, und sie als ganz natürliche Ereignisse dargestellt werden, wenn ihnen durch genaue Erforschung der Zauber des Unnatürlichen genommen ist. Selbst Wagners Gespenster werden ihn unbekehrt lassen.

Der Erfolg ist selten belohnend für diejenigen gewesen, die mündlich oder schriftlich an Vernichtung oder Verminderung dieses Wahnglaubens gearbeitet haben. Welcher Menschenfreund wird aber darum sogleich den Muth sinken lassen, und das Geschäft der Belehrung als unnütz aufgeben? Freilich wird er auf gut Glück den Saamen ausstreuen, aber es werden oft mehrere Körner keimen, als er zu hoffen wagte. Er darf also auf Hoffnung säen, und diese Hoffnung schon ist Gewinn. Der Schriftsteller dringt selten mit seinem Unterricht bis zu den Classen, die desselben am meisten bedürfen, aber doch immer am leichtesten, wenn er gemeinnütz ge Sammlungen, wie unstreitig dies Magazin ist, als Organ braucht, durch welches er vielen Menschen hörbar wird, die entweder

des Unterrichts selbst noch bedürfen, oder doch mit denen Menschen in der nähesten Verbindung leben, welche die Lehre am nöthigsten haben. Ihnen bestimme ich die Materialien, und wenn ich diese in verschiedenen Ansichten zusammenstelle, so geschieht dies nur wegen der leichtern Uebersicht, nicht aber, weil es mein Zweck ist, den Gegenstand systematisch zu behandeln.

Man kann nicht sagen, der Gespensterglaube sey ein Eigenthum der höhern und gebildetern Classen; aber durch die Art der ersten Erziehung und durch spätere Verbindungen ist er ihnen doch sehr bekannt, und zählt unter denselben nicht wenig Anhänger. Ich könnte also schon darum auf ein allgemeineres Interesse für diese Blätter rechnen, wenn sie es nicht schon durch die Bemerkung haben müßten, daß der Mensch, der in der Jugend an Gespenster glaubte, mit dem Glauben an sie nicht zugleich die Furcht vor ihnen ablege. Bei dem Anblick eines fürchterlichen Phantoms, sagt Lessing, stehen die Haare sowohl auf dem gläubigen als ungläubigen Hirnschädel zu Berge. Und sollte diese Furcht uns nur von den Kinderjahren ankleben? Ist mit solchen Erscheinungen immer etwas Schauderhaftes verbunden, oder halten wir sie etwa in dem Augenblick der Täuschung für wahr? Der Glaube befördert die Furcht, und die Furcht den Glauben.

Nicht blos die Wirklichkeit, auch der Schein erregt die Leidenschaften. Die Phantasie ist immer rege und geschäftig. Sie bildet sich aus einem schleppendem Hemde die Gestalt eines wiederkommenden Todten, aus etwas faulem Holz in einem Kürbis einen Todtenkopf mit brennenden Augen, und mit diesen Gestalten entstehen die Leidenschaften, die solchen Bildern entsprechen. (Ueber Gespensterfurcht, Halle 1788. S. 74.) Und die Leidenschaften würken wieder zurück auf die Phantasie, und befördern die Täuschung. Die Furcht stimmt sie, alle Gegenstände nach ihrer eigenthümlichen Farbe auszumahlen. Wenn Bilder die Leidenschaften erregen, so erregen wiederum die Leidenschaften die Bilder. Oede Stille und Einsamkeit erregen unangenehme Leidenschaften, und diese malen jeden Baum leicht zu einem fürchterlichen Phantom aus. Warum wären sonst Kirchen, Kirchhöfe und verfallene Gebäude der gewöhnliche Aufenthalt der Gespenster? Dämmerung und Dunkel stimmen die Seele zur Furcht, und die Phantasie vollendet die unbestimmte Form, die jene allen Gegenständen geben. Die Furcht verwirrt alle Vorstellungen, und schwächt selbst die körperlichen Kräfte. Der Erschrockene will dem Schreckbilde entlaufen, und fühlt seine Schritte erschwert. Nun setzt er sein Unvermögen in ein äußerliches Hinderniß, und hält es für eine Würkung der Erscheinung. Er fühlt die Würkung, und schließt von dieser auf die Wirklichkeit der Ursache, und glaubt, es sey ihm ein Gespenst erschienen.

1. Was ist ein Gespenst?

Die Menschen gebrauchen Worte, mit denen sie theils unrichtige, theils gar keine Begriffe verbinden. Weil man den Sinn derselben hinlänglich einzusehen glaubt, so entwickelt man ihn nicht weiter. Der allgemeine Glaube erklärt ein Gespenst für etwas außerordentliches und schreckliches, das nur zur Nachtzeit erscheint; — dann wäre auch jede feurige Lufterscheinung ein Gespenst; es sind ja außerordentliche Erscheinungen, und für viele schrecklich. Indessen haben solche Erscheinungen ihren natürlichen Grund, und darum sind sie keine Gespenster. Die Ursache eines Gespenstes muß also im Geisterreiche zu suchen seyn, und ein Gespenst wäre also die Würkung eines Geistes auf unsere Sinne; — dieser Geist müßte aber doch ein endlicher Geist seyn, weil man sonst ja jedes Wunder des unendlichen Geistes, jedes Wunder der Vorsehung ein Gespenst nennen müßte. Aber woraus ist dieser Begriff gebildet? Ganz allein aus den Erzählungen von gewöhnlichen Gespenstererscheinungen, und aus den herrschenden Vorstellungen von Gespenstern. — Der Begriff ist also leer, da, wie der Erfolg zeigen wird, er nicht durch diese Voraussetzungen begründet werden kann. Er ist aus angeblichen Thatsachen abstrahirt, die als solche nichts beweisen. —

Indessen der Glaube an Gespenster ist so allgemein, und schon daraus müßte man die Würklichkeit derselben folgern können, wenn die Erklärung des Ursprungs dieses Glaubens auch diesen Ausweg nicht vernichtete. Kaum möchte es wohl ein Volk geben, das nicht vor den Phantomen seiner eigenen Phantasie zitterte, und ihnen, von Furcht geleitet, Wirklichkeit zuschriebe. In der Vorstellung des ungebildeten Menschen fließt Schein und Wirklichkeit zusammen, und beide werden von äußeren Ursachen abgeleitet. Ist die natürliche Ursache einer Würkung unbekannt, so wird sie auf etwas Uebernatürliches zurückgeführt. Darum muß der Glaube an Gespenster vor größerer Aufklärung verschwinden, wenn auch die Furcht vor ihnen fortdauert.

Mag immerhin der Begriff von einem Gespenst ein leerer Begriff seyn, in dem Volksglauben wird er es nicht seyn. Dieser vervielfältigt mit den verschiedenen ungewöhnlichen Erscheinungen die Zahl der Geister und Gespenster, indem er sie von guten und bösen Geistern, von verstorbenen Menschen und Thieren ableitet. Die Phantasie wird die Gestalten der Geister immer verschieden ausbilden, je nachdem sie in ihnen gute oder böse Geister oder Seelen der Verstorbenen wahrnimmt. Der Gespenster werden so viele seyn, als er Geister annimmt, die auf und in der Erde, in der Luft, im Wasser, in Bergen und Brunnen wohnen.

Die Würkung der Erscheinung bestimmt, ob es gute oder böse Geister sind, und der Glaube an diese wird noch lange in dem Glauben an Kobolde, Nixen, Alpe, Bergmännchen, Irrwische, Alrunen, Wehrwölfe, Zwerge u. s. w. fortwähren, und durch Volkssagen noch lange fortgepflanzt werden. *)

Wenn Vorstellungen einmahl in den Volksglauben aufgenommen, und durch denselben verbreitet sind; so wird ihr Inhalt sich bald noch erweitern, indem die Philosophie des Volks ihre eigenen Erklärungsversuche demselben einverleiben wird. Diese werden dann auch zur Rechtfertigung des Glaubens selbst angezogen werden.

Aus diesem Gesichtspunkte hat man denn auch die alten, in der Philosophie des Volks noch immer herrschenden Begriffe über das Wesen der Gespenster zu würdigen. Wenigstens liegen sie in den verschiedenen Modificationen des Volksglaubens zum Grunde, und wenn die Philosophie unserer Tage längst darüber entschieden hat, so wird sie darum noch keinen bekehren, wenn sie nur die Unmöglichkeit demonstrirt, ohne die herrschenden Begriffe selbst zu zergliedern, und in ihrer Nichtigkeit und Blöße darzustellen. Eine kurze Uebersicht jener Begriffe mag hier also eine Stelle finden. **) Sie wird nur kurz seyn dürfen, da einige weiterhin in anderer Beziehung noch eine besondere Erörterung finden.

Der Gespenstergläubige erklärt die Gespenster für geistige Substanzen, die auf das Gesicht, Gehör und Gefühl der Menschen einwürken, und sie dadurch in Furcht und Schrecken setzen können. Nach einigen sind dies die Seelen der Verstorbenen, die sich noch zuweilen den Menschen zeigen. Bei der catholischen Lehre vom Fegefeuer, und bei den vielen angeblichen Thatsachen von Erscheinungen der geplagten Seelen, die Lebenden um Trost und Hülfe anzuflehen, bedurfte es kaum eines weitern Beweises zur Rechtfertigung dieser Vorstellung. Die Sache sprach ja für sich, und die Erscheinungen hatten so deutlich ihre persönlichen Verhältnisse angegeben, daß schon dadurch jeder Zweifel gehoben werden mußte. Indessen scheint es, als ob mit dem Glauben an das Fegfeuer auch die Erscheinungen der geplagten Seelen aus demselben in einem großen Theil der Christenheit aufgehört haben, und daß der Un-

*) Alle diese Vorstellungen fliessen in dem Glauben an Gespenster zusammen, und können in einigen Ansichten nicht vollständig dargestellt werden.

**) Ich gebe sie nach Walchs philosophischem Lexicon.

Unglaube nicht weiter durch sprechende Thatsachen bekehrt werden könne. Derselbe Fall findet statt mit den angeblichen durch ausdrückliche Bündnisse verabredeten Erscheinungen von Verstorbenen. Wenn auch hier die catholische Kirche sich auf Thatsachen beruft, so fehlt es der protestantischen gänzlich an solchen, so groß die Zahl derer auch sey mag, die als Glieder derselben ähnliche Verabredungen getroffen haben. Wenigstens erzählt Baronius von einer solchen Verabredung zwischen dem Marsilius Ficinus, und dem Michael Mercatus. Als der letztere einst in einer philosophischen Meditation begriffen gewesen, habe er plötzlich gehört, daß ein Pferd vor seiner Thür stille gehalten und Marsilius ausgerufen: O Michael, vera sunt illa. (Es verhält sich so um jene Sachen). Natürlich mußte dieser, wenn er die Stimme seines Freundes erkannte, diese Worte auf ihre Abrede beziehen. Er sey auch ans Fenster geeilt, und habe seinen Freund auf einem weißen Pferde erblickt, und als er ihn bei seinem Nahmen gerufen, sey er schon verschwunden gewesen. Auf nähere Erkundigung habe er denn in Erfahrung gebracht, daß Marsilius in eben der Stunde, wo er ihn gehört und gesehen, zu Florenz gestorben sey. *) Schon in dieser Erzählung ist ein Umstand enthalten, der auf eine psychologische Erklärung des Wunders hinleitet, und aus der Geschichte jener Zeit und der damahls wieder aufblühenden platonischen Philosophie, die mit dem Aberglauben des Zeitalters in Wechselwürkung stand, möchte jene natürliche Erklärungsart vollends gerechtfertiget werden.

Es ist auffallend, wie gläubig hie und da noch die Geschichten solcher Erscheinungen von Verstorbenen erzählt werden; aber nie wird man beglaubigte Umstände erfahren, und noch weniger lebende Zeugen nachgewiesen finden. Meistens sind es aufgewärmte Legenden, wo nur Zeit, Ort und Personen verändert sind; in der Form sind sie sich gewöhnlich ähnlich.

Seit den Zeiten des Theophrastus Paracelsus ist eine andere Vorstellung aufgekommen, und unter einer großen Classe von Schwärmern geltend geworden. Dabey liegt eine gewisse Mystik zum Grunde, und fast muß man fürchten, daß der sich immer weiter verbreitende Hang zum Mysticismus, weil der menschliche Geist die reine Ansicht desselben kaum fassen kann, in der ferneren Anwendung bald die Schranken überschreiten wird. Die Schriften des Novalis haben ihre beredten Sachwalter, in deren Ton der Recensent derselben in der Allg. Lit. Zeitung ein-

*) Mehrere dergleichen Geschichten s. in Schelwigs dissert. de apparitionibus mortuorum vivis ex pacto factis. Danzig 1708. und Bayle in seinem Wörterbuche in den Artikeln Baranzani und Bonfadio.

einzustimmen scheint, und schon länger hat man die Religion aus einem mystischen Gesichtspunkte zu würdigen gesucht. Wenigstens möchte jene Vorstellung den Freunden der poetischen Poesie in mancher Hinsicht behagen. Die Gespenster erscheinen hier als Astralgeister, und sind ein Theil der drei großen Substanzen, aus welchen der Mensch besteht, und die beim Tode desselben getrennt werden. Die eine Substanz ist die Seele, die von Gott kömmt, und zu Gott zurückkehrt; die zweite ist der Körper, der aus Erde und Wasser besteht, und in seine Elemente wieder aufgelöst wird, und die dritte ist der Astralgeist, der dem Firmament gleicht, und aus Luft und Feuer besteht. Zwar kehret auch dieser zurück zu seinen Elementen, aber er braucht längere Zeit zur Verwesung, als der Leib, weil er aus reinern Elementen als dieser besteht, und einer wird auch früher vernichtet als der andere, nachdem er nemlich rein oder unrein gewesen. Dieser Astralgeist enthält die Begierden, die dem Gemüth im Tode eingeprägt worden, und eben er ist es, der nach dem Tode erscheint, besonders an solchen Orten oder bei solchen Personen, die im Leben oder im Tode das größte Interesse für ihn gehabt hätten. Und der ehrliche Schuster Jacob Böhm hat die Sache nach seiner Art noch deutlicher zu machen gewußt. Er sagt: „die Begierde nach einer Sache presset die Sache selbst in die Seele, die den siderischen Leib (Astralgeist) noch eine Zeitlang an sich hält. Menschen lassen sich nach dem Tode sehen mit ihrem eigenem Leibe, denn der Seelengeist zieht den Leib durch den Nervengeist an sich.“ Der Seelen Begierde führt den siderischen Geist darein, daß die Elemente gleich wie mit einem Sterneleben geeinpresset werden: sonderlich so die Seele noch nicht zur Ruhe kommen ist, und daß sie ihr bei Leben des Leibes hat etwas zu hart eingebildet; und ist ihr der Leib indessen, ehe sie hat ihre Begierde aus dem Dinge wieder ausgeführt, abgestorben, so lauft ihr Wille noch immerdar in derselben Impression, und wolle gern ihre Sache in Recht verwandeln, kann aber nicht, so sucht sie Ursache ihres Haltens, und wollte gern in der Ewigkeit in Ruhe seyn, aber das geeinpreßte Ding mit dem Sterngeist hat sein Treiben, bis es das Gestirn hat verzehrt.“ — Aus dieser Vorstellung, die wohl einer moralischen Interpretation fähig wäre, ist die Haltbarkeit des Gespensterglaubens leicht abzuleiten, und alles ginge sehr natürlich zu. Man hat sie auch in der Folge in mehreren Modificationen vorgetragen. Sie hat große Aehnlichkeit mit der platonischen Lehre von einem feinen Körper, der sich aus dem groben irdischen entwickelt, und der Seele im Tode nachfließt. In dem Augenblick, wo der Geist diesen feinern Körper zusammenzieht, und mit ihm sich bekleidet, wäre eine Erscheinung des Todten möglich, und eben seiner Zartheit wegen verschwände er vor dem annähernden Lichte, und könne selbst durch dreiste Annäherung eines

andern vertrieben werden. Man hat sogar von dieser Vorstellung die Erscheinung abgeleitet, daß der Körper eines Ermordeten einige Zeit nachher in Gegenwart des Mörders zu bluten anfange, und daß der Astralgeist dadurch die Entdeckung desselben zu bewürken suche. — Die magische Kunst mag diese Vorstellung für sich brauchbar gefunden haben; aber immer ist ihr Grund eine hypothetische Voraussetzung, die nie wird begründet werden können.

Eine auf einzelne Fälle vielleicht anwendbare, aber leicht zu weit ausgedehnte Vorstellung ist es, wenn man die Gespenster für die faulen Dünste der verwesenden Leichen erklärt, die bei neblichtem Dunkel sich zusammenzögen, und denen die Phantasie leicht die Form des Verstorbenen liehe. Auch diese Meinung erklärt sich aus der Geschichte des Ursprungs des Glaubens an Gespenster. Sie gefiel besonders philosophischen Köpfen, deren Vernunft sich von den Fesseln des Aberglaubens loszuwickeln strebte, und steht in einiger Verbindung mit der vorher angeführten. Dies zeigt auch eine modificirte Erklärung derselben, nach welcher die Signaturen, welche in dem Saamen eines jeden Körpers liegen, durch eine Centralhitze sich hervorthun, und die Gestalt des vorigen Körpers annehmen. — Indessen, wenn sich auch einige chemische Thatsachen bei faulenden Körpern zeigen, so wird doch die Phantasie immer den größten Einfluß bei der Bildung dieser Hypothese behalten.

Es finden sich noch hie und da im Volksglauben Spuren der einst allgemein verbreiteten Meinung von Elementargeistern, von Geistern der Luft, des Feuers, der Erde und des Wassers. Die Gestirne hielt man für den Sitz der Salamander oder Feuergeister. Von den Luftgeistern leitete man alle Lufterscheinungen ab. Die Nymphen oder Wassergeister sollten die Schätze des Wassers, und die Pygmäen oder Erdgeister die Schätze der Erde unter ihrer Aufsicht haben. Von dieser Meinung, die noch jetzt den Betrügereien der Schatzgräber Vorschub leistet, suchte man auch die Gespenster-Erscheinungen abzuleiten.

Wenn man endlich die Gespenster für ein Werk des Teufels erklärt, so gehört diese Meinung mehr in eine Darstellung des sogenannten Hexenglaubens, und kann nur in Verbindung mit diesem gehörig erklärt werden. Vor jetzt will ich indessen meine Darstellung nicht so weit ausdehnen. Sie würde, wenn sie vollständig seyn sollte, den Glauben an Verbindung mit Geistern überhaupt umfassen müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verfertigung des Beinschwarz oder Elfenbeinschwarz.

(Aus den Annales des Arts. Nro. 48. An XII.)

Die in der Mahlerei gewöhnlichen schwarzen Farben verdankt man größtentheils der Kohle, und sie sind daher ganz unveränderlich. Die Farben aus vegetabilischen Substanzen fallen gewöhnlich ins Bläulichte, und sind wegen der darin befindlichen Salztheile dem Schimmel unterworfen. Deswegen wäscht man sie auch öfterer, um sie von fremden Theilen zu reinigen, und nimmt auch nur die härtesten Theile von Vegetabilien dazu, als Aprikosen- Pfirschenkerne u. s. w.

Das Schwarze vom Rauche ist zwar von diesen Fehlern frei, allein es hat eine röthliche Farbe, die von Theilen herkommt, welche man schwerlich wegschaffen kann.

Ein reineres Schwarz geben die Kohlen von animalischen Substanzen, und die erste Stelle nimmt das Elfenbeinschwarz ein. Das erste kennt man im Handel unter dem Namen Köllnerschwarz. Je poröser die Materien sind, desto röthlicher wird die Farbe; je dichter sie sind, eine desto reinere Farbe erhält man. Daher giebt auch das Elfenbein eine sehr schöne Farbe.

Die Knochen bestehen aus Gallerte, phosphorsaurem und kohlensaurem Kalk. Die Gallerte macht gewöhnlich die Hälfte des Gewichts aus, nur ist sie nach Verschiedenheit der Knochen auch verschieden. In Knochen von jungen Thieren ist sie sehr häufig, hingegen nimmt sie verhältnißmäßig ab, so wie die Thiere älter werden; die Knochen werden dann härter und dichter, da sie vorher weich und porös waren. Da bei der schwarzen Farbe sehr viel darauf ankommt, so sieht man leicht ein, daß man eine gute Auswahl treffen, und nur solche Knochen nehmen müsse, die leicht, dicht und compact sind, und dem Elfenbeine am nächsten kommen.

In England verfertigt man viel Beinschwarz, das unter dem Namen Elfenbeinschwarz verkauft wird, und nach der Angabe des Bürgers Pnymorin verfährt man auf folgende Art:

Man zerreibt die Knochen auf einer Mühle, und läßt sie dann im Wasser kochen, um einen Theil der Gallerte auszuziehen. Hierauf bringt man die Knochen in einen großen Kolben, dessen Helmrohr in Destillirgefäße geht, um das flüchtige Alkali zu sammeln, das im Handel unter dem Namen Hirschhorngeist bekannt ist. Die gasartigen Substanzen werden herausgeleitet, damit sie sich nicht entzünden, und eine gefährliche Explosion verursachen. Sobald nichts Flüchtiges mehr übergeht, läßt man den Kolben kalt werden, und nimmt die Knochen heraus. Sie werden hierauf zu einem feinen Pulver gerieben, und die von der schönsten Farbe unter dem Namen Elfenbeinschwarz verkauft.

Hannöverisches Magazin.

12tes Stück.

Montag, den 11ten Februar 1805.

Der Glaube an Gespenster,

in einigen historisch-philosophischen Ansichten dargestellt.

(Fortsetzung.)

2. Ursprung des Glaubens an Gespenster. Gründe, warum dieser Glaube sich so lange erhalten konnte.

Die Geschichte wird den Ursprung dieses Glaubens in der frühesten Periode der Menschheit aufsuchen müssen, wo es dieser noch gänzlich an Cultur des Geistes fehlte. Sie wird den aufgenommenen Faden leicht weiter verfolgen, und die Ursachen finden können, welche die Verbreitung und Festhaltung dieses Glaubens selbst bei gebildeten Menschen bewirkten.

Der Ursprung des Gespensterglaubens fällt also in die Kindheitsperiode des menschlichen Geistes, wo es ihm unmöglich war, die wahre Ursache der Dinge zu erforschen, und es an Erfahrungen gebrach, die seinen Blick auf die natürliche Verbindung zwischen Ursache und Würkung erweitern konnten. Um den Grund einer Sache einzusehen, deren natürliche Ursache ihm nicht sogleich einleuchtete, nahm er alsbald seine Zuflucht zu einer übernatürlichen Ursache. Seine Neigung zum Wunderbaren wurde sowohl gereizt als genährt, und diese Neigung ist noch immer die Eigenschaft des ungebildeten Menschen, und so lange diese nicht besser geleitet wird, wird auch der Gespensterglaube bestehen. Wer je in einem Cirkel von gemeinen Leuten war, wo ein Dorfredner oder Charlatan mit ernster Miene die unsinnigsten Gespenstergeschichten erzählte, der erinnere sich an die hier gemachte Erfahrung. *) Wie aufmerksam ist

M die

*) Gespräche über Gespensterfurcht, S. 39.

die Gesellschaft beim Anhören der seltsamsten Dinge, und wie wird ihre Erwartung bei jedem noch wunderbarern Zuge immer höher gespannt? Hitzig sucht der Zuhörer Begebenheiten hervor, die ihm diese zu bestätigen scheinen. Sieht er oder hört er nun etwas, welches eine Aehnlichkeit mit seinen gesammelten Gespensterideen hat, so ist sein Glaube daran unerschütterlich. Dazu kommen die unrichtigen Begriffe, die sich der ungusgebildete Verstand von vielen Dingen macht. Er kennt sie nicht, die schöne Ordnung, die im unermeßlichen Weltall herrscht. Er kann es nicht fassen, daß da die Weisheit des Ewigen sich am herrlichsten offenbaret, wo sie durch die simpelsten, natürlichsten Wege ihre großen Endzwecke erreicht. — Er häuft das Wunderbare, um die Ehre des höchsten Wesens zu befördern, und so wird bald die ganze Welt mit Geistern besetzt. Ganz der natürliche Gang der Seele in jenen finstern Zeiten, und noch eben derselbe bei dem unkultivirten Theil unsrer Zeitgenossen.

Dieser Hang zum Wunderbaren bewirkt eine leichte Empfänglichkeit für den Glauben an Geister und Gespenster, und da hier nur von letzteren die Rede ist, so darf auch nur entwickelt werden, wie und auf welchen Wegen jener Hang in dieser Hinsicht beschäftigt und befriedigt worden.

Der Glaube an Fortdauer des menschlichen Geistes, oder des höhern Theils, der den Körper belebt, nach dem Tode, scheint in seiner frühern Periode Hand in Hand mit dem Glauben an Gespenster zu gehen. Der Mensch dachte sich jenen unsichtbaren Theil seines Wesens in Form und Umriß ähnlich dem Körper. Wenn dieser verwese, würde jener noch fortdauern, und zum Theil die vorigen Neigungen, Leidenschaften und Bedürfnisse in sich nähren. Empfindungen, welche hier das Glück des Lebens machten, und durch ein so inniges Band die Menschen vereinigten, wie elterliche und kindliche Liebe, konnten durch den Tod nicht auf einmal vernichtet werden. Die Seele des Lebenden ist voll von Gedanken an den geliebten Todten. Das Bild des Hingeschiedenen ist dem Herzen tief eingeprägt, und die Phantasie wird es in den verschiedenen Verhältnissen des Lebens wiederholt dem Auge vorhalten. Man wird es zusehen, mit ihm zu reden glauben. Der ungebildete Mensch weiß sich diese innern Erscheinungen in seinem Gemüth nicht zu erklären; er hält sie, vermöge einer gewöhnlichen Täuschung, für Thatsachen, und in der Erinnerung wird sich ihm das geliebte Bild oft vergegenwärtigen.

Er kann dem Gedanken an dasselbe im wachenden Zustande nicht entfliehen, und die Phantasie wird dem Träumenden die Bilder noch deutlicher ausmahlen. Sie wird den Eltern ihre Kinder, und den Kindern ihre Eltern, dem Geliebten die Ge-

Geliebte, dem gedrückten Sclaven seine vorigen Peiniger gleichsam vor Augen zaubern. Sie wird alle vorigen Verhältnisse des Lebens wiederholt darstellen, und alle Spiele der Phantasie wird er als Thatsachen annehmen und dafür erklären.

Eine psychologische Theorie des Träumens kann sich nur ein reiferes Zeitalter entwickeln. Der ungebildete Mensch wird seine Träume für wahr halten, und sein Glaube an dieselben wird ihn mit einer gewissen Ehrfurcht für diese Träume erfüllen. Er hält seine Träume für göttlich, und legt ihnen Wahrheit bei. Der Wilde hält den, der ihn im Traume schlägt, beleidigt, und nach dem Leben stellt, für seinen Feind, und wird sich wachend an ihm für das zu rächen suchen, was er ihm im Traume gethan hat. Er hatte ja die Beleidigung empfunden, und die Traumerscheinung schwebte ihm ja noch im wachenden Zustande vor Augen; er wird sich also dadurch bewogen finden, ihre Wirklichkeit vorauszusetzen. Eine feurige Phantasie würkt mit einer solchen Lebhaftigkeit auf den Menschen, und seine Empfindung, daß er ihre Vorstellungen von äußern Sinnenempfindungen nicht unterscheiden kann, besonders wenn Angst und Schrecken damit verbunden ist, oder wenn seine Reizbarkeit durch Kränklichkeit erhöht ist. Er wird Schein und Würklichkeit verwechseln.

Und wer kennt nicht aus der Geschichte den Einfluß heißer Klimate auf die Phantasie der Menschen? Wem ist es unbekannt, welche Erscheinungen durch den Gebrauch betäubender Getränke, durch strenges Fasten, durch starkes, ununterbrochenes Nachdenken, durch die Abgeschiedenheit eines einsamen Zustandes, und durch kränkliche Zustände veranlaßt werden? Die Mönchsgeschichte ist voll von solchen belehrenden Thatsachen, und die Geschichte vieler Hypochondristen liefert erläuternde Beispiele. *)

In der Natur des sinnlichen Menschen findet sich noch eine andere reichhaltige Quelle des Gespensterglaubens. Seine Neugierde treibt ihn, den Grund sinnlicher Erfahrungen zu erforschen, und mit dem ersten besten Grunde, der sich ihm darbietet, wird er sich befriedigen. Seine Sinne und seine Phantasie sind seine Führer, und diese werden wieder von Erfahrung und Analogie geleitet.

Er selbst handele willkührlich, aber bald wird er sich überzeugen, daß eine innere unsichtbare Kraft, die seinen ganzen Körper durchdringt, die

*) Als neuere Beispiele s. Nicolai's Erzählung der Erscheinung mehrerer Phantasmen. Berlin 1799. und Peukers Geschichte meiner Phantasmen. Nürnberg 1801.

Urſache ſeiner Handlungen iſt. Von einer ſolchen Kraft wird er auch die Handlungen der Thiere ableiten.

Er hält ſich bald berechtigt, Analogie und Erfahrung auf die ganze übrige Natur anzuwenden, und von unſichtbaren Kräften ihre Erſcheinungen abzuleiten. Seine Phantaſie belebt dieſe Kräfte, weil ja das Lebloſe nicht würken kann, und ſchafft ſie in Geiſter um, die das ganze Weltall beſeelen. Er vermehrt ihre Zahl auf mannigfaltige Weiſe, und bald hat er die ganze Natur mit Geiſtern bevölkert. Er legt dieſen Weſen menſchenähnliche, nur höhere Kräfte bei, und theilt ſeine Vorzüge und Schwachheiten, ſeine Tugenden und Fehler mit ihnen. Nun mußte er ihnen auch ähnliche äuſſere Verhältniſſe, beſonders den Beſitz eines Körpers, zuſchreiben. Ihre Wohnung und ihre Verhältniſſe mußte er ſich nach Analogie denken. Deſto menſchenähnlicher wurden die Geiſter, und ſie unterſchieden ſich nur von den Menſchen durch Unſichtbarkeit und höhere Kräfte. Die Erde und der Menſch iſt der Schauplatz und der Gegenſtand ihrer Wirkſamkeit. Sind ſie ſelbſt Körper, oder bedienen ſie ſich der Körper als Werkzeuge, iſt die Erde ihre Wohnung, oder können ſie ſich dieſer eine Zeitlang zur Wohnung bedienen, ſo wird man auch ihre ſichtbaren und körperlichen Erſcheinungen nicht läugnen können.

Die Religionsgeſchichte ungebildeter Völker liefert vielfache Belege für dieſe Behauptung. Jedes Ereigniß in der Natur führen ſie auf eine höhere Urſache zurück. Der Kamtſchadale erklärt den Donner für das Gerāſſel, welches ſein Gott Kutka macht, wenn er ſeinen Kahn aus dem Waſſer über Steine ans Ufer zieht. Der Regen beſteht aus dem Waſſer ſeiner Götter und Geiſter. Der Grönländer glaubt, daß Blitz und Donner aus dem Geraſſel eines getrockneten Fells entſtehe, welches zwei himmliſche Weiber ausdehnen, und daß der Regen vom Ueberlaufen der himmliſchen Teiche entſtehe. Sonne und Mond erklärt er für Geſchwiſter, und die Finſterniſſe beider Körper führen ſie bald auf Rieſen, bald auf andere Ungeheuer zurück. Das Nordlicht ſoll dann entſtehen, wenn die abgeſchiedenen Seelen Ball ſpielen.

So wird die ganze Natur mit Geiſtern bevölkert, und jede Naturerſcheinung als Würkung eines höhern Weſens dargeſtellt. Der Phantaſie werden die Bilder dieſer Weſen immer vorſchweben, und es wird ihr nicht an Gelegenheit fehlen, wo ſie glaubt, ſie auf eine ſinnliche Art wahrzunehmen. Die äußere Natur liefert der Phantaſie den Stoff zu ihren Bildern, und zu der geglaubten ſinnlichen Wahrnehmung derſelben.

Die Geſchichte der alten Bewohner von Schottland liefert hier auffallende Beiſpiele. Sie nahmen für die hingeſchiedenen Geiſter luſtige Wohnſitze in den

den Wolken an, wo sie ein dem gegenwärtigen ähnliches Leben führten. Dies waren die seligen Hallen der Väter, denen kein Hingeschiedener sich nähern durfte, bevor ein Barde ihm den Grabgesang gesungen hatte. So lange mußten sie am Grabe, oder in Nebel gekleidet auf einsamen Hügeln weilen.

Die Phantasie des alten Caledoniers, wenn er über Gräber und Hügel Nebel verbreitet sah, und die verschiedenen Formen erblickte, die ihm die Bewegungen der Luft gaben, und welche der menschlichen Gestalt bald mehr, bald weniger ähnlich waren, fand darin bald trauernde Helden, denen noch ihr Grablied nicht gesungen war. In dem eilenden Fluge zertheilter Wolken erblickte sie die Gestalt der Vorfahren. Jeder Schatten war ein erscheinender Geist. Erblickte er bei nächtlichem Dunkel eine feurige Erscheinung, so war dies ein Verstorbener, der den Hallen der Väter zueilte. *) Wenn der Wind sich an Felsenwänden brach, oder in hohlen Bäumen sauste, wenn die Gewässer rauschten, so hörte er darin die Klagen oder die Erzählungen der Hingeschiedenen.

Die Phantasie bildet Schatten zu Geistern, und unbekannte Töne zu Stimmen der Geister aus. Den Schattenbildern leihet sie körperliche Gestalten, und giebt ihnen menschliche Bildung. Sie vollendet dadurch die täuschende Einbildung, daß unsere Freunde und Lieblinge durch den Tod nicht auf einmahl aus unserm Kreise weggenommen werden können. Und man überzeugte sich so gern, daß, so wie die Liebe, Freundschaft, Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen verstorbene Freunde, Anverwandte, Geschwister und Eltern bei den Lebenden noch fortdauern, diese nämliche Liebe, Anhänglichkeit und Neigung der Abgeschiedenen an ihre Zurückgelassenen noch fortwähren; daß diese an den Vergnügungen, Vortheilen und Trübsalen der Lebendigen Antheil nehmen, und immer noch ein Theil der Gesellschaft, wiewohl unsichtbarer Weise, seyn werden. Durch diesen Gedanken angefeuert, wird die Phantasie gern wiederholt das Bild des lieben Todten hervorrufen, und die ehemalige Form desselben im lebhaften Umriß sich darstellen. Sie wird ihn zu hören und zu sehen wähnen. Ueber irdische Schwäche erhaben, freut die Seele sich einer größern Stärke und Kraft. Sie kann nun leichter etwas fassen, und selbst mit schnellerm Blick die Zukunft durchschauen. Eben darum wird sie aus liebevoller Freundschaft den Lebenden guten Rath ertheilen, oder wenn sie auch dort noch die Rache süß findet, so wird ihre Gegenwart einem feindlichen Erscheinen gleichen. Man wird

*) Man sehe die Ausführung in Flugges Geschichte des Glaubens an Unsterblichkeit, Th. 2.

wird die Erscheinung fürchten, und die Furcht wiederum neue Erscheinungen hervorbringen.

Ob der Gespensterglaube bei verschiedenen Völkern aus einzelnen oder vereinten Quellen floß, läßt sich noch zum Theil aus der Beschaffenheit dieses Glaubens erkennen. Beschränken wir unsere Darstellung desselben, so fern er die Geister verstorbener Menschen betrifft, so wird die weite Verbreitung dieses Glaubens sich noch leichter erklären. Immer aber gründet er sich auf die Beschaffenheit der Lehre von der Fortdauer der Seele nach dem Tode, und der Grund der Möglichkeit der Gespenster ist in den Begriffen von der Seele enthalten. Einige Bemerkungen mögen dies erläutern.

Es ist eine sehr weit verbreitete Meinung, daß die Seele nach Gefallen ihren noch lebenden Körper verlassen könne, ohne daß dieser dadurch Schaden leide. Möglich mußte der ungebildete Mensch sich die Sache denken, weil er es ja erfährt, daß die Seele im Schlafen wie im Wachen mit der Welt in Verbindung steht, wenn gleich alle Kräfte des Körpers ruhen. Die Wilden des nördlichen Amerika waren des Glaubens, die Seele verlasse im Traum den Körper, und sehe und höre dann würklich die Dinge, die sie sich im Traume vorstelle. Aber nicht blos im Traume, sondern nach Belieben, kann die Seele den Körper verlassen, und auf Reisen gehen. Sie kann Luft und Meer durcheilen, und immer noch ihren Körper beherrschen. Der Grönländer glaubt, daß die Seele für sich auf die Jagd und zum Tanze gehe. In einem Zustande der Extase soll jede Seele den Körper verlassen können, und die Zauberer der Wilden suchen durch ihre Extasen ihre vorgebliche Verbindung mit dem Geisterreiche zu beweisen. Die Otaheitier scheinen diese Freiheit der Seele auf die Zeit zu beschränken, wo der Körper schläft, während welcher sie Besuche in dem Reiche der Geister machen könne.

Und haben sich nicht Spuren dieses Glaubens bis auf die neuesten Zeiten erhalten? Sind sie nicht in den vielen Hexengeschichten sichtbar? Hält man es blos für möglich, daß ein Mensch bei lebendigem Leibe spüken, oder andern erscheinen, oder daß ein Mensch sich selbst sehen könne? Die Seele ist ja ein körperähnliches Ding, das auch ohne Körper bestehen kann; daß der Mensch aber, wenn die Seele den Körper verlassen habe, noch fortlebe, ist leicht zu erklären, wenn man ihm eine doppelte Seele beilegt, und nur eine auf Reisen gehen läßt.

Wer solchen Seelen begegnet, wird sie leicht erkennen, weil sie in der Gestalt ihrer Körper völlig gleich sind. Weigerten sich ja darum selbst die Chinesen, als die Mongolen sie zwangen, den Kopf zu scheeren. Sie fürchteten,

ihre

ihre Seelen würden in der künftigen Welt nun auch mit geschornen Köpfen erscheinen.

Eine andere Begründung erhält der Glaube an Gespenster durch die Vorstellung, daß die Seele nicht gleich nach dem Tode den Körper verlasse. So erscheint der Todte als ein Gegenstand der Furcht und des Grauens; er kann die Lebendigen schrecken und beschämen. Selbst der christliche Volksglaube enthält noch Spuren dieser Vorstellung, wenn er Kirchhöfe und Knochenhäuser als einen Gegenstand der Furcht darstellt. Ja aus einigen vorhandenen Erzählungen ergiebt sich das Resultat, daß der Volksglaube sogar den Todtenknochen Leben zuschreibt. Nach Haubers Erzählung in seiner Bibliotheka Magika wollte zu Wilna in Litthauen ein Jüngling einem in der dortigen Johanniskirche beigesetzten Todten einen Ring abziehen. Dieser schrie um Hülfe, und alsbald erhoben sich alle Todtengerippe, verfolgten den Dieb, und ängstigten ihn beinahe zu Tode. In einem Böhmischen Bernhardiner-Kloster wies man einem Ordensbruder ein Beinhaus, worin eine große Menge Knochen mit großer Kunst auf eine bewunderungswürdige Art geordnet waren. Er zuckte seufzend die Achsel, und bemerkte, daß die Knochen in einer schönern Ordnung seyn dürften, als die Seelen, denen sie zugehörten. Darüber geriethen alle Knochen so in Zorn, daß er die Flucht ergreifen mußte.

Selbst so weit erstreckt sich der Glaube, daß man es für möglich hält, daß Todte mit ihren Körpern ihr Grab verlassen können, um Lebende zu plagen. So fingen 1732. in mehrern Dörfern von Servien viele Menschen an zu klagen, daß ihnen die kürzlich Verstorbenen in der Nacht erschienen, und das Blut aussögen. Sie erkrankten und starben. Andere glaubten nun, daß sie wiederum von diesen geplagt würden. Man öffnete ihre Gräber, und fand ihre Körper mit frischem Blut angefüllt, und die Nägel und Haare wachsend. Um sicher zu seyn, wurden die Leichen enthauptet und verbrannt.

So giebt es also noch ein fortdaurendes Leben in dem todten Körper. Man kann es sich nicht denken, daß das Leben den Körper ganz verlassen haben sollte. Es sollen denselben mehrere Seelen beleben, und eine, bis zur völligen Verwesung desselben, in ihm zurückbleiben. Daraus will man die verschiedenen Grade der Lebenskraft und der Thätigkeit erklären. Selbst der Volksglaube der neuern Juden läßt eine von den drei Seelen des Menschen bei dem Körper bleiben, bis er völlig verzehrt ist. Darum empfinder der Leichnam auch das Nagen der Würmer sehr schmerzlich, und daher reden auch die Todten mit einander im Grabe, und ihre Reden betreffen oft künftige Dinge, die sie von dem Geiste erfahren, der sie zuweilen besucht. Auch Feinde im Leben zürnen noch als Todte auf einander, und Todte aus-

ei-

einer Stadt zürnen, wenn Fremde ihre Grabesgenossen werden.

Dem Psychologen sind solche Data in mehr als einer Hinsicht wichtig. Sie sind wenigstens Beweise des fortwährenden Interesse an den Verstorbenen.

Allgemeiner noch ist die Vorstellung, daß die Seelen sich in der Nähe ihres vorigen Körpers aufhalten, und den Lebenden, die sie umschweben, oft erscheinen. Ist es Liebe, welche die Seele an ihren alten Körper fesselt, oder binden sie Bedürfnisse, wie sie sie im Leben hatte, an den Ort ihres alten Aufenthalts? Man wählt bald diese, bald jene Auskunft, und noch andere nehmen an, daß die Seelen hier noch verweilen, um ihrem Haß, ihrer Freundschaft oder ihrer Liebe zu den Menschen nachzuhängen.

Wenigstens schreiben alle rohe Völker den Seelen die Bedürfnisse und Neigungen zu, die sie im Leben hatten, und darum versorgen sie auch ihre Todten mit allen Bedürfnissen des Lebens. Sie soll während ihrem Seyn beim todten Körper keinen Mangel leiden; sie soll wohl versorgt in das Land der Seelen eingehen. Darum giebt man den Todten Speise und Trank mit ins Grab, und überhaupt alles, was sie im Leben gebraucht haben. Ihr Land der Seelen entspricht der Gegenwart in allen Verhältnissen und Bedürfnissen. Man sorgt in dieser Hinsicht noch mehrere Jahre für die Todten. So feiern die Tscheremissen ihr jährliches Todtenfest, wo für die Todten Speise und Trank zubereitet wird. Nordamerikanische Völker hielten von Zeit zu Zeit Mahlzeiten für die Todten, wo diesen ihre Portion vorgesetzt wurde. *)

Immer liegt doch die Vorstellung zum Grunde, daß die Seele nicht gleich ins andere Leben eingehe, und eben dies mußte dem Gespensterglauben reiche Nahrung geben. Längere oder kürzere Zeit weilt sie bei ihrer alten Wohnung, und kehrt dahin zurück, um sich durch Speise und Trank zu erquicken. Zu dem Ende lassen afrikanische Völker im Dache ein Loch offen, damit die Seele frei in ihre alte Wohnung zurückkehren möge.

*) Zeugnisse in Menge sind angeführt in Simons Geschichte des Glaubens nicht christlicher Völker an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode. S. 39.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Hannöverisches Magazin.

13tes Stück.

Freitag, den 15ten Februar 1805.

Der Glaube an Gespenster,

in einigen historisch-philosophischen Ansichten dargestellt.

(Fortsetzung.)

Die Meinung scheint auf einem natürlichen Gefühl zu beruhen, daß die Seele noch eine Zeitlang ihrem todten Körper Gesellschaft leiste. In Paraguai ließ man zu dem Ende Raum im Grabe, um der Seele Platz zu machen. War dies vielleicht auch ein Grund, warum die alte Welt prächtige Grabmähler erbauete, und ihre Todten einbalsamirte?

Reiche Nahrung für den Glauben an Gespenster, wenn dieser auch nicht dadurch veranlaßt worden! die körperliche Seele, die am Grabe weilt, wird ihre Gegenwart den Lebenden kund thun. Sie wird, wenn sie hier lange genug geweilt hat, sich aufmachen, und ihre Reise ins Land der Seelen beginnen. Der Eskimo glaubt sogar nach einiger Zeit aus dem Grabe wieder aufzustehen, und seine Waffen zu ergreifen, die mit ihm begraben sind. Fast alle ungebildete Völker haben ein Land der Seelen, wohin diese nach dem Tode wandern müssen. Lauter Vorbereitungen und Beförderungen des Glaubens an Erscheinungen derselben!

Eine andere Modification des Glaubens an Fortdauer nach dem Tode unterstützte gleichfalls den Glauben an Gespenster. Will es das Schicksal, daß die Seelen nach dem Tode in andere Körper wandern müssen, so werden ihnen bald auch Pflanzen und Steine zur Wohnung dienen müssen. Bald wird man auch, da ihre Kräfte nicht aufgehört haben, und ihre Wirksamkeit nicht vernichtet ist, an thätige Aeußerungen derselben, und mithin an Erscheinungen derselben glauben.

Was eine Vorstellung nicht bewürkte, das konnte die andere bewürken.

ten, und der Gespensterglaube mußte überall Grund fassen. Die Phantasie fand Stoff und Nahrung, und ein unwillkührlicher Schauder, den der Anblick von Todten erregt, konnte die Erscheinung der hingeschiedenen Seelen als keine liebliche Erscheinung betrachten lassen. Es waren nicht freundliche Genien, die sich blicken liessen; es waren furchtbare Erscheinungen, Gespenster. Nur in seltenen Fällen erscheinen sie den Lebenden so harmlos, wie sie zum Theil in Ossians Liedern dargestellt sind.

Ehe wir die Beschaffenheit dieses Glaubens näher erörtern, und in seine einzelnen Bestandtheile zerlegen, drängt sich eine andere Frage auf, die Frage: wie konnte dieser Glaube so weit verbreitet werden, und wie konnte er sich, selbst unter gebildeten Völkern, so lange erhalten? Zum Theil wird diese Frage durch obige Bemerkungen über den Ursprung des Gespensterglaubens schon beantwortet, und im Besondern wäre noch folgendes nachzutragen.

Man darf nur den natürlichen Veranlassungen von Gespenstererscheinungen nachspüren, um zu finden, daß Furcht sie veranlaßte, daß die Phantasie herrschende Vorstellungen zur Begründung des Glaubens anwandte, und daß Betrüger diesen Glauben nützten, ihre schändlichen Zwecke zu erreichen. Man darf nur Wagners Gespenster lesen, um überzeugt zu werden, daß Gespenstererscheinungen vielfach durch Betrügereien veranlaßt werden, wodurch schlechte Menschen bald aus Schadenfreude, bald aus Interesse andere Leichtgläubige und Furchtsame zu schrecken suchen. Der furchtsame Dieb und Räuber bedient sich solcher Kunstgriffe, um ungehindert zu rauben, und Andere von der Untersuchung abzuhalten.

Eine kalte Untersuchung würde die Natürlichkeit mancher Gespenstergeschichte enthüllen, aber leider sind Schwärmerei und Gespenstererscheinungen nur zu oft mit einander verbunden, und Schwärmerei ist eine abgesagte Feindin der kalten Untersuchung und der Ruhe des Geistes, sie mag nun aus physischen Ursachen oder aus misverstandener Religion entstehen. Es gab eine Zeit des Aberglaubens, wo man Religion, Vollkommenheit, und Vertilgung aller sinnlichen Begierden für gleichbedeutend hielt. Dazu kamen unrichtige, dunkle Vorstellungen von der Materie, die man für böse und schädlich hielt, und die ein böser Dämon hervorgebracht habe. Daraus erklärte man sich den Ursprung des Bösen, und für heilig hielt man nur den, der über das Irdische erhaben, täglich die Begierden des Körpers zu schwächen suchte. Darum marterten alle, die den Ruhm der Heiligkeit erlangen wollten, ihren Körper auf alle mögliche Art. Mit dem Körper schwächten sie zugleich ihre Seele, und eröffneten ihrer Einbildungskraft ein freies Feld, wo

keine

keine gesunde äussere Empfindung durch die Sinne ihren unbegränzten Flug hemmen konnte. Dunkle Chimären und unnütze Speculationen waren der Gegenstand ihrer Betrachtungen, und nun flatterten täglich Gesichte von Geistern um ihre einsame Hölen herum, welche ihnen ihre Phantasie bald unter dieser, bald unter jener schrecklichen Gestalt vorspiegelte. Alle zärtlichen Triebe, welche sich bisweilen in ihrem Innern regten, alle Triebe zur Geselligkeit, zur Freundschaft, zum ehelichen Leben, alle Einladungen zur Freude, hielten sie im ganzen Ernst für Versuchungen böser Geister und dunkle Religionsideen machten es ihnen zur Pflicht, diesen holden Trieben standhaft zu widerstehen. So war Schwärmerei die fruchtbare Mutter der Gespenster, und das löset die Frage am besten auf: Warum nur so wenige Gespenster sehen können? Darum, weil gemeiniglich physische Uebel, mit Unwissenheit und Aberglauben verbunden, die Ursache der Schwärmerei sind. Dummheit, Betrügerei und Fanatismus sind die verdächtigen Quellen des Gespensterglaubens. (Ueber Gespensterfurcht. S. 51.)

Wenn gleich im Anfange dieses Aufsatzes eine Uebersicht der verschiedenen Begriffe von Gespenstern mitgetheilt wurde, so ward zugleich erinnert, daß diese zum Theil in der Folge noch eine weitere Erläuterung finden würden. Und dies geschieht hier durch eine

3. allgemeine historische Darstellung des Gespensterglaubens nach der Vorstellung verschiedener Völker. Warum die abgeschiedenen Seelen erscheinen?

Es ist eine, bald mehr bald weniger gebildete, herrschende Vorstellung, daß die Seelen nach dem Tode in die Nähe und in Verbindung mit höhern Wesen kommen, und eben dadurch einen höhern Grad von Gewalt und Kraft erhalten. Daher eine gewisse Verehrung, wenigstens eine gewisse Scheu, die man ihnen schuldig zu seyn glaubt. Man bringt ihnen Opfer, oder will ihnen wenigstens einen Dienst erweisen, um wieder von ihnen Dienste zu empfangen. Betrachtet man sie als Schutzgeister, wie es mehrere Völker thun, so wird man ihr Wohlwollen um so mehr zu gewinnen suchen. Man wird sie, wie einige Bewohner von Afrika thun, als gegenwärtig betrachten, und ihren Rath bei jeder Angelegenheit erbitten, oder ihre Hülfe anflehen. Die Geister der Verstorbenen werden fortdauernd ihr Geschlecht und ihre Häuser schützen, und wie könnte man ihre Gunst sicherer erlangen, als wenn man eben so fortdauernd für ihre Bedürfnisse Sorge trüge!

So erscheinen die abgeschiedenen Seelen als wohlthätige Wesen, da sie im Gegentheil von Andern als Gegenstand der Furcht betrachtet werden. Indessen möchte die letztere Vorstellung wohl die gewöhnlichere seyn, und zwar

durch natürliche Veranlassung. Die Natur entsetzt sich vor allem Ungewöhnlichen, und am geschäftigsten ist die Phantasie in der Finsterniß, Bilder von Dingen zu schaffen, die nicht zur Sinnenwelt gehören, und Bilder der Furcht und des Schreckens zu begünstigen. Darum sind die Erscheinungen der abgeschiedenen Seelen öfterer furchtbarer als erfreulich, und mehr Uebels von ihnen zu erwarten, als Gutes zu hoffen. Man träumt sich sinnliche Erfahrungen von dem Daseyn der abgeschiedenen Seelen, und diese begünstigen eine furchtbare Vorstellung von denselben. Und was sind jene Erfahrungen anders, als Täuschungen, die aus Vermischung der Empfindungen und Einbildungen entstehen, lebhafte Einbildungen, die aus Unkunde der Ursachen der Erscheinungen in der Sinnenwelt entspringen?

Es sind also vermeinte Thatsachen, aus welchen man das Daseyn der abgeschiedenen Seelen in dieser Welt folgert, und durch Träume und analogische Vermuthungen erhält dieser Glaube verschiedene Modificationen. Der Traum stellt sie uns als lebend dar, und weil man von ihrer Kenntniß und Kraft Rath und Hülfe erwartet, so kann ihre Erscheinung nicht immer schreckhafte Empfindungen veranlassen. *) Die Seele lebt fort, auch wenn sie ihren Körper verlohren hat. Sie hat noch die alten Bedürfnisse, aber sie hat die Mittel ihrer Befriedigung verlohren. Sie verweilen bei ihren verwesenden Körpern, und können sich nicht sogleich von der Erde trennen. Sie betrauren ihren Verlust, und besuchen wiederholt ihre alte Wohnung. Wie sollte Liebe und Achtung gegen Verstorbene die Lebenden nicht zu wohlthätigen Handlungen gegen sie antreiben?

Die Phantasie schuf den Glauben an Gespenster, und bildete ihn verschieden aus, nachdem sie selbst durch Klima, Lebensart und Charakter der Völker eine verschiedene Richtung erhielt. Auch alte Sagen und Erzählungen haben starken Einfluß auf denselben. Hätten wir, sagt Herder in seinen Ideen, Th. 2. S. 177. keine Einbildungen, als die wir von den Gegenständen des Gesichts abgezogen hätten, und mit ihnen vergleichen könnten, so wäre die Quelle des Betrugs und Irrthums, wo nicht verstopft, doch bald erkennbar. Nun sind aber die meisten Phantasien der Völker Töchter des Ohrs und der Erzählung. Neugierig hört das unwissende Kind die Sagen; sie schienen ihm, was es sah, zu erklären. Der Grönländer und Tunguse sieht lebenslänglich nun wirklich, was er in seiner Kindheit eigentlich nur reden hörte, und so glaubt ers als eine gesehene Wahrheit. Wo irgend eine Bewegung in der Natur ist, wo eine Sache zu leben scheint, und

*) Eordis Beiträge, Heft VI. S. 98.

und sich verändert, ohne daß das Auge die Gesetze der Veränderung wahrnimmt, da hört das Ohr Stimmen und Reden, die ihm das Räthsel des Gesehenen durchs nicht Gesehene erklären. Die Einbildungskraft wird gespannt, und auf ihre Weise, das ist, durch Einbildungen befriedigt.

Die Volkssage hat die Begriffe der Völker über Gespenster fortgepflanzt, und es fragt sich, welche Veranlassungen dachte man sich als Ursache, daß die abgeschiedenen Seelen noch ferner auf der Erde erschienen, und in solchen Erscheinungen sich als Gespenster zeigten?

Völker, die bereits ein höheres Etwas im Menschen annehmen, ohne das Schicksal desselben nach dem Tode näher bestimmt zu haben, denken es sich fortdauernd in Verbindung mit der Erde. So hielten die Abironer nach Dobrizsofers Erzählung das Echo und das Geschrei kleiner Enten für die Stimmen der Seelen der Verstorbenen, und glaubten, daß sie bei Nacht schaarenweise mit traurigem Gezisch herumschwärmen. Die alten Bewohner von Hispaniola liessen sie bei Nacht durch Felder und Büsche schwärmen, und Reisende in Schrecken setzen. Einige Nordamerikaner schrieben das Geheul wilder Thiere solchen Seelen zu. Die Neger in Kongo lassen die Lebenden durch sie gequält und beunruhigt werden, und fast alle Neger glauben, daß die Seelen böser Menschen einst Peiniger der Lebenden werden. Wer erblickt nicht in diesem Wahn den Einfluß unbekannter nächtlicher Geräusche und Irrlichter!

Und warum erscheinen diese Seelen? Die Ursachen ihrer Erscheinungen ergeben sich aus folgenden historischen Bemerkungen. Bald ist es ein anständiges Begräbniß, um welches sie bitten, und Ossians Gedichte sind voll von Beispielen solcher Erscheinungen, wo erschlagene Helden um Bestattung ihres Leichnams flehen. Dies war auch Glaube der Griechen und Römer, welche die abgeschiedenen Geister zum Schreck der Lebenden im Wachen und Schlafe erscheinen ließen. Oft wollten sie sich auch rächen für gewaltthätige Ermordungen. Als die Einwohner von Chäronea den Damon in einem Bade umbringen ließen, hörte man nachher oft in demselben seufzen, so daß man die Thüre verbauen mußte. So machten oftmals Geister Häuser unbewohnbar, weil ihr Körper die Ehre des Grabes nicht erhalten hatte. So erscheint auch beim Homer der Schatten des Patroklus dem Achilles, um sein Leichenbegängniß zu beschleunigen, wodurch ihm erst der Eingang in die Unterwelt geöffnet werde. Und beim Pausanias (L. VI. c. 6.) findet sich folgende Erzahlung: Als Ulysses mit seinen Gefährten an die Küsten von Sizilien verschlagen wurde, und nach Themessa kam, schändete einer seiner Gefährten eine Jungfrau, und wurde von den Einwohnern zu Tode gesteinigt. Sein Schatten wüthete nachher wider die Einwohner dieser Stadt, so daß diese ge-

genöthigt wurden, das Orakel des Apollo zu fragen, und schon darauf dachten, die Stadt zu verlassen. Das Orakel gab den Befehl, dem Schatten des Ermordeten einen Tempel zu errichten, und jährlich das schönste Mädchen, das zu finden wäre, zu opfern. Dieser Gebrauch war eine Zeitlang fortgesetzt, als der Fechter Euthymus in diese Stadt kam. Er verliebte sich in die eben zum Opfer bestimmte Jungfrau, und versprach, wenn ihm diese zur Belohnung würde, das Gespenst zu bekämpfen. Es gelang ihm auch, das Gespenst zu besiegen, und es zu nöthigen, Sizilien zu verlassen, und sich ins Meer zu stürzen. So hatten auch Griechen und Römer eigene Todtenfeste, um das Uebel abzuwenden, welches man von den Geistern der Todten besorgte, und eben diese Völker hatten auch zu Christi Zeit die Meinung, daß abgeschiedene Seelen Menschen leiblich besitzen könnten. Solche Dämonen glaubte man besprechen, und durch Besprechungen aus den Menschen vertreiben zu können. So erweiterte man den Würkungskreis der Seelen, und machte die Schicksale der Menschen zum Theil von ihnen abhängig.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Bemerkungen
über: Neues Hannöversches Magazin, 72stes, 73stes und 74stes Stück, vom 7ten September 1804.

Pag. 1139. Auch im Buchladen sind unsere Ordensschriften zu haben. Denn, obgleich solche nicht als Verlags-Artikel erschienen sind; so sind sie dennoch in Menge an einige der angesehensten Buchhandlungen versandt worden, um selbige in öffentlichen Umlauf zu bringen.

Ibid. Der Herzog Christian Franz zu S. O. S. ist bereits am 20sten Jun. 1755, als am Stiftungstage, zum Großmeister erwählt, und das Jahr darauf, am 20sten Jun. 1756, installirt worden.

Ibid. ad 12. Reichler soll heissen: Reichlin.

Pag. 1140. Die ursprüngliche Benennung war:

Orden von Jonathan.

unter dem Titel:

Der Beschützer der Ehre der göttlichen Vorsehung,

oder abkürzungsweise:

Gestiftet

zur Ehre der göttlichen Vorsehung.

Ibid. Auch der Großmeister Carl Gustav Reinhard Woldemar R. Gf. z. L.

L. W. ist bereits am 7ten Jun. 1798. mit Tode abgegangen. Sein Sohn Ferdinand Carl, der schon am 16ten Mai 1787. als Nachfolger in der großmeisterlichen Würde postulirt worden war, ist als Großmeister am 27sten Jun. 1798. förmlich erwählt, und am 7ten September eben desselben Jahrs installirt worden.

Pag. 1140. Nur die **Mehrheit** der Kapitularen hat im Jahre 1767. für die Abschaffung der Benennung des Ordens vom **Jonathan**, und für die Annahme des Namens: Orden zur **Ehre der göttlichen Vorsehung**, gestimmt. Erst im Jahre 1773. ist die letztere Benennung **allgemein** und **einstimmig** eingeführt worden.

Pag. 1143. Der Orden wie, Herr Dr. Biester ihm vorwirft, hat keinesweges die Absicht, Bettler von Profession zu unterstützen, also durchaus nicht die Absicht, die Bettelei selbst gleichsam zu begünstigen und zu schützen. Nein! und eben daher, um allen dergleichen Mißdeutungen vorzubeugen, heißt es jetzt in den erneuerten Statuten:

„Die Glieder des Ordens übernehmen das feierliche Gelübde, nach „ihren Vermögens-Umständen, „Mildthätigkeit gegen wahre Hausarme und Nothleidende, **auf eine „den Polizeigesetzen eines jeden „Landes angemessene Weise** ꝛc. auszuüben ꝛc.

Pag. 1144. ad 5. aus Großkreuz-Damen,
ad 6. aus Kleinkreuz-Damen,
ad 7. aus Ehren-Ordens-Damen.
(NB. Die Ehren-Ordens-Damen stehen mit den Ehren Rittern in gleichem Verhältnisse.)
ad 8. aus Expectanzfräuleins oder Expectantinnen.

Pag. 1146. Nur **Obersten** können das **Großkreuz** erhalten.

Pag. 1151. Auch den Ehrenmitgliedern ist erlaubt, die ritterliche Ordens Uniform zu tragen, jedoch sind der Kragen und die Aufschläge mit keiner Stickerei umgeben, und die Knöpfe und die beiden Epaulets mit dem grünen Joachims-Kreuze nicht geziert.

Pag. 1154. Nicht bloß Bürgerliche, sondern auch des gens de qualité de robe (adeliche Patrizier) werden zu **Ehrenmitgliedern** aufgenommen.

73stes Stück vom 10. Sept. 1804.

Pag. 1155. Zufolge der erneuerten Statuten müssen die Oberbeamten von 1 bis 4 inclusive allemal **Großkreuzer**, und

Pag. 1156. die drei Räthe 6 bis 8 mindestens **Kommenthure** seyn.

74stes Stück vom 14. Sept. 1804.

Pag. 1181. ad 2. In den erneuerten Statuten ist jene Stelle, welche die Bedingung enthält, unter welcher eine Ordensverwandtinn zum Range einer Ordensdame befördert werden könne, ganz weggelassen, weil gerade diese

Stelle

Stelle den adlichen Damen allzusehr mißfiel.

(NB. Sollte sich ein solcher Fall ereignen, dann hängt es vom General-Kapitel, so wird jetzt das Haupt-Kapitel genannt, ab, darüber zu entscheiden.)

* * *

Vor einiger Zeit ist mir ein merkwürdiger Aufsatz mitgetheilt worden, in welchem alle ächte Menschen- und Volksfreunde, bei allem, was dem Manne von Ehre heilig ist, aufgefordert wurden, sich recht sehr zu bemühen, und alles, was nach den Verhältnissen ihrer Lagen und ihres Wirkungskreises nur immer in ihren Kräften stände, dazu beizutragen:

„Damit der Titel: Von Gottes „Gnaden, dessen sich die Regenten in „öffentlichen Urkunden, Edicten u. s. w. „zu bedienen pflegen, allmählig ausser „Brauch und Uebung käme, und endlich aus den Titulaturen der Staats-„Gewalthaber (oder, wie es in jenem „Aufsatze heißt: der obersten „Staatsbeamten) gänzlich vertilgt „werde. Denn es sey dieß um so „nothwendiger, weil es sich nur da-„durch vornehmlich bewirken lasse, daß „der Eigendünkel der Regenten, und der „schreckliche Irrthum der Völker nicht „noch länger auf eine so in die Sinne „fallende Art gestärkt werden, als käme „alle obrigkeitliche Gewalt wirklich un-„mittelbar von Gott selbst, wie „Paulus an die Römer K. 13. v. 1. „geschrieben, dem aber schon Chri-„stian Thomas (Thomasius) aus „den stattlichsten Gründen widerspro-„chen hätte."

Ob nun dieser ausgestreute Saamen Früchte bringen wird, ob also irgend ein Regent so gutmüthig seyn dürfte, sich in die ihm gelegten Stricke verwickeln zu lassen, wird die Zukunft lehren.

Was aber nun mich, der dem freien Spieler hinter den Kulissen zusieht, betrifft, kann ich unmöglich der Meinung dieser Art von erleuchteten Aufklärern beipflichten, so wie ich auch davon völlig überzeugt bin, daß kein Gutgesinnter irgend einen Regenten einen solchen Ahitophels-Rath, sich nach dem System gewisser Leute zu bequemen, jemahls und unter keinerley Rücksicht ertheilen wird. Denn ich halte dafür, es sey vielmehr sehr wünschenswerth, daß in allen Regenten und Völkern die Ueberzeugung auf eine das Herz ganz ergreifende und in die Sinne fallende Weise immer mehr und mehr recht lebendig gemacht werden möchte, daß beide, Regent sowohl als Volk, Pflichten und Rechte hätten, von deren Erfüllung und Ausübung sie einst Gott strenge Rechenschaft ablegen müßten; und wozu denn wohl gerade jener Titel: Von Gottes Gnaden, eben nach Paulus und Thomasius, wohl verstanden, den allerstattlichsten Commentar liefern dürfte!

v. L.

Hannöverisches Magazin.

14tes Stück.

Montag, den 18ten Februar 1805.

Der Glaube an Gespenster,

in einigen historisch-philosophischen Ansichten dargestellt.

(Fortsetzung.)

Gespenster sind also, nach dem Glauben der Völker, Seelen verstorbener Menschen, die nach dem Tode des Körpers noch gerne auf der Erde verweilen, oder verweilen müssen, um die Sünden ihres vorigen Zustandes zu büßen, oder ihre alten Freunde und Wohnungen zu besuchen, um wahrzunehmen, ob man ihrer noch gedenke, oder von den Lebenden Unterstützung für ihre fortwährenden Bedürfnisse zu erflehen. *)

Es war also dankbares Andenken an die Verstorbenen, wenn viele Völker ihre Todten einbalsamirten, und ihnen prächtige Grabmähler erbaueten, um den beim todten Körper verweilenden Seelen anständige Wohnungen zu verschaffen. Daher die Mausoleen und Pyramiden der Vorzeit. Darum sammelten Griechen und Römer die verbrannte Asche ihrer Todten in Urnen, weil die Manen und Seelen sich um dieselben versammeln. Darum bleibt noch jetzt kein Buräte bei einem Todten, aus Furcht, die bei demselben verweilende Seele möchte ihn ergreifen. Der Neuholländer wird es aus diesem Grunde nicht einmahl wagen, sich einem Todten zu nähern. Und Caffern und Hottentotten reißen ihre Hütten ein, oder lassen sie zerfallen, wenn einer von den Ihrigen darin gestorben ist. **) Das geringste Geräusch, welches man darin hört, ist schon im Stande, das ganze Dorf zu verjagen, mit Zurücklassung der ganzen Verlassenschaft des Verstorbenen, damit ihnen

*) Simons schon angeführte Geschichte. S. 151 u. f.

**) Die Belege s. bei Simon a. a. O. S. 153.

nen der Todte nicht folgen möge. Die Bewohner der Aleutischen Inseln tragen darum ihre Todtenkanken in eine gemachte Grube, und bedecken diese, sobald sie den letzten Odem ausgehaucht haben. Auf Otaheite errichtet man an den Gräbern hölzerne Figuren zur Wohnung für die Seelen. Mohammed grüßte die Seelen bei den Gräbern, als ob sie den Gruß hörten, und seine Anhänger besuchen fortdaurend ihre Freunde bei ihren Gräbern. Sie glauben, die Seele weile noch eine Zeitlang in ihrer Wohnung, um zu sehen, ob die Erben die Bedingungen des Testaments erfüllen, und ob man auch für sie bitte und ihren Tod bedaure. Als ein Christ einst über die Gräber der Mauern ging, führte man ihn zum Kadi, um bestraft zu werden. Du hast Uebels gethan, sagte dieser, weil unsre armen Todten Schmerzen fühlen, wenn ein Christ ihr Grab betritt. Man dachte sich die Todten im kraftlosen Zustande fortlebend im Grabe, und der ganze Orient wähnte die Stimme der Todten, und ihr Flüstern im Grabe zu hören. Sit tibi terra levis; in diesem Wunsche sind gleichfalls Spuren dieses Glaubens sichtbar.

Und wie lange mußte die Seele bei ihrem Körper oder bei ihrer Asche weilen? Die Hindus sagen, so lange, bis sie einen andern Körper angetroffen, den sie beseelen könne. Der Mohammedaner sagt, ein ganzes Jahr, und der Otaheiter, bis der Todte gänzlich verweset ist. Die alten Russen nahmen 6 Wochen an. Einige Völker in Nordamerika sagen, bis zum Todtenfeste, das sie alle Jahr, und die Irokesen nur nach Verlauf mehrerer Jahre feiern. Wenn dieses Fest beginnt, so scharrt jeder seine Todten, zum Theil schon vermodete, zum Theil erst halb verfaulte Leichname aus ihren Gräbern, wäscht und reinigt sie, und trägt sie, viele Meilen weit, zum allgemeinen Grabe, wo die verbundenen Nationen festlich versammelt, diese Todtenskelete nach mehrern feierlichen Ceremonien, unter Tanzen und Weinen, Singen und Heulen begraben, und die Todten zu ihren Vätern in dem gesellschaftlichen Grabe zur Ruhe bringen.

Ist mit diesen Vorstellungen der Glaube verbunden, das die ihren vorigen Körper umschwebenden Seelen zu Zeiten ihre alten Wohnungen wieder besuchen, um zu erforschen, ob man ihrer noch gedenke, oder um Hülfe für sich zu erflehen, so erklären sich daraus mehrere Gebräuche verschiedener Völker. Die Bewohner der Molucken reinigen nach einem Todesfall ihre Häuser, und machen 7 Tage lang das Bette des Verstorbenen, wie vorher. Auf seinen Tisch setzt man ihm sein Essen, und läßt es an nichts mangeln. In seine Kammer setzt man ein Licht, neben sein Bette Wasser zum Waschen oder zum Trinken, damit der Geist ruhen, und sich wegen Vernachlässigung nicht an ihnen rächen möge. — Andere hängen am Grabe des Todten seinen Bogen, Köcher

cher, Pfeile, und Speisen, die auf 12 Monate hinreichen. Einige Neger lassen im Dache ihrer Hütte eine Oeffnung, um den Seelen den Weg zu der ihnen bereiteten Mahlzeit zu bahnen. Andere graben die Speisen auf dem Grabe ein, und wenn die Hunde sie gefunden und verzehrt haben, so geben sie es den Todten Schuld. In Tunkin bringt man des Nachts Speisen zum Grabe, und wenn die Bonzen diese für sich hinwegnehmen, so freut man sich, daß die hungrigen Seelen sich daran gelabt haben.

Wenn durch diese Gebräuche die Vorstellung begründet wird, daß die Seelen nach ihrem Tode noch auf der Erde verweilen können, so ist dies zugleich eine reiche Nahrung für den Gespensterglauben. Indessen ist der Begriff von Gespenstern enger, und man versteht darunter nur diejenigen herumirrenden Geister, die in sichtbarer Gestalt erscheinen, und den Menschen auf verschiedene Art Furcht einjagen, oder zu schaden suchen. Es gab nemlich gute und böse Seelen, nachdem sie im Leben gut oder böse gewesen waren. Der Römer nannte die guten Lares, und die bösen Larvä, und wenn diese Benennungen auch noch streitig seyn sollten, so muß man doch zugeben, daß sie überhaupt gutartige und bösartige Gespenster annahmen. Und diese Eintheilung hatten auch andere Völker. Wer im Leben Tugend geübt, und nur einige Sünden gethan hatte, sollte diese nach dem Tode büßen, und als Geist in der Welt herumirren. Dagegen wurden böse Menschen, wenn sie als Missethäter starben, oder wenn man ihrer Verbrechen wegen ihnen ein ehrliches Begräbniß versagte, nach ihrem Tode bösartige Gespenster. Die Vorstellung der Hindus auf der Küste Malabar läßt Ziegenbalgs Malabarische Correspondenz von einem Malabaren so vortragen: Es lassen sich Gespenster sehen, die wir für böse Geister halten. Die, welche sich erhenken, vergiften, oder sonst in Angst und Gefahr plötzlich ums Leben kommen, kommen nicht in die Hölle, sondern ihre Seelen schweben als Gespenster umher. Sie werden unter die bösen Geister aufgenommen. Auch die, welche in Schiwens Himmel glücklich sind, werden, wenn sie Stolz und Ungehorsam zeigen, verstoßen, und zu bösen Geistern. Diese Geister nun schweben zu Haufen in der Luft herum, und sind Gespenster, die sich sehen lassen, und die Menschen verführen und versuchen. Sie reitzen zur Unzucht, und wer ihnen folgt, wird von ihnen umgebracht. Sie erscheinen im Traum, und verursachen Krankheiten. Sie besitzen auch Menschen, und die von ihnen Besessenen verliehren die Vernunft. Sie gesellen sich auch zu Reisenden, um sie irre zu führen. Ein weiblicher böser Geist besitzt junge Frauen, die nun weder an ihre Männer noch an ihre Kinder denken. Sie laufen wild herum, und suchen böse Geister auf, um mit ihnen zu spielen. Sie begehen alle Handlungen der Raserei.

So glaubten auch die Juden an böse Geister, die in die Leiber der Lebenden fahren, und dies sind die Seelen der Gottlosen, und aller, die sie dafür halten. Und diese Meinung, daß die Seelen der Gottlosen Teufel werden, haben auch die ersten Christen angenommen, und einige Lehrer der ältesten Kirche suchten vergeblich diesen Glauben auszurotten. Die Rasenden selbst gaben vor, von solchen Seelen böser Menschen besessen zu seyn. Und noch immer bildet sich der christliche Pöbel ein, daß hingeschiedene Seelen in Gestalt von Irrwischen zur Nacht herumschwärmen, daß sie auf den Kirchhöfen Spuk treiben, um Schlachtfelder und Hochgerichte herum, in alten Schlössern und Klöstern, und in ihren vorigen Wohnungen sich sehen lassen, und Verwandten und Bekannten erscheinen. Bald wollen sie diese schrecken, wenn sie sie hassen, bald von ihnen Abschied nehmen, oder sich an ihnen rächen. Oft können sie sich von ihren Schätzen und Lieblingsörtern nicht trennen, aber meistens treibt sie ein nothwendiges hartes Schicksal. Sie erscheinen zur Strafe für die Sünden, die sie im Leben begangen haben. Es ist wenigstens kein angenehmes Geschäft, als Gespenst die Lebenden zu quälen, zumahl da die Seele selbst weder Genuß noch Vortheil davon hat, es sey denn, daß sie Beleidigungen rächt, oder ihre Schadenfreude dadurch befriedigt. Haubers magische Bibliothek liefert Beispiele von solchen Erzählungen, und neuere Schriften beweisen, daß christliche Völker den Glauben an Gespenster, als Seelen Verstorbener, noch gar nicht aufgegeben haben. Und selbst Menschen, die sich über die Vorurtheile des Pöbels erhaben glauben, wollen die Möglichkeit nicht ganz verwerfen, daß die Seelen Verstorbener den Seelen sinnlich erscheinen. *) Sie versuchen es selbst, diesen Glauben mit der Lehre von der Entscheidung des Schicksals der Seele nach dem Tode zu vereinigen. In dem christlichen Mittelalter unterstützte die Lehre vom Fegfeuer diesen Glauben, und eine Menge betrüglicher Erscheinungen wurden von Priestern und Mönchen zur Bestätigung dieses Glaubens veranstaltet. **) Dies befestigte das Ansehn desselben, und er erhielt sich auch nach der Reformation, weil es in der That lange dauerte, ehe einige Bestreiter desselben auftraten.

Und was vermochten sie mit ihren Gründen gegen neue Vertheidiger und neue Vertheidigungsgründe? Die theosophischen Schwärmer bestätigten ihn vielleicht wider Willen, wenn sie, wie schon oben erinnert, mit Parazelsus annahmen, daß nach dem Tode ein feiner Körper in menschlicher Gestalt sich von der in Verwesung gehenden groben Hülle absondere, und so lange,

*) S. unten und Moriz Magazin für Erfahrungsseelenkunde, B. 6. St. 1.
**) Beispiele s. in Haubers Bibliothek, 1. B. 4. St.

lange, bis er sich durch sich selbst verzehre, herumschwebe. Dies ist der siderische Körper, der auch vom Teufel belebt seyn kann. Dem Sinne nach ist dies auch die Meinung derjenigen Theosophen, die zwar den Geist nach dem Tode an den Ort des Lohns oder der Strafe gelangen lassen, aber annehmen, daß die Seele, als das Substratum der Sinnlichkeit, nach dem Tode sich einen Leib bilde, und erscheine.

Will man die Völker zählen, so sind es nur wenige, die blos gutartige Gespenster annehmen, die statt zu schaden, ihren alten Freunden nützen, indem sie sie warnen, und ihnen guten Rath ertheilen. So schwört das Volk auf Sumatra bei den Nahmen der abgeschiedenen Seelen, und bittet sie bei plötzlichen Gefahren um Hülfe. Auch die Madegassen fürchten sich nicht vor ihnen, weil sie sie für gutartige Geister halten, die ihnen nichts Leides zufügen.

Die meisten Völker im Gegentheil denken sich nur bösartige Gespenster, die durch ihr Erscheinen die Lebenden in Furcht und Angst setzen, und ihnen Schaden zuzufügen streben. Sie unterscheiden sich nur durch die Ursachen, die sie annehmen, warum Verstorbene zu einem so traurigen Schicksal verdammt sind.

Wenn Menschen sich sinnlichen Lastern ergaben, und die Pflichten der Religion und Gesellschaft mit Füßen träten, so ließ sie der Römer, in rohe Materie gehüllt, auf Erden nach ihrem Tode umherwallen. Dies war auch der Glaube der alten nordischen Völker, und ist noch jetzt der Glaube bei einigen Negern und bei den Hindus. Die letzteren betrachten die Seelenwanderung als eine Büßung für die Seele, und während der Dauer derselben sind die Seelen an irdische Körper gebunden. Sie suchen die Betenden zu zerstreuen, damit sie einige gebotene Ceremonien übergehen, die jenen Geistern zu gute kommen, und die Periode ihrer Büßung abkürzen helfen.

Die Begriffe von Tugend und Laster sind bei den meisten Völkern sehr unbestimmt, und bald von engerm, bald von weiterm Umfange. Vielleicht ist es ein unbekannter Grund, der die alten nordischen Völker veranlaßte, den erobernden Helden nach ihrem Tode die Rolle schreckender Gespenster zuzutheilen. Den Negern auf der Goldküste gönnt man die Freude gern, wenn sie glauben, daß vornehme Herrn und Frauen nach ihrem Tode als Gespenster herumspuken müssen. Es ist die einzige Art, wie sie sich an ihren Unterdrückern rächen können für alles Böse, was sie von ihnen erdulden müssen, und für den schändlichen Menschenhandel, den sie mit ihnen treiben. Sie haben auch schon, wie sie meynen, ihren Himmel auf Erden genossen, und das Gesetz der Billigkeit und Gerechtigkeit fordere es, daß sie nun auch ihre Unthaten abbüßen. Und wer kennt nicht die drückenden Gewaltthätigkeiten, die von Burgherrn und Rittern im Mittelalter von ihren Raubschlös-

schlössern herab verübt wurden, und die Mißhandlungen, die sie sich an den niedern Ständen erlaubten? Wer kennt nicht die Schändlichkeiten, die von ihnen, und zum Theil von Klöstern begangen wurden? Der Bedrückte mußte gegen ihre Macht schweigen und dulden. Es blieb ihm keine andere Rache übrig, als zu warten, bis das Raubnest zerstört war, und nun rächte er sich dadurch, daß er seine Peiniger in den alten Ruinen spuken, winseln, heulen, lärmen, und als geharnischte Wüteriche, und meistens als große schwarze Hunde, mit feurigen Augen und Munde, zum ewigen Andenken herumwandeln ließ.

In Tunkin berechnet man den Werth des Menschen nach dem Vortheil, den er der Gesellschaft bringt, und darum ließ man die Hagestolzen, die ihre Menschenpflichten so wenig erfüllten, nach ihrem Tode auf den Feldern und an Wassern herumirren. Vorzüglich trifft dies Loos die Bonzen, die als Müssiggänger nur ihrem Bauche dienten, und man ist mitleidig genug, ihnen gekochten Reis, den sie sonst von dem Fleiß ihrer Mitbürger erbettelten, da hinzustreuen, wo man glaubt, daß sie sich aufhalten, um ihnen wenigstens für den Augenblick Ruhe zu verschaffen.

Die Bewohner der Molukkischen Inseln verdammen die Weiber, welche in der Schwangerschaft oder während der Geburt sterben, zu dem harten Schicksal, daß sie als bösartige Gespenster herumwandeln, und in scheußlichen Gestalten ihren Männern nachjagen. Indessen kann die Liebe des Mannes sie davor schützen, wenn er der todten Frau unter jeden Arm ein Ey legt. Nun glaubt sie, ihre Kinder bei sich zu haben, und aus Furcht, diese zu stören, bleibt sie ganz stille liegen. Auch haben sie eigene Gebräuche, deren Beobachtung es bewürkt, daß dies Mittel nie ohne Würkung bleibt.

Der Canadier läßt seine verstorbenen Kinder bei ihren Gräbern herumflattern. Ihr Lebensgenuß, sagen sie, war nur gering, und dies giebt ihnen das Vorrecht, ein neues Leben anzufangen. Man begräbt sie also an Wegen, damit ihre Seelen desto schneller in den Leib schwangerer Frauen fahren können. — Der Glaube der Grönländer verwandelt alle Mißgeburten in schreckliche Gespenster, und meynt, sie seyn nicht von Menschen, sondern von bösen Geistern erzeugt worden. Und mehrere Völker nehmen es als bestimmt an, daß die Seelen der Selbstmörder grausame Gespenster werden. Auch Ermorderte, und alle, die nicht zu Grabe bestattet worden, sollte dies Loos treffen, bis ihnen die Ehre des Grabes geworden, oder wenigstens dreimahl lockere Erde auf ihren Körper geworfen sey. Gebildete Nationen hatten eigene Einrichtungen zu diesem Zweck, damit die Seelen zur Ruhe gelangten.

(Der Schluß folgt.)

Mit-

Mittel, gedrückte oder verwundete Pferde schnell und gut zu heilen.

Der sogenannte Heilstein ist bereits seit mehrern Jahren vielen Pferdeliebhabern und Cavalleristen bekannt. Bei der österreichischen Cavallerie ist er vor nicht langer Zeit auf höhern Befehl eingeführt worden.

Das Recept dazu ist folgendes:

½ Pfund Alaun,
½ Pfund Kupferwasser, (Eisenvitriol.)
1½ Unzen Grünspan,
1½ Unzen Salmiak,
1½ Unzen weißer Vitriol,
15 Gran Safran,
40 Gran Kampfer.

Diese Sachen werden gestoßen, in ein irdenes neu glassirtes Geschirr geschüttet, über Kohlfeuer gesetzt, und so lange gekocht, bis sie sich zu einer dicken Substanz vermengen. So lange die Ingredienzien über dem Kohlfeuer stehen, müssen sie beständig mit einem Spatel umgerührt werden, und wenn sie so dick geworden sind, daß der Spatel stehen bleibt, so wird die Masse vom Feuer genommen. Safran und Kampfer werden erst in die Masse gegeben, wenn dieselbe anfängt, dick zu werden. Ist sie erkaltet, so ist sie hart wie Stein.

Der Gebrauch ist folgender: Man schlägt von diesem Heilstein so viel ab, als eine kleine welsche Nuß beträgt, und steckt dieses Stück in eine Bouteille oder anderes Gefäß, worin man ein Maaß frisches Wasser gießt, und es stehen läßt, bis der Heilstein aufgelöst worden ist. Sodann schüttelt man es auf, benäßt damit stark einen linnenen Lappen, und wäscht die Wunde oder den geschwollenen Ort alle Viertelstunden damit. Auch thut man wohl, wenn man immer einen feuchten Lappen liegen läßt.

Wenn Pferde eine kopfgroße Geschwulst haben sollten, so wird sich diese binnen 24 Stunden beträchtlich setzen, und wenn der Heilstein bei Zeiten gebraucht worden ist, wird sie in kurzem ganz geheilt seyn.

Schuß- und Hiebwunden, Wunden geschlagener, getretener oder gedrückter Pferde, werden durch den Gebrauch des Heilsteinwassers sehr geschwind, gut, und ohne nachtheilige Folgen hergestellt. Man kann ein Pferd, selbst wenn es auf dem Widerriß gedrückt ist, ohne Anstand satteln und reiten, wenn man nur Sorge trägt, daß immer ein nasser Lappen auf der Wunde liegt. In Fällen, wo das wilde Fleisch stark wächst, muß mit dem gewöhnlichen viertelstündigen Auswaschen zwar seltener verfahren, nichts desto weniger aber die Wunde rein, und stets ein feuchter Lappen darauf erhalten werden.

Mittel wider die Raude der Schaafe, und wider die Schafläuse.

Folgendes Mittel gegen die Schafraude und Schafläuse ist von dem Präsidenten der Königl. Societät in London, Sir Joseph Banks, bekannt gemacht worden.

Man nimmt 1 Pfund Queckſilber, ½ Pf. Venet. Terpentin, ½ Nöſel Terpentinöl, und 2 Pf. Schweineſchmalz, und rührt alles in einem Mörſer ſo lange untereinander, bis ſich das Queckſilber durchaus mit den übrigen Zuthaten vermiſcht hat.

In dieſe Salbe nun taucht man den Finger, und fährt damit auf dem Felle des Schafes hin, vom Kopfe zwiſchen den Ohren an, bis an das Ende des Schwanzes, nachdem man die Wolle längſt dem Rücken in eine Furche abgetheilt hat. Von dieſer Furche muß man ähnliche die Lenden hinabziehen, ſo weit die Wolle geht, und iſt das Schaf ſehr ſtark angeſteckt, auch noch zwei andre an den Seiten parallel mit der auf dem Rücken, und wieder unter dem Bauche durch.

Das eingeſchmierte Schaaf kann man ſogleich ohne alle Furcht der weitern Anſteckung unter die Heerde laſſen; auch nimmt es ſelbſt nicht den geringſten Schaden davon. Vielmehr in wenigen Tagen trocknen die Schwären ab, das Jucken hört auf, und das Thier iſt geheilt. Man hält es aber nicht für gut, die Kur nach Michaelis vorzunehmen. Die Wolle leidet nicht im geringſten dabey.

Mit eben ſo glücklichem Erfolge bedient man ſich dieſes Mittels gegen die Schafslaus, ein Inſekt, das bekanntlich dem Gedeihen des Schafes ſehr nachtheilig iſt.

Anfrage.

Sollte Jemand ein zuverläſſiges Mittel zu Vertilgung der ſchädlichen Haus-Ratzen angeben können, der würde ſich durch gefällige Mittheilung deſſelben in dieſen Blättern dem Publikum ſehr verbindlich machen.

Hannöverisches Magazin.

15tes Stück.

Freitag, den 22ten Februar 1805.

Der Glaube an Gespenster,

in einigen historisch-philosophischen Ansichten dargestellt.

(Schluß.)

4. Ueber die Gestalt, in welcher die Gespenster erscheinen.

Die Bemerkungen über den Ursprung des Glaubens an Gespenster erklären es, warum fast alle Völker ihren angeblichen Gespenstern eine Menschengestalt geben. Sie sind ja ein Theil des Menschen, und als geistige Wesen ihrem vorigen Körper an Form und Umriß ähnlich. Am wenigsten kann der ungebildete Mensch den reinen Begriff von Geist auffassen; er denkt ihn sich als Materie, und wird ihn immer auch dann in menschlicher Gestalt denken, wenn die irdische Hülle desselben in Verwesung übergegangen ist. Indessen besteht er nicht aus grober irdischer Materie; er ist nicht ein Körper, den man angreifen und umfassen kann. Er ist ein Luftgebilde und leerer Schatten, den man nur sehen kann, und der wie ein luftiger Hauch vorüberflieht.

Die Wolken waren besonders den Nordländern eine natürliche Ursache, sich die Erscheinungen geistiger Wesen zu bilden. Ossian läßt Crugals Geist erscheinen, und stellt in dieser Erscheinung einen Bürger der unsichtbaren Welt dar.

— — — — Sein Kleid ist Nebel vom Hügel, die Blicke
Matt, wie der Schimmer von sterbenden Fackeln und finster die Wunde
Seines Busens — die Sterne durchblinkten
Seine düstre Gestalt. Sein Laut war, wie des entfernten
Baches Gemurmel — —
Düster stand er und thränend, und über den Helden die blasse
Rechte gestrecket, erhub er mit heiserm, matten Laute
Seine Stimme so leise, wie Lüftchen am schilfigen Lego:
— — — — — — —

— — — Ich bin, wie die Dämpfe von Cromlach,
Leer und gering. Ich beschwimme die Lüfte gleich schattigem Nebel.
— Also sprach er und schwand in die Mitte des zischenden Sturmes,
Wie der umdüsterte Mond.

Als Oscar ging, seine Väter zu sehen, hörte Trenmor den Ruf des Sohnes. Und von seinem
Hügel schwang er sich her. Ein Gewölk — — — — Trug ihn empor in luftiger Bildung Sein Kleid war
Nebel vom Lano. den Völkern ein Bote des Todes; die Klinge
Schien ein erloschener Streif von grünen Dämpfen. Unkennbar
Blieb sein verdüstert Gesicht. Er nahte sich schwebend dem Helden,
Seufzete dreimahl und dreimahl erhob sich der nächtlichen Winde
Lautes Brüllen empor. —
Dann schwand er, und schwand gemachsam wie Nebel,
Wenn ihn auf Hügeln der Strahl der Sonne verzehret.

So bediente man sich der Nebelgestalten zur Vergegenwärtigung der Züge der Verstorbenen, deren Gestalt man freilich errathen mußte. Auch Griechen und Römer dachten sich ihre Schatten als schwebende Luftgebilde, die aber um so kennbarer seyn mußten, da sie alle vorigen Unterscheidungszeichen an sich trugen, z. B. Wunden und Verstümmelungen. Sie trugen die ganze Form des Körpers, und es fehlte ihnen blos die Festigkeit desselben. Dies zeigt die Schilderung in Homers Odyssee, Buch 11. v. 36.

— — — aus dem Erebus kamen
Viele Seelen herauf der abgeschiedenen Todten,
Jüngling' und Bräute kamen, und kummerbeladene Greise,
Und aufblühende Mädchen im jungen Grame verlohren.
Viele kamen auch von ehernen Lanzen verwundet,
Kriegerschlagene Männer, mit Blut besudelter Rüstung.

Ulysses sah auch die Schattengestalt seiner Mutter, aber sie entschwebte wie ein Schatten, als er sie umarmen wollte, und sprach:

Ach, dies ist das Loos der Menschen, wenn sie gestorben,
Denn nicht Fleisch und Bein wird mehr durch Nerven verbunden,
Sondern die große Gewalt der brennenden Flamme verzehret
Alles, sobald der Geist die weissen Gebeine verlassen,
Und die Seele entfliegt, wie ein Traum, zu den Schatten der Tiefe.

So schildert auch Virgil die verstorbene Geliebte des Aeneas, der Lebenden in allen Stücken gleich. Sie sprach vernehmliche Worte, aber als dieser sie zu umfassen versuchte, da entfloh sie ihm, wie ein leichter Windhauch, und wie ein beflügeltes Traumbild.

Ich darf wohl nicht ins Einzelne gehen, und zeigen, daß die meisten Völker ihre abgeschiedenen Seelen oder Gespenster als luftige Schattenbilder sich dachten, die in schwebendem Fluge erscheinen. Die Phantasie hatte überall die Bilder des Traums für diesen Glauben benutzt und erweitert. Die Geister sind Körper aus feinerer Materie gebildet, glaubt man in Tunkin, und wenn sie auch nicht auf die Sinne würken, so sind sie doch, eingehüllt

hüllt in die Dampfwolken der kochenden Opfer, bei den Todtenopfern zugegen. Mag die Materie gröber oder feiner seyn, immer ist es doch eine menschliche Gestalt, in welcher die Seelen oder Gespenster sich zeigen, welche Völker man auch darüber befragen mag. Wenn ihnen einige die vorige Gestalt und Kleidung des Körpers beilegen, so sind im Gegentheil andere, die ihnen ganz veränderte Gesichtszüge zuschreiben. Einige bekleiden sie mit Zierrathen, oder lassen sie in Trauer und mit Thränen auf den Wangen erscheinen. Nach der Vorstellung der Lappländer tragen die ziemlich gekleideten Geister Stäbe in der Hand, und die Kalmücken geben ihnen schneeweiße Farben, und glänzende Angesichter.

Sind die Seelen der Todten einmahl verdammt, als Gespenster auf Erden herumzuirren, und suchen sie meistens nur den Lebenden zu schaden, so werden sie diesen auch furchtbar seyn, und die Phantasie wird ihnen auch Gestalten leihen, die im Stande sind, Furcht und Grauen zu erregen. Man wird sich die Gespenster als scheußliche Gestalten denken. Gewöhnlich schaudert der Mensch vor einem todten Leichname, zumahl wenn offene Augen und ein offener Mund ihn verunstalten. Das Gedächtniß bewahrt davon den Eindruck, und die Phantasie bedient sich desselben zur Hervorbringung eines schaudervollen Bildes. Die Nacht vermehrt den Schauder, und giebt der Gestalt ihre Farbe. In der Dunkelheit scheint sich der Schatten zu verlängern, und die Furcht schwört, zu sehen, daß er sich zu einer großen Höhe emporbäume. *) Der Erzähler vergrößert noch mehr. Er sieht mit dem Eukrates (beim Lucian im Lügenfreunde nach Wielands Uebersetzung B. 1. S. 179.) eine fürchterliche Frau, 300 Fuß hoch, auf sich zugehen. Sie trug in der linken Hand eine Fackel, und in der rechten einen Dolch, 20 Ellen lang. Von unten hatte sie Drachen statt der Füße, und von oben sah sie einer Meduse gleich, so was Gräßliches und Schauerliches hatte sie in ihren Augen und in ihrem ganzen Aussehen; und statt der Haare hatte sie Schlangen, theils in Zöpfen, um ihren Hals hängen, theils rollten sie ihr in wallenden Kreisen über die Schulter herab.

Auch die Gespenster der Römer erschienen schwarz und groß, meistens in Greisengestalt, mit drohendem Gesicht, langen Bart und kurzen Haaren, in der Hand eine Eule.

Es waren wohl natürliche, nur nicht immer bekannte Anlässe, bei welchen diese Begriffe über Gespenstergestalten entstanden. Wenn afrikanische Völker zuerst portugiesische Schiffe an ihren Küsten sahen, so hielten sie diese Schiffe mit ihren

*) Wegen der Beweise muß ich auf Simons angeführte Schrift verweisen.

Seegeln für geflügelte Gespenster, die in eilendem Fluge dahineilten. Der furchtsame Mensch staunt jede sonderbare Erscheinung als ein Gespenst an, und wenn er ein natürliches Ding in einem falschen Lichte sieht, so borgt er ihm die abentheuerlichsten Formen. *) Der Hindu giebt seinen Gespenstern häßliche, stinkende Körper, der Schamane giebt ihnen Teufelsgestalt, und der Tschuwasche läßt sie in unfruchtbaren Steppen als fleischlose Gerippe herumirren.

Die als Gespenster gedachten abgeschiedenen Seelen übertreffen die lebenden an Kräften und an Macht. Mehrere Völker legen ihnen das Vermögen bei, sich in beliebige Gestalten zu verwandeln, und selbst den Körper von Thieren anzunehmen. Wo dieser Glaube gilt, läßt sich nichts über die Gestalt der Gespenster bestimmen. Sie können sich in tausendfachen Formen sehen lassen. Es sind, nach der Meinung einiger Neger, abgeschiedene Seelen, die als Raben in großen Schwärmen herumfliegen. Die Bandanen erklären gewisse kleine Vögel dafür, und die Albironier finden sie in einer Art kleiner Enten. Viele Völker lassen ihre Gespenster als Raubthiere, andere als Füchse, als Eidechsen, als Schlangen, oder als kriechendes Ungeziefer erscheinen. Die Schlangen, als heilige Thiere, die man wohl gar göttlich verehrte, schienen vor andern zur Hülle der abgeschiedenen Seelen der Guten zu taugen.

Es sind nicht blos lebende Wesen, in deren Gestalt die Gespenster erscheinen; Erdfeuer und Erddämpfe nebst Irrwischen sollen gleichfalls abgeschiedene Geister seyn, die darum furchtbar sind, weil sie leicht irre führen können. Wenn in Congo heftige Winde Sand und Staub wirbelnd in die Höhe treiben, so bewürken dies die Geister der Todten, die im Vorübergehen sich einen Spaß machen.

So bilden sich alle Völker eigene Gespenstergestalten. Die sonderbarsten Gestalten werden dafür angesehen, und die Phantasie entdeckt bald in ihnen die menschliche Form mit allen ihren einzelnen Theilen.

5. Wo sich die Gespenster aufhalten.

Der Gespensterglaube hat seine eigene Topographie. Jedes Volk und jeder Ort hat seine gewissen Gegenden, wo es glaubt, daß seine Gespenster sich aufhalten, und wohin sie selbst verbannt werden können. Es sind Oerter, die Furcht und Schaudern erregen, Ruinen von Häusern und Wohnungen. Der Zufall bestimmt meistens den Ort, und die Tradition pflanzt den Glauben fort. Wer kennt nicht solche Oerter wenigstens aus

*) Ein neues Beispiel s. in Mungo Parks Reise. S. 79.

aus Erzählungen seiner Jugend, und wer hat nicht von solchen erzählen gehört? Einige Bulgaren suchten einst in den Ruinen einer alten Stadt nach Schätzen, und ein fürchterlicher Hund erschien ihnen. Sie eilten zurück, und nun getraute sich Niemand, sich jenem Orte zu nähern.

Wenn einzelne Häuser verdächtig sind, daß Gespenster darin ihr Wesen treiben, so sind die dunkelsten Winkel oder alte Holzhaufen ihr liebster Aufenthalt. Einige Völker des asiatischen Rußlands und die Russen selbst lassen sie in verlassenen Hütten und alten Bädern ihr Wesen treiben, und darum bewohnen sie so ungern die Häuser und Hütten der Verstorbenen. Auch die Perser fürchten solche verlassene Oerter, und die Amerikaner warnten einen Missionair vor einem solchen Ort, weil ein Gespenst daselbst hause, und jeden ersäufe, der sich ihm nähere. Hodges erzählt in seiner Reise nach Ostindien, daß in der Festung Chunar in einem alten Gebäude ein Gespenst auf einer schwarzen Marmorplatte wohne, und daß, nach einer alten Sage, die Festung so lange unüberwindlich seyn würde, als es daselbst bleibe.

Es giebt Länder und Gegenden, wo man keine alte Ruinen antrifft, und wo also der Aberglaube den Gespenstern eine andere Wohnung anweisen muß. Indessen jeder Schauder erregende Ort eignet sich dazu, und darum wies man ihnen Höhlen und Klüfte, finstre Wälder, abgelegene Berge und Wüsten an, wo sie ihr Wesen, und mit den verirrten Wanderern ihr Spiel treiben möchten.

Darum haben mehrere Völker eine so große Furcht vor Klüften und Höhlen. Sie wurden als Kinder davor gewarnt, als vor Geistersitzen, weil mancher unglückliche Wanderer vielleicht seinen Tod darin gefunden hatte. Man erklärte dies nicht natürlich, sondern die Sage erzählte, der Geist hätte ihn gerufen, und er sey nun plötzlich verschwunden.

Wenn das Ansehn orientalischer Fürsten zum Theil darauf beruht, daß sie sich den Augen ihrer Unterthanen entziehen, so will man dafür auch noch nach dem Tode sorgen. In Congo sind die ersten Könige in einem dicken Walde begraben. Hier wohnen also ihre Geister, und wer nur sein Auge dahin wendet, wird augenblicklich mit dem Tode gestraft seyn.

Wüsteneien und Wildnisse sind mit Gespenstern angefüllt, welche daselbst nichts als Böses stiften. Dies war Glaube der Caraiben und der alten Bewohner von Canada. Es war auch die Vorstellung der Aegyptier und der Juden, wie nicht blos die Tradition *), sondern auch einzelne Stellen der Bibel beweisen. Der Baschkire und Koräke läßt seine Gespenster auf gewissen Bergen wohnen. Der Baschkire naht sich einem solchen Berge nie

*) Paulus Commentar, Th. I. S. 254.

nie ohne Opfer, und einige zufällige Ereignisse werden genutzt, diesen Glauben zu verstärken. Ein Tatar habe sich einst, sagen sie, auf denselben gewagt, und sein ganzes Geschlecht sey bald darauf ausgestorben. Ein anderer habe sich auf der Fuchsjagd hinauf begeben, und sey von einem bunten Bären zerrissen worden.

Aber wer weiß nicht, daß Begräbnißörter und Kirchhöfe der vorzüglichste Tummelplatz der Gespenster sind. *) Die Vorstellung des Orts erregt den Gedanken an die daselbst liegenden Todten; durch Verknüpfung der Ideen erinnert man sich an die vielen Gespenstererzählungen und Erscheinungen, die man einst gehört, und vielleicht als wahr angenommen hat. Das Gefühl der Furcht entsteht, und voll Schrecken fürchtet man, daß Schatten heranrücken. Die Phantasie wird erhitzt, und bringt die Vernunft zum Schweigen. Man hört einen Laut, sieht einen Schein, einen Schatten, und sieht und hört bald die Gespenster, welche Furcht und Phantasie hervorrufen. — Viele Völker ängstigen sich, wenn sie in der Dunkelheit vor den Gräbern ihrer Vorfahren vorbeigehen müssen. Es war allgemeiner Glaube, daß sich daselbst Gespenster aufhalten, und die Sage erzählt, daß verwegene Menschen, die sich allda verweilten, allerlei furchtbare Erscheinungen gesehen, Lärmen und Poltern gehört, und abscheulichen Gestank gerochen hätten. Man weiß ja, wie noch in unsern Tagen Diebe und listige Betrüger diesen Aberglauben benutzt haben, und zu benutzen wissen.

Und was sind Schlachtfelder anders, als große Kirchhöfe? Pausanias erzählt, daß man 700 Jahre nach der Schlacht bei Marathon auf dem Schlachtfelde alle Nächte ein großes Geschrei, Wiehern der Pferde, Waffengeklirr und dumpfes Lärmen gehört hätte. Wanderer, die neugierig die Quelle von diesem Geräusch hätten erforschen wollen, wären auf verschiedene Weise gemißhandelt worden; aber unbekümmerte Wandrer hätten ruhig ihren Weg fortsetzen können. *)

Einige asiatische Völker, Tunkinesen und Sinesen z. B. glauben, die Seelen der Verstorbenen wohnten in Sandelbäumen, und es sey ein großes Verbrechen, nur einen solchen Baum umzuhauen.

Völker, welche an eine Seelenwanderung glauben, und allerlei Gegenstände den Seelen nach dem Tode zur Wohnung anweisen, werden, wenn sie diese als Gespenster ansehen, ihnen auch die verschiedenartigsten Gegenstände zur Wohnung anweisen. Auf Ceylon errichtet man ihnen Steine zum Aufenthalte. In Sina stellt man die Särge auf die Erde, und macht

*) Simon a. a. O. S. 180.
**) Henning über Geister und Geisterseher. S. 484.

und macht einen Zaun und ein Dach darüber. Das Land liegt niedrig, sagt man, und die Todten lieben einen trockenen Aufenthalt. Um die Gräber pflanzt man Bäume, damit die Geister im Schatten dieser Bäume wandeln können.

Wenn einige Bewohner des Landes Guiana die abgeschiedenen Seelen nach Europa reisen lassen, um dort allerei Kunstsachen für ihre Hinterlassenen zu verfertigen, so mag dies wohl eine Vorstellung seyn, die erst seit ihrem Verkehr mit Europäern entstanden ist.

Die Bewohner von Japan haben eine eigene wüste Insel, wohin die Seelen habsüchtiger Kaufleute, die auf dem Meere erkranken, als schwarze Gespenster kommen. Andere Völker nehmen keinen bestimmten Ort zur Wohnung der Gespenster an, sondern lassen sie überall herumirren, ohne ihre Freiheit zu beschränken.

So giebt es der Sagen viele über den Aufenthalt der Gespenster.

6. Wann die Gespenster erscheinen.

Die Nacht ist keines Menschen Freund, sagt ein altes, aus Erfahrung entstandenes Sprichwort. Der Aberglaube wendet dies auch auf die Gespenster an, und nimmt Dämmerung und Nacht als die Zeit an, wo sie erscheinen, und sich hören und sehen lassen.

Die Phantasie hat zur Nachtzeit freien Spielraum, und ihr ungebundener Flug wird durch keine Gegenstände in der Wirklichkeit beschränkt. Sie kann nicht überführt werden, daß sie sich getäuscht hat. Die Dunkelheit macht die Gegenstände unkennbar. Wir hören, aber wir sehen nicht, und die Phantasie kann die widersinnigsten und abentheuerlichsten Bilder und Gedanken ausmahlen, die irgend ein unbekannter Schall veranlaßt, oder der Aberglaube erzeugt hat. Die Finsterniß überliefert uns täuschenden und betrügerischen Vorstellungen. Ein achtungswerther Beobachter sagt: Gewisse Gedanken und Empfindungen der menschlichen Seele werden gemeiniglich erst dann in uns rege, wenn die ganze Natur um uns her finster und stille wird. Ein aufmerksamer Beobachter seiner selbst kann leicht die Erfahrung machen, daß man, wenn uns Finsterniß und Stille umgeben, wenn unser Geist sich gleichsam in sich selbst zurückzieht, oft ganz anders denkt und empfindet als bei Tage, — daß gerade alsdann, und vielleicht nie so oft, die sonderbarsten und lächerlichsten Mißgeburten von Gefühlen und Begriffen in uns entstehen. So dunkel und verworren diese Gefühle und Begriffe auch sind, so lebhaft würken sie auf die Phantasie, und erregen besonders furchtbare Vorstellungen. Selbst der Muthvolleste wird einen gewis-

wissen Schauder fühlen, wenn er auch immer den Glauben seiner Jugend an Gespenstererscheinungen abgelegt hat.

In der Dunkelheit darf man am wenigsten den Sinnen des Gehörs und des Gesichts trauen, und eben darum werden dann so oft Gespenster gesehen und gehört. Gebildete und ungebildete Völker, die bei Tage nicht einmahl wissen, was Furcht heißt, zittern im Dunkeln vor Geistern und Gespenstern. Dann zittern die Bewohner heißer und kalter Klimate, und müssen sie Nachts einen Gang thun, so thun sie ihn nur in Gesellschaft, und erhellen den Weg mit Feuerbränden und Fackeln.

Der allgemeine Glaube, daß die Gespenster nur in der Finsterniß erscheinen, hat einen natürlichen Grund. Die slavischen Nationen verehrten selbst eine nächtliche Gottheit, damit sie keine Gespenster zur Beunruhigung der Menschen senden möge. Wenn die Neger ihre Todten bewachen, um zu sehen, ob deren Geister erscheinen, so halten sie diese Bewachung am Tage für überflüßig. Viele Völker wagen darum auch zur Nachtzeit kein Treffen, und nehmen, wenn sie angegriffen werden, lieber die Flucht, als daß sie sich wehren sollten. Die Nacht, glauben die Abyssinier, gehöre den Geistern, und man dürfe in ihre Gerechtsame keine Eingriffe thun, wenn man nicht ihre Rache fühlen wollte. Und darum begruben die Griechen zur Nachtzeit keinen Todten, damit die herumschwärmenden Gespenster den Seelen nicht schaden möchten.

Eine reiche Fundgrube eröffnet sich in diesem Glauben den Betrügern aller Art. Sie brandschatzen die Leichtgläubigkeit, und erhöhen und bestärken den Glauben an Gespenster und deren Erscheinungen.

Anfrage.

Kann man Pfirschen- und Aprikosen-Espalier-Bäume schon im Januar und Februar bei starken Froste beschneiden, und thut es den Bäumen und fruchttragenden Zweigen keinen Schaden? Kunsterfahrne werden sehr gebeten, ihre Meinung hierüber in diesen Blättern mitzutheilen.

F.

Neues Hannöverisches Magazin.

16tes Stück.

Montag, den 25ten Februar 1805.

Plan zu einer Harz-Reise,

nebst einer kurzen Beschreibung des Roßtrapps.

Unstreitig verdient in unserm deutschen Vaterlande keine Gegend mehr vom Naturfreunde besucht zu werden, als der Harz, die Gegend, wo die Natur unerschöpflich war, dem Auge die prächtigsten Schauspiele aller Art darzustellen. — Die beste Gelegenheit, sich durch eine Harzreise von den Schönheiten dieser Gegend zu überzeugen, hat man als Student in Göttingen, wo die Pfingstferien am vortheilhaftesten zu dieser Reise verwandt werden. Ohne große Mühe wird man dort um diese Zeit Gesellschafter finden. Oekonomisch ist es, wenn etwa 8 gute Freunde die Reise zusammen unternehmen, weil dann die hier und dort zu entrichtenden Trinkgelder weniger betragen. — Die Pfingstferien dauren in Göttingen nur eine Woche; man muß sich daher so einzurichten suchen, daß man binnen eben dieser Zeit den Harz mit seinen Merkwürdigkeiten durchstreifen kann.

Um den Harz von Göttingen aus in sieben Tagen bereisen zu können, richte man seine Reise so ein:

Den **Sonntag** gehe man von Göttingen über Herzberg nach Andreasberg, nachdem man zuvor in Herzberg die Gewehrfabrik in Augenschein genommen hat. Es wird zwar Göttingen von Andreasberg 6 Meilen gerechnet, allein theils sind diese sechs Meilen nicht stark, theils hat man an diesem Tage weiter nichts zu besehen, daher man noch bei Tage in Andreasberg ankommen kann.

Montags von Andreasberg über den Rehberger Graben, und den Oderteich bis zum Brockenhause. Hat man nicht etwa schon gleich anfangs einen Bothen genommen, so thut man wohl, hier in Andreasberg einen zu miethen, weil der Weg vom Oderteiche bis zum Brocken ungangbar und

sehr schwer zu finden ist. An diesem Tage hat man eine der schönsten Partien auf der ganzen Reise, nemlich den Weg von Andreasberg, durch den Rehberger Graben nach dem Oderteiche. Man hat sich hier nicht nur der prachtvollesten Aussicht, sondern auch eines sehr schönen gebahnten Weges zu erfreuen, der sich in einem herrlichen Thale dahin schlängelt. Hinter dem Oderteiche hört der Weg auf, schön und angenehm zu seyn, und man muß sich nun zum Ersteigen des Brokkens gefaßt machen. Ist man am Morgen früh ausgegangen, so kann man schon um Mittag aus oben seyn, und hat nun Zeit genug, das Auge an den prächtigsten Aussichten zu weiden, wie auch die Bockenmerkwürdigkeiten, die Teufelskanzel, den Hexenaltar, das Zauberbrünnlein, die Brockenblume, das oben wachsende Isländische Moos u. dgl. m. in Augenschein zu nehmen. Um aber am folgenden Morgen die Sonne vom Brocken aus aufgehen sehen zu können, muß man die Nacht oben zubringen. Man trifft jetzt im neuen Brockenhause (was vor einigen Jahren auf der höchsten Spitze des Brockens erbauet ist) eine sehr gute Bewirthung. Nur ist alles ziemlich theuer; zwei und zwei bekommen ein kleines Zimmer mit zwei Betten, wofür jede Nacht 1 Thaler bezahlt wird.

Dienstags. Ist man so glücklich gewesen, gutes Wetter zu treffen, und hat die Sonne von oben aus aufgehen sehen, (ein Anblick, der wahrlich nur empfunden, nicht beschrieben werden kann, da er durch jede Beschreibung doch immer verlieren würde,) so setzt man seinen Wanderstab weiter, und geht nach Rübeland, etwa 5 Stunden vom Brocken, um hier die Baumanns- und die Bielshöle zu besehen. Ich würde sehr rathen, beide Höhlen zu besehen, weil beide in der That verdienen besehen zu werden. Die Baumannshöhle ist die größte, (an ihr Ende ist man bis jetzt noch nicht gekommen), fast schöner ist aber die Bielshöhle, besonders wegen der darin herrschenden Reinlichkeit. Ehe man in die Höhlen steigt, muß man seine Kleidung mit einem Bergmannshabite vertauschen, welche Verkleidung oft viel zu lachen giebt. Hat man sich nun auch an diesen Wunderwerken der Natur ergötzt, so geht es weiter nach Blankenburg, 4 Meilen vom Brocken, nachdem man zuvor unterwegs eine Marmorm hle, wie auch einen Marmorbruch besehen hat. In Blankenburg selbst verdient das Schloß und die Marmorniederlage vom Reisenden besehen zu werden.

Mittewochs. Jetzt könnte man den Rückweg wieder antreten, aber sehr würde ich rathen, zuvor von Blankenburg aus einen Abstecher nach dem sogenannten Roßtrapp zu machen. Niemand wird diese kleine Detour bereuen, da man auf dem Roßtrapp die schönste Aussicht auf der ganzen Reise hat. Ich werde nachher noch etwas mehr über diese Gegend sagen. Hat man

man nun auch dies Meisterstück der Natur besehen, so gehe man wieder nach Wankenburg, und von da nach Wernigerode zurück. In Wernigerode giebt es weiter nichts, was die besondere Aufmerksamkeit des Reisenden verdiente, als das Schloß und der dabei befindliche Wildgarten.

Donnerstags. An diesem Tage geht die Reise nach Goslar. Kurz vor Goslar kömmt man über die Ocker, ein Hüttenwerk, woselbst man das Hüttenwesen, den Kupferhammer, die Drathzieherei u. s. w. besehen muß. Wenn man in Goslar ankömmt, wird es wahrscheinlich schon zu spät seyn, um die dasigen Merkwürdigkeiten zu besehen, man verspare dies daher bis auf den folgenden Morgen, und stärke indessen die ermüdeten Glieder durch ein Glas Gose.

Freitags. Man besehe in Goslar das alte Kaiserhaus, wo einst die deutschen Kaiser residirten, wovon jetzt freilich nur noch Rudera vorhanden sind. Ferner den Dom mit seinen vielen Merkwürdigkeiten aus der alten Welt. (Wenn übrigens selbige noch vorhanden sind.) Sodann besteige man den Fuß des Rammelsberges, und fahre hier in eine Grube.

Ist dieses alles geschehen, so ist es Zeit, nach Clausthal zu kommen, woselbst man den Georgs-Stollen und die Münze zu besehen hat. Dann geht der Weg nach Osterode über Leerbach, woselbst die beiden daselbst befindlichen Kakerlaken, ein Knabe und ein Mädchen, verdienen betrachtet zu werden.

Sonnabends. Von Osterode geht es wieder nach Göttingen zurück, und man hat nun am Sonntage Zeit genug, sich von der hin und wieder mühsamen Reise zu erhohlen.

Ich hoffe, daß keiner, der diesen Reiseplan befolgt, es sich nachher reuen lassen wird. Der Weg ist größtentheils gut und sehr angenehm, und man besieht alle Merkwürdigkeiten, die in einer so kurzen Zeit besehen werden können. Freilich giebt es am Harze noch mehrere Naturmerkwürdigkeiten, die allerdings auch verdienen, gesehen zu werden; doch hiebei kann sich nur der verweilen, der zu seiner Reise einen größern Zeitraum bestimmen kann.

Mehreren wird es gewiß nicht unangenehm seyn, zu wissen, wie hoch diese Harzreise, zu der ich den Plan entworfen habe, etwa komme? Dies ist nun freilich sehr relativ, indem fast alles darauf ankömmt, wie einer unterwegs lebt. Ist eine Gesellschaft, wie ich vorgeschlagen habe, zusammen, so betragen die täglich zu entrichtenden Trinkgelder nur wenig. Lebt man dabei nicht verschwenderisch, sondern etwas sparsam, so kann man die ganze Reise, inclusive der Trinkgelder, mit 2 Louisd'or machen.

Jetzt sey es mir erlaubt, von allen den schönen Naturschönheiten auf

dieser Reise eine auszuheben, um von ihr etwas weitläuftiger zu reden, es sey der sogenannte Roßtrapp, eine der schönsten Felsenpartien am Unterharze, in der Grafschaft Regenstein, 3 Stunden von Blankenburg, 5 Stunden von Halberstadt, und 11 Stunden vom Brocken.

Der Roßtrapp liegt in einer überhaupt sehr felsenreichen Gegend, die Felsen selbst bestehen aus einem festen grobkörnigten Granit. Um zu dem eigentlichen Roßtrapp, der zu den beträchtlichsten in dieser Gegend sich befindenden Felsen gehört, zu kommen, dieß kostet wahrlich einige Anstrengung, da man, um die Spitze zu erreichen, mehr kriechen als gehen muß. Aber man wird auch auf der einen Seite durch die schauervollste, und auf der andern Seite durch die prachtvollste Aussicht hinlänglich belohnt. Unten am Fuße des Felsen hat sich die Bode einen Weg über Felsenklippen gebahnt, der die schönsten Wasserfälle bildet, welche dann ihr donnerähnliches Geräusch bis zur Spitze des Roßtrapps hinaufschicken.

Zur rechten Seite des Roßtrapps, gegen Abend und Mittag, erblickt man ein Meer von Felsenklippen, im Hintergrunde sieht man den Brocken majestätisch hervorragen. Es ist dieß ein fürchterlich schauervoller Anblick, bei dem man anbetend niederfallen möchte. Die senkrechte Höhe der Felsen mag immer 6 bis 800 Fuß betragen.

Hat dieser Blick die Seele mit grausenden Empfindungen gefüllt, so wende man das Auge zur linken Seite nach Nordost und Norden, und man wird wieder durch sanftere Eindrücke erheitert. Das Auge verliert sich hier in einer weiten Aussicht flacher Landgegenden des Fürstenthums Halberstadt und des Fürstenthums Magdeburg, indem man über die Teufelsmauer, die aus ungeheuer großen über einander gethürmten Granitfelsen besteht, hinwegsieht. So fürchterlich schön die vorige Aussicht war, so angenehm schön ist diese. Das Schauervolle wechselt hier mit dem Prächtigen ab, und wir Deutsche brauchen nicht nach der Schweiz zu reisen, um uns eine kleine Vorstellung von den Schweizer-Alpen zu machen.

Im Winter würde zwar eine Reise nach dem Roßtrappe noch beschwerlicher seyn, als sie im Sommer schon ist, dann muß aber der Anblick jener Felsen noch weit prächtiger seyn; zu dieser Zeit müßte man sich auch eine Vorstellung von den Gletschern im Kleinen machen können.

Doch ganz kann man das Schöne dieser Gegend nicht beschreiben, nicht durch Mahlerei versinnlichen, ganz kann es nur durch den Anblick selbst empfunden werden.

Wer

Wer den Roßtrapp besucht, versäume nicht, oben auf demselben eine Pistole loszuschiessen; ein Schuß wird hier durch eine Menge von Wiederhallen herrlich vervielfältiget. Der Förster dieser Gegend will es zwar nicht leiden, weil er vorgiebt, das Wild würde dadurch verscheucht, allein es unterbleibt dennoch gewöhnlich nicht.

Der Roßtrapp mag oben etwa eine Quadratruthe groß seyn. Hier findet man ein Loch, welches, wenn man die Einbildung zu Hülfe nimmt, mit dem Eindrucke eines Hufeisens einige Aehnlichkeit hat. Von diesem Eindrucke hat der Felsen selbst seinen Namen, Roßtrab oder Roßtrapp. Auch hat dieser Eindruck zu folgender Erdichtung, die dem Reisenden gewöhnlich von seinem Führer erzählt wird, Veranlassung gegeben, die ich doch hier dem Leser noch mittheilen will.

Vor gar vielen Jahren residirte am Harze ein stattlicher König, dessen einzige Tochter sich in eine Liebesgeschichte mit einem gemeinen armen Ritter einließ. Der Vater, dem diese Liebe kund wurde, wurde darob gar sehr erzürnt, und drohete der Tochter mit seinem väterlichen Fluche und den fürchterlichsten Mißhandlungen, wenn sie nicht augenblicklich dem ihr unwürdigen Buhlen entsagen würde. Die Tochter, zwar sehr durch die Drohungen ihres Vaters erschreckt, war doch keineswegs gewillet, ihren Buhlen zu verlassen. Da sie bei Hofe nicht länger sicher zu seyn glaubte, so entfloh sie mit ihrem Geliebten, und nahm zu dem Ende eine prächtige Krone aus dem väterlichen Hause mit.

Die Entflohenen kamen glücklich in der Gegend des jetzigen Roßtrapps, am jenseitigem Ufer der Bode, an, und hofften hier ein einsames ruhiges Leben zu führen. Es sind hier noch bis auf den heutigen Tag, auf einem, dem Roßtrapp gegenüber stehenden Felsen die Radnägel ihres Fuhrwerks eingedrückt zu sehen. Der Vater, durch diese Flucht noch mehr erbittert, verfolgte die Entflohenen allenthalben, war auch endlich so glücklich, ihren Aufenthalt zu entdecken. Die Verliebten wurden jetzt von ihren Verfolgern auf der einen Seite umringt und eingeschlossen. Nun war guter Rath theuer. Man sah keinen andern Rath, als einen lebensgefährlichen Sprung auf das jenseitige Ufer zu wagen. Die Prinzessin tanzte zuvor auf dem Felsen, worauf sie sich befand, als wenn es ihr Hochzeitsfest wäre, wovon dieser Felsen noch jetzt den Namen des Tanzplatzes führt. Hierauf nahm sie ihr Buhle vor sich auf ein muthiges Roß, und so wurde der gefährliche Sprung gewagt. Er ging glücklich von statten, daß sie unbeschädigt auf dem gegenüber stehenden Felsen, wo noch jetzt der Eindruck des Hufeisens des Pferdes zu sehen ist, ankamen. Es ist dieser Eindruck zwar größer, als der Eindruck von einem Hufeisen

eines

eines gewöhnlichen Pferdes, allein da der Sprung so groß ist, so ist auch wohl zu vermuthen, daß ein besonders großes Pferd dazu genommen ist. Kein Glück ohne Unglück, sagt das Sprichwort, und so gieng es auch hier, die Prinzessin verlohr bei dem wirklich starken Sprunge ihre mitgenommene Krone. Sie fiel am Fuße des Felsens in eine Untiefe der Bode, in das danach benannte Kronenloch, woraus sie bis jetzt noch keiner hervor zu hohlen gewagt hat. —

Hier muß ich aber schliessen, weil die Geschichte den weiteren Erfolg dieser in der That merkwürdigen und sehr wunderbaren Begebenheit nicht meldet. Sollten jemand die weiteren Fata der unglücklichen Prinzessin bekannt seyn, der würde vielleicht durch deren Bekanntmachung manche Liebhaber solcher Sagen interessiren.

O. . . M. . .

Statuten

einer Witwen- und Waisen-Versorgungsanstalt auf den Churhannöverschen Eisenhütten.

Wer die häusliche Lage der Churhannöverschen Eisenhütten-Bedienten kennt, wird wissen, daß ihre Besoldungen mit den gegenwärtigen Zeiten, wo alle Lebensbedürfnisse, diejenigen nicht einmal gerechnet, welche die überfeinerte Lebensart herbeigeführt hat, zu solchen ungemein hohen Preisen gestiegen sind, nicht mehr im Verhältniß stehen. *) Denn die meisten der gedachten Hüttenbedienten haben eine jährige Besoldung zwischen 200 und 300 Thaler. Haben gleich einige wenige unter ihnen größere Besoldungen, so haben sie auch dagegen wieder größere Ausgaben, so daß sich Einnahme und Ausgabe am Ende eines jeden Jahrs auch bei ihnen gegen einander aufheben, und nach ihrem Tode nicht so viel übrig bleibt,

*) In dieser Lage befindet sich überhaupt die verzehrende Classe der Bürger eines Staats, und wird so lange darin bleiben, bis der Staat hinzutritt, und die in neuern Zeiten zwischen Einnahme und Ausgabe entstandenen Misverhältnisse wieder herstellt. Die producirende Classe der Bürger eines Staats, hat diese Fürsorge nicht nöthig: sie schreibt hier die Gesetze vor, und befindet sich also mit der verzehrenden Classe in dem gerade umgekehrten Verhältniß.

bleibt, daß ihre mehr oder weniger zahlreiche Familie davon unterhalten und erzogen werden könnte.

Es war daher seit mehreren Jahren der Wunsch der meisten Hüttenbedienten, eine Casse zu errichten, woraus die Witwen und Kinder nach ihrem Tode eine ihrer Lage angemessene Versorgung erhielten. Diese Anstalt kam jedoch erst voriges Jahr zu Stande, indem sie hie und da Widersprüche fand, die erst beseitiget werden mußten. Den größten Widerspruch fand diese so wünschenswerthe Sache bei den angehenden unverheiratheten Bedienten, die um so mehr Schwierigkeiten machten, je ferner sie sich vom Ziele glaubten, und die also zu einer Sache beitragen sollten, von der sie entweder noch lange nicht, oder wohl gar keinen Vortheil sich versprechen konnten. Da aber diese angehenden Bedienten den kleinern Theil ausmachen, und da die Stimmenmehrheit zum Vortheil der Anstalt entschied, so mußte die Minorität nachgeben. Die angehenden Bedienten waren also gezwungen, der schon länger beabsichtigten Witwen- und Waisen-Versorgungsanstalt beizutreten, und von ihrem stehenden Gehalte, wie die ältern Hüttenbedienten, eine Witwen- und Waisensteuer beizutragen.

Den Lesern des Magazins ist es vielleicht nicht unangenehm, die Statuten dieser Witwen- und Waisen-Versorgungsanstalt selbst zu lesen. Vielleicht können sie demjenigen, der es unternehmen wollte, ähnliche Statuten für Schullehrer-Witwen und Waisen, wovon vor einiger Zeit in diesen Blättern die Rede war, zu entwerfen, zu einem Leitfaden dienen. Ich lasse daher die Statuten der Witwen- und Waisen-Versorgungsanstalt auf den Churhannöverschen Eisenhütten hier im Auszuge folgen.

§. 1.

Keiner von den zu dem Churhannöverschen Eisenhütten- und Bergbau gehörigen Beamten, Officianten und übrigen Bedienten darf und kann sich von dem Beitritt zu dieser Versorgungsanstalt ihrer Witwen und Waisen ausschliessen, er mag jung oder alt, verheirathet oder unverheirathet seyn. Das zum Eisenhüttenzirkel gehörige Personal bildet also in dieser Hinsicht eine geschlossene Gesellschaft.

§. 2.

Diese Versorgungsanstalt wird dem Schutze Königl. Berghauptmannschaft, und Königl. Bergamts zu Clausthal, empfohlen, und gebeten, nicht nur die bei dieser Gesellschaft vorfallenden Streitigkeiten zu richten, sondern auch den neuantretenden Officianten den Beitritt zu dieser Gesellschaft im Weigerungsfalle zur Bedingung zu machen.

§. 3.

§. 3.

Unter jenem Schutze wird sich diese wohlthätige Privatanstalt auf ewige Zeiten erhalten, und damit die ersten so gut wie die letzten eine unzerrüttete und bündige Zusicherung haben, daß die Witwen aus der Gesellschaft auf immer auf diese Versorgung sicher rechnen können, wird nicht allein der Kraft, diese Einrichtung nach Jahren wieder aufzulösen, von Seiten der Direction entsagt: sondern es muß auch weder eine einzelne Person, noch die ganze Gesellschaft im Stande seyn, diese Einrichtung mit ihren Statuten aufzulösen und zu zerstöhren. Gegen gegründete Klagen über Vernachlässigung der Statuten von den Vorstehern oder einzelnen Mitgliedern wählt die Direction die besten Maaßregeln, um die Vorsteher sowohl als die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft zur genauen Beobachtung der Statuten anzuhalten.

§. 4.

Die Vorsteher der Gesellschaft übernehmen die Sorge, bei Veränderungen des berghauptmannschaftlichen Personals, die Statuten der Gesellschaft jedesmal dem Schutz der neuen Direction zu empfehlen.

§. 5.

Da den Witwen der Eisenhüttenbedienten bisher eine Pensionsunterstützung jährlich aus Königl. Zehnten zufließt, so schmeichelt man sich, daß dieselbe, dieser Einrichtung ungeachtet, auch künftig noch fortdauern werde.

§. 6.

Sollte sich in der Folge die Anzahl der Eisenhütten, und somit das Personal der Bedienten vermindern, so müssen die Vorsteher der Gesellschaft dafür sorgen, daß aus andern Geschäftszweigen des Churhannöverschen Harzes, z. B. vom Silberbergbau, von den Silberhütten, und vom Forstwesen andere Mitglieder hinzutreten oder sich einkaufen, um immer eine hinlängliche Anzahl von Mitgliedern zu erhalten, damit der Fond nicht geschwächt werde, oder die Pension zu geringe ausfalle. *)

§. 7.

Am 28sten April 1803. entwarf die Gesellschaft zu Clausthal diese Statuten, nachdem die verschiedenen Vorschläge, welche von den Haupthütten zur Sollinger- Königs- und Rothenhütte gemacht waren, gegen einander verglichen, und die Hauptgegenstände protokollirt worden.

*) Dem Vernehmen nach soll von Königl. Berghauptmannschaft den in diesem §. angeführten Geschäftszweigen der Beitritt innerhalb Jahresfrist anbefohlen seyn.

(Der Schluß folgt.)

Hannöverisches Magazin.

17tes Stück.

Freitag, den 1ten März 1805.

Statuten

einer Witwen- und Waisen-Versorgungsanstalt auf den Churhannöverschen Eisenhütten.

(Schluß.)

§. 8.

Da eine so kleine Gesellschaft, wenn nur ein Fond zu einer bestimmten Pension festgesetzt würde, unmöglich lange bestehen könnte, oder ein höherer Beitrag nöthig wäre, um die Casse zu erhalten, im letztern Fall aber nur wenig einzelne Mitglieder im Stande sind, viel von ihren Einkünften zu Anlegung eines Fonds zu entbehren; so ist folgendes festgesetzt worden:

a) Die Gesellschaft legt nur einen kleinen Witwenkassen-Fond nach Verhältniß der fixen Besoldung von jedem Mitgliede jährlich an.

b) Die ältern Mitglieder zahlen nach Verhältniß ihres Alters ein verhältnißmäßiges Antrittsgeld, weil ihren Angehörigen diese Wohlthat am ersten zu Theil wird.

c) Mit dem Quartal Crucis 1803. soll der Beitrag der Steuer sowohl, als auch bei Sterbefällen, der Genuß der Pension sogleich seinen Anfang nehmen. Sollte aber aus Ursachen kein Gnadenquartal bewilligt werden; so bekommen die Witwe und Kinder die Pension gleich nach Verlauf des Sterbequartals, von welchem sie in solchem Fall auch nur die Steuer entrichten. Stirbt eine Witwe den Sonnabend in der letzten Woche des Quartals, so genießt sie oder ihre Erben die Pension noch von diesem Quartale. Stirbt sie aber einen

Tag später, so erhält sie von dem verflossenen Quartale nichts.

d) Die Witwen erhalten, nach Verhältniß des versteuerten Gehalts, eine jährige Pension.

e) So lange die Anzahl der Witwen nicht über drei ist, soll die Summe der jährlichen Pensionen nicht aus dem Fond genommen, sondern auf die fixe Besoldung sämmtlicher Mitglieder vertheilt werden.

f) Nur dann, wenn die Anzahl der Witwen über drei ist, wird der Fond zu den Pensionen der jüngern Witwen zu Hülfe genommen.

g) Sind keine Witwen, aber Kinder unter 14 Jahren vorhanden, so genießt ein solches Kind bis zum 14ten Jahre den vierten Theil der Pension seiner Mutter, zwei die Hälfte u. s. w.

§. 9.

Zu dem unter a des vorigen §. bemerkten Fond steuert jedes Mitglied von seiner fixen Besoldung zwei von Hundert. Da die Summe der fixen Besoldung aller Mitglieder gegenwärtig jährlich 7200 Thaler beträgt, so macht der jährige Beitrag zum Witwenkassen-Fond von der ganzen Gesellschaft 144 Thaler.

Hiebei ist noch ausgemacht, daß man den Fond durch die ordinäre Steuer und Zinsen zu 1500 Thaler anwachsen lassen, und bis dahin die Pensionen für die Witwen und Waisen extraordinair steuern will. Wenn die Casse diese Summe erreicht hat, so werden die Zinsen und ordinairen Steuern mit zu den Pensionen genommen, das Capital aber bleibt unangegriffen.

Wenn aber der Fond bis zu 1500 Thaler angewachsen ist, und sind alsdann etwa so wenig Witwen, daß die gesammte Steuer unter 3 Procent vom Gehalt betragen würde, so wird hiermit festgesetzt, daß alsdann niemals unter 3 Procent gesteuert, sondern das übrigbleibende Geld zum Fond geschlagen werden soll, um diesen zu vergrößern.

§. 10.

Nach dem unter b im §. 8. bemerkten Princip soll jedes verheirathete Mitglied, welches über 30 Jahr ist, sich mit 2½ Thaler, über 40 Jahr mit 5, über 50 Jahr mit 10, über 60 Jahr mit 20 Thalern u. s. f. Antrittsgeld einkaufen. Andere neu hinzukommende Mitglieder bezahlen das doppelte. Dieses Antrittsgeld ist jedoch nicht wiederkehrend, sondern dient nur dazu, die jüngern Mitglieder mit den ältern in ein gleicheres Verhältniß zu setzen.

§. 11.

§. 11.

Stirbt ein Mitglied im letztern Theil eines Quartals, so steuert es noch seinen Antheil, und die Pension geht erst im nächsten Quartal nach dem Sterbequartal an. Stirbt es aber im Anfange oder in der Mitte des Quartals, so hört der Beitrag auf, und die Pension nimmt noch in demselben Quartale ihren Anfang. Die Witwen oder Waisen von entferntern Mitgliedern müssen vom Prediger des Orts einen Todtenschein an die Vorsteher einsenden.

§. 12.

Im Fall die Casse noch keinen so großen Fond hat, die Auszahlung der vorhandenen Pensionen im Anfange gleich zu bestreiten, so wird das Deficit derselben auf die Summe der Besoldungen vertheilt, und von jedem Mitgliede noch besonders beigesteuert. *)

§. 13.

Die Witwe erhält zwanzig von jedem Hundert fixer Besoldung ihres verstorbenen Mannes. Hatte dieser z. B. 200 Thaler fixer Besoldung, so erhält die Witwe an einjähriger Pension 40 Thaler.

§. 14.

Erhält ein Mitglied Zulage an Besoldung, so vermehrt sich auch zugleich dessen Beitrag nach dem Zuwachs seiner Besoldung. Es muß aber zwei Jahre lang diese größere Besoldung versteuert haben, ehe die Seinigen an die dadurch vermehrte Pension Anspruch machen können. Doch kann der Interessent auch die Seinigen gleich zu der vermehrten Pension dadurch verhelfen, wenn er sich mit einem zweijährigen Beytrag von der Zulage einkauft.

§. 15.

Wenn ein Mitglied Witwer wird, so muß es fortsteuern, es mag Kinder haben oder nicht. Wenn aber ein Mitglied genöthiget ist, in Pension zu gehen, so ist es von der Beisteuer frei, wenn es weder Frau noch Kinder hat, und nicht wieder zu heirathen denkt. Hat das Mitglied aber noch Frau oder Kinder unter 14 Jahr, so daß ihnen die Versorgungsanstalt noch zu Theil werden kann, so muß es im Pensionsstande noch die Hälfte der Besoldung, welche es zuletzt im Dienste hatte, versteuern. Solche im Pensionsstande entstehende Witwen und Waisen genießen die volle Pension von der vorher im Dienst gehabten Besoldung des Mannes.

Wenn ein verheyrathetes Mitglied nicht wegen Alter, sondern aus andern Ursachen, als wegen Schwachheit oder körperlicher Gebrechen, in Pension geht, so bezahlt solches die bis-

*) Diese besondere Beisteuer hat im ersten Jahre 5 Procent betragen.

bisherigen Beyträge bis zum erreichten 60sten Jahr ganz, hernach aber nur die Hälfte derselben.

§. 16.

Wenn ein Mitglied von dem Eisenhüttenzirkel abgeht, aber unter derselben Direction bleibt, so bleibt es ungestört in seinen Verhältnissen, und die Seinigen haben die Pension, wenn sonst gehörig fortgesteuert worden ist, der versteuerten Besoldung gemäß, zu erwarten.

Wenn ein Mitglied des Instituts in andere Dienste geht, so kann es Mitglied bleiben, wenn es von seiner künftigen Obrigkeit die schriftliche Versicherung beybringt, daß ihm der Beytrag, falls es damit säumig werden sollte, von der Besoldung abgezogen und frey eingesandt werden solle. In Ermangelung eines solchen Dokuments aber soll ein solches Mitglied von der Gesellschaft ausgestrichen werden, ohne etwas von den schon geleisteten Beyträgen zurück zu erhalten. Ein aus andern Diensten beym Eisenberg- und Hüttendepartement angestellter verheyratheter Officiant muß als Mitglied dieses Instituts erst zwey Jahre hier gewesen seyn, und eben so lange sowol die ordinäre als extraordinäre Steuer entrichtet haben, ehe seine Witwe oder die nachgelassenen Waisen Ansprüche auf die Pension machen können.

Will jemand künftig in dieses Institut treten, so muß er seinen Taufschein beybringen.

Tritt eine ganze Branche von Officianten in dieses Institut binnen jetzt und einem Jahre ein, so tritt sie in dieselben Rechte, welche die jetzigen Interessenten genieſſen, ohne etwas nachzuzahlen. Sie bezahlt bloß die ordinäre und extraordinäre Steuer, vom Quartal des Eintritts angerechnet. Auch ihre Witwen genieſſen von der Zeit des Eintritts die Ansprüche auf Pensionen. Tritt sie später ein, so finden neue Bestimmungen statt, deren Festsetzung sich das Institut vorbehält.

§. 17.

Die Grundsätze der Steuer zum Fond und des Beytrags zu den Pensionen erläutern folgende Beyspiele. Es stürbe z. B. ein Administrator mit 450 Thalern, ein Hüttenschreiber mit 300 und ein Geschworner mit 200 Thalern Besoldung, welches überhaupt 950 Thaler Besoldung ausmacht, so würden, zu 20 Procent gerechnet, 190 Thaler Pension für diese drey Wittwen durch Beytrag gesammlet und auf die im §. 9. angenommenen 7200 Thaler vertheilt, da dann bey diesem Beyspiele ausser den in §. 9. fixirten 2 Procenten jedes Mitglied noch 2 Thaler 2 mgr. vom Hundert steuern muß.

Stürbe nachher ein Factoreyschreiber mit 200 Thalern, so würde die Witwe, als die vierte, ihre Pension aus dem Cassenfond erhalten. So auch die fünfte und sechste, wenn nicht unterdessen eine der drei ersten Witwen abgienge.

§. 18.

§. 18.

Wenn eine bereits in Pension stehende Witwe wieder heyrathet, so verliert sie mit ihren Kindern die Pension. Heirathet sie eins der Mitglieder, so tritt sie, wenn sie wieder Witwe wird, in Ansehung der Pension in die Rechte ihres zuletzt verstorbenen Mannes. Heirathet sie jemanden ausser der Gesellschaft, so muß sie und ihre Kinder von diesem zweiten, nicht zur Gesellschaft gehörenden, Mann auf die Wittwen-Versorgung Verzicht thun.

Hinterläßt die Wittwe nach dem Ableben des zweiten Mannes aber Kinder vom ersten zur Gesellschaft gehörenden Manne, so genießen diese Kinder erst nach dem Tode ihrer Mutter bis zum 14ten Jahre die Pension, wie sie nach den Statuten bestimmt ist.

Hinterläßt ein Mitglied Waisen von zwei Vätern, so genießt jede Waise die Pension nach der von ihrem rechten Vater versteuerten Besoldung. Durch Heyrath zugebrachte Kinder können daher auch auf Pensionen keine Ansprüche machen, wofern ihr Vater nicht zur Gesellschaft gehörte.

Wenn sich ein Witwer wieder verheirathet, so hat die neue Frau vom Tage der Copulation Ansprüche auf die Pension. Ist diese Frau 10 Jahr und darüber jünger als der Mann, so zahlt dieser ein extraordinäres Antrittsgeld, und zwar, wenn die Differenz volle 10 Jahr ist, 10 Thaler, 20 Jahr 20 Thaler, 30 Jahr 40 Rthlr., und 40 Jahr 80 Thaler.

§. 19.

Nur die Ehefrau oder vom Mitglied erzeugten Kinder können auf diese Pension rechnen. Daher weder Aeltern, noch Geschwister, noch sonst jemand davon profitiren kann. Auch kann unter keinem Vorwande über die der Ehefrau zukommende Pension im Testament disponirt werden. Die Pension erbt nur in dem einzigen Falle fort, wenn Kinder unter 14 Jahren vorhanden sind.

§. 20.

Hinterläßt ein Mitglied keine Frau, aber eheliche Kinder, so wird die Pension für die unter 14 Jahr vertheilt und an ihren Vormund gegen Quitung bezahlt. Hinterläßt z. B. ein Mitglied, welches 450 Thaler versteuert hat, 6 Kinder, wovon fünf unter 14 Jahr sind, so erhalten die fünf Kinder, weil nach dem §. 8. g. jedes Kind unter 14 Jahr den vierten Theil der mütterlichen Pension empfängt, $5 \times \frac{90}{4} = 112\frac{1}{2}$ Thaler jährlich. Nachdem das älteste der fünf Kinder das vierzehnte Jahr erreicht hat, wird die Pension um ¼tel vermindert, und mit dieser Verminderung der Pension so lange fortgefahren, bis auch das jüngste Kind

das vierzehnte Jahr erreicht hat, wo sodann die Pension ganz aufhört.

Noch haben sich die Mitglieder dieses Instituts hierdurch besonders verwahren wollen, daß in der Folge die Mitglieder nicht berechtiget seyn sollen, zum etwanigen Nachtheil der Witwen und Waisen der jetzt lebenden Mitglieder, in der Auszahlung der in diesem, dem 8. und 13. §. stipulirten Pension irgend eine Abänderung zu machen.

§. 21. 22.

Der jährliche Abschluß der Rechnung und Casse ist jedesmal mit dem Schluß des Quartals Trinitatis nach dem Oberharzer oder Clausthaler Bergkalender, wonach auch die Einsammlung der Steuerbeiträge in jedem Quartale geschieht.

§. 23. 24.

Die von den Mitgliedern gesammleten Beiträge werden an die Vorsteher der Gesellschaft demnächst eingesandt. Auch führen diese darüber Rechnung.

§. 25.

Bei vorfallenden Streitigkeiten oder Eingriffen in die Verfassung der Privatversorgungsanstalt übernimmt der jedesmalige Eisenhütten-Registrator die Vertheidigung der Statuten, und sorgt für die Erhaltung und Sicherheit des Ganzen gemeinschaftlich mit den übrigen Vorstehern, denen zugleich das sichere Ausleihen der vorräthigen, nicht zu Pensionen nöthigen Gelder obliegt.

Nur gegen die erste Hypothek, und gegen die Hälfte oder Zweidrittel des Werths des Grundstücks können Capitalien ausgeliehen werden. Jedoch darf der ganze Fond nicht in einer Summe, sondern in einzelnen Capitalien von 200 bis 300 Thalern ausgeliehen werden, damit, wenn man genöthiget ist, Capitalien zu kündigen, nicht das Ganze zu kündigen gezwungen ist. Mitglieder der Gesellschaft können unter obigen Bedingungen ebenfalls Capitalien aus dem Fond borgen.

§. 26.

Die Pensionen können und dürfen nicht mit Arrest belegt werden, die Witwen mögen in oder außer dem Lande wohnen. Nur in dem Fall, wenn ein Mitglied Geld aus dem Fond geliehen hätte und solches noch nicht abbezahlt wäre, soll nach den Umständen der Witwe und dem Alter der Kinder ein Antheil von der Pension auf die Schuld zurückbehalten werden.

§. 27.

Rückstände der Steuerbeiträge finden unter keinem Vorwande statt. Im Fall ein Mitglied seinen Beitrag von zwei Quartalen vorsätzlich zurückhält, so wird dasselbe von der Gesellschaft ausgeschlossen, ohne seine vorherigen Beiträge zurück zu erhalten.

§. 28.

§. 28.

Kein Mitglied kann von selbst aus der Gesellschaft wieder heraustreten.

§. 29.

Wenn bei eintretender Ehescheidung der Ehemann vom Consistorium schuldig erkannt ist, die Frau zu ernähren; so hat die Frau nach dem Tode ihres Mannes auch Ansprüche auf die Pension; im entgegen gesetzten Falle aber nicht. Stirbt der Mann kurz vor Eingang des Erkenntnisses, und solches erfolgt noch, so unterwirft sich die Frau dem, was das Urtheil mit sich bringt.

§. 30.

Alle Jahr im Frühjahr kommen die Vorsteher und einige Mitglieder der Gesellschaft zu Clausthal zusammen, nehmen die Rechnung des letztern Jahrs ab, sehen die Kasse nach, rechnen, wenn etwa neue Sterbefälle vorgefallen sind, den Beitrag eines jeden Mitglieds für das folgende Jahr aus und berathschlagen über das Ausleihen des zu Pensionen entbehrlichen Fonds.

Die Oberabnahme der Rechnung geschiehet von königl. Berghauptmannschaft.

Die Rechnung wird, nach geschehener Abnahme, sowohl von den Vorstehern als auch abwechselnd von zwei Mitgliedern des Instituts unterschrieben.

§. 31.

Da diese Privat-Versorgungsanstalt als eine große Wohlthat für alle jetzige und künftige Eisenhütten- und Eisenbergbedienten zu betrachten ist, so müssen alle dabei vorfallenden Geschäfte von jedem Mitglied unentgeldlich geführt werden, und nur für Schreibmaterialien werden den Rechnungs- und Kassenführern aus dem Fond die nöthigen baaren Auslagen vergütet.

Im äußersten Fall und wenn die Anstalt durch einen Proceß Vortheile erhält, trägt der Fond die Kosten. Sonst müssen dergleichen Kosten gänzlich vermieden werden.

§. 32.

Die Vorsteher der Gesellschaft sind der Hüttenmeister, Registrator, Bergvogt, Revisor und die drei Administratoren, welche alle von den Statuten der Gesellschaft genau unterrichtet seyn müssen.

§. 33.

Von den Statuten sind zwei gleichlautende Exemplare aufgenommen, wovon das eine in der Registratur des königl. Bergamts zu Clausthal, das andere aber von den Vorstehern zugleich mit dem Fond und übrigen Documenten der Gesellschaft aufbewahrt wird.

§. 34.

Die Vorsteher sowohl als auch jedes einzelne jetzt lebende Mitglied unterschreibt die beiden Exemplare der Statuten mit seinem deutlichen Namen und diese Unterschriften von jedem Mitgliede gelten für sich und seine Dienstnachfolger auf ewige Zeiten.

Beantwortung

der Anfrage im 104ten Stück dieses Magazins vom vorigen Jahre: ob es räthlich oder wirklich ökonomisch sey, am Aller-Strom belegene Weiden, die im Sommer mit milchendem Hornvieh betrieben wurden, im späten Herbst noch mit Pferden oder Schaafen behüten zu lassen?

In der hiesigen Wesergegend pflegt der Landmann solche Weiden mit Pferden von der Geest, wofür wöchentlich für das Pferd ein Gulden bezahlt wird, oder auch mit eigenen Pferden bis gegen Weihnachten hin, wenn die Witterung es erlaubt, zu betreiben. Diese Gewohnheit hat den Vortheil, daß neben der Gräsung der Pferde, während dieser Zeit, die sogenannte Geilbülte, welche bekanntlich das Hornvieh nicht anrührt, von den Pferden abgefressen wird, so wie hinwiederum das Hornvieh die Geilbülte vom Pferdedünger gern frißt. Werden die Weiden immer mit Hornvieh betrieben, so entsteht daraus der Nachtheil, daß das Vieh auch noch im folgenden Jahre gern die Stellen umgeht, wo der Dünger gelegen hat. Im Frühling wird aller auf der Weide befindlicher Dünger mit einem Spaden auseinander geschlagen, theils um dadurch die damit bedeckten Stellen zu entblößen, theils um der Erde vermittelst des Frühlings-Regens überhaupt noch mehr Fruchtbarkeit mitzutheilen. Ich selbst habe aus der vorhin angeführten Ursache meine mit milchendem Hornvieh betrieben gewesene Weide im spätem Herbst mit Pferden betreiben lassen. Nur ist dabei zu beobachten, daß die Pferde auf der Weide nicht Mangel leiden, weil sie sonst auch die Wurzel des Grases mit ausziehen, mithin die Weide im künftigen Frühjahr so gut nicht bedeckt ist. Mit den Schaafen, deren hier nur sehr wenig gehalten werden, hat es ohne Zweifel dieselbe Bewandniß, wie mit den Pferden.

S. F — r.

Hannöverisches Magazin.

18tes Stück.

Montag, den 4ten März 1805.

Ueber eine die schnellste Hülfe erfordernde Art von Husten und von Beschwerden beim Athmen, oder über den Croup.

Ein Wort an Mütter.

Von Dr. J. A. Albers in Bremen. *)

Niemand kennt die Beschränktheit der Heilkunde besser, als der, welcher sie täglich ausübe; keiner empfindet das schmerzhafte Gefühl, helfen zu wollen, wo alle Hülfe vergeblich ist, häufiger, als der Arzt. Die Schranken unserer Kunst würden aber vielleicht nicht so enge seyn, manche Trauer würden wir weniger theilen dürfen, wenn unsere Hülfe früher gesucht würde. Unter den vielen zum Theil verächtlichen Ursachen dieser Verzögerung, will ich hier nur die nennen, welche gewiß am meisten Entschuldigung verdient, nemlich: Mangel der Kenntniß der Krankheit, und besonders der mit ihr verbundenen schnellen Gefahr. Es giebt nemlich Uebel, deren Anfang zwar anscheinend unbedeutend ist, die aber durch ihren schnellen Verlauf und mehrere andere Umstände sehr leicht tödtlich werden. Zu diesen gehört gewiß die häutige Bräune, mit der ich meine Leserinnen in so weit hier bekannt machen will, als nöthig seyn wird, sie zu überzeugen, wie gefahrvoll dieselbe sey, und wie sehr sie die schnelle Hülfe des Arztes verlange. Sehr unangenehm würde es mir aber auf der andern Seite seyn, wenn ich durch diese kleine Schrift die ohnehin großen Besorgnisse fühlender Mütter vermehren würde, indem sie sich vielleicht bei jedem Husten, welcher das Kind befällt, mit dem ängstigenden Gedanken, es

*) Diese kleine Schrift ist zwar besonders abgedruckt, wird aber ihres höchst gemeinnützigen Inhalts wegen hier mitgetheilt. Der Herausgeber.

sey der Croup, quälen könnten. Ich halte es daher für meine Pflicht, ihnen die feste Versicherung zum Troste zu geben, daß die Krankheit noch immer zu den seltenern gehöre, und daß von tausend Kindern, die husten, vielleicht keines am Croup leide.

Die Krankheit ist keine neue Krankheit, wie manche vielleicht erachten, sondern schon von sehr alten Aerzten beobachtet worden, welche uns ganze Epidemien davon unter allerlei Namen beschrieben.

Man nennt sie häutige Bräune, polypöse Bräune, Hünerhusten, im Englischen Croup u. s. w. Letzterer Name ist ohne Zweifel der passlichste, weil dieses Wort, im Englischen ausgesprochen, eine ziemlich deutliche Idee von dem, bei dieser Krankheit vorkommenden charakteristischen Husten giebt.

Ob die Krankheit, wie mehrere und auch ich glauben, in neuern Zeiten wirklich häufigergeworden, oder, wie es vielleicht eben so wahrscheinlich ist, richtiger beobachtet wird, kann ich nicht mit Gewißheit bestimmen.

Wie oft hört man nicht Mütter erzählen, daß Kinder in frühern Zeiten am sogenannten Stickflusse gestorben, dessen ganze Beschreibung nur zu sehr die häutige Bräune vermuthen läßt. Vorausgesetzt nun, daß die Erscheinungen dieser Krankheit wirklich häufiger sind, so kann ich dieses eben so wenig erklären, als die Frage beantworten: warum das kalte Fieber gegenwärtig nur selten, dahingegen das Nervenfieber desto häufiger unter uns beobachtet wird. Die Erfahrung lehrt zwar, daß gewöhnlich Kinder zwischen dem dritten und siebenten Jahre von dieser Krankheit befallen werden, allein es fehlt auch hier nicht an häufigen Ausnahmen, indem ich mehrere Säuglinge und eine erwachsene Dame an diesem Uebel habe leiden sehen. Bei starken robusten Kindern ist die Krankheit nicht allein häufiger, sondern auch weit gefährlicher, weil bei diesen die Haut oder Feuchtigkeit, wovon ich nachher reden werde, leichter erzeugt wird. Meine und anderer Aerzte Erfahrung lehren mich noch, daß die Krankheit bei Knaben ungleich öfterer beobachtet wird, als bei Mädchen, wovon der Grund vielleicht schwerer einzusehen ist, als es beim ersten Anscheine zu seyn scheint. Sie ist nicht bloß das Loos der Kinder armer, sondern eben so häufig reicher Leute, welches ich hier absichtlich bemerke, weil ein gewisser großer Arzt das Gegentheil behauptete.

Ohnerachtet die Krankheit höchstwahrscheinlich nicht ansteckend ist, so geschieht es doch zuweilen, daß mehrere Kinder von einer Familie entweder zugleich, oder in kurzen Zwischenräumen nach einander davon befallen werden. Die Vorsicht läßt uns daher auch hier lieber ein Mittel wählen, welches in keinem Falle schädlich seyn kann, durch dessen Befolgung aber sich, sowohl der Arzt

als die Eltern, manchen drückenden Vorwurf ersparen können. Ich rathe nemlich, ein solches Kind, wenn es irgend möglich ist, von den übrigen zu trennen, da überhaupt der gewöhnliche Aufenthalt der Kinder, die Kinderstube, bei dieser Krankheit gewiß nicht der schicklichste ist.

Noch schrecklicher ist es, daß ein Kind mehrere Male dieses Uebel erleiden kann, wovon wir hier in Bremen verschiedene Beispiele haben. Nicht ganz selten verbindet sich die Krankheit mit andern, z. B. mit dem Scharlachfieber, und den wahren Blattern, vorzüglich letzteren, wodurch sehr viele Kinder, wie ich selbst leider vor einigen Jahren bei der letzten Epidemie erfahren, hingerafft werden.

Die herrliche Erfindung der Kuhblattern, wofür jede Mutter dem gewiß unsterblichen Doctor Jenner den zärtlichsten Dank zollen muß, wird auch in dieser Hinsicht die Quelle von viel tausend Thränen versiegen helfen. Möchten sich doch nicht immer noch welche finden, die aus den thörichten Ursachen die durchaus nöthige allgemeine Verbreitung derselben zu verhindern suchen.

Werden nicht endlich die albernen Vorstellungen von Eingriffen in die Rechte Gottes, von vermeintlichen Opfern u. s. w. aufhören? Wie elend ist nicht der Begriff von einer Gottheit, die ein Wohlgefallen daran haben kann, daß eine Mutter ihr blatterndes Kind derselben zu Füßen legt.

Der Sitz der Krankheit ist die innere Haut, welche den Kehlkopf, die Luftröhre und ihre Aeste bekleidet, und die eine Menge Drüsen besitzt, welche im gesunden Zustande Schleim absondern, wodurch die Luftröhre für den gar zu heftigen Reiz der ein- und ausgeathmeten Luft geschützt wird. Wird diese Haut, und vorzüglich ihre Drüsen, von einer Entzündung befallen, so sondert sich, als Folge davon, eine dem Eiter ähnliche Materie ab, die durch das Aus- und Einströmen der Luft sich zu einer Haut bildet, welche eine mehr oder weniger cylindrische Form, wie die Luftröhre selbst, annimmt. Diese Haut nun, und auch wohl mehr der dünnere Theil der abgesonderten Feuchtigkeit, welche sich in den beiden Luftröhrenästen absondert, verhindern das Athemholen auf eine mechanische Weise, wovon die Folge, wenn das Hinderniß nicht hinweggeräumt wird, Erstickung ist.

Ob die Krankheit durchgehends auf dem Erdboden herrsche, weiß man bis jetzt noch nicht, indem es uns an bestimmten Nachrichten hierüber fehlt; so viel aber ist indessen gewiß, daß sie in Ländern, die viel mit der See umgeben sind, oder welche große Flüsse durchströmen, vorzugsweise häufig beobachtet wird, wie dieses z. B. in Schweden, Amerika, England und Schottland der Fall ist, in welchem

letztern Lande ich auch dieses Uebel zuerst sah.

Man beobachtet sie zwar in allen Jahrszeiten, vorzüglich aber im Frühlinge und Herbste, bei feuchter neblichter Witterung, wo ältere Personen häufig an Catarrhen leiden.

Ich zweifle übrigens sehr, ob der Nebel als Nebel die Krankheit hervorbringt, vielmehr ist es mir wahrscheinlich, daß es durch eine uns unbekannte Beschaffenheit der Luft geschehe, die mit diesem Nebel verbunden ist. Ich bemerke dieses blos, damit Aeltern sich in Zukunft nicht gar zu sehr ängstigen, wenn ihre Kinder einer solchen Witterung in freier Luft ausgesetzt waren. Ich weiß es von mehreren Kindern ganz bestimmt, daß sie einige Tage vor der Entstehung der Krankheit, im eigentlichsten Sinne, nicht die Stube verlassen. Man sieht dasselbe ja auch bei epidemisch herrschenden Krankheiten, wo Menschen, welche schon lange das Krankenlager fesselte, eben so gut dem Einflusse der Witterung unterworfen werden, als die, welche den ganzen Tag in der freien Luft umhergehen. Manche Mutter wirft es sich daher mit Unrecht vor, daß sie ihr Kind einer solchen Witterung ausgesetzt, da es vielleicht in der verschlossensten Stube der nachtheiligen Wirkung derselben nicht würde entgangen seyn.

Außer der eben genannten Witterung wird die Krankheit auch durch bloße Erkältung, nach vorhergegangener Erhitzung des Körpers, heftigem Schreien u. s. w. hervorgebracht.

Die Entstehung derselben ist oft sehr plötzlich, indem es nicht selten geschieht, daß Kinder, die am Abend völlig gesund zu Bette giengen, zuweilen plötzlich des Nachts erwachen, und über Mangel an Luft klagen, wobei zugleich der nachher zu erwähnende Husten und die Heiserkeit deutlich genug das Uebel zu erkennen geben.

Häufiger gehen der Krankheit alle Zufälle eines Catarrhes vorher, der sich unter folgenden Symptomen äußert: Das Kind ist träge, schläfrig, hat abwechselnd Frost und Hitze, vermehrten Durst, etwas belegte Zunge, Kopfschmerzen, Thränen der Augen, öfteres Niesen, Husten, mehr oder weniger Heiserkeit u. s. w. Hieraus entspringt die, Eltern nicht genug einzuschärfende, Warnung, keinen Catarrh, vorzüglich wenn er mit beschwerlichem Athmen oder Heiserkeit begleitet ist, zu vernachlässigen, und wenigstens durch eine gehörige Diät, zweckmäßige warme Kleidung, und Aufenthalt in der Stube, den weitern nachtheiligen Folgen der Krankheit, so viel als möglich, Einhalt zu thun. Geht nun dieser Catarrh in den Croup über, so wird dieselbe immer mehr vermehrt, so daß die Sprache des Kindes zuletzt völlig unverständlich ist. Das Athmen wird beschwerlicher, und bekömmt beim Einathmen einen eigenen pfeifenden Ton. Es ist dieses unter allen Zeichen das wichtigste, da es nie fehlt, und die

die Krankheit vom Anfange bis zum Ende begleitet. Eltern müssen daher besonders aufmerksam darauf seyn, und zwar mehr als auf den jetzt zu beschreibenden Husten, da dieser, wie sie gleich hören werden, in einigen Fällen irre führen kann.

Im Allgemeinen ist er so charakteristisch bei dieser Krankheit, daß wer ihn einmal gehört, gewiß nie wieder verkennen wird. Man hat ihn mit mehreren andern Tönen zu vergleichen gesucht, z. B. mit dem Hahnengeschrei, oder einem Tone, den man aus der engen Oeffnung einer metallenen Röhre zieht, dem Bellen eines heisern Hundes u. s. w. welche letztere Vergleichung mir die paßlichste zu seyn scheinet. Eine nicht ganz undeutliche Idee kann man sich auch davon machen, wie ich gleich Anfangs sagte, wenn man das Wort Croup, wie im Englischen, mit vollem Munde ausspricht. Man muß im Anfange der Krankheit auf diesen Husten sehr aufmerksam seyn, indem derselbe dann nicht immer gleichlautend klingt, sondern zuweilen entweder wie beim Catarrh tönet. Diese meine Warnung ist auf sorgfältige Beobachtung gegründet, und die Vernachlässigung derselben könnte sehr leicht nachtheilig seyn. Er ist bei allen Kranken weder gleich häufig noch heftig, da einige Kinder fast keinen Augenblick davon befreiet sind, dahingegen bei andern oft eine halbe Stunde und länger verstreicht, ehe man ihn höret. Ich habe ihn ein paarmal so heftig gesehen, daß das Blut dabei aus der Nase stürzte.

(Der Schluß folgt.)

Anfrage.

Ein großes Unglück bei der Schweinezucht ist es, daß, wie ich oft erfahren habe, den Säuen beim Ferken die Tracht austritt. Noch allemahl sind mir die Säue davon crepirt, indem, wenn sie ihnen wieder beigebracht worden, solche doch nicht bei ihnen blieben, und der kalte Brand dazu schlug. Oekonomie-Freunde, die einen solchen Verlust richtig zu beurtheilen wissen, werden deshalb um ihren gütigen Rath von mir ersucht, was sie in ähnlichen Fällen für ein Mittel mit Erfolge gebraucht? Ich bemerke dabei, daß die Säue bis zur Zeit des Ferkens mit der übrigen Deelzucht aus einer Tranktonne gefüttert worden, und erst nach dem Ferken Mehlwasser bekommen, auch daß gleich nach dem Ferken ihnen ein Trank von lauwarmen Mehlwasser und Leinöl mit etwas Brodt gegeben worden; sollte auch hierunter etwas abzuändern seyn, so bitte ich dieserhalb um gütige Belehrung.

L...n.

B.

Mey

Meteorologische Beobachtungen in Göttingen.

Monat December 1804. *)

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind.		
1	8	29 83	24	—4	w.	SO	o —	1
	2	29 82	30	—1	tr.	SO	o —	1
	10	29 89	22	—4	tr.	—	o —	1
2	8	29 97	25	—3	tr.	N	o —	1
	2	30 08	33	o	l. W.	N	o —	1
	10	30 25	21	—5	l. W.	—	o —	1
3	8	30 33	18	—6	st. N.	—	o —	
	2	30 34	21	—5	tr.	NNO	o —	1
	10	30 38	13	—8	N.	—	o —	1
4	8	30 22	2	—13	h.	—	o —	1
	2	30 07	20	—5	l. W.	S	o —	1
	11	29 84	15	—8	l. W.	—	o —	1
5	8	29 62	20	—5	tr.	SW	o —	1
	2	29 50	32	o	r.	SW	o —	1
	10	29 33	34	1	R.	—	1 —	
6	8	29 13	39	3	R.	S	1 —	
	2	29 12	41	4	R.	S	o —	1
	10	29 13	38	3	tr.	—	—	1
7	8	29 14	37	2	d. W.	SW	o —	1
	2	29 29	37	2	tr.	S	o —	1
	10	29 51	31	o	Schn.	—	1 —	
8	8	29 68	31	o	tr.	N	o —	1
	2	29 77	33	o	Schn. l.	N	o —	1
	10	29 92	30	—1	Sch.	—	—	1
9	8	29 94	29	—1	w.	SSO	o —	1
	2	29 97	32	o	tr.	SO	o —	1
	10	29 99	28	2	tr.	—	o —	1
10	8	29 93	31	o	tr.	SO	o —	1
	2	29 92	34	1	tr.	SO	o —	1
	10	29 94	34	1	t.	—	o —	1
11	8	29 82	33	o	tr.	S	o —	1
	2	29 81	35	1	tr.	SO	o —	1
	10	29 82	32		tr.	—	o —	1

*) Die Anzeige und Beschaffenheit der Instrumente und Maaßen, deren man sich bedient, s. St. 59. d. Mag. d. J. 1803, S. 929.

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind		
12	8	29 55	35	1	w.	S	1 —	2
	2	29 52	37	2	r.	S	1 —	
	10	29 53	37	2	w.	—	—	1
13	8	29 43	38	3	R.	SW	1 —	
	2	29 29	45	6	w	SW	1 —	2
	10	29 27	43	5	tr.	—	1 —	2
14	8	29 08	39	3	R.	SSW	1 —	2
	2	29 10	42	4	r.	SSW	1 —	2
	10	29 28	38	3	R.	—	1 —	
15	8	29 46	37	2	vl. R.	W	1 —	
	2	29 49	40	4	R.	W	1 —	
	10	29 55	37	2	r.	—	—	1
16	8	29 66	36	2	Schl. S.	W	0 —	1
	2	29 68	36	2	R.	W	0 —	1
	10	29 65	33	0	Schn.	—	0 —	1
17	8	29 58	30	—1	Sch.	O	0 —	1
	2	29 64	32	0	Sch.	O	1 —	
	10	29 74	27	—2	w.	—	0 —	1
18	8	29 88	24	—4	Sch. l.	N	0 —	1
	2	29 90	29	—1	Sch.	N	1 —	
	10	30 09	23	—4	w.	—	—	1
19	8	30 20	10	—10	l. W.	NNO	0 —	1
	2	30 25	24	—4	Sch.	NO	—	1
	10	30 26	18	—6	w.	—	0 —	1
20	8	30 24	7	—11	l. W.	O	—	1
	2	30 22	14	—8	h.	O	—	1
	10	30 12	0	—14	h.	—	0 —	1
21	8	29 98	8	—11	w.	OSO	0 —	1
	2	29 93	19	—6	tr.	OSO	0 —	1
	10	29 93	25	—3	tr.	—	0 —	1
22	8	29 82	14	—8	h.	OSO	1 —	2
	2	29 75	21	—5	h.	SO	1 —	2
	10	29 73	14	—8	h.	—	1 —	
23	8	29 64	10	—10	h.	SW	0 —	1
	2	29 68	21	—5	h.	SW	—	1
	10	29 69	22	—4	w.	—	0 —	1

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F. R	Wetter	Wind		
24	8	29 70	12 —5	w.	SSO	—	1
	2	29 72	24 —4	l W.	SSO 1	—	
	10	29 73	23 —4	r.	—	0 —	1
25	8	29 65	22 —4	tr.	SO	—	1
	2	29 65	24 —4	tr.	SO	—	1
	10	29 64	23 —4	tr.		—	1
26	8	29 54	23 —4	tr.	SO 0	—	1
	2	29 50	30 —1	tr.	SO	—	1
	10	29 48	28 —2	tr.	—	0 —	1
27	8	29 43	29 —1	Sch.	SSO 0	—	1
	2	29 43	34 1	Sch.	SSO 0	—	1
	10	29 48	29 —1	Sch.		0 —	1
28	8	29 55	25 —3	S. l.	SO 0	—	1
	2	29 56	27 —2	tr.	OSO 1	—	
	10	29 57	24 —4	tr.	—	0 —	1
29	8	29 56	18 —6	Sch.	SO 1	—	
	2	29 68	20 —5	Sch. l.	N 1	—	
	10	29 88	0 —14	l. W.	—	0 —	1
30	8	29 99	—16—21	h.	N 0	—	1
	2	30 05	0 —14	h.	NNO	—	1
	10	30 10	—12—20	h.	—	0 —	1
31	8	30 09	—16—21	h.	N 0	—	1
*)	2	30 09	— 5—16	h.	N 0	—	1
	10	30 04	—13—20	h.	N 0	—	1

F. C. W.

*) Früh Morgens 5½ Uhr stand das Thermometer auf — 19 Fahr. oder — 23 Reaumur.

Hannöverisches Magazin.

19tes Stück.

Freitag, den 8ten März 1805.

Ueber eine die schnellste Hülfe erfordernde Art von Husten und von Beschwerden beim Athmen, oder über den Croup.

Ein Wort an Mütter.

Von Dr. J. A. Albers in Bremen.

(Schluß.)

Im Anfange, und zuweilen während des ganzen Verlaufs der Krankheit, ist der Husten trokken, und es wird nichts dadurch ausgeleert; im weitern Verlaufe aber wird er schnarrend, welches gewöhnlich ein Zeichen ist, daß ein Theil der Haut in der Luftröhre sich gelöset. Nimmt das Uebel noch immer an Heftigkeit zu, so werden die Kranken sehr unruhig, besonders des Nachts, wo die Kleinen beständig getragen werden müssen, die Erwachsenen hingegen aus Angst aus dem Bette springen, und in der Stube umher laufen wollen. Das Athmen wird stets beschwerlicher, und bei einigen durchs Liegen, bei andern hingegen durch die aufrechte Stellung verschlimmert. Die Nasenlöcher werden dabei sehr erweitert, und die Muskeln des Gesichts und Halses äusserst angestrengt, der Brustkasten wird stark nach vorn bewegt, und die Schultern in die Höhe gezogen. Bei einem noch heftigern Grade der Krankheit scheint die Brust sich gar nicht, der Unterleib hingegen desto mehr zu bewegen, welcher ganz einwärts gezogen wird. Das Brustbein wird ganz nach innen gekrümmt, und unter demselben bildet sich eine tiefe Grube. Das im Anfange der Krankheit oft roth aufgetriebene Gesicht wird leichenblaß, geschwollen, und mit einem kalten klebrigen Schweiße bedeckt, und die Lippen sehen dunkelroth oder sogar blau aus. Die Adern am Halse und Kopfe klopfen stark, schwellen wie kleine Stricke an, und die Augen scheinen aus dem Kopfe weiter her-

vorzutreten. So vermehren sich nun, bei einem unglücklichen Ausfalle, alle Zufälle, zu welchen sich nicht selten noch Zähnknirschen, Convulsionen und andere schreckliche Symptome gesellen, bis der nur zu oft ersehnte Tod den Leiden des kleinen Duders ein Ende macht. Oft aber ist derselbe so ruhig, daß, wie ein berühmter Arzt sehr schön sagt, die Kranken sanft, wie ein Licht ohne Oel, verlöschen. Es geschieht zuweilen, daß Kinder bei einem festen tiefen Schlafe mit Anstrengung und einem gewissen Geräusche athmen, wodurch Eltern nicht selten erschreckt werden. Am besten ist es dann, die Kinder gleich aufzunehmen, und sie eine Zeitlang wachend zu erhalten; hört dann dieses Athmen auf, so darf man sich wegen keiner Gefahr des Croups mehr beunruhigen.

Die Krankheit ist während ihres Verlaufs nicht immer von gleicher Heftigkeit, oder, wie wir Aerzte uns ausdrücken, sie macht Remissionen. Gewöhnlich bemerkt man, daß die Kranken am Abend und die Nacht hindurch am schlimmsten sind, hingegen am Morgen sich wieder bessern. Allein auch am Tage ist der Zustand nicht immer derselbe, indem vorzüglich das, in einem gewissen Grade stets mühsam bleibende Athemhohlen, in einer Stunde besser ist als in der andern.

Keine Krankheit täuscht oft mehr die Hoffnung des Arztes und der Angehörigen, als diese, indem manches schon völlig verlohren gegebene Kind glücklich dem Tode entrinnet, da hingegen andere, bei erscheinender Besserung, plötzlich denselben in die Arme sinken. Jeder Mutter gebe ich daher den wohlmeinenden Rath, weder zu viel zu hoffen, noch bei den heftigsten Zufällen den Muth völlig sinken zu lassen; ich versichere es noch einmal, der Ausgang der Krankheit ist sehr trügerisch, und ich selbst bin mehr als einmal hintergangen worden.

Die Dauer derselben ist sehr verschieden, doch endiget sie sich gewöhnlich innerhalb einer Woche. Wie kurz sie in einzelnen Fällen sey, davon habe ich ein merkwürdiges Beispiel in dem zweiten Hefte meiner Amerikanischen Annalen, Seite 45, erzählt, welches ich hier wieder mittheilen will.

Ein achtjähriger Knabe bekam am Morgen einen Husten, welcher, nach der Beschreibung der Eltern, einem Catarrhalhusten völlig ähnelte, und wobei er nicht allein den ganzen Tag umher lief, sondern auch am Abend um 9 Uhr dem Schlachten eines Schweines, welches vor der Thür geschah, zusah, wobei er sich höchst wahrscheinlich noch mehr erkältete. Um zehn Uhr aß er einen großen Zwieback, und gieng zu Bette. Um zwölf Uhr weckte er seine Eltern auf, weil er keine Luft mehr bekommen könne. Die Beschwerden des Athmens nahmen nun stündlich so zu, daß ich des Morgens um sieben Uhr eiligst beschickt wurde. Wie ich hinkam, war der Knabe eben verblichen. Die ganze Erzählung der Anwesenden,

und noch mehr die Leichenöffnung, die ich sehr schwer erhielt, bewiesen, daß der Knabe am Croup gestorben war.

Ein eben so merkwürdiges Exempel des langsamen Verlaufs der Krankheit hatte ich vorigen Sommer, wo dieselbe mit fast gleicher Heftigkeit bis in die dritte Woche dauerte. Es war dieses das einjährige Kind des Brandteweinbrenners Volkmanns in der Oelmühlenstraße, bei welchem ich das Uebel in dem gewiß höchsten Grade zu beobachten Gelegenheit hatte. Länger als eine Woche mußte das Kind Nacht und Tag umher getragen werden, da das äußerst beschwerliche Athmen und die schreckliche Unruhe dem armen Säuglinge auch nicht eine Viertelstunde in der Wiege zu liegen erlaubten. Wie sehr ich mich über die Rettung dieses Kindes gefreuet, die, ich gestehe es herzlich gerne, gegen alle meine Erwartung erfolgte, darf ich wohl nicht lange erst versichern. Schwerlich aber würde ich dieselbe wohl empfunden haben, wenn ich nicht durch das äußerst vernünftige Betragen der Eltern wäre in Stand gesetzt worden, alles zur Erhaltung des Kindes aufzubieten, was die Kunst nur zu leisten fähig war. Wie viele Eltern würden mir in dem albernen Wahne, das Kind würde zu sehr gequälet, es könne ja doch wohl besser werden u. s. w., die lästigsten Hindernisse entgegen gesetzt haben, es vielleicht tausendmal lieber gesehen, wenn ich bei dem fast kaum noch Athmenden, statt Brechmittel und Blasenpflaster, die mir stets so ekelhafte, nichts nützende Salbung der Lippen mit Johannisbeeren-Safte und andern schönen Sachen gerathen hätte.

Laut danke ich es diesen braven Leuten, denen das Leben ihres Kindes ein gewiß sehr verdienter Lohn war.

Wenn der Zustand des Kranken sich bessert, so ist das erste gewöhnliche Zeichen, daß das Athemholen mit größerer Leichtigkeit, und nicht mit der heftigen Anstrengung, wie vorher geschieht, wobei der Ton des Hustens verändert wird, und sich immer mehr dem Catarrhalhusten nähert. Ein drittes, aber leider nicht immer zulässiges Zeichen der Besserung, ist der Auswurf von einer grünen, eiterartigen, oft mit Blut vermischten Materie, welches die in der Luftröhre gebildete Haut ist. Ich nannte dieses Zeichen trüglich, weil die fortdauernde Entzündung vielleicht eine neue Materie erzeuget, oder von derselben sich so viel in den Aesten der Luftröhre ansammelt, daß dennoch Erstickung erfolgt.

Von der Heilung sage ich kein Wort, da diese kleine Schrift ja nicht zu den schädlichen Volksschriften gehören soll, welche eine Anleitung zum Selbstheilen geben, sondern deren Zweck, wie ich nochmals versichere, bloß allgemeinere Verbreitung der Kenntniß dieser Krankheit ist, wodurch Eltern bewogen werden sollen, die Hülfe eines Arztes so schnell als möglich zu suchen.

Dieses ist durchaus nothwendig, da die Hauptsache bei der Kur darauf beruhet, die Entzündung sobald als mög-

lich zu zertheilen, um die Entstehung der Haut entweder ganz zu verhüten, oder dieselbe auf die möglichste Art zu verringern. Von den Mitteln, deren man sich gewöhnlich dazu bedient, nenne ich bloß drei, nemlich Brechmittel, Blutigel und Blasenpflaster, wobei ich jede meiner Leserinnen aufs innigste bitte, doch keinem Arzte in Anwendung derselben, durch gar zu übertriebene Aerzlichkeit, hinderlich zu seyn, da die etwanigen Schmerzen, welche sie erregen, nicht einmal mit der Linderung, die sie verschaffen, geschweige mit dem wahren Lohne, der Rettung des Kindes, in Vergleich zu setzen sind.

Da Brechmittel gleich im Anfange der Krankheit, nach meinen vielfältigen Erfahrungen, von der äußersten Wichtigkeit sind, so daß mancher Croup dadurch im Entstehen gehemmt wird, so will ich für diejenigen, welche zwar Arzneimittel, aber nicht die Hülfe eines Arztes gleich haben können, ein Paar Recepte zu dieser Absicht mittheilen.

Nr. 1.

R. Tartar. Emetic. 1 Gran.
Aqua font. destill. 1 Unze.
D.

Nr. 2.

R. Tartar. Emetic. 2 Gran.
Aqua font. destill. 3 Unzen.
D.

Von Nr. 1. giebt man einem Kinde von einen bis anderthalb Jahren, alle Viertelstunde einen Theelöffel voll, bis vier- oder fünfmal Erbrechen erfolgt.

Von Nr. 2. erhalten Kinder von anderthalb bis drei Jahren, alle Viertelstunde einen halben, und ältere einen ganzen Eßlöffel voll, bis zu eben derselben Wirkung.

Durch lauwarmes Wasser, oder schwachen Camillenthee wird das Erbrechen am besten erleichtert.

So dringend ich nun jede Mutter gebeten, sich gleich bei Entstehung der Krankheit an einen Arzt zu wenden, so groß ich ihr auch den daraus entsprießenden Nutzen geschildert, so darf sie demohnerachtet noch nicht die jedesmalige Rettung ihres Kindes, als etwas Gewisses ansehen. Nicht immer nemlich vermag es die Kunst, zu verhüten, daß durch die Entzündung diejenige Materie nicht abgesondert werde, durch welche die sogenannte Haut gebildet wird, als eben so wenig die bis jetzt bekannten Mittel stets hinreichen, um dieselbe aus der Luftröhre und ihren Aesten zu entfernen. Billige Menschen werden daher den, ohnerachtet aller Sorgfalt ihres Arztes, erfolgenden traurigen Ausgang, eben so wenig zur Last legen, als dieses in allen Fällen mit Recht bei Entstehung eines Geschwüres, oder dem sogar erfolgenden Tod, nach einer vorhergegangenen Entzündung der Lunge geschehen darf.

Noch giebt es eine Art von beschwerlichen Athmen, welche eben so schnell die Hülfe eines Arztes erfordert, und deren Kennzeichen ich hier mit ein Paar Worten angeben will. Man nennt diese Krankheit das Millarsche Asthma

oder

oder Millarsche Engbrüstigkeit, weil wir die beste Beschreibung dieser Krankheit einem englischen Arzte, Millar, verdanken. Gewöhnlich erscheint auch diese Krankheit als ein Catarrh, bis plötzlich die Kinder mit dumpfer, hohlklingender Stimme über schreckliche Beklemmung, und ein Gefühl, als wenn ihnen die Brust zusammengedrückt würde, klagen. Das Athmen geschieht mit einer so heftigen Anstrengung, daß das Gesicht und die Lippen, aus Mangel an Luft, ein dunkelrothes Ansehn bekommen; nicht selten gesellen sich Convulsionen hinzu, und jeder Augenblick scheint Erstickung zu drohen, bis endlich der Paroxismus sich mit Niesen, Aufstoßen oder Erbrechen endigt. Jetzt erfolgt ein solcher Nachlaß aller Zufälle, so, daß wer diese Krankheit nicht kennt, auch nicht die mindeste Gefahr mehr befürchten zu dürfen glaubt, bis, höchstens nach zwölf oder vier und zwanzig Stunden, ein mit vermehrter Heftigkeit zurückkehrender Anfall ihn nur zu sehr seines Irrthums belehrt. Wird dann noch keine Hülfe geschafft, so erfolgen die Paroxismen in kürzern Zwischenräumen; der Kranke schnappt, wie man zu sagen pflegt, nach Luft, die Stimme erklingt wie das Krächzen der Raben, ein kalter klebriger Schweiß bedeckt das todtenfarbene Gesicht, und noch ehe epileptische Zufälle den Tod vollends herbeirufen, erscheinen die Augen des kleinen Dulders oft schon erloschen.

Etwas zur Beantwortung der Frage Nr. 2. Seite 154. des 10ten Stücks dieses Magazins v. d. J.

Dieser Anfrage kann ich in so fern genügen: daß der Doctor Treviranus, in seiner Philosophie der lebenden Natur (Göttingen bei Röwer) bei Gelegenheit des Beweises: **der dynamischen Einwürkung jedes lebenden Organismus auf die übrige Natur**; indem er hier zugleich von der Sympathie und Antipathie der Pflanzen und Thiere redet, unter mehrern andern hierher gehörenden Beispielen, auch des schädlichen Einflusses der Berberitze (Berberis vulgaris L.) auf das Wachsthum des Getreides gedenkt; jedoch nur den allgemeinen Glauben der Landleute als Autorität anführt. Die Stelle steht im zweiten Bande Seite 454. des oben genannten Werks. — Ein Buch, das, obgleich zunächst für Naturforscher und Aerzte bestimmt, auch von wissenschaftlichen Oekonomen gelesen zu werden verdient.

S.

Z....e.

Me-

Meteorologische Beobachtungen in Göttingen.

Monat Januar 1805. *)

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind.		
1	8	29 93	15	— 21	N.	NO	1	—
	2	29 92	1	— 14	N.	NO	1	—
	10	29 92	— 5	— 16	h.	—	0	— 1
2	8	29 85	16	— 7	w. u. N.	W	0	— 1
	2	29 87	35	1	w.	W	0	— 1
	10	29 89	25	— 3	h. W.	—	0	— 1
3	8	29 93	29	— 1	tr.	SSW	0	— 1
	2	30 01	37	2	tr.	S	0	— 1
	10	30 12	34	1	tr.	—	0	— 1
4	8	30 20	25	— 3	tr.	SO	1	—
	2	30 22	26	— 3	tr.	O		— 1
	11	30 22	20	— 5	tr.	—	0	— 1
5	8	30 16	9	— 10	h.	SSO	0	— 1
	2	30 14	19	— 6	h.	SSO		— 1
	10	30 12	11	— 9	h.	—	0	— 1
6	8	30 03	4	— 12	h.	SSO	0	— 1
	2	30 06	19	— 6	h.	S	1	—
	10	30 11	12	— 9	h.	—	1	—
7	8	30 09	20	— 5	tr.	S	1	—
	2	30 08	23	— 4	h.	S	1	— 2
	10	30 11	12	— 9	h.	—	0	— 1
8	8	30 23	1	— 14	h.	S	1	—
	2	30 31	19	— 6	h.	S	0	— 1
	10	30 32	4	— 12	h.	—	0	— 1
9	8	30 26	— 3	— 16	h.	S	0	— 1
	2	30 23	14	— 8	h.	S	0	— 1
	10	30 13	0	— 14	h.	—	0	— 1
10	8	29 99	— 3	— 16	h.	S	0	— 1
	2	29 94	14	— 8	h.	S	0	— 1
	10	29 93	— 1	— 15	h.	—	0	— 1
11	8	29 87	— 6	— 17	h.	S	0	— 1
	2	29 87	11	— 0	h.	S	0	— 1
	10	29 80	1	— 14	h.	—	0	— 1

*) Die Anzeige und Beschaffenheit der Instrumente und Maaßen, deren man sich bedient, s. St. 59. d. Mag. v. J. 1802. S. 929.

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind		
12	8	29 67	2	−15	l. W.	S	0 —	1
	2	29 63	18	−6	w.	SO	0 —	1
	10	29 59	12	−9	h.	—	0 —	1
13	8	29 53	4	−12	l. W.	W	0 —	1
	2	29 52	24	−4	l. W.	W	0 —	1
	10	29 47	23	−4	l. W.	—	—	1
14	8	29 24	29	−1	R.	SW	1 —	
	2	29 18	35	1	R.	SW	1 —	2
	10	29 22	34	1	tr.	—	1 —	
15	8	29 23	34	1	Schn. l.	W	—	1
	2	29 33	39	3	schl. S.	W	—	1
	10	29 49	32	0	h.	—	0 —	1
16	8	29 62	33	0	tr.	W	0 —	1
	2	29 72	37	2	r.	SW	—	1
	10	29 78	35	1	w.	—	—	1
17	8	29 67	35	1	R.	SW	1 —	2
	2	29 63	38	3	R.	SW	1 —	2
	10	29 64	36	2	r.	—	1 —	
18	8	29 59	37	2	tr.	S	1 —	2
	2	29 59	38	3	R.	S	—	2
	10	29 78	36	2	tr.	—	—	1
19	8	29 83	29	−1	l. W.	W	0 —	1
	2	29 86	36	2	h.	SW	0 —	1
	10	29 81	28	−2	h.	—	—	1
20	8	29 56	26	−3	w.	SSO	1 —	2
	2	29 43	33	0	l. W.	SSO	—	2
	10	29 34	30	−1	h.	—	1 —	2
21	8	29 27	24	−4	l. W.	SO	—	1
	2	29 17	30	0	w	SO	2 —	
	10	29 13	34	1	tr.	—	2 —	
22	8	29 06	31	0	tr.	OSO	—	2
	2	29 01	32	0	tr.	OSO	2 —	
	10	29 03	31	0	tr.	—	—	2
23	8	29 12	23	−3	Sch.	OSO	1 —	2
	2	29 24	24	−4	tr.	OSO	1 —	
	10	29 46	24	−4	tr.	—	—	1

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F. R.	Wetter	Wind		
24	7¼	29 52	22 — 4	d. W.	ESO	o —	1
	2	29 57	26 — 3	w.	N	—	1
	10	29 55	20 — 5	tr.	—	—	1
25	7¼	29 46	14 — 8	tr.	N	o —	1
	2	29 45	16 — 7	tr.	N	1 —	
	10	29 55	17 — 7	tr.	—	—	1
26	7¼	29 61	20 — 5	tr.	OSO	1 —	2
	2	29 66	23 — 4	w.	OSO	1 —	2
	10	29 72	11 — 9	h.	—	o —	1
27	7¼	29 68	14 — 8	tr.	OSO	o —	1
	2	29 67	16 — 7	Sch. l.	OSO	—	1
	10	29 64	16 — 7	tr.	—	—	1
28	7¼	29 53	19 — 6	tr.	SO	1 —	
	2	29 52	24 — 4	tr.	SO	1 —	
	10	29 52	22 — 4	tr.	—	o —	1
29	7¼	29 45	24 — 4	d. W.	S	1 —	
	2	29 38	31 o	l. W.	S	1 —	2
	10	29 25	22 — 4	w.	—	1 —	
30	7¼	29 10	24 — 4	tr.	S	—	1
	2	29 06	35 1	l. W.	SSO	o —	1
	10	29 06	32 o	tr.	—	—	1
31	7¼	29 06	29 — 1	Sch.	N	—	2
	2	29 23	32 o	tr.	NO	2 —	
	10	29 51	18 — 6	l. W.	—	1 —	2

F. C. W.

Neues Hannöverisches Magazin.

20tes Stück.

Montag, den 11ten März 1805.

Historische Nachrichten vom Rehburger Gesundbrunnen.

Vom Superintendent Mehliß zu Oldendorf.

Während der zehn Jahre, da ich als Prediger zu Rehburg auch den Gottesdienst beim dortigen Gesundbrunnen zu besorgen hatte, hörte ich von den anwesenden Curgästen oft die Frage: **wie lange die wohlthätige Anstalt schon existirt habe, wie die Gegend vorhin beschaffen gewesen sey, und wem der Ort wohl seine Aufnahme besonders verdanke?** Diese Fragen interessirten mich selbst, und ich gab mir Mühe, etwas zur Beantwortung derselben aufzufinden. Da indessen sowohl die, vom seligen Hofmedicus Weber über den Brunnen herausgegebenen Briefe, als auch eine kleine Schrift des jetzigen Brunnenarztes, Hrn. Hofmedicus Bindermann, sich mehr auf die Heilkraft des Bades, als auf Beschreibung des Ortes beziehen, so konnte ich daraus nur wenig erfahren. *) Die Briefe des verewigten Weber verwiesen aber auf anderweite Nachrichten in der Pfarr-Registratur zu Rehburg, nach denen ich bald mit aller Sorgfalt forschte. Wahrscheinlich hat sich aber der selige Mann auch davon mehr versprochen, als wirklich aufzufinden ist; denn nur nach mühsamer Vergleichung mancher zerstreuten Nachrichten, und durch weiteres Nachfragen bei alten verständigen Bürgern zu Rehburg, denen die allmählige Ausbildung der Anstalt noch im Gedächtniß war, ist es mir gelungen, über diese älteste vaterländische Anstalt dieser Art einiges zusammen zu tragen, das vielleicht in diesen Blättern aufbewahrt zu werden verdient.

Seine jetzige Gestalt hat der Rehbur-

*) Des verewigten Leibmedikus Lentin Schrift: Nachricht von den Gesundbrunnen und Bädern zu Rehburg, ist erst 1803. bei Hahns in Hannover erschienen.

burger Brunnen erst seit den Jahren 1750. erhalten. Er ist aber schon weit in das 17te Jahrhundert hinauf bekannt gewesen, und als ein wirksames Mittel gegen Gicht und andere körperliche Beschwerden von den benachbarten Landleuten häufig gebraucht worden. Am Orte selbst hat sich niemand aufhalten können, theils weil die ganze Gegend aus Anhöhen und Thälern, überall mit Holz und Gebüsch überzogen, bestanden, theils weil die Entfernung von den größern Oertern, Hagenburg gegen Morgen, Loccum gegen Abend, und Rehburg gegen Norden, beinahe eine Stunde beträgt, so daß der Mangel an Lebensmitteln höchst unbequem gewesen seyn muß, und selbst die Wege, in einer unangebaueten, bergigten Gegend, nicht die besten gewesen seyn mögen. Kranke von entferntern Orten haben sich daher auf die zunächst liegenden, jedoch immer über eine halbe Stunde entfernten Dörfer begeben, haben das Wasser in Fässern dahin geholt, daselbst getrunken und gebadet, und so durch den Gebrauch desselben neue Gesundheit zu erlangen gesucht. Die Quelle selbst ist mit einem kleinen Häuschen, als Obdach, versehen gewesen, das wahrscheinlich der Amtmann Arens zu Rehburg in den Jahren 1690. hat errichten lassen. Nach und nach hat das mühevolle Verfahren des Wassers mehrere bewogen, sich in der Nähe des Häuschens Hütten zu erbauen, und so die Quelle, von der sie Hülfe erwarten, auf die bestmöglichste Weise zu benutzen.

Gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts hat der Ruf von den heilsamen Wirkungen des hiesigen Wassers sich allgemeiner verbreitet, und einen Vorgang veranlaßt, der wahrscheinlich zur nachmaligen weitern Aufnahme des Orts den Grund gelegt hat. In den Jahren 1692. und den folgenden haben nemlich der Churfürst Ernst August, und andere Prinzen unseres Fürstl. Hauses, sich jährlich dieses Gesundbrunnens und Bades bedient, und in Ermangelung eines anderweitigen Obdaches, in der Gegend der Quelle Gezelte aufschlagen lassen, und so mehrere Wochen hier zugebracht, auch wohl das Wasser nach dem nicht gar weit entfernten Jagdschlosse Linsburg fahren lassen. Da ist denn der ganze Hofstaat, und selbst die Canzlei, mit gegenwärtig gewesen, und so mag, in Ermangelung anderweitiger Zerstreuungen, die in diesen Gegenden ehemals sehr bedeutende Jagd manche Unterhaltung und manches Vergnügen gewährt haben. Von diesem Aufenthalte des Fürstl. Hauses schreibt sich noch der Name: die Churfürstliche Küche, her, den ein, ohnweit des Brunnens liegender Kamp noch jetzt führet, weil daselbst für die hohen Gäste die Mahlzeiten zubereitet worden sind. Während dieser Jahre hat auch der damalige Prediger zu Rehburg, Franz Heinrich Meier, eben der unglückliche Mann, der nachher als ein schwacher Greis von 8 Verbrechern in seinem Hause ermordet worden, sich alle Sonntage heraus

aus begeben, und unterm Gezelt den Gottesdienst halten müssen.

Nach dem Tode des Churfürsten Ernst August hat man sich des Rehburger Brunnens eine Zeitlang nicht so häufig bedient. Vornehmere, die an einige Bequemlichkeit gewöhnt sind, und dieselbe zur Kurzeit am wenigsten entbehren können, haben sich gar nicht eingefunden; nur der Landmann ist fortgefahren, im Sommer die Reise dahin zu machen, und Befreiung von Plagen und Schmerzen zu suchen. So haben denn auch bald die Beamten zu Rehburg, bald, auf Veranlassung des damaligen Abts Molan zu Lockum, der dortige Prior und Convent für die Unterhaltung des kleinen Häuschens Sorge getragen, wozu vielleicht der Umstand die Veranlassung gewesen, daß das Brunnenwasser von außerordentlich gutem Geschmack zum Trinken ist, und man sich in Rehburg, um gutes Trinkwasser zu bekommen, genöthiget sieht, es vom Gesundbrunnen hohlen zu lassen. Das Städtchen selbst hat kein anderes Wasser, als das, welches der Ausfluß des Steinhuder Meeres liefert. In der morastigen Gegend, die mit dem Steinhuder-See zusammenhängt, erbauet, liefern die wenigen Brunnen im Orte nur ein schlechtes Moorwasser, das dem in Meerbach gleich ist, und so viel Mudde enthält, daß es nur abgekocht ein leidliches Getränk abgeben kann, zu dem man sich nur mit Mühe zu gewöhnen im Stande ist.

Auf der Anhöhe zur rechten Seite der Quelle ist der Holzbestand bei weitem derselbe nicht, den man sonst überall mit Vergnügen bemerkt. Dies muß also wohl der Ort seyn, wo man ehedem die Hütten erbauet hat, da die Gegend, wo jetzt die meisten Häuser stehen, der sanfte Abhang zweier, von Morgen nach Abend, und von Abend nach Mitternacht sich erstreckender Berge, damals noch allzu morastig gewesen ist. Jene Hütten haben sich nun seit dem Jahre 1680. so vermehrt, daß man in der Zeit, zwischen Johannis und der Erndte, 30 und darüber hat zählen können, die oft von mehreren Kranken und ihren Wärtern aus einer Gegend benutzt worden sind, so daß die Anzahl der anwesenden Fremden sich auf einige hundert belaufen hat. Eben die Beschwerlichkeiten, mit denen diese Menschen haben kämpfen müssen, der Mangel an einer dichten Wohnung, die Last, ihre Lebensmittel aus der Heimath nachkommen zu lassen, und sie selbst zuzubereiten, der Mangel eines sie belehrenden Arztes und heilsamer Medicamente, dies alles redet doch wohl für die Heilsamkeit des Wassers selbst, da blos die Erzählung von der erlangten Hülfe immer mehr Leidende mit der Hoffnung und dem Wunsch erfüllte, hier ihrer Beschwerden entledigt zu werden.

Die Nachricht von dieser immer zunehmenden Frequenz hat darauf den damaligen Land- und Stadtphysikus, Doctor Körner zu Nienburg, bewogen, sich der Leute anzunehmen, und

dieser Mann ist es, der sich am ersten und mühsamsten um die Aufnahme des Gesundbrunnens verdient gemacht hat. Er ist 3 bis 4 Sommer über fast beständig daselbst gegenwärtig gewesen, um allerhand Untersuchungen über die Kräfte des Wassers anzustellen, und dessen Wirkungen bei verschiedenen, mit schweren Gebrechen behafteten Kranken, zu beobachten. Durch Erfahrung und Beobachtung belehrt, hat er darauf mehrere Berichte nach Hannover erlassen, und sowohl eine hohe Landes-Regierung gebeten, die Anstalt einer weitern Aufmerksamkeit zu würdigen, als besonders die Königl. Leibärzte ermuntert, sich des Gesundbrunnens bei der jährlich zunehmenden Frequenz der Kurgäste thätig anzunehmen. Eine alte Nachricht sagt aber, daß wahrscheinlich die eigene und sonderbare Schreibart dieses Mannes seinen guten Absichten und Wünschen im Wege gestanden, und die Ursache gewesen, weshalb auf seine Berichte und Bitten wenig oder gar keine Rücksicht genommen worden sey. Er selbst ist indessen in dem Eifer nicht ermüdet, sich ganz der Anstalt zu widmen; hat bis in den späten Herbst unter einem Zelte gewohnt, und sich sehr kärglich und schlecht beholfen, bis ihn der Tod im Jahre 1750. hinweggenommen hat. Noch im Jahre 1749. hat der damalige Hauptmann von Genso zu Rehburg, bei Gelegenheit, daß er mit den Herrn Landgerichts-Commissarien die Grenzen in der Gegend des Brunnens in Augenschein genommen, bei denselben die Bitte vorgetragen, daß die Königl. Cammer etwas zur Reparation des alten Brunnenhäuschens bewilligen möchte, und zwar aus dem Grunde, weil dies das einzige genießbare Wasser wäre, das man zu Rehburg hätte, und weil mancher kranker Mensch sich desselben mit Nutzen bediente, worauf er die Resolution erhalten, daß zu solcher Reparation 10 Rthlr. berechnet werden möchten. Im Jahre 1750. aber ist, auf erstatteten Bericht, daß abermals eine sehr große Anzahl Fremder sich des Brunnens und Bades bedienten, jene Erlaubniß zurückgenommen, und dem Beamten aufgegeben, mit der Reparatur des Häuschens inne zu halten, weil man bei dem beträchtlichen Anwachs der Brunnengäste beschlossen habe, die Natur des Wassers näher untersuchen zu lassen.

Den Auftrag dazu erhielten die Doctoren Berger und Hugo. Sie untersuchten an Ort und Stelle, und ihr Bericht darüber fiel so aus, daß bei der Anwesenheit Sr. Majestät Georg II. resolvirt wurde, den armen Brunnengästen zu desto besserer Verpflegung Baraquien zu erbauen. Dies ist zu Anfange des Jahrs 1751. geschehen. Man hat aber in der Folge für gut gefunden, sie wieder wegzunehmen, und an einem andern Orte ein größeres Gebäude mit vielen Kammern für die dürftige Menschenclasse errichten zu lassen.

Entschieden wurde nun das Loos des Rehburger Brunnens durch die

Herrn

Herrn Minister von Dieden und von Schwicheldt, die noch im Jahr 1751. bei Gelegenheit des Landgerichts die Gegend in Augenschein nahmen, und sich überzeugten, daß, wenn die Quelle heilsam sey, die Natur hier von selbst einlade, um bei einiger Nachhülfe einen angenehmen Aufenthaltsort für solche, die einer Kur zur Wiederherstellung der Gesundheit, oder zur Erholung bedürften, zubereiten zu lassen. Ihr Urtheil unterstützte den commissarischen Bericht, und dies hatte die Folge, daß vorerst 7000 Rthlr. behuf Applanirung bewilliget, auch 1752 ein ansehnliches Gebäude von zwei Stockwerken, mit den nöthigen Anstalten zum Baden (das sogenannte alte Badehaus) zu erbauen angefangen worden. Der Ort zu diesem Gebäude, so wie zum Anbau der nachmals errichteten Häuser, ist, der Lage nach, so glücklich als möglich gewählt. Sie stehen sämmtlich an dem Abhange des Berges, der die ganze Westseite begränzt, und mit Holz bewachsen ist, und man hat überall Aussichten voll mannigfaltiger Abwechselung, die immer reizender werden, je höher man auf bequemen Wegen die Berge ersteigt, und besonders durch den Blick auf das Steinhuder Meer, mit seiner in der Mitte desselben angelegten Festung, dem Wilhelmsstein, ausserordentlich gewinnen. Ueberall ist wohlthätiger Schatten, und das unmittelbar an die Gebäude auf der Mittagsseite gränzende Büchenholz ist zu Promenaden sehr zweckmäßig benutzt.

(Der Schluß folgt.)

Noch etwas zur Beantwortung der Anfrage:

Seit wann hat man hier im Lande den Torf als Feurung zu gebrauchen angefangen?

Siehe N. Hannöv. Mag. 1804. St. 19. S. 303.

Mit Bestimmtheit läßt sich wohl diese Frage schwerlich beantworten. Daß der Anfang der Benutzung des Torfs als Brennmaterial aber weit früher, als im 17ten Jahrhundert, wie der Herr Verfasser der Anfrage zu vermuthen scheint, geschehen sey, kann man sicher annehmen, weil dieser Gebrauch des Torfs wirklich schon in den ältesten Zeiten, im größten Theile von Niedersachsen bekannt gewesen. Dieses beweisen des Plinius Nachrichten von den Chauzen, einem Volke, welches den Theil von Deutschland bewohnt hat, der jetzt die Herzogthümer Bremen und

Ver-

Verden, die Grafschaften Oldenburg, Delmenhorst, Diepholz, Hoya und Ostfriesland in sich begreift. Plinius sagt *) von den Chauzen ausdrücklich: daß sie eine moorigte Erde mit den Händen zusammengebacken, nicht sowohl an der Sonne, als vielmehr durch den Wind getrocknet, und nicht nur zur Bereitung der Speisen, sondern auch zur Erwärmung ihres Körpers gebraucht haben.

Selbst in der Nähe der Stadt Hannover, in dem Stadtmoore zwischen Warmbüchen, Lahn und dem Misburger Walde ist schon im 14ten Jahrhundert Torf gestochen und gegraben worden, und auf dem noch jetzt vor dem Aegidien-Thore vorhandenen Schupp- oder Schiffgraben, auf einem Schiffe, nach dem, damals an diesem Graben belegenen, und noch jetzt nicht weit davon befindlichen, Ziegelhofe gefahren, wie aus einem Privilegio des Herzogs Wilhelm vom Jahre 1365. über das oben genannte Stadttorfmoor, erhellet. **)

Wer über diesen Gegenstand mehreres nachzulesen Belieben hat, den verweise ich auf Herrn Hofrath Beckmann's Beyträge zur Geschichte der Erfindungen, B. 2. S. 186. u. f. B. 4. S. 393. u. f. und auf des vormaligen Rectors zu Stade, G. Roth, Abhandlung von den alten Einwohnern im Bremischen, sonderlich den Chaucis. Diese Abhandlung findet sich in (Pratj) Herzogthümern Bremen und Verden, 1te Samml. Bremen 1757. 8. Besonders gehören hieher S. 21 und 58.

H.

*) Histor. natur. libr. XXXVII. Bipont. 1783. 8. Vol. III. Lib. XVI. 1. pag. 84. captum manibus litum ventis magis, quam sole siccantes, terra cibos, et rigentia septentrione viscera sua urunt.

**) Vide Grupens Origines et antiquitates Hanoverenses. Göttingen 1740 4. S. 71. 72.

Beantwortung

der Anfrage im 14ten Stück dieses Magazins v. d. J.

Ob das Beschneiden der Pfirschen- und Apricosen-Espalierbäume schon im Januar und Februar bei starkem Froste geschehen könne, und den Bäumen und fruchttragenden Zweigen keinen Schaden thue?

Diese Gattungen sind Fremdlinge aus wärmerm Klima, und bleiben in unserer Gegend bei hartem Winter, ohne gute Bedeckung von Rohr- auch Mastmatten, oder Stroh, selten leben. Bei meinem dreijährigen Aufenthalte in England gab man den Pfirschen- und Apricosen-Espalierbäumen an den Mauren Schutz mit kleinen abgeschnittenen Zweigen vom Tannenbaum, welche fächerförmig sind. Diese Zweige werden mit dem Stielende aufwärts, so daß die Nadeln unterwärts hängen, vorgebunden; an der Erde wird angefangen; die obern Zweige hängen sodann über den untern, und bilden ein Obdach, zum Schutz für Nässe und Kälte. Die Bedeckung wird schon beim ersten starken Frost, der voriges Jahr schon den 1ten November eintrat, sorgfältig vor die Espalier-Pfirschen- und Apricosenbäume vorgemacht. Bei starkem Frost werden erstlich die Finger unfähig, um die Bäume wieder anbinden zu können, und zweitens ist der Saft in allen Zweigen der Bäume zu Eis geworden; will man nun in diesem Zustande die Pfirschen und Apricosenbäume losmachen, beschneiden, und wieder anbinden, so kann dies, ohne sie zu beugen, nicht geschehen. Durch das Beugen aber wird der erstarrte in Eis verwandelte Saft, wie auch die zarte Rinde der Zweige verletzt, und es entsteht daher beim Aufthauen Fäulung des irritirten Saftes. Auch den freistehenden andern Arten der Obstbäume ist das Beschneiden bei starkem Froste schädlich, weil der Schnitt zu tief einfriert. Man kann Pfirschen- und Apricosen-Espalierbäume, sobald sie ihre Blätter haben fallen lassen, schon im Herbst mit gutem Erfolg, welches ich oft gethan habe, beschneiden. Es ist dieses aus dem Grunde gut, weil die Pfirschen- und Apricosenbäume nach langen Wintern schnell in Blüte kommen, und sodann die Knospen und Blüten leicht abgestoßen werden können. Das späte Beschneiden der Pfirschen- und Apricosenbäume, so wie auch der Weinstöcke, wenn sie schon in Blüte stehen, oder wohl gar schon ausgeblühet haben, ist nachtheilig, weil, wenn die überflüßigen Fruchtzweige, deren besonders die Pfirschen viele treiben, alle in Blüte kommen, die Bäume dadurch entkräftet werden, und das

Jahr

Jahr kleine unschmackhafte Früchte liefern. Wer seine Pfirschen- und Apricosenbäume lieb hat, der lasse sie zur rechten Zeit, das ist, entweder schon im Herbst, wie ich schon seit 59 Jahren mit gutem Erfolg gethan habe, oder nach geendigtem Winter im Monat März, nach Beschaffenheit der Witterung, beschneiden.

Joh. Poske,
Königl. Gärtner.

Linden.

Anfrage.

Wer sich beim Studiren, Lesen und Arbeiten an eine Oel-Lampe gewöhnt hat, die viel Vorzüge vor einem Talglichte hat, wird aus der Erfahrung wissen, daß man oft Oel, sowohl Oliven- oder Baumöl, als Rüböl bekommt, bei welchem das Licht nur eine sehr kurze Zeit helle brennt, und wenn es nicht gestöhrt wird, bald gar verlischt. Wahrscheinlich ist daran die Unreinigkeit des Oels allein Schuld; denn wenn auch der baumwollene Docht noch so rein in die Lampe gebracht wird, so findet man dennoch nach einiger Zeit des Brennens, daß derselbe, so weit das Feuer gereicht hat, ganz verkohlet, und mit einer Kruste überzogen ist, welche gern auseinander springt, wenn sie berührt wird, und also leicht gefährlich werden kann. Diese Unreinigkeiten, die sich, wie gedacht, aus dem Brennöl in den Docht ziehen, bleiben wahrscheinlich in demselben als in einem Siebe zurück, während der feinere brennbarere Theil des Oels sich in die Höhe zieht, und der Flamme Nahrung giebt. Ohne Zweifel würde diese große Unbequemlichkeit dadurch gehoben werden, wenn man den aufzugießenden Oel vorher von allen Unreinigkeiten befreien könnte. Im Reichs-Anzeiger wurde vor einiger Zeit das Vitriolöl zur Reinigung empfohlen, aber auch verschiedentlich, wohl nicht ohne Grund, dessen Unzweckmäßigkeit behauptet. Es fragt sich daher: ob man nicht ein Mittel habe, den Brennöl, auf eine in einer Haushaltung leicht anzuwendende Weise, von den darin etwa enthaltenen Unreinigkeiten zu säubern? imgleichen 2) woran man erkennet, ob der Brennöl Unreinigkeiten bei sich führet, und also der Reinigung bedarf oder nicht?

Hannöverisches Magazin.

21tes Stück.

Freitag, den 15ten März 1805.

Historische Nachrichten vom Rehburger Gesundbrunnen.

Vom Superintendent Mehliß zu Oldendorf.

(Schluß.)

Unbegreiflich war es mir, vor einiger Zeit in der Zeitung für die elegante Welt von einem Reisenden die Nachricht zu lesen: „er sey aus dem schattenreichen Rehburg nach dem freundlichern Nenndorf zurückgeeilt.“ Wie doch eine Sache aus so verschiedenen Gesichtspunkten angesehen wird, je nachdem die Geistesstimmung beschaffen ist! Der Kurgast segnet den Schatten, und freut sich, den ganzen Tag über im schwülen Sommer die freie Luft genießen zu können, ohne von der Sonnenhitze gedrückt zu werden. In Nenndorf selbst bemüht man sich, den Mangel an Schatten durch Kunst zu ersetzen, und Anstalten zu treffen, um ihn in der Zukunft zu gewähren; obgleich die Natur dort nicht so, wie zu Rehburg, zu Hülfe kommt. Jener Reisende aber reit um des Schattens willen hinweg. Mag ihn denn die Sonne erwärmen!

Mit großer Mühe und Kosten ist die Applanirung des breiten Weges, der jetzigen Allee, die nach dem Brunnenhause führt, verbunden gewesen. Man hat viele alte Bäume ausroden, Felsen sprengen und Anhöhen abtragen müssen. Und bei dem allen sind mehrere Jahre darüber hingegangen, ehe man an vielen Stellen den Morast hat zwingen, und der Allee durch aufgefahrenen Sand ihre jetzige Consistenz verschaffen können. Die große Ungleichheit des Bodens mag auch wohl die Ursache seyn, daß die angepflanzten Linden nicht alle gleich vollen Wachsthum haben.

Lange hat man über den Ort des jetzigen Brunnenhauses, wo das Wasser zum Trinken geschöpft wird, deliberirt, bis es endlich an das Ende der

Allee verlegt worden ist. Hier hat das Wasser, das beynahe 700 Fuß von der Quelle in Röhren unter der Erde hergeleitet wird, so viel Fall, daß es in einem Pfosten zu Mannes Höhe steigt, und sich beständig ergießt, und die Entfernung von den übrigen Häusern ist von der Art, daß es mit Bequemlichkeit zum Trinken geholt werden kann. In einer kleinen Entfernung von diesem Hause befindet sich der Eingang in den Stollen, der theils ausgemauert, theils durch Schiefer gehauen ist, in dem man bis zur Quelle gehen kann. Es ist darin die Einrichtung getroffen, daß das zum Baden zu gebrauchende Wasser des Nachts gesammelt werden kann, wenn der Bäder zu Zeiten in einem Tage mehr erfordert werden, als sonst die Quelle zu füllen vermöchte.

Im Frühjahre 1753. ist die Arbeit an dem Badehause sowohl, als auch an dem Brunnenhause, eifrigst betrieben, und man hat sich bemühet, die Gegend mehr und mehr von Buschwerk zu reinigen, und Alleen anzulegen. Bald haben sich auch mehrere gefunden, die unter Verheißung einiger Freiheiten das Unternehmen gewagt, größere und kleinere Häuser zum Logiren der Fremden anzubauen, deren Anzahl sich jetzt auf 17 beläuft, und die von ihren Besitzern schon seit mehreren Jahren beständig bewohnt werden. Das erste der größern Häuser erbauete der Oberamtmann Hugo zu Stolzenau, gerade vor der Allee, und der jetzige Besitzer desselben, Gastwirth Wöhleking, hat in der Folge einen großen freundlichen Gesellschaftssaal daran bauen lassen. Ein anderes ließ der Amtschreiber Ludowieg zu Rehburg, zur Seite des Hugoischen, die Facade gegen die nach Rehburg führende Allee gerichtet, aufführen, dessen zeitiger Besitzer, der Gastwirth Riemenschneider ist. Ein drittes größeres und kleineres Gebäude ließ der Amtmann Reinecke zu Diepenau aus den Materialien des Jagdschlosses zu Linsburg aufführen, das jetzt von dem Hofmedikus und Brunnenarzt, Doctor Biedermann, mit den dazu gehörigen Ländereien und Garten angekauft ist, und wovon derselbe das kleine selbst bewohnt, das größere aber an einen Gastwirth vermiethet hat. Bald wurde auch zur Seite des Brunnenhauses eine Apotheke angelegt, und die obere Etage zum Logiren der Fremden eingerichtet; wie aber in der Folge der Magistrat zu Rehburg das Privilegium wegen der Brunnen-Apotheke erhielt, so ließ derselbe ein anderes Gebäude, neben dem Hugoischen Hause dazu aufführen. Noch erbauete der Hausvogt Könecke ein ziemlich geräumiges Haus hinter dem alten Badehause, das jetzt der Gastwirth Mello bewohnt. Das neueste und ansehnlichste Gebäude ließ der Gastwirth Mecklenburg im Jahr 1803. neben der Apotheke aufführen, in welchem er manche Mängel der übrigen Häuser abzustellen, und die geäußerten Wünsche verschiedener, den Ort oft besuchender Gäste zu erfüllen, bemüht gewe-

wesen ist. Eins der schönsten Gebäude ist das neue Königl. Badehaus, das, ganz massiv aufgefahrt, 8 mit Geschmack eingerichtete Bäder, nebst so viel Cabinetter zum Aus- und Ankleiden enthält, über denen ebenfalls Zimmer zum Logiren der Fremden zubereitet sind. Hinter demselben befindet sich das 1796. erbauete Pfannenhaus, wo das Brunnenwasser in drei neben einander liegenden kupfernen Pfannen gekocht, und von da durch Röhren in die sämmtlichen Bäder beider Häuser, deren Anzahl sich auf 20 beläuft, geleitet wird.

Die in den Jahren 1750 bis 1752 gemachten Anlagen haben es veranlaßt, daß im Jahr 1753. der Zusammenfluß von Menschen außerordentlich stark gewesen ist. Auf ihre Bitten hat daher der damalige Pastor Crome zu Rehburg, (nachmals General-Superintendent zu Alfeld) am 4ten Sonntage nach Trinitatis zum erstenmal öffentlich Gottesdienst beim Brunnen gehalten, indem er an der Thür des Badehauses eine Art Kanzel befestigen lassen, so daß die ganze Versammlung im Freien gestanden. Bald nachher ist ein oberliches Regulativ darüber getroffen, um besonders die Betstunden, die die Brunnengäste Morgens und Abends unter sich gehalten, besser zu leiten, und des Sonntags für die allgemeine Erbauung zu sorgen. In den folgenden Jahren hat nemlich der zeitige Prediger zu Rehburg alle Sonntage beim Brunnen gepredigt, und wöchentlich zweimal Betstunde gehalten, die nachher auf den Mittwochen allein verlegt worden. Für die Arbeit wird ihm noch jetzt aus den Registern eine Gratification gegeben, es werden ihm die Fuhren vergütet, und es ist ihm zugleich ein Zimmer zum Abtreten im Badehause angewiesen. Mittelst eines Consistorial-Rescripts ist festgesetzt, daß alle beim Brunnen vorfallende Actus ministeriales für den zeitigen Prediger zu Rehburg gehören sollen. So hat denn auch die Rehburger Gemeine durch die, welche sich beim Brunnen angebauet haben, und ausser der Brunnenzeit nach Rehburg zur Kirche gehen, einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs erhalten.

Das Predigen im Freien war aber theils wegen der Witterung und anderer durch nahes Fahren und Reiten veranlaßte Störungen, theils wegen Mangel an Sitzen für die Zuhörer, allzuvielen Unbequemlichkeiten ausgesetzt. Daher ließ man einen hinter dem Brunnenhause angelegten langen bedeckten Gang mit Bänken versehen, und so einrichten, daß er anstatt einer Kirche gebraucht werden kann, worin denn am 4ten Sonntage nach Trinitatis 1755. zum erstenmal gepredigt worden. Ueber dies niedrige, der Hitze und dem Zugwinde sehr ausgesetzte Gebäude ist häufig und viel geklagt, die Zeiten haben es aber bisher nicht gestattet, eine andere Vorrichtung zu treffen. Zu einiger Erleichterung gereicht es, daß die Kanzel nahe an der obern Thür angebracht ist, so daß,

wenn bei meistens gutem Wetter beide Flügel offen sind, eine große Anzahl der Zuhörer draussen sitzen kann, die gewöhnlich mit einer noch zahlreichern Menge stehender Menschen umringt sind. Der Gottesdienst erhält dadurch viel Feierliches, daß die Hautboisten, für deren Anwesenheit während der Brunnenzeit immer gesorgt wird, verpflichtet werden, den Gesang mit blasenden Instrumenten zu begleiten, wofür ihnen schon seit mehrern Jahren einige Kammern auf dem Hintergebäude des alten Badehauses zur Wohnung unentgeltlich überlassen sind. An den Sonntagen besonders strömt aus der Nachbarschaft eine große Menge des Landvolks herbei, so daß die sogenannte Kirche meistentheils gedrängt voll ist. Ich muß indessen mit Wahrheit gestehen, daß ich auch unter der vornehmern Classe der Brunnengäste die Verachtung des religiösen Cultus, worüber jetzt so allgemein geklagt wird, nicht gefunden habe. Männer aus allen Ständen und von allen Confessionen weiheten der Andacht und Erbauung gern eine Stunde. Wenn einige junge Leute zu Zeiten eine Geringschätzung dagegen verriethen, und lieber der eingerissenen Spielsucht fröhnten; so hatte ich oft Gelegenheit, zu bemerken, daß die Anwesenheit und das Beispiel der Ersten unseres Landes wohlthätig auf andere wirkte, und manchen in und vor die Kirche leitete, der sie sonst wohl versäumt hätte.

Der Armen wegen hat man schon frühzeitig solche Anstalten getroffen, daß sie die möglichste Unterstützung finden möchten. Es wird statt eines Klingebeutels in den, an den Kirchthüren befindlichen Armstöcken für sie gesammelt, und zweimal wöchentlich eine Büchse an den öffentlichen Tischen umher gegeben. Ueber dies Geld, so wie über das, was sonst einkommt (worüber vor einigen Jahren schon in diesen Blättern etwas gesagt ist) führen der Brunnenarzt, der Prediger und Brunnenmeister die Aufsicht und Rechnung. Es wird gesammlet, und demnächst an diejenigen, nach Maaßgabe ihrer Dürftigkeit, wöchentlich vertheilt, die gerichtliche Bescheinigungen ihrer Armuth mitbringen. Diese erhalten zugleich in dem vorhin gedachten für sie erbauten Hause freie Wohnung, es werden ihnen die benöthigten Bäder und die Medizin frei gegeben. Und die Zahl ist würklich groß, die dafür ihre Wohlthäter segnen, und in einem bessern Gesundheitszustande, als der war, mit dem sie kamen, die Anstalt verlassen, oft für Gatten und Kinder auf mehrere Jahre erhalten werden.

Der erste oberlich angestellte Brunnenarzt ist Doctor Oldenburg gewesen; ihm ist der Hofmedikus Weber gefolgt, dessen Andenken noch vielen theuer ist, und der den 26. Jul. 1787 im 57sten Jahre beim Brunnen starb. Sein Nachfolger ist der zeitige Hofmedicus Doctor Biedermann.

Die meisten Verdienste um die Verschönerung des Orts, um die Anpflanzung mehrerer Alleen, und mancher Anlagen, die den Kurgästen zum

Ver-

Vergnügen gereichen, hat der Herr v. Grävemeier, Amtmann zu Ohsen, der 14 Jahre hindurch als Beamter zu Rehburg zugleich das Brunnen-Commissariat verwaltet hat. Seine Nachfolger sind indessen seinem Beispiele gefolgt, und so geschieht noch von Jahren zu Jahren etwas, wodurch der Aufenthalt für die Kurgäste angenehmer wird.

Von ganz vorzüglichem Werthe für den Rehburger Brunnen ist der mit schönen Buchen und Eichen besetzte Platz, mit dem besondern Namen, das Kanapee, benannt, der gehörig applanirt, und mit Bänken versehen ist. Das dichte Laub der hohen Bäume gewährt den ganzen Tag über Schatten, und erlaubt es sogar bei der Nähe der größten öffentlichen Häuser, die Mittagsmahlzeiten in freier Luft zum öftern zu genießen. Ein Hirte soll in ältern Zeiten diese kleine Anhöhe mit Bäumen bepflanzt haben, um seiner Heerde eine trockene und beschattete Lagerstätte unter Mittag zu bereiten.

Der Bezirk des Brunnens mit den Gärten und der Holzung gehört übrigens jetzt bis an den Schlagbaum auf dem Wege nach Rehburg der Landesherrschaft allein, weil die Cämmerei zu Rehburg ihres Antheils wegen anderweit abgefunden ist. Und so findet sich noch eine ganze Anzahl solcher Stükken Landes, die von den Brunnenbewohnern als Gärten benutzt werden, die aber zu Bauplätzen für diejenigen bestimmt sind, denen es mit der Zeit vielleicht vortheilhaft scheinen sollte, sich daselbst anzubauen. Jeder derselben erhält gegen zwei Morgen Landes, wovon ein nur geringer Canon in die Register gegeben wird.

Die Anzahl der beim Brunnen für beständig wohnenden Familien hat sich bereits auf etliche 20 vermehrt, und die Seelenzahl beläuft sich incl. der Kinder zwischen 120 und 130. Einige derselben sind Handwerker, andere haben auch im Winter bei den mancherlei Arbeiten, die der Brunnen und dessen Erhaltung erfordert, zu thun. Die größeren Gastwirthe aber haben meistens etwas Landbau, der ihnen auch außer der Brunnenzeit Beschäftigung giebt.

Seit 6 Jahren ist auch bereits eine Schulanstalt begründet. Das Bedürfniß, die Kinder unterrichten zu lassen, bewog die Brunnenbewohner schon seit 12 Jahren, einen gemeinschaftlichen Lehrer anzunehmen, da die Entfernung von Rehburg für junge Kinder zu weit ist. Jetzt ist derselbe förmlich vom Consistorio angesetzt, und wird von den Bewohnern mit huldreicher oberlicher Unterstützung salarirt.

So ist auch seit verschiedenen Jahren ein Platz zum Kirchhofe ausersehen, und mit hoher Bewilligung vorgerichtet worden.

Hoffentlich wird die Anstalt dauern, die vor mancher andern so viel vorzügliches hat. Eins der wichtigsten Ereignisse der letztern 4 oder 5 Jahre ist die Entdeckung eines in der Nähe liegenden Schwefelbrunnens, den man für die, eines solchen Wassers bedürfen-

senden Kranken zu benutzen bemühet gewesen ist. Die Quelle liegt freilich nicht so, daß das Wasser in Röhren in die Bäder geleitet werden könnte; man läßt es daher in großen Kübeln anfahren, und mit dem hiesigen warm gemachten Wasser in die Bäder laufen, wobei es der Beurtheilung des Arztes überlassen bleibt, in welchem Grade der Zustand des Patienten den Gebrauch des Schwefelwassers erlaube, das, allein gebraucht, für manchen so gefährlich ist.

Allerdings sind die Kosten, die von Seiten der Obern an den Brunnen gewandt sind, bedeutend und groß, und noch ist ein Zuschuß zu dem Ertrage der Bäder unentbehrlich. Gewiß aber wird der Menschenfreund nicht anders urtheilen, als daß das alles durch die Segnungen der Tausende aufgewogen werde, die hier neue Gesundheit und Heiterkeit gefunden haben, und wünschen, daß die wohlthätige Anstalt erhalten, und zu immer größerer Vollkommenheit geführt werden möge.

Meteorologische Beobachtungen in Göttingen.

Monat Februar 1805. *)

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F. R.	Wetter	Wind		
1	7¼	29 65	9 — 10	l. W.	OSO	o —	1
	2	29 73	14 — 8	h.	OSO	—	1
	10	29 75	— 1 — 15	h.	—	o —	1
2	7½	29 62	— 4 — 16	h.	SO	o —	1
	2	29 59	14 — 8	h.	SSO	o —	1
	10	29 56	15 — 8	S.	—	—	1
3	7½	29 62	19 — 6	w.	WNW	1 —	2
	2	29 68	31 0	S.	W	1 —	2
	10	29 77	23 — 4	l. W.	—	1 —	
4	7½	29 69	25 — 3	S. l.	SW	o —	1
	2	29 59	36 2	R.	SW	o —	1
	10	29 33	33 0	r.	—	—	1
5	7½	28 93	37 2	R.	WSW	—	2
	2	28 90	41 4	l. R.	WSW	1 —	2
	10	28 89	39 3	r.	—	2 —	

*) Die Anzeige und Beschaffenheit der Instrumente und Maaßen, deren man sich bedient, s. St. 59. d. Mag. v. J. 1802. S. 929.

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind		
6	7½	29 18	26	—3	S	NNW	—	2
	2	29 50	25	—3	l. W.	NNW	1	—
	10	29 63	27	—2	S.	—	—	2
7	7½	29 64	28	—2	S.	NNO	1	— 2
	2	29 73	37	2	tr.	WSW	1	— 2
	10	29 82	34	1	tr.	—	1	—
8	7½	29 75	28	—2	w.	SSW	—	1
	2	29 73	33	0	S.	SSW	1	—
	10	29 75	34	1	tr.	—	1	-
9	7½	29 70	36	2	R.	S	0	— 1
	2	29 75	40	4	R.	S	—	1
	10	29 81	41	4	R.	—	0	— 1
10	7¼	29 77	39	3	tr.	SSW	1	—
	2	29 73	43	5	r.	SSW	1	—
	10	29 66	39	3	R.	—	0	— 1
11	7¼	29 45	39	3	tr.	S	0	— 1
	2	29 56	42	4	r.	S	0	— 1
	10	29 62	32	0	l. W.	—	1	— 2
12	7¼	29 61	30	—1	w	NW	1	—
	2	29 60	32	0	h.	N	1	— 2
	10	29 68	28	—2	l. W.	—	—	1
13	7¼	29 67	27	—2	w.	W	0	— 1
	2	29 79	34	1	S.	W	—	1
	10	29 68	31	0	S.	—	—	1
14	7¼	29 62	29	—1	vl. S.	NNW	0	— 1
	2	29 68	36	2	S.	NW	1	—
	10	29 69	28	—2	w.	—	0	— 1
15	7¼	29 70	17	—7	l. W.	WNW	0	— 1
	2	29 84	31	0	w.	NNW	—	1
	10	29 98	3	—13	h.	—	0	— 1
16	7¼	30 01	3	—13	l. W.	SW	—	1
	2	30 03	24	—4	h.	SW	—	1
	10	29 98	4	—12	h.	—	0	— 1
17	7¼	29 78	9	—10	l. W.	WNW	0	— 1
	2	29 81	26	—3	l. W.	WNW	—	1
	10	29 83	27	—2	tr.	—	0	— 1

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind.		
18	7	29 80	13	— 8	l. W.	W	o —	1
	2	29 83	33	o	l. W.	NW	o —	1
	10	29 83	12	— 9	l. W.	—	o —	1
19	7	29 83	5	—12	l. W.	NW	o —	1
	2	29 91	35	1	l. W.	NW	o —	1
	10	29 92	16	— 7	tr.	—	o —	1
20	7	29 87	2	—13	h.	W	o —	1
	2	29 95	29	— 1	h.	W	o —	1
	10	29 98	13	— 8	l. W.	—	o —	1
21	7	29 97	10	—10	h.	W	o —	1
	2	29 95	40	4	l. W.	S	1 —	
	10	29 83	36	2	w.	—	—	1
22	7	29 61	39	3	R.	SW	1 —	2
	2	29 53	42	4	R. u. R.	S	1 —	
	10	29 72	38	3	tr.	—	o —	1
23	7	29 69	36	2	r.	SW	1 —	2
	2	29 73	40	4	R.	WSW	1 —	2
	10	29 88	38	3	vl. R.	—	1 —	
24	7	29 93	34	1	d. W.	W	—	1
	2	29 87	39	3	R.	S	1 —	2
	10	29 67	41	4	R.	—	2 —	3
25	7	29 52	39	3	r.	W	—	2
	2	29 65	43	5	d. W.	W	1 —	2
	10	29 69	37	2	d. W.	—	1 —	
26	6¾	29 61	37	2	R.	SW	2 —	
	2	29 56	43	5	r.	SW	—	2
	10	29 65	35	1	vl. R.	—	1 —	2
27	6¾	29 61	35	1	R.	WSW	1 —	
	2	29 57	44	5	R.	W	1 —	
	10	29 52	39	3	r.	—	1 —	
28	6¾	29 22	42	4	vl. R.	W	2 —	
	2	29 23	44	5	d. W.	W	2 —	3
	10	29 18	34	1	S.	—	—	2

F. C. W.

Hannöverisches Magazin.

22tes Stück.

Montag, den 18ten März 1805.

Ein Paar Worte über den Bau der Gartenerbsen.

Nicht kunsterfahrne Gärtner zu belehren, sondern einigen ländlichen Familien aus dem Mittelstande, für welche die Selbstbesorgung ihrer Gärten eine nicht unbedeutende Angelegenheit ist, vorzüglich angehenden Hausvätern und Hausfrauen, — je nachdem das Gartendepartement dem einen oder dem andern Theile angehört, — einen kleinen, dienlichen Beitrag zum gedeihlichern Erfolge ihrer Gartencultur zu liefern, ist die Absicht dieses Aufsatzes.

Es kann zuvörderst keines großen Beweises bedürfen, daß der Bau der Gartenerbsen für das Sommerbedürfniß sehr zweckmäßig sey. Vom 4ten Junius an bis gegen Michaelis sehen gewiß die Meisten gern häufig ein Gericht junger Erbsen auf ihrem Tische. Es ist eine so angenehme als gesunde Kost, welche man, wenn sie etwas derb geworden ist, wie mich dünkt, auch dem Gesinde — welches hier zu Lande, wie der ganze Stand, dem es angehört, meistentheils nur äußerst wenig frisches Gemüse genießt, bis die allbeliebten, allernährenden Kartoffeln herangekommen sind — mehr geben sollte, und füglich geben könnte. Der Erbsenbau empfiehlt sich auch dadurch, daß Alles, was nach der Hauptnutzung von diesem Gewächse abfällt, dem Viehe eine sehr willkommene und heilsame Kost gewährt; die Hausfrau, welche einer vorzüglichen melken Stallkuh häufig Erbsenschaalen vorwerfen läßt, wird gewiß davon sehr guten Erfolg in ihren Milchgefäßen vermerken; auch den Schweinen sind diese Schaalen eine sehr dienliche Speise; und selbst das trockene Erbsenstroh giebt für die Kühe ein gutes Winterfutter, vorzüglich, wenn es zwischen Weißkornstroh und Heu zu Häcksel geschnitten wird. Noch ein unverkennbarer Vortheil ist

der, daß das ausgediente Erbsenland sehr geschickt ist, mancherlei Arten von Kohlpflanzen und Rübesaamen aufzunehmen, zur Herbst-, Winter-, und künftigen Frühjahrs-Nutzung.

Der Landmann düngt häufig sein Gartenerbsenland frisch; das giebt allerdings hohes Stroh, aber wenigere Frucht. Man erwähle zu seinen Erbsenbeeten nicht zu fettes Land, wohl aber solches, welches im vergangenen Jahre wohlgedüngt und rein ist. In meinem Garten nehmen die Erbsen ordentlich den Platz ein, wo des Jahrs zuvor Vitsbohnen gestanden haben. Die erste Pflanzzeit bestimmt der frühere oder spätere Eintritt der ersten Frühlingswitterung. Giebt es gelinde Winter, so kann man in denselben, ja selbst vor Weihnachten schon, pflanzen. Geht die Pflanzung verlohren, so ist nicht viel eingebüßt; gelingt es, so hat man zeitige Freude und frühen Genuß davon. Wenn nur der Frost die Erbsenkeime nicht gerade in ihrer Milch überfällt, d. i. in dem ersten breiartigen Zustande ihrer Entwickelung, so geht es recht gut; die junge Pflanze selbst kann schon einigen Frost ertragen, vorzüglich, wenn man ihr durch kleine Erderhöhungen zu beiden Seiten ihrer Linien, und durch Bedeckung mit Strohmatten zu Hülfe kommt. Diese Bedeckung mit Stroh ist auch dann noch wohl nöthig, wenn kein Winterfrost mehr zu fürchten ist, um den lüsternen Sperlingen ihr Spiel zu verderben. Spiel ists im Grunde nur, was sie treiben; die Erbsen selbst, welche sie suchen, bekommen sie schwerlich, aber die abgebissenen Keime liegen auf den Beeten umher, wo sie gewirthschaftet haben, und der erste, beste Trieb der jungen Pflanzen ist wenigstens verlohren. Dem Uebel wird abgeholfen, wenn man die Feldchen mit einer nicht gar dichten Schicht Stroh belegt, die man bisweilen nur lüftet, und etwas verdünnt, damit die jungen Pflanzen durchwachsen können. Haben sie erst die Höhe von einem Zolle überstiegen, so sind sie dem Verderben entgangen. Für die beste Pflanzart halte ich, nach einer geraumen Erfahrung, die, da man die Erbsen in Reifen einlegt, drei Reifen auf jedes drei Fuß breites Beet gerechnet. Unter Reifen verstehe ich die schmalen Furchen, welche durch den Zug der Spitzhacke verursacht werden. Diese Spitzhacke, oben vier gute Queerfinger breit, und in eine etwas stumpfe Spitze auslaufend, ist eins der allerdienlichsten Garteninstrumente. In meinem Garten werden damit Reifen nicht blos für die Erbsen, sondern auch zur Pflanzung der großen Bohnen und der Vitsbohnen eingefurcht. Die Erbsen- und Bohnen-Pflänzer, mit einer Reihe Zinken, deren man sich häufig bedient, bringen theils das Saamenkorn zu tief in die Erde, theils drücken sie die Erde leicht etwas zu fest, und hindern dadurch die schnellere Entwickelung des Keimes; überdem halten sie die Arbeit auf. In

gar

gar leichtem Sandlande verliert übrigens die sonst so zweckmäßige Spitzhacke einen guten Theil ihres Werths. Wie weit man die Erbsen in ihren Linien selbst auseinander legen müsse, darüber muß das mehrere oder mindere Aestetreiben der Erbsenpflanzen, nach der Sorten-Verschiedenheit, die Entscheidung geben. Nur diese natürliche Regel kann darüber eine sichere Anleitung geben. Bis sie mir aus eigner Beobachtung einleuchtete, pflanzte auch ich meine verschiedenen Erbsensorten, gläubig gewissen Vorschriften, welche zu buchstäblich aus englischen Gartenbüchern gezogen seyn mögen, und hielt immer gleiche Entfernung, wovon die nothwendige Folge war, daß die Beete mit den Erbsensorten, welche wenig oder gar keine Nebenzweige treiben, gar dünn bestaudet wurden, und geringen Ertrag gaben. Bei der folgenden Anzeige einiger vorzüglichen Sorten von Erbsen werde ich auch die dienliche Entfernung angeben, worin sie am vortheilhaftesten gelegt werden können. Zur Reinigung von Unkraut, woran den Erbsen sehr gelegen ist, und zugleich zur Beförderung des Wachsthums der Pflanzen, wenn sie etwa bis zu zwei Zoll Höhe gediehen sind, finde ich es sehr nützlich, in den Räumen zwischen den Reihen mit der Spitzhacke Furchen zu ziehen, wodurch die Erbsenlinien wie auf kleinen Wällen zu stehen kommen. Dies Geschäft geht bei mir unmittelbar der Stieselung zuvor. Wenn nun das Gesträuch, woran die Erbsen aufranken sollen, sorgfältig eingesteckt ist, so daß sie früh und überall sich anlehnen können, und daß weder die Reihen unter sich zusammenfallen, noch eine äußere sich in den Seitenpfad hinhängt, so ist die Besorgung des Beetes vollendet, bis man zur Erndte schreiten könne.

Folgende vier Erbsensorten scheinen mir vor allen übrigen den Vorzug zu verdienen:

1) Die bei den Handelsgärtnern, welche als zuverlässig erprobt sind, unter dem Namen der allerfrühesten bekannte weiße Erbse, halbhochwüchsig, d. h. 4½ bis 5 Fuß hoch treibend. In ihrer Aechtheit ist sie an Farbe ziemlich schmutzig weiß, an Form kommt sie der vollen Kugelründung sehr nahe. Sie ist ihrer frühen Zeitigung wegen empfehlungswürdig, zur ersten Pflanzung ausschließlich annehmlich, wie das früheste Obst, dessen Hauptverdienst mehrentheils seine frühe Zeitigung bestimmt. Ohne Schaden kann man diese Sorte sehr dicht legen, beinahe Erbse an Erbse, weil sie fast keine Seitenäste treibt.

2) Die volltragende spate weiße Kruperbse, gegen 4 Fuß hochwachsend, kleiner und nicht so vollgerundet an Form, als die vorige, heller und klärer an Farbe. Eine köstliche, höchst einträgliche Sorte. Man thut wohl, sie das erste Mal zugleich mit der vorigen zu pflanzen, so liefert sie gerade dann zarte Früchte, wenn die von jener zu hart werden wollen. Weil die Pflanzen dieser Art viele Nebenäste treiben,

und überhaupt, bei ihrer geringen Höhe, sehr üppig wachsen, so finde ich es gerathen, in der Entfernung von einer Queerhand immer drei Erbsen legen zu lassen; dann bestaudet sich das Beet vortreflich, und gewährt, wenn die unzählichen, immer paarweise hängenden Schoten gehörig herangewachsen sind, einen erfreulichen Anblick und sehr reichen Ertrag.

3) Die mittelfrühe große französische grüne Kruperbse, 4 Fuß hoch wachsend. Eine trefliche, um ihrer Einträglichkeit, und Zartheit im Geschmack willen, sehr empfehlungswerthe Sorte. Auch sie ist sehr üppig im Wuchse, auch ihre Pflanzen treiben viel Seitenäste. Es genügt zur völligen Besetzung des Beetes, wenn man in der Entfernung von 4 Queerfingern immer 2 Stück Erbsen legt. Diese Sorte gleicht an Fruchtbarkeit fast völlig der unter Nr. 2. angezeigten, weil ihre Schoten, wenn gleich nicht so zahlreich, länger sind, mehr und größere Körner enthalten.

4) Die mittelfrühe Krupzuckererbse, etwa 3½ Fuß hoch wachsend, eine sehr fruchtbare Sorte. Ihre jungen Schoten gewähren ein angenehmes Gericht, wenn sie recht zeitig gebrochen werden, und an Zartheit des Geschmacks dünken sie mir vorzüglicher, als die von der hochwüchsigen Zuckererbse. Auch diese Sorte bestaudet sich reichlich, und wird am füglichsten nach dem Entfernungsmaaß der vorhergehenden gepflanzt.

W.

Diese angezeigten 4 Erbsensorten genügen, wie mirs scheint, jedem Haushalte einer ländlichen Familie vom Mittelstande. Man kann füglich aller Kron-, Büschel-, Wachs-Erbsen, und wie sie weiter heißen mögen, entbehren, die obenein den Nachtheil haben, daß man häufig nicht weiß, woher man das hohe Gesträuch nehmen soll, welches sie erfordern, und welches hier und dort fast so rar ist, als die Vitsbohnenstangen. Niedriges Gesträuch für die niederstämmigen Erbsen findet sich immer und allenthalben. An Reichthum des Ertrages und an Zartheit des Geschmackes stehen die drei zuletzt angezeigten Erbsensorten keiner andern nach, und die zuerst angegebene empfiehlt sich Jedermann durch ihre frühe Zeitigung.

Nun muß ich zum Beschluß noch zwei Regeln zur unfehlbaren Beachtung empfehlen: **Einmal**, man pflanze jede Sorte besonders, damit nicht der Wind den Blüthenstaub vermische, und die Aechtheit der Sorten verderbe; **zweitens**, man wehre, daß von den zur völligen Reifung und künftigen Pflanzung ausgesetzten Beeten nichts zum Küchenbedarf gebrochen werde, um nicht verkrüppelte Pflanzenerbsen zu bekommen. Nur die auserlesenen, voll ausgewachsenen, und völlig reifen Früchte sind zum Pflanzen geeignet.

N.

Ei-

Einige Bemerkungen über das oftmalige Kränkeln und häufige Absterben neu gepflanzter Obstbäume.

Vom Plantagemeister **Minckener** zu Herrenhausen.

Gewöhnlich glaubt man in den Fällen, wenn die neu gepflanzten Obstbäume kränkeln, oder wohl gar nach einigen Jahren wieder absterben, daß die Schuld an der Baumschule, woher man diese Bäume gekauft hat, liege, und man wird von unwissenden Arbeitern, durch deren schlechte und fehlerhafte Behandlung, beim Einpflanzen und Warten dieser jungen Obstbäume, der Schaden eigentlich verursacht worden, nur zu leicht in diesem Wahn bestärkt, indem diese zur Bemäntelung ihrer Fahrlässigkeit oft vorgeben, die Bäume wären auf Mist getrieben und daher bei ihrer Ablieferung aus der Baumschule schon krank gewesen. Dieses ist aber ein Vorwurf, welcher auf einem ganz falschen und nur von solchen unwissenden, auch wohl boshaften Leuten, ausgestreueten Vorurtheil beruhet und um so gewisser ohne Grund ist, da kein vernünftiger Baum-Erzieher bei Besetzung einer Baumschule die jungen Bäume unmittelbar in solches Land pflanzen wird, welches mit frischem und stickreichen Mist gedüngt worden, so wenig wie auf ausgesogenen und todten Boden, indem in beiden Fällen nur krüplichte und mit Moos überzogene, und keinen freudigen Wachsthum zeigende Schwächlinge würden gewonnen werden; er wird vielmehr das zur Baumpflanzung bestimmte Land mit zweckmäßigem, nicht hitzigem, sondern mit bereits verrottetem und zu Erde gewordenem Pflanzendünger versehen, und demnächst vor der Baumpflanzung dieses Land 1 oder 2 Jahr mit Küchengewächsen bebauen.

Der eigentliche Grund, warum die gesunden jungen Obstbäume so häufig kränkeln und wiederum absterben, liegt größtentheils in der fehlerhaften Art, wie unwissende Arbeiter und Tagelöhner, welche sich Gärtner nennen, die ihnen anvertraueten Bäume einpflanzen und in den erstern Jahren behandeln.

Ich habe bei meinem Dienst sehr oft Gelegenheit es zu sehen, wie die besten Bäume bei der Verpflanzung leider so häufig in enge, kaum Fußgroße Löcher mit ihren Wurzeln eingezwängt werden, ohne ihnen bei schlechtem Boden mit guter Erde zu Hülfe zu kommen; wie sie dann bei oftmals trocknen Sommern ohne Pflege und Wartung, vielleicht auch ohne sie nur anzubinden, dahin hängen, ihrem fernern Schicksale überlassen werden, verschmachten und verkümmern müssen. Wie traurig ist es, die schönsten jungen

gen

gen Stämme, aus welchen bei gehöriger Behandlung vortrefliche Bäume gezogen wären, auf eine so elende und unverantwortliche Art mißhandelt zu sehen.

Vernünftige Gärtner und Gartenliebhaber, welche sich die Obstcultur angelegen seyn lassen, und bei der Baumpflanzung mehr Fleiß und Mühe anwenden, sehen dagegen mit Vergnügen, wie ihre neu gepflanzten Bäume besser gerathen und freudiger fortwachsen, und man hört in der Rücksicht von ihnen nur wenige Klagen. Was diese beklagen, ist der beträchtliche Schaden, den sie durch die der Obstcultur so nachtheiligen strengen Winter erlitten, wie denn der Frost im Monat Januar 1803, da kein Schnee gefallen und die Erde also noch unbedeckt war, vorzüglich den Wurzeln der Bäume verderblich geworden ist, welches noch jetzt vielen Bäumen wehe thut. Ueberhaupt hat die Baumzucht seit dem Jahre 1799 sehr gelitten, indem allein die hiesige herrschaftliche Plantage seit dieser Zeit 49764 Stück ächt gemachter Bäume, ohne die vielen tausend Wildlinge zu rechnen, verlohren hat. Sollten dergleichen harte Winter künftig oft eintreten, so haben wir im nördlichen Deutschland für die Obstcultur schlechte Aussichten und immer zunehmende Seltenheit und höhere Preise der Obstbäume zu erwarten; und wir müssen daher unsere jungen Bäume mit mehr Vorsicht und Aufmerksamkeit behandeln.

Was nun eine gehörige und ordnungsmäßige Pflanzung der jungen Obstbäume anbetrifft, so kömmt zuerst dabei in Betracht, ob die Pflanzung in schon bebauetes Gartenland oder in einen noch nicht cultivirten Boden oder Grasanger geschehen soll. Im erstern Fall ist es hinlänglich, wenn die Löcher so groß sind, daß die Wurzeln der zu pflanzenden Bäume gehörig ausgebreitet werden können, und ohne gebogen und gequetscht zu werden, vollkommen geräumig zu liegen kommen. Ist aber der Boden bisher nicht cultivirt und bearbeitet, oder ist er als Grasanger genutzt worden, alsdann müssen die Baumlöcher auch grösser und tiefer gemacht werden, und zwar 4 Fuß im Durchschnitt weit und 3 Fuß tief; den Rasen und die obere gute Erde legt man allein, und wenn die untere unfruchtbare Erde bis zur gehörigen Tiefe ausgegraben worden, dann wird dieser Rasen und die obere Erde zuerst wieder hinein geworfen. Zum fernern Anfüllen der Baumlöcher muß etwas verfaulte Holz- und Miſterde, mit guter Gartenerde vermischt, und in Ermangelung der erstern, die letzte Erde allein genommen werden. Sollte man aber auch mit dieser nicht hinlänglich versehen seyn, dann kann man zur Noth einen Theil der aus der Grube ausgeworfenen untern Erde zusetzen und mit dieser Mischung die Grube wiederum anfüllen. Wenn dieses geschehen, dann setzt man die Baumstange, beschneidet die beim Aufgraben des Baums etwa beschädigten Wurzeln,

zeln, jedoch so, daß der Schnitt jedesmal nach unten gekehrt bleibt; nimmt alsdann wieder so viel Erde bei der Stange heraus, als die Länge der Baumwurzeln erfordert, aber so, daß der Baum nie tiefer, wohl eher etwas höher zu stehen kömmt, als er vorher in der Baumschule gestanden hat, indem er durch das Angießen und Nachsinken der Erde ohnehin noch immer etwas einsinkt; und stellt dann den Baum in die für seine Wurzeln und Krone bequemste Lage, aber nicht zu dicht an die Stange, und ohne die Wurzeln zu krümmen oder zu biegen. Unmittelbar auf die Wurzeln wird vorbenannte gute Erde geschüttet, damit die feinen Haarwurzeln gleich gute Nahrung finden. Nachdem alsdann die Löcher gänzlich gefüllt und ein Ring oder Kessel von der losen Erde um den Stamm gemacht worden, wird derselbe mit reinem und, wo möglich, weichem Regen- oder Flußwasser so lange angegossen, bis die Erde ganz gesättiget ist und kein Wasser mehr einsaugen will. Dieses Angießen geschieht, damit die Erde sich sofort fest an die Wurzeln ziehe und solche nicht hohl zu liegen kommen, indem sonst die zarten Wurzeln leicht schimmeln und verderben würden; welches auch der Fall seyn würde, wenn man mit hitzigem und beißendem Wasser aus der Mistgrube begießen wollte.

Das Anheften der neu gepflanzten Bäume mit Moos und Weiden darf nicht gleich geschehen, sondern man nimmt vorerst eine dünne und schwache Weide, legt sie kreuzweise um den Stamm und befestigt diesen willig an die Stange, damit, wenn die Erde am Baume sich senkt, der Stamm folgen könne, und nicht gleichsam aufgehängt werde.

Seine ganze Krone darf der Baum, so wie solcher aus der Baumschule kömmt, nicht behalten; denn da der neu gepflanzte Baum in der Erde an frischen Wurzeln arbeiten muß, so kann er nicht zugleich die vielen und langen Reiser der Krone ernähren. Man nimmt daher im Frühjahr die überflüssigen und im Wege stehenden Schößlinge ganz weg; die 3 bis 4 Haupt- oder Leitreiser aber, welche zur Bildung der Krone erforderlich sind, werden auf 4 bis 6 Augen eingestutzt, wo möglich so, daß das letzte Auge auswärts gekehrt stehe. Diejenigen, so dieses Beschneiden und Einstutzen unterlassen, in der Meinung, recht bald einen starken Baum und viele Früchte zu bekommen, schaden sich selbst, und werden schwerlich ihren Zweck erreichen. Ich stimme aber auch nicht dafür, einen hochstämmigen Obstbaum durch alljährliches scharfes Beschneiden im Wachsthum zu stöhren und ihn zu schwächen, sondern es müssen nur die erstern Jahre hindurch die überflüssigen und im Wege stehenden Reiser weggenommen, auch die Haupt und Leitreiser, wie vorher gesagt, auf 4 bis 6 Augen eingestutzt werden, damit nicht allein der

Baum

Baum eine gute Krone bilden könne, sondern Luft und Sonne diese auch freier zu durchdringen, und dadurch die Früchte zur Vollkommenheit und gehörigen Reife zu bringen im Stande seyn mögen.

Sehr zu empfehlen ist es, wenn die neugepflanzten Bäume in den erstern Paar Jahren bei trocknen Sommern von Zeit zu Zeit angegossen werden können, vorzüglich im Sandboden; auch ist es nicht zu verwerfen, wenn im Winter etwa ½ Fuß hoch kurzer Mist um den Rand derselben gebracht wird, ohne jedoch den Stamm unmittelbar damit zu berühren. Diese Winterdecke verhindert nicht allein bei strenger Kälte ohne Schnee, den sogenannten Wurzelnfrost, sondern sie giebt auch den jungen Bäumen Nahrung und Wachsthum. Endlich muß auch in einem Grasanger oder Baumgarten, in welchem der Boden nicht bearbeitet wird, das Erdreich 2 bis 3 Fuß um den Stamm der jungen Obstbäume, durch nicht zu tiefes Umgraben, rein gehalten werden, und es schadet nicht, wenn von dem im Herbst herumgelegten kurzen Mist etwas mit untergebracht wird.

Ich habe geglaubt, dem Landmanne, und solchen Freunden der Obstcultur, welche ohne Zurechtweisung eines verständigen Gärtners ihre jungen Obstbäume selbst zu pflanzen genöthiget sind, durch diese kurze Anweisung Gelegenheit geben zu können, den verderblichen Folgen des bisherigen alten Schlendrians zu entgehen, und ich werde mich sehr freuen, wenn mein Wunsch, eine sorgfältigere Behandlung der neugepflanzten Obstbäume zu veranlassen, hin und wieder erreicht werden möchte. Daß übrigens dieser Aufsatz nicht für erfahrne Gärtner und Baumpflanzer geschrieben sey, zeigt die Sache selbst.

Benutzung der Tabacksstängel.

Die Tabacksstängel pflegen von dem Landmanne, der Taback baut, wenig geachtet zu werden. Sie werden auf dem Lande oder im Ofen verbrannt. Da aber nicht nur die Blätter der Tabackspflanze, sondern auch diese Stängel reichlich Pottasche geben, so ist räthlich, sie allein zu brennen, die Asche davon sorgfältig zu sammeln, und solche an Pottaschensiedereien zu verkaufen. Gewöhnlich hält man von wilden Hölzern den Ahorn sehr reichhaltig an Pottasche, indem hundert Pfund Holz davon 13 Loth geben. Aber der Ertrag von trocknen Tabacksstängeln ist noch größer; 100 Pfund derselben geben 22 Pfund gemeine Asche, und diese enthalten 1 Pfund 26 Loth Pottasche.

Hannöverisches Magazin.

23tes Stück.

Freitag, den 22ten März 1805.

Ueber die Bereitung der Bouillon oder Kraftbrühe aus Knochen.

Alles, was das Ausland Gutes und Nützliches erzeugt, alles, was zur Verbesserung unserer Bedürfnisse, und zur Vermehrung unserer Nahrungsmittel beiträgt, muß jeden Patrioten aufeuren, es auf vaterländischen Boden zu verpflanzen.

Monsieur Cadet Devaux, französischer Chemiker, hatte in einer Abhandlung *) durch eine Reihe von Versuchen den Nutzen gezeigt, aus den Knochen eine noch bessere und kraftvollere Bouillon, als aus dem Fleische, zu bereiten. Der Minister des Innern befahl den Druck dieser Abhandlung, und eine Vertheilung derselben an die Armee.

Mit jenen Versuchen beschäftigte sich hierauf insbesondere ein französischer Adjudant **) des 94sten Regiments, um seinen Cameraden einen Beweis seiner Sorgfalt und Liebe zu geben, und sie die Art und Weise zu lehren, diese Kraftbrühe aus den Knochen mit Vortheil zu gewinnen. Diese Versuche hatten auch den Erfolg, daß für jede Compagnie des erwähnten Regiments ein Mörser und eine Keule angeschafft wurden.

Aus diesen beiden Abhandlungen will ich nun versuchen, meinen deutschen Mitbrüdern einen Auszug zu liefern, der das Nöthige in gedrängter

*) Mémoire sur la gelatine des os et son application à l'économie alimentaire, et privée et publique, et principalement de l'homme malade et indigent. Imprimé et distribué par ordre du Ministre de l'intérieur. à Paris.

**) Essai sur la gélatine des os, Extrait du mémoire de Mr. Cadet Devaux, par un des Adjudants-Majors de la 94. Demi-Brigade. à Liége.

Kürze, mit Weglassung alles Ueberflüßigen, enthalten soll.

Monsieur Cadet Devaux war es aufbehalten, uns die Reichthümer eines Schatzes zu entschleiern, den wir zwar längst kannten, aber bis hieher, zu ungeschickt, daraus Nutzen zu ziehen, oft mit unsern Füßen traten.

Anmerkung. Papin hatte schon 1680 eine Maschine erfunden, um aus den Knochen die Gallerte zu gewinnen. Von der Unvollkommenheit und Gefahr derselben werde ich weiter unten reden.

Die Knochen der Thiere, sagt er, enthalten eine im höchsten Grade ernährende Substanz. Dem Hunde, fährt er fort, bin ich Dankbarkeit schuldig, daß ich auf die Idee der Kleinmachung der Knochen gekommen bin; er ist es, der auf einmal meine Meinung über die ganz vorzüglich ernährende Eigenschaft derselben bestätigte, und der mir die Mittel an die Hand gegeben, daraus eine Gallerte zu bereiten; denn man muß gestehen, daß nach dem Raube des Fleisches das Prioritäts-Recht an den Knochen den Hunden gehört. Der Hund, sagte ich zu mir selbst, zermalmt die Knochen, befeuchtet und theilt sie, laßt sie uns also gleichfalls zerstoßen, anfeuchten und theilen; anstatt seines Zahns laßt uns eine Keule anwenden, anstatt seines Speichels, Wasser, und anstatt seines Magens, einen irdenen Topf.

Man zerstampft die Mineralien um das Metall zu gewinnen, man zerkleinert Vegetabilien, um die wirksamen Theile zu erhalten, und man ist noch nicht einmal auf die blos mechanische Theilung der Knochen gekommen, als das einzige Mittel, die nährenden Bestandtheile derselben auszuziehen. Er wünscht daher, in den Küchen die Knochen aufzubewahren, und giebt zu bedenken, daß ein Knochen schon eine von der Natur gebildete Bouillontafel sey. Knöcherne Etui's, Messerstiele und Knöpfe, fährt er fort, sind eben sowohl der Armuth entrissene Kraftsuppen. Diese Behauptung wird in der Folge auch wirklich dadurch bestätigt, daß 1 Pfund Knochen mehr Suppe, als 3 Pfund von dem besten Ochsenfleische lieferte. Eine bekannte Sache war es freilich, daß die Knochen die Fleischbrühen verbessern und kräftiger machen; um so mehr müssen wir's uns angelegen seyn lassen, dieselben zu zerkleinern.

Der ganze Knochen, der nur $\frac{1}{18}$ seiner Gallerte fahren läßt, sagt daher der Verfasser mit Recht, ist ein Kieselstein im Topfe, hingegen läßt der pulverisirte sich beinahe gänzlich in Gelee nach folgender Procedur auflösen.

Erstes Verfahren mit frischen noch nicht gekochten Knochen.

Der Verfasser des Extrait du mémoire de Mr. Cadet Devaux verschaffte sich vom Fleischscharrn ein

Pfund

Pfund frische Knochen, die er vorher so viel wie möglich auf einem Hackeklotze zerschnitt, darauf gänzlich in einem eisernen Mörser zerstieß, und in einem Topfe von 4 Quartier Inhalte mit Wasser aufs Feuer brachte, gehörig salzte, und wie gewöhnlich schäumte. Sobald sich kein Schaum mehr wahrnehmen ließ, zog er den Topf vom Feuer, und ließ ihn daran 6 Stunden lang gelinde sieden. Als Gemüse wandte er blos gelbe Wurzeln (Möhren) und Sellerei an; denn er hat gefunden, daß Kohl, Rüben und Erdäpfel die Bouillon fade und unschmackhaft machen, und überhaupt, sagt er, muß man hiebei eben so verfahren, wie bei Fleischbrühen. Er würzte zu dem Ende diese mit einem Stück ungeschälter Zwiebel, in welche er zwei Gewürznäglein steckte, und ein Lorbeerblatt. Nach Erkaltung der Suppe war die Oberfläche mit einer Lage Fett bedeckt, das bei warmer Witterung gestandener Butter ähnlich, und nur etwas fester war; im Gewicht betrug es 5 Unzen oder 10 Loth. Cadet Devaux hatte jedoch nur 4 Unzen oder 8 Loth erhalten. Der Geschmack der Bouillon war vortrefflich, nur hatte sie eine silberähnliche Farbe, da sie doch das Ansehn der Zwiebelschaalen haben mußte.

Zweites Verfahren mit schon gekochten Knochen.

Der Verfasser verfuhr auf die nemliche Art, wie vorhin, nur waren die Knochen diesmal schon gekocht. Die silberähnliche Farbe verbesserte er in diesem Versuche durch eine Rinde geröstetes Brod, so daß sie vollkommen der von dem besten Ochsenfleische bereiteten Bouillon ähnlich war. In der Folge fand er aber durch mehrere Proben, daß 2 Quentchen gebrannter Zucker seinem Zwecke besser entspreche. Die Lieferung an Fett betrug jedoch nur 3 Unzen oder 6 Loth.

Anmerkung. Da die gestoßenen Knochen sich sehr leicht ans Gemüse hängen, so schlägt der Verfasser, um dieser Inconvienz abzuhelfen, vor, die Knochen in einen Beutel von Pferdehaaren oder durchsichtigen Linnen zu thun, und in den Topf zu legen. Cadet Devaux räth, sich eine Schachtel von Eisenblech machen zu lassen, und solche mit Löchern, nach Art der in Schaumlöffeln, zu versehn. Ferner suche man den ersten schnellen Anfall der Hitze zu vermeiden, weil dadurch die Bouillon durch die zu heftig einwirkende Hitze auf die Knochen, leicht einen brenzlichen Geschmack annehmen könnte. Er hemmte diesen Umstand durch 2 kreuzweise auf den Boden des Topfes gelegte Hölzer, worauf man den Beutel oder die Schachtel legt. Nach geschehenem Abschäumen und bei langsamen Sieden hat man dieses nicht zu befürchten. Hier muß ich noch, wie ich aus Erfahrung weiß, erinnern, daß man die Knochen ganz fein zu

pulverisiren suche, wenn die Arbeit gelingen soll. Den ersten Versuch hatte ich mit sogenannten Markknochen angestellt, die aber nicht fein genug gewesen waren, und die Arbeit mislang; ich wiederholte den Versuch, und er entsprach völlig der Vorschrift. An Fett erhielt ich 6 Loth, 6 Quentchen aus einem Pfunde. Sollten die Knochen während dem Stoßen zu viel Wärme annehmen, so schütte man einige Tropfen Wasser hinzu.

Von dem Unterschiede und der Quantität der Bouillon aus dem Fleische und aus den Knochen.

Um den Ertrag an gesättigter Bouillon von 1 Pfund Knochen gegen das Fleisch zu egalisiren, sind 3½ Pfund Fleisch von der besten Sorte erforderlich. Fleisch von dieser Sorte gab aus 1 Pfund an Gelee 7 Unzen, hingegen Fleisch von schlechterer Sorte aus einem Pfunde nur 3 Unzen. 36 Pf. ausgesuchtes Fleisch lieferten an Tafelbouillon nicht mehr als 10 Pfund Knochen, wie sie eben zu haben waren.

Mr. Proust, französischer Chemiker, erhielt aus 10 Pf. Knochen 1 Pf. 4 Loth trockne Tafelbouillon, und aus 10 Pf. Fleisch nur 5 Unzen.

Sind dem Fleische seine nährenden Bestandtheile entzogen, ist es fade und und unschmackhaft; hingegen die drei Unzen Fett, die man aus schon gekochten Knochen erhält, sind besser als ¼ Pfund Butter, womit man das Gemüse als ihr natürliches Gewürz bereiten kann. Gemüse mit diesem Fette bereitet, und eine Rinde geriebenes Brod darüber gestreuet, ist eins von den Lieblingsgerichten; es ist die Quintessenz des animalischen in Verbindung des vegetabilischen Reichs. Jetzt frägt der Verfasser: ob eine solche Schüssel nicht besser und nährhafter sey, als das ausgekochte Fleisch, welches man gewöhnlich nach der Suppe ißt? Bei dieser Gelegenheit möchte der Sarcasm, welchen er anführt, nicht am unrechten Orte stehn. Einer seiner Freunde sagte zu ihm: Mr. Cadet Devaux räth, von Kraftsuppen aus Knochen zu leben, aber glauben Sie ja nicht, daß je eine solche Suppe auf seinen Tisch kommen wird, und niemals wird eine solche Suppe der aus dem Fleische bereiteten gleichgestellt werden können. Acht Tage nachher lud er diesen Freund zum Mittagsessen bei ihm ein; es wurde eine Bouillon, aus Knochen bereitet, aufgetragen. Kaum sieht und riecht er sie, so ruft er schon in Extase aus: Seht, eine solche Suppe ißt Cadet Devaux, und damit er sie wohlfeiler essen will, räth er uns eine Bouillon aus Knochen an.

Die Gallerte, diese herrliche Substanz, die der Kitt der Knochen ist, ist, nicht bemerkbar, unter einem so kleinen Volumen in lauter kleinen Zellen enthalten, und so lange der Knochen unverkleinert bleibt, in kochendem

Was-

Wasser beinahe so unauflöslich, daß wir über die Substanz, woraus sie sich losgemacht, erstaunen müssen.

Die mannigfaltigen Arten von Gelee, die wir kennen, sind ihrer innern Mischung zufolge alle überein; denn es giebt im Grunde nur eine einzige Natur, und die constituirten Grundstoffe sind immer dieselben; aber diese elementaren Grundstoffe, in so mannigfachen Verhältnissen gemischt, bringen die verschiedenen Arten von vegetabilischen und animalischen Gelee hervor.

Wenn daher eine animalische Gelee, nicht durch eine gehörige Zubereitung gewonnen wird, und der Eiweisstoff sich nicht gehörig entwickelt hat, so hat sie beinahe den ganzen Charakter der vegetabilischen Gelee. Die Gelee von Kalbfleisch, sagt Chaptal, steht zwischen der vegetabilischen und animalischen.

Theorie der Kraftbrühe aus Fleisch, von Chaptal.

Während man mit dem Schäumen beschäftigt ist, entwickelt sich die Gallerte, die sich in dem Wasser löset, und die Bouillon constituirt. Zugleich sieht man auf der Oberfläche platte und runde Tropfen erscheinen, die sich nicht auflösen, in der Kälte erstarren, und den Character des Fetts haben. Nach Verhältniß des Feuers sondert sich alsdann der schleimichte extractive Bestandtheil (Gallerte) (bei den Pflanzen der Schleim und Schleimzucker) immer mehr ab, die Bouillon färbt sich, nimmt Geruch und Geschmack an. Hiervon hängen dann vorzüglich die guten Eigenschaften einer sorgfältig bereiteten Bouillon ab. Das Salz, welches sich zu gleicher Zeit auflöst, erhebt den Geschmack aller in der Bouillon enthaltenen Theile, und die Bouillon ist darauf fertig. Es ist erwiesen, daß nach der Natur und Ordnung der in dem Fleische enthaltenen Bestandtheile, eine gehörige Regierung des Feuers beobachtet werden muß. Ist die Kochung übereilt, und die Gallerte nicht nach und nach entbunden, so wird man keine geruch- und geschmackvolle Suppe erhalten. Bei langsamen Feuer hingegen können sich die Stoffe einer nach dem andern entwickeln, man schäumt reiner, und das Feine oder der eigene Geruch kann sich auch besser mit dem Wasser vermischen; auf diese Art wird man eine geschmack- und geruchvolle Kraftbrühe erhalten. Dieß sind Suppen, sagt Chaptal, guter Köchinnen, die mit wenig Fleisch eine kraftvollere Suppe bereiten, als Köchinnen mit aller Verschwendung und Ueberfluß an Fleisch. Inzwischen muß eine gar zu lange Verdampfung ebenfalls vermieden werden, weil solches der Suppe Schärfe und Bitterkeit giebt. Die Theorie der Knochen-Bouillon ist dieselbe, und mit Bereitung derselben muß man in Regierung des Feuers noch behutsamer zu Werke gehn, denn die Knochen sind keinesweges von extractiven Theilen entblößt, diese Materie ist darin viel feiner und ausgearbeiteter, als in dem Fleische,

und folglich leichter ausgesetzt, sich zu entmischen. Die ihrer Gallerte beraubten Knochen haben die Hälfte ihres Gewichts verlohren, und lassen auf dem Boden des Gefäßes einen schweren Satz zurück, (phosphorsaure Kalkerde). Die Knochenbouillon erfordert vorzüglich, gewürzt zu seyn, weil wir darin die Summe der nährenden Bestandtheile als unschmackhaft angenommen haben. Der Geschmack der Fleischbouillon, die mit geronnenem Blute und andern Theilen des musculösen Fleisches vermischt ist, ist keineswegs angenehm, und ist es nur durch die Macht der Gewohnheit geworden. Man mache daher nur folgende Probe, und man wird über den Unterschied derselben nicht mehr zweifelhaft bleiben. Man bringe sowohl Gelee von Knochen als Fleische zur trocknen Tafelconsistenz, ohne weder die eine noch die andere zu würzen. Die erstere wird man blos unschmackhaft finden, die zweite hingegen scharf, bitter und salzig, so daß sie, um sie genießbar zu machen, erst Gallerte von schlechtern Sorten Fleisch erfordert. Dieses wissen die Tafelbouillon-Fabrikanten auch sehr gut; sie nehmen daher zu ihren Tafelbouillonen mehr Schaaf- und Kalb- als Ochsenfleisch. Die Proportion ist 10 von Ochsen auf 15 von Schaaf- und Kalbfleisch. Die Schärfe und Bitterkeit in den Tafelbouillonen von Fleisch rührt von den, dem Fleische beigemischten Theilen her, als: Blut, Lymphe, Fett, Mark, fibröse Theile ꝛc., die Fourcroy recrementielle Theile nennt. Diesen nährenden Bestandtheilen sind nun aber noch die excrementiellen Theile beigemischt, als: Schweiß, Nasenschleim, Ohrenschmalz, Thränenfeuchtigkeit, Urin ꝛc., und hierin ist dann wohl vorzüglich der Grund der Schärfe und Bitterkeit zu suchen.

Von dem Fett der Knochen.

Das thierische Fett ist dem vegetabilischen nicht allein wegen der Menge, die man erhält, sondern auch, seiner eigenen Natur nach, bei weitem vorzuziehen. Ein Pfund Fett von Knochen, behauptet man daher, sey im Allgemeinen besser, als $1\frac{1}{2}$ Pfund Butter. Das Knochenfett wird gewöhnlich, wegen seines Ansehens mit dem Marke Markfett, genannt. Das Knochenfett darf ferner nicht mit der Gallerte verwechselt werden, obgleich Butter und Oele dieselbe enthalten. Daß die schon gekochten Knochen nicht so viel Fett als die ungekochten liefern, darf uns nicht wundern, denn das Fett ist nicht, so wie die Gallerte, der Kitt der Knochen, es trägt nur zum Ansehn und Völligkeit des Thieres bei, vergeht und erneuert sich wieder, es ist weich, ölicht, und schmilzt sehr leicht. Die Gallerte ist aber von ganz entgegengesetzter Natur; folglich können Knochen eine große Menge Gallerte ohne viel Fett liefern.

Ergiebigkeit der Gallerte in Rücksicht der Knochen.

Mr. Proust stellt die Knochen an

Er-

Ertrag nach folgender Ordnung, als: Hüftknochen, Ribben und Gelenkeknochen, Knochen vom Kopfe, von Lenden und Beinen.

Die Gallerte der Ribben ist angenehmer, als die von den Hüften, diese aber besser als die der Gelenke, und die allerschmackhafteste ist die von Schweineknochen. Der Ertrag an Fett ist nach Verschiedenheit der Knochen, so wie die Gallerte, zu berechnen.

Parmentier, französischer Chemiker, räth, beim Einsalzen des Fleisches die Knochen davon so viel wie möglich zu trennen; denn die Knochen, sagt er, werden von dem Salze nicht durchdrungen, und geben nur Gelegenheit, das Fleisch, welches sie zunächst umgiebt, zu verderben.

Medicinische Anwendung der Gallerte aus Knochen, und von dem Papinianischen Topfe.

Da schon die thierische Gallerte als ein sehr wirksames Mittel bei intermittiren en oder sogenannten kalten Fiebern durch die glücklichen Versuche in Italien *) befunden worden, so können wir um so mehr berechtiget seyn, die Knochenbrühe als nützlich, gesund und nahrhaft zu empfehlen, und ich werde daher auch nur dasjenige erwähnen, was die französischen Chemiker in medicinischer Hinsicht darüber gesagt haben. Die Gallerte der Knochen, sagt Darcet, ist eine schon ausgearbeitete Materie, die ohne weitere Zubereitung gebraucht werden kann, wozu sie die Natur bestimmt hat. Die Knochenbouillon, sagt Cadet Devaux, ist heilsam, gesund, verbessernd, und leichter zu verdauen, mehr den zarten Organen der Kinder, des weiblichen Geschlechts, des Alters, des Kranken und Wiedergenesenden angemessener, als die des Fleisches.

Die Gewinnung der Gallerte im Papinianischen Topfe ist eben so gefährlich als unzweckmäßig. Die entweichenden Dämpfe können sich hier gar keinen Ausgang verschaffen, und sind daher sehr gefährlich, und gelänge auch die Arbeit unter gehöriger Vorsicht, so zersetzen sich doch die entbundenen Dämpfe auf mancherlei Art wieder, und die Bouillon erhält hievon einen empyreumatischen oder anbrandrigen Geschmack. Man erreicht seinen Zweck sehr gut, wie ich selbst erfahren habe, entweder in einem eisernen, oder besser, irdenem Topfe, wenn die Knochen fein pulverisirt angewandt werden.

Uebersicht.

Ich habe im Anfange gesagt, alles was gut und nützlich sey, und worgus für unsere Nebenmenschen Vortheil er-

*) S. das 61. Stück des hannöv. Magazins v. J.

erwachsen könne; besonders wenn die Wahrheit durch Versuche beurkundet worden, müsse der Bekanntmachung sofort übergeben werden. Wer erinnert sich nicht noch der Epoche der Rumfordschen Suppe? Mit welchem glücklichen Erfolge und Nutzen wird sie im In- und Auslande gebraucht? Die Knochenbouillon kann diese Stelle in einem weit höhern Grade vertreten; sie vereinigt in sich bei weitem mehr Kraft und Geschmack, als die Rumfordsche Suppe, und die Wohlfeilheit derselben würde in der Folge auch in Privathäusern mit der Rumfordschen Suppe in Parallele stehn, weil die Ausbeute an Fett, und die Ersparniß an Fleisch, die Ausgabe für Mörser und Keulen bald ersetzen würde. In öffentlichen Anstalten, als Hospitälern, Arbeits- und Waisenhäusern dürfte diese Ausgabe fast nicht in Anschlag gebracht werden. In einigen Gegenden Frankreichs, so wie auch in Hospitälern, wird die Kraftbrühe aus Knochen schon mit gutem Erfolge angewandt. Bei uns war bisher nur die Gewinnung des Fettes aus Knochen der Gegenstand, und wurde unter dem Namen Markfett vorzugsweise vor andern Fettigkeiten gesucht. Von welchem großen Nutzen würde nicht ferner die Bereitung dieser Kraftbrühe für Seefahrende, Soldaten und Reisende seyn. Seefahrende, die mit einem Vorrath von pulverisirten Knochen versehen, und durch Stürme verschlagen worden sind, können auf lange Zeit ihr Leben damit erhalten; ja wenn dieser Vorrath auch verzehrt ist, und das grausame Loos entscheidet, das Leben eines ihrer Cameraden zu fordern, so können sie noch wiederum von dessen Knochen eine geraume Zeit bis zur Rettung leben, ehe die Nothwendigkeit ein zweites Opfer erfordert. Soldaten, die im Kriege Belagerungen auszuhalten haben, und denen die Ehre ihres Standes nicht erlaubt, den Ort zu übergeben, können auch hiervon den besten Gebrauch machen. Reisende, die in einer Wüste umherirren, und treffen nur auf ein Knochengerippe, können mit einem Gefäße, Wasser und Feuer dem Hungertode oft entgehen. Hätten die damals gegen Heinrich den Vierten revoltirenden Pariser das Mittel gekannt, aus den Knochen ihrer Vorfahren Bouillon zu bereiten, so würden sie sie nicht mit ihrem Brode vermischt haben, und Voltaire hätte dann auch nicht Gelegenheit gehabt, in dem 9ten Gesange seiner Henriade zu sagen:

On les vit se nourrir des cendres
de leurs pères;
Mais ce mets detestable avança
leur trépas,
Et ce repas pour eux fut le dernier repas.

Nordheim. Ludew. zum Hagen.

Hannöverisches Magazin.

24tes Stück.

Montag, den 25ten März 1805.

Der Glaube an Gespenster,

in einigen historisch-philosophischen Ansichten dargestellt.

(Vergl. dieses Magazins 15tes Stück v. d. J.)

7. Macht und Würksamkeit der Gespenster.

Bei einer solchen Beschaffenheit des Glaubens an Gespenster, wie wir ihn vorhin entwickelt haben, wo die Einbildungskraft sich vorzüglich in ihrer vollen Würksamkeit zeigte, und sie bald als gutthätig, bald als bösartig darstellte, indem sie in Ansehung ihrer Bedürfnisse, Neigungen, Leidenschaften, Fehler und Tugenden den Menschen ähnlich, und nur mächtiger als diese gedacht wurden, wird die Volksmeinung, gestützt auf angebliche Thatsachen, ihnen bald das Vermögen, den Menschen Gedanken und Empfindung mitzutheilen, und überhaupt auf sie zu würken, beilegen. Sie wird manche Würkungen, die der Mensch in und außer sich wahrnimmt, nur durch ihre Würksamkeit erklären. Sind die Gespenster auch nicht selbst körperliche Gegenstände, so haben sie doch Körper zur Wohnung, und bedienen sich ihrer als Werkzeuge. Ihre Wohnung ist entweder die Erde selbst, oder sie können doch vermöge ihres feinern Körpers und ihrer größern Macht auf Erden würken. Sie können sichtbar werden und erscheinen, und ihr Daseyn durch Würkungen mancherlei Art beurkunden.

Wenn die Phantasie den Gespensterglauben veranlaßte und ausbildete, so war dieser doch keine reine Erzeugung derselben. Die Furcht war hier immer im Gefolge der Phantasie, und gab ihr eine Richtung, daß man in ihren Schöpfungen stets den Einfluß derselben erkennen wird. Und dieser Glaube, den zum Theil die Furcht erzeugte, wird nun in seiner fortdauernden Würksamkeit diese Furcht in dem

Menschen erhalten und nähren, und durch sie zugleich erhalten und genährt werden.

Der Gespensterglaube hat gewöhnlich Furcht in seinem Gefolge; sonst würde er sich nicht so lange unter gebildeten und ungebildeten Völkern erhalten haben. Er würde, wie so manches einzelne Gespenst, der muthigen Untersuchung beherzter Menschen haben weichen müssen, und als leere Erscheinung in sein ursprüngliches Nichts zurückgesunken seyn.

Es giebt freilich unter allen Völkern muthige Prahler, die sich selbst von Furcht vor Gespenstern freisprechen; es giebt Reisebeschreiber, die es von einzelnen Stämmen auf Sumatra und Madagascar erzählen; aber es werden nur seltene Ausnahmen von der Regel seyn, „daß beim Anblick eines fürchterlichen Phantoms die Haare sowohl auf dem ungläubigen als gläubigen Hirnschädel zu Berge stehen." Indessen wird diese Furcht bald mehr, bald weniger herrschen, nachdem die Begriffe der Menschen von Gespenstern mehr oder weniger furchterregend, oder die Menschen selbst mehr oder weniger aufgeklärt seyn werden.

Das Gefühl der Furcht wird bei Menschen nicht so leicht aufkommen können, wenn ihr Glaube sich auf gutartige Gespenster beschränkt, von denen sie nur Hülfe, Rath und Beistand erwarten. Es wird wenigstens so leicht vorübergehen, als der Schauder verfliegt, den die vermeinte Gegenwart eines Gespenstes erregen wird. Man wird wenigstens alles thun, um sie in ihrer Gutmüthigkeit zu erhalten. Sind es die Geister der hingeschiedenen Todten, so wird man ihnen Todtenopfer bringen und Todtenfeste feiern, um ihre Freundschaft fortdauernd zu erhalten, und alle Ursache zur Furcht von ihnen zu entfernen.

Ein natürliches Gefühl scheint der Grund dieser Ehrenbezeugungen zu seyn. Es regt sich selbst bei denen, die im Leben ein wenig anständiges Betragen gegen die Ihrigen beobachteten. Im Tode wollen sie ihnen wenigstens die letzte Ehre erweisen, und ihnen nichts schuldig bleiben. Darum feiern denn auch mehrere Völker fortdauernd jährliche Todtenfeste. Die Sinesen z. B. feiern es jährlich zwei Tage. Sie erleuchten ihre Wohnungen, während sie Speise und Trank zu den Gräbern tragen. Hier unterhält man sich mit den Todten als mit Lebenden, und freut sich, sich einmahl wieder zu sehen. Glaubt man, daß die Todten ihre Mahlzeit vollendet haben, so bittet man sie, ihre alten Wohnungen zu besuchen. Man geht ihnen aus der Stadt festlich entgegen, und empfängt sie in den geschmückten Häusern. Aber wenn die festlichen Tage vorüber sind, so erhebt man ein lärmendes Getöse, um die Todten zu ihren Gräbern zurückzutreiben, damit zum Unglück der Lebenden auch nicht einer zurückbleibe.

Ein ähnliches Fest feierten die Römer. In den Tagen desselben verliessen die Todten ihre Gräber, und nährten sich von den Speisen, die ih-

ihnen dargebracht wurden. Gewisse Gebete und Formeln durften dabei nicht vergessen werden. Um Mitternacht des letzten Tages steht der erschrockene Hausvater auf; mit bloßen Füßen durchläuft er alle Winkel des Hauses, giebt ein Zeichen mit den Fingern, dicht angefügt, den Daumen in der Mitte, damit ein leichter Schatten ihm nicht entgehen könne. Dreimahl bespritzt er mit geheiligtem Wasser seine reingewaschene Hand, dreht sich um, nimmt in den Mund schwarze Bohnen, und wirft sie umgedreht herum; während dem Werfen spricht er neunmahl, nicht zurückschauend; „dieses hier bringe ich, mit diesen Bohnen löse ich mich und die Meinen.“ Der Schatten, glaubte man, lese die Bohnen auf, und folge dem Rufenden, wenn er nicht zurückblickt. Darauf besprengt er sich wieder mit geweihtem Wasser, und fleht mit lauter Stimme, daß die Schatten aus seiner Wohnung gehen möchten. Hat er neunmahl gesprochen: „Geht heraus, ihr Manen meiner Väter!“ so blickt er zurück, hält das Opfer für geendigt, glaubt sein Haus von allen Manen frei, und macht auf dem Heerde ein neues Feuer an. *)

Aber fast alle Völker, gebildete und ungebildete, zittern und zagen vor Gespenstern, die als bösartige Wesen ihnen nur Schaden und Unglück zufügen können. Sie poltern und spuken, um die Menschen in Furcht zu jagen, oder Unheil anzurichten. Es giebt kaum ein Unglück, das nicht auf ihre Rechnung gesetzt wird. Wenn der Samojede unglücklich jagt, so hat ihm ein Gespenst die Jagd verdorben. Den wandernden Hindu führt es auf Irrwege, stürzt ihn in Felsenschlüchte, Abgründe und Flüsse. Der Hottentotte schreibt dem Zauberer die Macht zu, die Gespenster zum Schaden anderer gebrauchen zu können. Sie verursachen Krankheiten aller Art, und der Hindu leitet sogar den Wahnsinn von ihnen ab. Sie sind die Ursache plötzlicher Todesfälle. Sie ersäufen Reisende, und oft tödtet schon ihr bloßer Anblick. Nach Forsters Bemerkung glaubt man auf Otaheiti, daß die Seelen bei Nacht ihre Gräber verlassen, in die Hütten der Lebenden fliehen, und ihnen Herz und Eingeweide auffressen. Die Bewohner der Molukken lassen sie an den Lebendigen, die ihnen begegnen, ihre Bosheit ausüben, und besonders gegen Kinder feindselig agiren.

Dem Glauben der Sinesen zufolge kann es keine Wohlthat für die Lebenden seyn, wenn Missethäter hingerichtet werden, weil die Seelen derselben gegen die Zuschauer aufs heftigste wüthen, und sie aufs grausamste mishandeln. Und in der That müßte man sie fürchten, wenn es nach der Meinung einiger Völker in ihrer Macht steht, furchtbare Naturerscheinungen hervorzubringen; wenn Erdbeben und

*) Voß zu Virgils Eklogen S. 437. Simon S. 222.

Blitze, Hagel und Sturm von ihnen abhangen, und wenn sie selbst Schiffbrüche verursachen können! Dies war Glaube bei den alten Caledoniern, und ist es noch jetzt bei den Kalmücken.

Man frage nicht, woher ihnen diese Macht komme? Die Antwort würde ausbleiben, oder so unbestimmt ausfallen, daß sie nicht als Erklärung würde gelten können. Es setzt wenigstens Vorstellungen voraus, deren Wahrheit doch immer nur auf sich selbst beruht, wenn man eine freiere Kraftübung der entkörperten Seelen annimmt, die nun im Besitz ihrer ursprünglichen Kräfte, die bis dahin durch die irdischen Banden des Körpers beschränkt waren, an Macht alle Naturkräfte übertreffen. Sind diese Vorstellungen einmal herrschend geworden, so wird das Furchtbare derselben durch Gespensterfurcht noch erhöht. Ihre Wünsche und die Neigungen des Erdenlebens sind ihnen auch nach dem Tode noch geblieben, und diesen gemäß äußert sich auch die Würksamkeit ihrer Kräfte. Die Jagd ist auch noch die Freude der Schatten; sie horchen auf den Gesang der Lebenden; sie kämpfen und liefern Schlachten; fühlen Hunger und Durst, und flehen um milde Gaben. Die Gefühle der Freundschaft sind ihnen nicht fremd, und bei Ossians Heldenseelen äußern sie sich so stark, daß sie den Lebenden mit Rath und That beistehen.

Es ist genug, daß die Würksamkeit ihrer Kräfte nicht gehemmt ist, und darum frägt man nicht, wie sie sich bei solchen Schattengestalten äussern und würken! Vermeinte Erfahrungen beweisen es durch Thatsachen, und ähnliche Thatsachen sind in den Dichtungen der Vorwelt enthalten. *)

8. Verbindungen mit Gespenstern.

In diesen Vorstellungen von der Macht und Würksamkeit der abgeschiedenen Seelen oder Gespenster in Hinsicht auf Lebende, und in den vermeinten Thatsachen und Erfahrungen, die jene Macht und Würksamkeit ausser Zweifel setzten, liegt der Grund des Glaubens, daß die Lebenden mit den Todten Verbindungen anknüpfen, und selbst ihre Erscheinungen durch gewisse Beschwörungen bewürken können.

Eine eigene Kunst, die also nicht jeder treiben konnte, der nicht in die Geheimnisse derselben eingeweiht war, wurde aber erfordert, um jene Verbindungen und Erscheinungen anzuknüpfen und zu bewürken. Das ganze Geschäft hatte gewissermaßen eine religiöse Beziehung, und blieb also das

Ei-

*) So läßt Homer die Schatten sprechen, aber erst, nachdem sie Blut getrunken haben. Odyssee XI 153. Indessen war und blieb es ein trauriges Schattenleben, selbst nach der Versicherung des Achilles. Man vergleiche auch nur einen der vielen Aufsätze über das Todtenreich der Hebräer.

Eigenthum der Priester, die es bald auf eine Art trieben, daß die unwissende Menge in Erstaunen gerieth, weil sie nicht im Stande war, den natürlichen Hergang zu erklären. Die Priester waren die ersten Gelehrten, weil sie Kenntnisse besaßen, die nicht jeder hatte. Sie waren die ersten Aerzte, und vermöge ihrer Verbindung mit den Göttern mußten sie es seyn, weil Krankheiten als Strafen der Götter angesehn wurden. Ihre Kenntnisse, gaben sie vor, von den Göttern empfangen zu haben, und auch das Geheimniß wollten sie besitzen, den Willen derselben bestimmen, und zum Besten der Menschen lenken zu können, wenn diese nemlich alles erfüllen würden, was sie ihnen auferlegten.

Es bildete sich eine eigene magische Kunst, wodurch man die Götter zu persönlichen Erscheinungen nöthigte, damit sie die Schicksale der Zukunft enthüllen möchten. Und was in Ansehung der Götter möglich war, mußte es in Ansehung abgeschiedener Seelen noch mehr seyn. Die Priester rühmten sich der Kunst, die Todten hervorrufen zu können, und ihr Vorgeben ließ weiter keine Zweifel zu. Und wo keine Priester waren, da gab es doch listige Betrüger, deren Klugheit die Sucht nach Geheimnissen und Enthüllungen der Zukunft zu ihrem Vortheil zu benutzen wußten. Sie genossen dann bald das Ansehn der Priester, ohne es zu seyn. So hat der Grönländer seine Angekoks, der Lappe seine Noaiden. Ueberall findet man Schamanen, die bald Betrüger, bald selbst Betrogne waren.

Der Traum stellte die Todten als lebend dar, und warum sollten Traumerscheinungen, deren Würklichkeit man nicht in Zweifel zog, nicht auch im wachenden Zustande sich ereignen können? Wenigstens hielt man es für einen Vorzug, der den Priestern nicht abgesprochen werden dürfe. Und Ossians Heldenseelen bedurften oft nicht einmahl einer Beschwörung, wenn sie sichtbar erscheinen sollten. Sie fühlten noch immer ein so starkes Interesse an den Lebenden, daß sie auch ungerufen guten Rath ertheilten, und die Zukunft enthüllten. *) Warum sollten also die Schamanen an der Hudsonsbay sich ihres Umgangs mit Geistern nicht rühmen dürfen, die sie mit zukünftigen Geheimnissen bekannt machten? Die Gangas oder Zauberer in Kakongo haben die Seelen der Verstorbenen gleichsam im Dienst, und als dienstbare Geister um sich, wofür sie ihnen indessen ungesalzene Speisen darreichen. Und fast alle Schamanen des nördlichen Asiens rühmen sich ihres Umgangs mit Geistern, und der höhern Kenntnisse, die sie von ihren geistigen Dienern mitgetheilt erhielten.

Einer ähnlichen Dienerschaft rühmen sich die Ombiassen der Madegassen. Sie haben hölzerne Kapseln, in Form

*) Flügge Geschichte des Glaubens an Unsterbl. Th. 2. S. 196.

Form einer menschlichen Gestalt ähnlich, und in diesen soll der dienstbare Geist stecken. Sie fragen ihn täglich um Rath, und zanken sich auch wohl mit ihm. Sie schlafen neben ihrer Kapsel, und was ihnen im Traume vorkömmt, wird für Eingebung des Geistes gehalten. Die Zauberer der Caraiben tragen in Schachteln Haare und Gebeine ihrer verstorbenen Verwandten bei sich, in welchen ihre Seelen wohnen, und den Lebenden guten Rath ertheilen sollen. In Tonquin leitet man Leiden und Krankheiten von den abgeschiedenen Seelen ab, und diese heilen die Priester angeblich dadurch, daß sie jene Seelen in Flaschen einschließen, und zu ihrem Dienst gebrauchen.

Solche Zauberer bedürfen dann nicht erst die Schatten aus dem Grabe hervorzurufen, um von ihnen Belehrung und Aufschlüsse zu erhalten, worauf sich ihre Macht bei den meisten alten Völkern beschränkte. Wer kennt nicht die Wallfahrt des Orpheus in das Schattenreich, um seine geliebte Euridyce auf die Oberwelt zurückzuführen? Wem ist die Kunst der Thessalischen Zauberer unbekannt? Hatte sich doch selbst diese magische Kunst so sehr unter den Israeliten verbreitet, daß das Ansehn ihrer Priester dadurch gefährdet wurde! Nahm nicht selbst Saul, der sie so hart verfolgt hatte, seine Zuflucht zu ihrer Kunst, als er im Gedränge der Noth sich nicht mehr zu helfen wußte, um Samuels Schatten beschwören zu lassen? Die römische Geschichte ist in dieser Hinsicht sehr lehrreich, und zeigt, wie zum Theil das politische Interesse des Staats die Operationen dieser Künstler leitete!

Sogar bei ungebildeten Völkern wird diese Kunst als Wissenschaft behandelt, und als solche erlernt. Die Zauberer bilden eine eigene Zunft und Innung, und sichern dadurch ihr Ansehn. Sie nehmen nicht jeden unter sich auf, und unterwerfen sie erst harten Prüfungen. *)

Die Zauberer und Beschwörer bei den verschiedenen Völkern unterscheiden sich am wenigsten in Ansehung des Zwecks, den sie haben, aber desto mehr in Ansehung ihrer Methode und Formeln. Je geheimnißvoller und unvollständiger, desto besser, die Menschen zu täuschen! Die Tradition vererbt diese Zauber- und Beschwörungsformeln, und besonders rühmen sich die Kalmuckischen Priester, im Besitz solcher Exorcismen zu seyn, wodurch die abgeschiedenen Seelen auf der Oberwelt erscheinen müssen. Auf Madagascar begrüßt man sie zuerst mit den Worten: „Fremde Gottes“ und dann zwingt man sie durch Zauberformeln, zu erscheinen, und auf

vers

*) Wie die Noaiden der Lappen zunftmäßig unterrichtet werden, ist beschrieben in Flügge Beiträgen zur Geschichte der Religion, Th. 2. S. 272. u. f. In Ansehung andrer Völker s. Simons Geschichte S. 247.

vorgelegte Fragen zu antworten. Die Lappen haben zwar ihre Noaiden, aber dennoch hat jeder Lappe Kenntniß von den gebräuchlichen Exorcismen, von denen er nach Belieben Gebrauch macht. Und wem sind die Zaubereien der alten Skandinavier unbekannt, deren Kenntniß und Gebrauch Odin den Namen des Zaubervaters verschaffte.

Der gewöhnliche Zweck, den man durch solche Beschwörungen zu erreichen suchte, war, bestimmtes Erforschen gewisser Sachen, oder sicheres Wissen der Zukunft und des Erfolgs unternommener Geschäfte. Jeder Zauberer befolgt die Gaukeleien seiner Zunft, die meistens darauf berechnet sind, das Staunen der Zuschauer zu bewürken. Immer sind es wahre oder angebliche Erstasen, in welchen ihnen die Schatten der Verstorbenen erscheinen. Indessen bleibt ihnen ihr Selbstbewußtseyn, wenn sie, um die Täuschung zu vollenden, mit veränderter Stimme selbst ihre Fragen beantworten. Die gläubigen und erstaunten Zuschauer werden nie daran denken, die Sache selbst genauer zu erforschen.

Durch die von mehrern Völkern gefeierten Todtenfeste, wo man den Todten opferte, und ihnen Speisen aller Art darbrachte, wurde gleichfalls der Wahn unterhalten, daß die Seelen durch ihr persönliches Erscheinen jetzt am meisten geneigt seyn würden, die ihnen vorgelegten Fragen zu beantworten. Man fragte nur einen Todten, und wußte durch mancherlei Ceremonien zu veranlassen, daß auch dieser nur antwortete. Die Antwort war jedoch nur dem hörbar und vernehmlich, der sie hören und vernehmen sollte.

Die Art, wie diese Beschwörung geschah, hat bei den meisten alten Völkern eine gewisse Aehnlichkeit, und wie Homer sie den Ulysses verrichten läßt, so wird sie auch mit einigen Verschiedenheiten von Horaz beschrieben. *) Jener grub mit seinem Schwerdte eine Grube, und begoß sie mit dem Sühnopfer für alle Todten, denen er auch gelobte, in seiner Heimath köstlichere Opfer darzubringen. Ueber der Grube schlachtete er ein Schaaf, und ließ dessen Blut in dieselbe strömen. Nun erschienen die Seelen, aber jener zog sein Schwerdt, und scheuchte die Schatten von dem Blute zurück, weil er nur des Tiresias Seele befragen wollte, die denn auch erschien.

In spätern Zeiten konnte man mehrere Sachen zum Todtenopfer gebrauchen, selbst Wachs und Mehl. Auch die Zahl der Zaubercharaktere war vermehrt worden. **)

Die Bonzen der Sinesen machen weniger Umstände. Sie machen eine Strohpuppe, begiessen diese mit Wein, und beschwören den Geist, in dieselbe zu fahren, und aus ihr zu antworten.

Die

*) Odyssee Buch 11. V. 22. Horaz Satyren I. 8.
**) Senekas Oedypus V. 548. u. f.

Die Schamanen des mittlern Asiens und die Noaiden der Lappen verrichten alles durch Hülfe ihrer Zaubertrommel, *) und wenn sie mit ihrem Zauberrock bekleidet sind, so können sie über die Seelen nach Gefallen gebieten. Jene Trommeln müssen aus Holz verfertigt seyn, das an einem Orte gewachsen ist, den kein Sonnenstrahl erleuchtet. Auf dem Felle derselben sind allerlei Charaktere eingebeizt, die nach ihrer Beschaffenheit für gute oder böse Vorbedeutungen gehalten werden. Wollen sie die Trommel fragen, so legen sie auf das Fell einen Ring, und schlagen auf dasselbe mit einem aus Rennthierhorn verfertigten Hammer. Auf welches Zeichen nun der Ring hingeschnellt wird, daran wird der Ausgang der Sache, die in Frage ist, beurtheilt. Wenn er sich nach dem Laufe der Sonne bewegt, so bedeutet dies Glück.

Ist es auch Zwang, wodurch die Erscheinung der Todten bewirkt wird, so wird doch immer Kenntniß, wenn auch nicht Theilnahme, an den Schicksalen der Lebenden vorausgesetzt. Ossians Helden empfinden noch immer Gefühle der Lust und Unlust bei den Schicksalen der Lebenden. Sie thun helle Blicke in die Zukunft, und können diese den Lebenden enthüllen. Und darum hört man hier so viel von Geistererscheinungen, und vernahm so oft die Stimme der Todten. Oft werden sie auch gerufen, künftige Dinge zu verkündigen. Sie sollen Zeugen der Tapferkeit ihrer Abkömmlinge seyn, oder den Anführer, wenn die Schlacht beginnt, bestimmen. Sie verriethen ihre Gegenwart indessen weniger durch persönliches Erscheinen, als durch Träume.

(Der Schluß folgt.)

*) Eine Beschreibung dieser Trommeln s. in Flügge Beiträgen zur Geschichte der Religion. Th. 2. S. 280.

Bitte.

Es wünscht Jemand baldmöglichst eine praktische Abhandlung über die Erdbeeren und deren Cultur in diesen Blättern zu lesen.

E. S.

Digitized by Google

Hannöverisches Magazin.

25tes Stück.

Freitag, den 29ten März 1805.

Der Glaube an Gespenster,

in einigen historisch-philosophischen Ansichten dargestellt.

(Schluß.)

Es sind seltene Fälle, wo man die Geister durch Beschwörungen an- oder hervorruft. Sie sind häufiger ein Gegenstand der Furcht, und darum hat der Aberglaube *) von jeher auf Mittel gedacht, die

9. Gespenster zu bannen oder zu vertreiben.

Der Mensch mag nicht gern in Furcht leben, und sucht mit aller Anstrengung dasjenige zu entfernen, wodurch sie erregt und unterhalten wird. Um so weniger gerne wird er in beständiger Furcht vor Gespenstern leben wollen, und um so begieriger alles ergreifen, wodurch er sich vor ihnen sichern kann. Er wird, wenn ihm das nicht immer gelingen sollte, wenigstens die erscheinenden Spukgestalten zu vertreiben streben.

War es gleich erster Zweck der Leichengebräuche, den Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen, und ihnen die Ruhe des Grabes zu verschaffen, so lag es doch schon in dieser Voraussetzung, daß die Ruhe der Lebenden würde gestört werden, wenn den Todten diese Ruhe fehle. Um so sorgfältiger suchte man die bestimmten Gebräuche bei Begräbnissen zu beobachten.

*) Ich erinnere mich noch recht gut, wie in meinen Jugendjahren der Geist eines auf öffentlicher Heerstraße verunglückten Menschen spukte, und von einem angeblichen Teufelsbanner in einen Sack gefangen, und nach einem entlegenen Walde getragen wurde. Es wurden gegen diesen Mann mehrere dergleichen Dinge vorgebracht, und er wurde des Landes verwiesen. Er lebte nun auf der Gränze, wo ihn der Aberglaube auch fernerhin fleißig aufsuchte.

Die meisten Völker scheinen vorausgesetzt zu haben, daß es in der Macht der Todten stehe, ihre Sehnsucht nach ihrer vorigen Wohnung und ihren lebenden Freunden zu befriedigen. Darum frägt der Hottentotte so ängstlich den Todten, warum er die Seinen verlassen, und fügt die Bitte bei, sein künftiges Daseyn in Ruhe fortzusetzen, und sich nicht zu bösen Zauberkünsten brauchen zu lassen. Ein so höfliches Betragen lassen die Seelen nicht unerwiedert, und sie erfüllen gerne jene Bitte.

In dem Negerreiche Loango gilt die Erscheinung eines Todten als Ruf zum Tode, und darum schlachtet man bei jedem Sterbefall eine Zahl Hühner, die man auf das Dach des Hauses wirft, nachdem man ihr Blut überall herumgesprengt hat. Dadurch glaubt man das Erscheinen der Todten verhütet zu haben.

Die Sitte der alten Slaven, bei jedem Begräbniß ein Todtenmahl zu halten, hat noch Spuren in Deutschland zurückgelassen. Sie glaubten mit diesem Mahle die Seelen zu laben, und wenn es von den Lebenden verzehrt war, so fegte der Priester mit einem Besen das Haus, und gab den Seelen den Rath, sich mit dem Staube aus dem Hause fegen zu lassen. Noch jetzt gießt man in einigen Gegenden, wenn der Todte zu Grabe getragen wird, ihm dreimahl Wasser nach, und versperrt der Seele den Rückweg, indem man die Hausthür stark zuschlägt. In andern Gegenden öffnete man, wenn der Kranke eben verschieden ist, die Fenster, damit die Seele auf ihrer Reise nicht aufgehalten werde.

Andere Völker setzen diese Sicherungsanstalten auch nach dem Begräbniß noch fort. Damit der Todte sie nicht verfolge, kriechen die Todtengräber in Kamtschatka zweimahl durch einen geflochtenen Ring, und verbrennen einen Vogel. Einige Tartarn springen, wenn sie vom Grabe zurückkehren, über ein angezündetes Feuer, damit der Todte ihnen nicht folgen könne. Andere Völker, z. B. die Tscheremissen, umgeben das Grab mit einem Zaun, um den Todten das Herausgehen zu verwehren. Die Sinesen brennen Lampen bei den Gräbern, und die Samojeden bringen ein Rennthieropfer, damit die Todten sich ruhig verhalten. Die Ingrier bringen ihnen zu diesem Zweck Essen und Trinken, und andere Völker bekomplimentiren noch auf andere Art ihre Todten bei den Gräbern.

Auf den Diebesinseln will man zwar den Besuch der hingeschiedenen Seelen nicht hindern, und stellt darum eigene Körbe hin, worin sie ihre Wohnung nehmen können. Im Reiche Matamba in Afrika fürchten besonders Wittwen die Seelen ihrer verstorbenen Männer, und darum gehen sie gleich nach dem Tode derselben, in Begleitung eines Priesters, an ein nahes Wasser, in welches sie sich einigemahl hineinwerfen, um jene Seelen zu ersticken. Erst dadurch werden sie rechte

Wit-

Witwen, und sind im Stande, wieder zu heirathen.

Gewöhnlich lebt man der Gespenster wegen ohne Sorgen, und erst dann, wenn sie zu spuken beginnen, versucht man durch eigene Mittel, der lästigen Gesellschaft los zu werden. Alte und neue Völker hatten besondere Gebete und Gesangweisen, vor welchen jene weichen mußten, und in den Fällen, wo sie diese Würkung nicht hatten, fügte man gräßliche Flüche bei, die sie in größter Eile zur Flucht brachten. Aber am leichtesten werden sie durch Opfer besänftigt, und zur Ruhe gebracht. Jedes unangenehme Ereigniß wird von den Todten abgeleitet, und nun opfert man an den Gräbern, um die Manen zu versöhnen. Wenn die Bratschi im Traum ein Gespenst sehen, so muß der Schaman am Grabe des Todten ein Opfer schlachten, das in Fröhlichkeit verzehrt wird. Die Kirgisen halten es für hinreichend, wenn sie eine Hand voll Haare aus der Mähne eines Reitpferdes auf das Grab geworfen haben. In Tunkin streut man ihnen gekochten Reis, und in Siam schreibt man den Opfern weniger Kraft zu, als den Almosen, die man den Talapoinen giebt, um durch ihr Gebet die büßende Seele zu erlösen. In Tibet opfert man den Gespenstern eine kleine Münze.

Die Beschaffenheit der Opfer hängt von dem Charakter der Völker ab. Ist dieser wild und grausam, so werden es seine Opfer auch seyn. Der nach Rache dürstende Wilde glaubt die Seelen seiner getödteten Freunde nur durch das Blut seiner Feinde besänftigen zu können, und entschuldiget damit seine Grausamkeit gegen die Gefangenen. Die rohen Nationen des Caucasus opfern darum für die Ruhe geliebter Todten mehrere Sklaven auf den Gräbern derselben.

Geweihete Amulete, Talismanne, und wie dergleichen Zaubersachen weiter heissen, sollen die Gespenster ausser Stand setzen, zu schaden. Auf den Molucken hängt man den Kindern Amulete an Hals und Arme, damit die in der Luft schwebenden Geister keine Gewalt über sie haben. In Siam beschreibt man Papier mit magischen Worten, und diese Amulete sollen gegen Gespenster sichern. Die Schamanen glauben sich am besten durch ihre Trommeln vor Gespenstern zu bewahren, und der Jakute fürchtet sich nicht, wenn er im Besitz eines Pferdeschweifs ist. Andere Völker schreien und lärmen, werfen Steine und läuten mit den Glocken, und glauben dadurch alles gegen die hingeschiedenen Seelen gewonnen zu haben. Dies thaten Griechen und Patagonier. Die letztern schlugen mit Stöcken auf die Pferdehäute über ihren Hütten, um die Gespenster zu verjagen. Wenn die amerikanischen Wilden ihre Gefangenen zu Tode gemartert haben, so fürchten sie ihre Rache, und suchen durch Lärm und Getöse die Seelen zu vertreiben. In Canada bediente man sich dazu der Feuerbrände. Die Morlacken durchschneiden den Todten die

Kniesehnen, und durchstechen ihn überall mit Nadeln, um ihre Wiederkunft zu verhinde n. Die alten Dänen suchten im Kampf die Gespenster zu besiegen, und um ihr Erscheinen zu verhüten, verbrannte man den todten Körper zu Asche. Dieselbe Sitte beobachteten auch andere Völker, und man verbrannte wenigstens Missethäter und Zauberer, vor denen man sich nach ihrem Tode am meisten hätte fürchten müssen.

Die Angekoks der Grönländer sehen oft Gespenster in der Luft, aber sie verstehen die Kunst, sie mit verbundenen Augen zu fangen, wo sie denn ihren Fang zerreißen, oder wohl gar verzehren.

20. Mißbrauch und schädliche Folgen des Gespensterglaubens.

Der unbefangene Leser braucht nur einen Rückblick zu thun, um die schädlichen Folgen zu berechnen, welche Gespensterglaube und Gespensterfurcht nach sich ziehen. Er darf damit nur einige sprechende Thatsachen verbinden, um die Ueberzeugung fest zu begründen, daß es kaum eine mehr peinigende Geissel für Menschen geben könne, als diese.

Wie schwindet die Ruhe des Menschen, und wie sehr wird das Leben durch diese Furcht verbittert. Wie manchen frühen Tod hat sie verursacht, und wie manche blühende Gesundheit untergraben. Die Nacht ist die Mutter des Schreckens; das kleinste Geräusch verscheucht den Schlaf, der den Müden nicht erquickt, weil er durch furchtbare Traumgestalten so oft unterbrochen wird. Der Aberglaube hat keine fruchtbarere Quelle, und der Betrüger keine reichere Fundgrube. Es ist nichts, was mehr die Kräfte lähmt, und an Erfüllung unserer Pflichten hindert. Wie mancher zu Grabe getragener Scheintodte mag wieder erwacht seyn, um des fürchterlichsten Todes zu sterben, weil abergläubische Furcht seine Rettung verhinderte. Wie manches Haus wurde verlassen, weil angeblich Gespenster die Ruhe desselben störten. Hauber *) erzählt, daß ein Gespenst die Einwohner des Dorfes Schweikerhausen im Amte Heldburg so sehr beunruhigt habe, daß sie bei dem Superintendenten in Heldburg einkamen, mit der Bitte, ihnen Ruhe zu verschaffen, weil sie sonst ihr Dorf verlassen müßten.

Die Geschichte aller Völker liefert die Beweise für den schädlichen Einfluß des Gespensterglaubens, und der damit zusammenhängenden Vorstellungen. Immer gerieth der Gespensterglaubige, der voll ist von Bilde n der Angst und des Grauens, und eine Verbindung der Lebenden mit den To ten annimmt, in die Hände von Betrügern, die ihm Sicherheit versprechen, wenn den Todten, oder vielmehr ihnen selbst, wei-

*) In seiner Bibl. mag. Stück 35. S. 729.

reiche Opfer und Geschenke gebracht werden. Sie wollen Krankheiten heilen, in Nöthen helfen, die Zukunft enthüllen, und rühmen sich der Macht über die Geister der Todten. Sie machen sich die Leichtgläubigen unterwürfig, und bestimmen den Gang der öffentlichen und häuslichen Angelegenheiten. Ihr eigener Vortheil regiert ihr Verhalten, und das Glück Anderer muß ihrem Nutzen weichen.

Der Anblick menschlicher Sühnopfer, die für die Ruhe der Todten geschlachtet werden, empört zwar unser Auge nicht, aber ein solcher die Menschheit schändender Aberglaube ist noch lange nicht ganz ausgestorben. Rohe Völker opfern noch immer auf den Gräbern ihrer Freunde ihre gefangenen Feinde.

Und wie ists möglich, daß Menschen ruhig leben können, die mit der Muttermilch gleichsam den Gespensterglauben eingesogen haben, und ihr ganzes Leben in Furcht vor ihnen zubringen? Jede ungewöhnliche Erscheinung giebt dieser Furcht neue Nahrung. Ihre Phantasie zaubert ihnen die Todten als lebend vor Augen, und bei nächtlichem Dunkel glauben sie immer, sie zu erblicken. Sie bieten vergeblich ihre Vernunft auf, ihre eitle Furcht zu verbannen; sie wird mit jeder ungewöhnlichen Erscheinung zurückkehren. Und wie kann es anders seyn, so lange Ammen und Wärte innen nicht aufhören, Kinder durch Gespensterhistörchen zu unterhalten, und ihre Furcht zu erregen, um sie zur Ruhe zu bringen.

Sind es auch nur unschuldige Zaubermährchen, sie werden immer von nachtheiligem Einfluß auf Kinderseelen seyn, weil sie diese in eine Welt einführen, wo das Schicksal der Geschöpfe durch gute oder böse Geister bestimmt wird. Selbst ungebildete Völker sind im Besitz solcher Mährchen, und je ungebildeter sie sind, desto aufmerksamer hängen sie an dem Munde des Erzählers, und desto stärkeres Grauen ergreift sie, wenn es darauf ankömmt, ihren Muth in nächtlicher Einsamkeit zu erproben.

Und muß nicht aller Muth in der Seele ersterben, wenn der Mißbrauch so weit getrieben wird, daß man absichtlich durch schauervolle Erzählungen von Gespenstern die Kinder zur Ruhe zu bringen sucht! Diese Furcht wird auch den Erwachsenen noch ankleben, und die Folge dieses pädagogischen Mißbrauchs wird sich fast nie wieder verliehren. Dieser Umstand erklärt es denn auch zur Genüge, warum die Gespensterfurcht so allgemein in allen Ständen angetroffen wird.

Dazu kömmt die auch unter Christen noch nicht ganz erloschene Sitte alter und neuer Völker, durch Popanzen und vermummte Gestalten aller Art die Furcht zu nähren und zu unterhalten. Griechen und Römer brauchten dazu die häßlichsten Larven, um Kinder durch Schrecken und Angst zur Ruhe zu bringen, und bei der Allgemeinheit der Furcht werden solche Mum-

Mummereien selbst mit Erfolg bei erwachsenen Personen angewandt. Selbst an den Socrates wagten sich einige freche Bursche, um ihm im Furienanzuge Furcht einzujagen.

Einige Beispiele aus der Völkergeschichte mögen als sprechende Beispiele des schädlichen Einflusses der Gespensterfurcht dienen. Die Neger haben für jeden Stand eigene Gespenster, deren Macht und Ansehn durch Gewohnheit so geheiligt ist, daß es von Niemand in Zweifel gezogen werden darf. Der von den jungen Leuten gefürchtete Popanz ist der schwarze Horeh oder Brüllteufel, der sich blos bei Nacht durch ein nahes oder fernes Gebrüll ankündigt. Beim ersten Gebrüll bringt man ihm Speisen unter einem Baum, die schnell verschlungen werden. Ist er mit der Menge der Speisen nicht zufrieden, so verschlingt er einige von den unbeschnittenen Knaben, und behält sie so lange bei sich, bis man ihn durch mehrere Speisen versöhnt hat. Dann speit er sie wieder aus, aber die Knaben müssen nun so lange stumm seyn, als sie in des Horeh Bauche gesessen haben. Selbst die Engländer fürchten diesen Horeh in ihren verschiedenen Faktoreien. *)

Die Negerinnen werden durch den Mumbo Jumbo in Furcht gehalten, und scheuen ihn als ein wahres Gespenst. Er brüllt und tobt wie ein Rasender, und erscheint gewöhnlich in einem langen Rock aus Baumrinde; sein Haupt ziert ein Büschel Stroh. Nur des Nachts läßt er sich hören, und immer wird er geholt, den Streit zu schlichten, in welchen Eheleute gerathen sind. Die Weiber verstecken sich vor ihm, müssen aber auf seinen Befehl erscheinen, und in allem seinen Willen thun; im Weigerungsfall werden sie recht derbe bestraft. Eine Gesellschaft verbundener Betrüger treibt diese Gaukelei, und verpflichtet sich feierlich durch einen Eid, die Sache keinem Weibe und keinem Uneingeweihten zu verrathen. **)

Die neuere Zeitgeschichte zeigt, wie die alte, daß Gespensterglaube ein schöner Fund für geheime Gesellschaften war, die Leichtgläubigen zu gewinnen oder zu berauben, und ihre besondern Absichten auszuführen. Auch auf öffentliche Geschäfte und auf Entscheidung des Krieges hatte dieser Glaube oft entscheidenden Einfluß. Als die Thessalier und Phocenser mit Heeresmacht einst gegen einander standen, bemahlten 600 von den letztern ihr Gesicht mit weisser Farbe. Als sie anrückten, glaubten die gespensterglaubigen Thessalier in ihnen himmlische Geister zu erblicken, und liessen sich

*) Der Capitain Jobson suchte einst einen solchen Poltergeist auf, und fand einen Neger mit niedergebeugtem Kopfe stehen, der sich schon ganz heiser geschrieen hatte. Ehrmanns Geschichte der Reisen, Th. 6. und Simon S. 307.

**) Ehrmann a. a. O. S. 322.

sich als geduldige Schlachtopfer von ihnen tödten.

Die Abyssinier fechten nie des Nachts mit ihren Feinden, indem sie die dann überall herumschwärmenden Gespenster fürchten. Ihre Nachbarn kennen diesen thörichten Aberglauben, und zernichten oft in kleinen Haufen große Abyssinische Heere.

Wer lebt in einem so engen Kreise, daß er nicht aus demselben kleine Betrügereien, durch Hülfe der Gespensterfurcht bewürkt, anführen könnte? Seltener diente der Glaube zur Empfehlung moralischer Gesinnungen, wenn er nemlich annahm, daß nur lasterhafte Seelen in Gestalt scheußlicher Gespenster herumirren müßen, und daß den Guten ein schöneres Loos zu Theil werde. Auch Ossian läßt niedere Seelen, an sumpfige Dämpfe gefesselt, ein trauriges Daseyn fortsetzen. *)

S — t. F — e.

*) Wenn die Amboiner ihre Todten im Garten oder auf dem Felde begraben, so glauben sie, daß deren Geister die Früchte beschützen, und jeden, der sich daran vergreifen würde, in Jahresfrist mit dem Tode bestrafen. Dieser Glaube sichert jedem Bewohner der Insel sein Eigenthum.

Die Kropfgans.

Der Name dieses Vogels kommt von dem großen ausdehnbaren Sacke, der unter der Kehle hängt, und meistens bis zur Gurgel herabgeht. Man kennt jetzt neun Arten von Kropfgänsen. Die große oder gemeine, auch weiße Kropfgans ist der gemeine Pelikan, der größte Schwimmvogel, den man bisher hat kennen gelernt. Er ist beinahe noch einmal so groß als ein Schwan. Seine Länge beträgt 6½ Fuß und darüber, und die Breite 12½ Fuß und darüber. Das Gewicht ist 18 bis 25 Pfund. Dieser Vogel steigt bei der großen Masse seines Körpers doch so hoch in die Luft empor, daß er kaum noch die Größe einer Schwalbe zu haben scheint. Dieses kommt von der besondern Leichtigkeit seiner Knochen, die nicht einmal 1½ Pfund wiegen, und von der Menge Luft, mit der er seinen Körper anfüllen kann. Diese Vögel bringen ihren Jungen, bis sie fliegen können, in ihren Secken Fische zu, und tragen sie auch, der Sicherheit halber, in denselben von einem Ort zum andern. Bei der Fütterung beu-

beugen sie den Unterschnabel nach der Brust zu, und lassen sie aus dem großen Beutel, wie aus einer Schüssel, fressen. Da es nun hier nicht ohne Blutvergießen abgehen kann, weil die Alten oder auch die Jungen wohl oft genöthigt sind, Fische zu zerreißen, so ist die Fabel entstanden, daß die Alten die Brust aufreißen, und die Jungen mit ihrem Blute tränkten; und so wurde der Pelikan das Sinnbild elterlicher Liebe und Zärtlichkeit. Wenn die Jungen gesäuget sind, so wird ihnen dann in diesem Beutel auch Wasser herbeigetragen, um den Durst zu löschen. Man erzählt, daß sie, wenn sie ihre Nester in dürren Wüsten bauten, ihren Jungen das Wasser aus weiter Ferne in den großen Beuteln zutrügen, und daß die Löwen und andere Raubthiere, um ihren Durst zu stillen, zu ihnen kämen, von ihnen getränkt würden, und deswegen ihrer Jungen schonten. In Ostindien macht man sie zahm, und richtet sie, wie den chinesischen Pelikan, zum Fischen ab. Sie schlagen nemlich mit den Flügeln in das Wasser, und jagen die Fische in einen Busen, fangen sie dann auf, und füllen ihre Kröpfe, schwimmen hernach auf einen Fischkahn zu, lassen sich ihre Beute abnehmen, und schwimmen wieder fort, mehrere zu hohlen. Eben dieses hat man auch in deutschen Menagerien nachzuahmen gesucht und bewährt gefunden. Nur ist nöthig, ihnen einen Ring um den Hals zu legen, um das Verschlucken der Fische zu verhüten.

Mittel,
das gefährliche Entfliegen des Specks auf den Feueressen beim Ausbraten desselben zu verhüten.

Nach angestellten Versuchen aus Veranlassung chemischer Wahrheiten hat man gefunden, daß geschnittener Speck, mit gemeinem Kohlsalze vermischt, beim Hinzuthun kalten Wassers zwar macht, daß sich aus dem Tiegel Flammen erheben, aber die Speckstheile selbst nicht entfliegen; dahingegen bei Versuchen mit ungesalzenem Specke von den genau gezählten Stücken nur wenige in dem Tiegel zurück geblieben, sondern brennend in die Höhe geflogen sind. Es ist daher zur Verhütung der durch das Speckbraten entstehenden Brandschäden räthlich, daß man den Speck mit einer kleinen Handvoll Salz, oder so viel, als ungefähr zum Essen, wozu der Speck gebraucht werden soll, nothwendig ist, bestreue, welches nach hinzugekommenem Wasser zwar eine aus dem Tiegel 8 bis 10 Zoll aufsteigende leichte Flamme macht, die aber gleich wieder, sobald mit dem Löffel darin gerührt wird, vergeht.

Hannöverisches Magazin.

26tes Stück.

Montag, den 1ten April 1805.

Reise der Herren von Humboldt und Bonpland nach den Wendekreisen.

In den Jahren 1799 bis 1804.

Eine gedrängte Uebersicht des Auszugs ihrer Memoiren v. J. C. Delametherie. *)

Nach dem Französischen übertragen von Schirges Dr.

Jahr 1799. — 1800.

Das Interesse, welches die gelehrte Welt an der Reise der Herren v. Humboldt und Bonpland nimmt, so wie meine freundschaftliche Verbindung mit diesen beyden edlen Männern, sagt Delametherie, machet es mir zur willkommen Pflicht, allen Freunden und Verehrern dieser merkwürdigen Reisenden eine genaue Uebersicht ihrer nunmehr vollendeten Reise vorzulegen, welche ich theils aus ihrem öffentlichen und privat Briefwechsel, theils aus ihren im (französischen) National-Institut verlesenen Memoiren zusammengetragen habe.

Nach achtjährigen, in mehrern Ländern Europas angestellten physicalischen Nachforschungen kam Hr. v. Humboldt 1798 nach Paris, um mit dem Capitain Baudin die Reise um die Welt zu machen, welchen der Alexander-Aimé Goujon Bonpland (Arzt und Botaniker) gleichfalls begleiten sollte.

Der neue Krieg mit Oesterreich nöthigte indeß das Directorium, die

*) Der Französische Titel des Werkchens, wovon hier eine concentrirte Uebersetzung geliefert wird, lautet also: Notice d'un Voyage aux tropiques exécuté par M. M. Humboldt et Bonpland, en 1799. 1800. 1801. 1802. 1803. et 1804. par J. C. Delametherie. 1805.

Reise aufzuschieben. Herr von Humboldt, der seit 1792 eine physicalische Reise nach den Wendezirkeln beabsichtigte, beschloß nach Egypten, Arabien und Ostindien zu gehen. Frankreichs Krieg mit England setzte ihm große Schwierigkeiten entgegen, denen er unter spanischer Flagge auszuweichen hoffte. Er begab sich nach Madrit, mußte indeß sein Vorhaben aufgeben, da er den Kriegsschauplatz in Africa nicht zu gelehrten Untersuchungen zweckmässig fand.

Dennoch ertheilte ihm der Spanische Hof 1799 die ausgedehnteste Erlaubniß zu einer wissenschaftlichen Reise in den spanisch americanischen Colonien. Sr. Katholischen Majestät schien ein persönliches Interesse an dem Erfolge dieses Projects zu nehmen, und der Hr. v. Humboldt verließ Europa im Julius 1799, begleitet von seinem Freunde Bonpland; und beendigte in einem Zeitraume von fünf Jahren, und auf seine eigene Kosten eine Reise zu Wasser und zu Lande von 9000 Meilen, welche die weiteste ist, so je ein Privatmann unternahm.

Mit der Fregatte Pizarro giengen sie von Corunna nach den Canarischen Inseln unter Seegel, landeten zu Teneriff, klimmten bis an den Crater des Pic von Teyde, um die atmosphärische Luft zu analysiren, und Beobachtungen über die Basalte und Porphyre dieser Africas anzustellen. Zu Cuncana im Mittäglichen Amerika, berühmt durch Löflings Mühseligkeiten und Unfälle, landeten sie; besuchten die Küsten von Paria, die Missionen der Indier Chayma's, die Provinz Neu-Andalusien, ein vorzüglich heißes, und den Erdbeben unterworfenes, aber dennoch gesundes Land; ferner Neu-Barcelona Venezuela, und das spanische Guyana. Die Längen von Cumana, Caraccas u. s. w. wurden nach Jupiters Trabanten von ihnen bestimmt; sie bouanisirten auf den Gipfeln des Ceripe, der Sylla von Avila, reiseten zu den reizenden Thälern von Aragua, wo der See von Valenzia mit der schönen tropischen Vegetation sich befindet.

Von Portocabello drangen sie bis an die Grenzen von Brasilien gegen den Aequator vor, wanderten durch die Ebenen von Calabazo, Apura und Nieder-Orinoko, die Llanos, wo durch das Zurückprallen der Sonnenstrahlen der Reaumürsche Thermometer im Schatten auf 33 bis 37° stieg, und der glühende Erdboden auf 2000 Quadrat-Meilen nur eine Abweichung der Bleywage von 5 Zoll zeigt.

Die Spuren der Refraction und das sonderbarste Aufschwellen bemerket man an dem Sande der Meeresfläche. Ohne daß in den heißesten Monaten das kleinste Gras schen auf ihm keimt, verbirgt er doch Krokodille und Schilderschlangen. Der Reisende hat hier mit Wassermangel, Sonnenhitze und dem von den heissen Winden aufgeregten Staub zu kämpfen, und muß sich nach den Gestirnen und nach einzelnen

zelnen Sträuchen der Mauritia, und des Embothrium, die man alle 3 Meilen findet, richten.

Von St. Fernando von Apura unternahmen sie eine mühselige Schiffahrt von 500 Seemeilen in Canots, und entwarfen die Karte des Landes. Der nahen Gefahr eines Schifbruchs bey der Insel Pananuma entgingen sie kaum, und besuchten die berühmten Wasserfälle von Atures und Maypure, wo eine Höhle die Mumien einer, durch den Krieg zwischen den Caraiben und Marariten aufgeriebenen Nation in sich schließet. Sie fanden, daß der Rio Guariare, den der Pater Gumilla fälschlich für die Quelle des Orenoco gehalten, auf den Anden in Neu-Grenada entspringt. Von Jarita stiegen sie bis an die Quelle des Guainia, des Rio Negro der Europäer, und den Condamine ein Meer vom süßen Wasser nennt. Ueber den schwarzen Fluß kamen sie zu der kleinen, fälschlich unter dem Aequator versetzten Festung St. Carlos und bis an Grand Para, der Hauptcapitanarie Brasiliens. Durch Anlegung eines Canals würde man von Rio Guallaga aus drey Tagereisen vom Südmeer, auf einen Canot durch den Amazonen- und Schwarzen-Fluß bis an die Mündung des Orenoco hinunter fahren können, ein Weg von beynah 2000 Meilen.

Zur Untersuchung eines Armes des Orenoco, Cassiquare genannt, welcher erstern mit dem Amazonen-Fluß verbindet, und über dessen Daseyn man sich vor 50 Jahren heftig stritt, schiffte er von St. Carlos wieder nach dem Orenoco, und auf diesem letztern bis an den Ursprung des Flusses bey dem Vulkan Duida.

Das Land von Westen nach Pasimoni wird von den Guaicaz-Indianern, einer weißen, sehr kleinen, fast zwerghaften, aber kriegerischen Menschenrace bewohnt; und die noch wildern, kupferfarbenen Guajariben, welche sogar Menschenfresser sind, vereiteln jeden Versuch an die Quellen des Orenoco zu gelangen.

Unsere Reisende legten einen Weg von 340 Französischen Meilen bis zur Mündung des Orenoco bey St. Thomas in Neu-Guayana auf demselben zurück, passirten zum zweyten Mahle die Kataracten, auf deren südlichen Seite der Pater Gumilla und Caulin nie vorgedrungen waren.

Auf dieser Schiffahrt setzten Mangel an Lebensmitteln und Bedeckung, die nächtlichen Regengüsse, der stete Aufenthalt in den Wäldern, die Mosquitos und tausend andere stechende und giftige Insekten nebst der Unmöglichkeit, wegen der Wildheit der Crocodille und der kleinen caraibischen Fische sich durch Baden zu erfrischen, und die Miasmen eines brennend heissen Himmelstrichs, welcher zugleich feucht war, unsere Reisende unaufhörlichen Leiden aus. Endlich kehrten sie unter andern über die Missionen der caribischen Indianer, einer außerordentlichen, und nach den Patagonen, wahrscheinlich der größten und nervigsten

Menschenrace nach Barcellona und Cumana zurück.

Ihre Reise ging darauf zur See nach Havanna und Jamaica und war wegen der späten Jahrszeit so langwierig, als gefährlich, da sie Gefahr liefen an Klippen bey Vibora zu scheitern.

In Cuba beschäftigte man sich mit Längenbestimmung der Havana und der Construction eines neuen Ofens für Zuckersiedereyen, der ziemlich allgemein eingeführt ward. Falsche Nachrichten von des Capitain Baudins Reise, die er hier durch Amerikanische Zeitungen erhielt, und dahin lauteten: daß er von Buenos Aires das Cap Horn umschiffen, und an den Küsten von Chyli und Peru hinsegeln würde; und sein dem Capitain 1798 gegebenes Versprechen: auf welchem Theile der Erde er sich auch befinden möge, so wolle er sich doch an die Französische Expedition anschliessen, sobald er von ihrem Auslaufen Kenntniß erhalten, bewogen den Hrn. v. Humboldt, seine gesammelten Manuscripte grades Weges nach Europa zu senden, und mit einer Goelette von Batabano nach Cartagena in Indien, und von da durch die Landenge von Panama nach der Südsee zu gehen. Er hoffte den Capitain an der Amerikanischen Küste zu treffen. Seine Manuscripte und Sammlungen wollte er nicht den Gefahren so langer Seereisen aussetzen, und sie kamen bis auf einen Theil der Sammlungen, der Dubletten enthielt, glücklich in Philadelphia an; doch verlohr ein Freund desselben, der mit ihnen reisete, in einem Schiffbruch das Leben. Er hieß Bruder Juan Gonzales, war ein junger thätiger Franziscaner, der aus dem Spanischen Guayana, in diese unbekannte Welt, wohin noch kein Europäer kam, vorgedrungen war.

Jahr 1801.

Im März 1801 segelte der Hr. v. Humboldt von Cuba, bestimmte mehrere Puncte der Königs-Garten genannten Insel-Gruppen, und des Hafens von Trinidad astronomisch, verweilte am Rio Sinu, wo noch kein Botaniker Kräuter suchte, und erhielt durch die Gefahr an Grund zu scheitern, Muße, die Mondfinsterniß vom 2ten März 1801 zu beobachten.

Hier erfuhr er, daß die späte Jahrszeit die Fahrt nach der Südsee von Panama aus nach Guayaquil nicht erlaube; er verweilte daher einige Wochen in den Wäldern von Turbaco, fand die seltensten Pflanzen, und ging dann in 35 Tagen den schönen Magdalenen Fluß hinauf, wovon er eine Karte trotz der Quälen der Mosquitos entwarf, indeß Bonpland die reiche Vegetation studierte.

Von da verfügten sie sich auf Mauleseln nach St. Fé von Bogota, der Hauptstadt von Neu-Grenada, die in einer schönen Ebene gelegen, und in einem immerwährenden Frühling Waitzen und Sesam cultiviret.

Mutis

Mutis prächtige Sammlungen, der Cataract von Tequendama von 98 Toisen Höhe, die Bergwerke von Mariquita, St. Anna, und Sipaquira, die Felsenbrücke von Icononzo, durch ein Erdbeben gewölbet — beschäftigten ihn bis zum September.

Um nach Quito zu gelangen, kamen sie bey den Anden von Quindui vorbey, wo sich der beschneiete Tolima aus Wildern von Storax, baumartigen Passions-Blumen, Bambusrohr und Wachspalmen erhebt. Durch diesen Koth und ungebahnte Wälder, worin man schlafen mußte, nahmen sie ihren Weg und langten baarfuß und bis auf die Haut durchnäßt, am Cauca an, durchstreiften die Provinz Choco, dem Vater ande der Platina, die sich dort zwischen Olivin und Augit enthaltenden Basalt, Grünstein und fossilem Holz findet. Durch die Goldwäschereyen von Quilichao stiegen sie nach Popayan, mit einer reizenden Lage und durch ein vorzügliches Clima gesegnet. Der Crater des Vulkans von Purace war bis zur Mündung voll von siedendem Wasser, und wirft mitten im Schnee mit furchtbarem Gebrüll Dünste von geschwefelten Wasserstoff aus.

Sie durchschnitten die Gebirgsebene der Provinz Delos Pastos, die wegen ihrer großen Fruchtbarkeit an Waitzen und Erythroxylon Peruvianum so berühmt ist, und kamen nach einer 4 monatlichen Reise nach Ibarra und Quito. Die Reise durch die Cordilleren der hohen Anden, auf ungangbaren Wegen, bey anhaltenden Regengüssen, beschweret mit vielen Instrumenten und Sammlungen würde ohne die Verwendung des Hrn. Mendinueta, Vice-Königs v. St. Fé und des Barons v. Carondelet, Präsidenten zu Quito, welche die Wege und gefährlichsten Brücken auf einem 410 langen Wege herstellen liessen, unmöglich gewesen seyn.

Jahr 1802.

Unsere Reisende langten am 6ten Januar in der berühmten Hauptstadt Quito an; und die Liebenswürdigkeit der Einwohner, ihre Neigung zu den Künsten und Wissenschaften zeichnet sie noch jetzt aus. Acht bis neun Monate setzten sie ihre Nachforschungen in diesem Lande fort, das durch seine hohen Gebirge, seine stets Feuer, Felsenstücke, Schlamm, und Schwefel speienden Vulkane, seine öfteren Erdbeben, Vegetation, Reste peruvianischer Baukunst, und Sitten seiner alten Bewohner eins der merkwürdigsten der Erde ist. Zweymal erklimmten sie den Feuerschlund des Pichinga, wo sie Versuche mit der Luft anstellten. La Condamine verglich ihn früher treffend mit dem Chaos der Dichter, konnte es indeß nur kurze Zeit oben aushalten. Damals war seine in Basalt gehöhlte Mündung mit Schnee gefüllt und erkaltet; jetzt war er von neuen entzündet und furchtbar für das nahe Quito. Nur wenig fehlte, daß der Hr. v. Humbolot nicht sein

Leben

dabey eingebüsset hatte, indem er über eine nur mit dünnem Eise belegte Spalte ging. Er besuchte unter andern auch den Chimborasso, welcher der höchste Berg unsrer Erde ist, und studierte vorzüglich den geognostischen Theil der Cordilleren der Anden, worüber noch nichts in Europa bekannt geworden ist. Seine Messungen beweisen übrigens, daß einige von diesen Vulkanen, hauptsächtlich der von Tunguragua sich seit 1753 gesenkt haben, welches die Einwohner als Augenzeugen bemerkten.

Alle diese grossen Massen sind das Werk der Kristallisation.

„Alle Massen, die sich bildeten, „(schreibt Hr. v. Humboldt) vereinigten sich nach ihren Verwandschaften durch die Gesetze der Attraction, „und brachten diese mehr oder weniger „beträchtlichen Erhöhungen an den „verschiedenen Orten der Oberfläche „der Erde durch die Gesetze der allgemeinen Kristallisation hervor.

Ein gewisser Marquis v. Selvalegre beschäftiget sich in Quito, die Pyramiden von Sarouguier, Termen von der berühmten Basis der französischen und spanischen Akademiker wiederherstellen zu lassen. Der Sohn dieses Mannes Carl Montufar begleitete den Hrn. v. Humboldt nicht allein auf seinen Reisen in Peru und Mexico, sondern selbst nach Europa.

Auf dem Antisana brachten sie ihre Instrumente 2200, auf dem Chimborasso 3300 Fuß höher, als Condamine und Bonqueo. Auf dem letztern kamen sie zu der Höhe von 3036 über die Fläche des Meers, und sahen das Blut aus ihren Augen, Lippen und Zahnfleisch hervordringen, erstarrten von einer Kälte, die der Thermometer nicht anzeigte, die aber von dem wenigen Wärmestoff entstand, der sich während dem Einathmen in einer so verdünnten Luft entwickelte. Durch eine tiefe und breite Spalte wurden sie gehindert, den Gipfel des Chimborasso, ohngefehr 224 Toisen zu ersteigen.

Hier erhielt er Nachrichten von der Route des Capitain Baudin, welche ihn nöthigten, die Hoffnung, ihn zu treffen, aufzugeben. Er besuchte daher Cuenca und den Amazonen-Fluß, um den Durchgang des Merkurs durch die Sonne zu beobachten; ferner die Ruinen von Lacracunga, Hambato und Riobamba, welche in dem Erdbeben von 1797 zerstöhrt wurden; über Paramo und Soraguro-Lora, wo sie den Baum, den die Chinarinde bekleidet, untersuchten.

Ueber Lora trafen sie in Peru ein; sie überstiegen die Anden, um den Amazonen Fluß zu erreichen. In zwey Tagen mußten sie 35 Mal über den Rio von Chamaya setzen, eine Passage, die immer sehr gefährlich war. Sie betrachteten die stolzen Reste der Chaussée von Ynga, die über den porphyrnen Rücken der Anden auf 1200 bis 1800 Toisen Höhe von Cusco an bis Assoney gehet, und mit Herbergen und Springbrunnen besetzet ist. Herr v. Humboldt

suchte die Lücken der sonst schönen Karte des französischen Astronomen Condamine über den Amazonen-Fluß dadurch auszufüllen, daß er auf diesem Strohm bis an die Cataracten von Rentema fuhr, und zu Tomependa einen detaillirten Plan von diesem unbekannten Theile des hohen Maranon, durch eigene Untersuchungen und eingezogene Nachrichten von andern Reisenden entwarf.

Herr Bonpland entdeckte in der Gegend von der Stadt Jean neue Arten der Cinchona und andere Pflanzen, worauf unsere Reisende zum fünften Mahl die Cordilleren der Anden passirten, um nach Peru zurückzukehren.

In den Minen von Hualguayoc befindet sich das Silber in grossen Massen 2000 Toisen hoch über dem Meere. Einige metallreiche Gänge derselben enthalten versteinerte Muscheln, und sind jetzt die reichsten in in Peru. Caramarca, durch seine Bäder und durch die Trümmer von Atahualpas Pallast berühmt, wie die Spuren der ungeheuren alten Stadt Mensiche mit Pyramiden gezirt, in deren einer man im 18ten Seculo für mehr als 4 Millionen Livres geschlagenes Gold fand, wurden von ihnen besuchet.

Von den Anden erblickten sie zuerst das Stille Meer, und das Thal, dessen Bewohner nichts vom Regen und Donner wissen, und wo unter einem glücklichen Clima die absoluteste, und dem Menschen gefährlichste Gewalt, die Theocratie selbst die Wohlthätigkeit der Natur nachzuahmen scheint.

An der dürren Küste des Südmeers reiseten sie nach Lima, verweilten daselbst einige Monate, und bemerkten die Lebhaftigkeit des Geistes und die liberalen Gesinnungen ihrer Einwohner. Ein ungewöhnliches Glück erlaubte den Hrn. v. Humboldt da den Durchgang des Merkurs zu beobachten. Auffallend war es ihm, die neuesten litterarischen Producte in der Chemie, Mathematik und Physiologie hier zu finden; und er mußte den Verstand der Eingebohrnen, die in Europa für Weichlinge gelten, bewundern.

(Der Schluß folgt.)

Zubereitung der Polenta in Graubünden.

Bey den Bündnern in der Schweiz ist die Polenta ein Lieblingsgericht. Sie wird auf folgende Weise verfertigt. Man nimmt einen Kessel von beliebiger Größe, füllt den dritten Theil desselben mit Wasser an, salzt es nach Gutdünken und bringt es über das Feuer. Sobald das Wasser siedet,

ſiedet, ſchüttet man, am Maaß eben ſo viel, nicht gar fein, ſondern wie Griesmehl gemahlnes Türkenkornmehl in das Waſſer, läßt es damit auf gelindem Feuer eine Zeitlang kochen; alsdenn nimmt man einen Rührlöffel in beide Hände, und rührt damit immer geſchwinder herum, bis die Maſſe über der Glut ausgedünſtet und genug gekocht iſt, welches man daran erkennet, wenn man an der Maſſe keinen Geruch mehr von dem rohen Mehl verſpürt, auch die Polenta ziemlich ſteif und derb iſt; dann nimmt man ſie vom Feuer ab, und fährt noch immer fort ſie zu rühren, bis ſie anfängt zu erkalten. Alsdann löſet man ſie von dem Keſſel ab, legt ſie auf ein ſauberes Brett, wo man ihr mit den Händen die Form von einem Brodte giebt. Iſt ſie ganz kalt, ſo ſchneidet man mit einem feinen Drath oder Faden Stücke, oder ganz dünne Scheiben davon ab, wie man ſie haben will. So ißt ſie der gemeine Mann ohne fernere Zubereitung, nur daß er ſie in geriebenen Käſe tunkt. Der Reichere aber legt die dünnen Scheiben reihenweiſe in ein mit Butter beſtrichenes Geſchirr über ein Glutfeuer, läßt ſie ſo eine kurze Zeit braten, und gießt am Ende noch heiſſe Butter, worin Knoblauch geröſtet worden, darüber und backt ſie entweder noch vollends im Ofen, oder oben und unten mit Glut auf der Feuerplatte. Der Liebhaber von Käſe ſtreut dieſen zerrieben, nebſt zerſtoßenen Pfeffer zwiſchen die Lagen. Hie und da bedient man ſich auch dazu des Buchweitzenmehls, ſtatt des Maiz.

Bemerkung.

Es iſt ein der gelehrten Bildung ſehr nachtheiliges, und doch noch häufig ſich findendes Vorurtheil, daß man die alten Schriftſteller als Schulbücher betrachtet, die man nur lieſt, um die alten Sprachen, um Ausdrücke und Redensarten zu lernen, damit man die von Neuern geſchriebenen Lehrbücher und Compendien einer Wiſſenſchaft verſtehen könne. Daher ſchränkt ſich auch das Leſen und Studium der Alten bey Vielen auf die Jugendzeit ein, wo der Geiſt noch nicht die Fähigkeit hat, den Sinn und Gedankengang großer Schriftſteller zu faſſen und ihren Werth zu beurtheilen. Wir ſollten billig, wenn wir uns mit Schriftſtellern des griechiſchen und römiſchen Alterthums beſchäftigen, nicht aus der Acht laſſen, daß wir es mit den trefflichſten Genien, den geſchmackvollſten Gelehrten, den erfahrenſten Staatsmännern und den herrlichſten Muſtern des Styls für alle ſpäte Zeitalter zu thun haben. Aus den unſterblichen Denkmälern dieſer großen Geiſter muß nicht nur der Jüngling ſeine ſchönſte Bildung ſchöpfen, auch der nicht ungelehrte Geſchäftsmann, auch der Greis werden ſie noch mit hoher Achtung betrachten, und des Genuſſes, den ſie gewähren, ſich freuen. G. J. A.

Hannöverisches Magazin.

27tes Stück.

Freitag, den 5ten April 1805.

Reise der Herren von Humboldt und Bonpland nach den Wendekreisen.

(Schluß.)

Jahr 1803.

Im Januar schifften sich unsere Reisenden nach Guayaquil ein, eine Fahrt, die bei günstigen Ströhmungen und Winden in 3 bis 4 Tagen vollbracht wird, da die Rückreise so viele Monate erfordert. Die stolze Vegetation des Hafens übertrifft alle Beschreibung; er liegt an einem großen Fluß, und hier war es, wo sie das ununterbrochene Brüllen des Vulkans Cotopaxi hörten, der am 6ten Januar zum Ausbruch kam. Sie reisten sogleich ab, um nahe Zeugen seiner Verwüstung zu seyn, aber die Nachricht des baldigen Abgangs ihrer Fregatte Atlante nöthigte sie, wieder umzukehren.

Nach einer 30tägigen glücklichen Fahrt auf dem stillen Meere erreichten sie Acapulco in Neuspanien, das durch ein Bassin, welches in Granitfelsen gehauen zu seyn scheint, durch die heftigen Erdbeben, sein ungesundes Clima, und das Elend seiner Einwohner berühmt ist, die hier Millionen von Piastern nach den Philippinen und China müssen einschiffen sehen.

Hr. v. Humboldt wollte aus erheblichen Gründen nur wenige Monate in Mexico bleiben, und dann nach einer vierjährigen Abwesenheit nach Europa zurückkehren; doch die Reize des Landes, die Hospitalität der Einwohner, die Furcht vor dem in Vera Cruz herrschenden schwarzen Erbrechen, bewogen ihn, seine Abreise bis im Winter aufzuschieben. Nachdem ihn botanische, physikalische Untersuchungen und die Länge von Acapulco beschäftigt hatten, erhob er sich durch die schwülen Thäler von Chilpancingo und Papagayo, wo

der Thermometer sich im Schatten auf 32° Reaumür hielt, zu den 6 bis 700 Toisen über dem Meere erhabenen Ebenen von Tasco u. s. w., wo unter einem kühlen Clima die Eichen, Cypressen, Tannen, die baumartigen Farrenkräuter und europäisches Getreide gedeihen. In den ältesten und sonst reichsten Bergwerken von Tasco untersuchten sie die Natur der Silbergänge, und stiegen durch Cuernavaca nach der Hauptstadt Mexico, welche 150,000 Einwohner zählet, und auf dem alten Tenochtitlan erbauet ist. Sie liegt mit breiten und schnurgraden Straßen zwischen zwey Schneecolossen, wovon der eine noch brennet, und die die Höhe von 1160 Toisen haben; genießt ein gemäßigtes Clima, hat Canäle, Alleen, und eine große Menge kleiner Dörfer um sich her: so daß sie mit den schönsten Städten in Europa eine Vergleichung erträgt. Noch zeichnet sie sich durch große wissenschaftliche Anstalten aus, die ihres gleichen nicht in der neuen, und sich nicht häufig in der alten Welt finden. Der botanische Garten, unter Direction des Herrn Cervantes, das Institut des Herrn Sesse, lediglich dem Studium mexicanischer Pflanzen bestimmt, und mit den besten Zeichnern versehen, die Bergschule, die man der Freigebigkeit des Bergwerks-Corps, und dem Genie des Herrn D'Elhuyar verdankt, die Maler-, Kupferstecher- und Bildhauer-Akademie, verbreiten Geschmack und Aufklärung in einem Lande, wo Reichthümer ihnen entgegenstreben.

Die Länge von Mexico, die bisher um zwei Grad unrichtig war, bestimmte Herr von Humboldt mit schönen Instrumenten aus der Bergwerks-Schule. Er besuchte darauf die Bergwerke von Moran und Real del Monte, und untersuchte die Obsidiane von Oromel, welche in dem Perlstein und Porphyr Lager bilden, und den alten Bewohnern zu Messern dienten. Das ganze Land bietet die merkwürdigsten Phänomene für die Geologie dar, die Herr del Rio, ein Schüler von Werner, entwickelt hat.

Nach der Rückkehr von Moran im Julius, unternahm man einen Ausflug in den mitternächtlichen Theil des Königreichs. Zu Huehuetoca hat man eine Oeffnung in das Gebirge von Sincoq gemacht, die 6 Millionen Piaster kostet, um das Wasser aus dem Thale von Mexico in den Fluß Montezuma zu leiten. Guanaxuato, mit 50,000 Einwohnern, liegt in einem engen Kessel, und hat noch beträchtlichere Bergwerke, als Potosi.

Das Bergwerk des Grafen von Valenziana, wodurch eine beträchtliche Stadt entstand, auf einem Hügel, wo vor 30 Jahren noch Ziegen weideten, hat bereits eine seigere Tiefe von 1840 Fuß. Es ist das tiefste und reichste auf der Erde; der reine Gewinn beträgt im Durchschnitt jährlich 3 Millionen Livres, in einzelnen Jah-

Jahren belief er sich auf 5 bis 6 Millionen.

Nach zweimonatlichen Messungen und geologischen Untersuchungen und Prüfung der Bäder von Comagillas, die Bonnerat für die wärmsten auf der Erde hält, deren Temperatur 11° Reaumur höher, als die der Philippinischen Inseln ist, gingen unsere Reisende nach der ehemaligen Hauptstadt des Königreichs Michoacan, Valladolid.

Von da begaben sie sich an die Küsten des stillen Meers, in die Ebene Jorullo, wo im Jahre 1750 in einer einzigen Nacht, in einer der furchtbarsten Revolutionen, die je der Erdball erlitt, aus der Ebne sich ein Vulkan von 1494 Fuß Höhe erhob, der noch mit mehr als 2000 kleinen Oeffnungen umgeben ist. Sie stiegen in den brennenden Crater des großen Vulkans 258 Fuß perpendicular hinab, sprangen über Spalten, die entzündetes, geschwefeltes Wasserstoffgas ausdampften, und kamen mit vieler Gefahr fast bis in den Grund des Craters, dessen mit Kohlensäure ausserordentlich überladene Luft sie untersuchten.

Aus Mechoacan kehrten sie über die Ebene von Tolucca nach Mexico zurück, auf welchem Wege sie den berühmten Hände-Baum, den Cheirostemon des Herrn Cervantes, eine Gattung, die ein fast einziges Phänomen darstellt, weil nämlich von den ältesten Zeiten her nur ein einziges Individuum davon existiret, in Augenschein nahmen.

In Mexico verweilten sie, um ihre besonders an Grasarten reiche Herbaria und geologische Sammlungen zu ordnen, und vorzüglich um die Blätter zu dem geologischen Atlas, den Herr von Humboldt herauszugeben Willens ist, ins Reine zeichnen zu lassen. Sie wohnten der Errichtung der colossalischen Statue des Königs zu Pferde bei, die ein einziger Künstler, Tolsa, mit Ueberwindung von Schwierigkeiten, wovon man sich in Europa keine richtige Vorstellung machen kann, modellirte, goß, und auf einem hohen Fußgestell errichtete. Sie ist, im reinsten, einfachsten Styl gearbeitet, ein Meisterwerk.

Jahr 1804.

Im Januar verliessen unsre Reisenden Mexico, um den östlichen Abhang der Cordilleren Neuspaniens zu untersuchen; sie maßen die Vulkane von La Puebla. Sie fanden, daß der Vulkan Popocatepec, den Sonnenschmidt 2557 Toisen hoch erkletterte, höher als der Pic von Oricaba sey, auch maßen sie die große Pyramide von Cholula, ein mysteriöses Werk, aus gebrannten Ziegeln von den Toltequen emporgethürmt, die man bis zum Gipfel ersteigen kann.

In Xalapa, 674 Toisen über das Meer erhaben, genießt man die Früchte aller Himmelsstriche. Die

Temperatur ist höchst gesund. Ein Herr Thomas Murphy, reich und gelehrt, erleichterte ihnen, ihre Versuche in den benachbarten Gebirgen zu machen.

Der Weg nach Perote geht durch undurchdringliche Wälder; indeß arbeitet man jetzt an einer Heerstraße, die unsere Reisenden dreimal mit dem Barometer nivellirten. Sie erstiegen den Cofre, der 162 Toisen höher, als der Pic auf Teneriffa ist.

Man maaß auch den Pic von Orizava, dessen hellleuchtende Ausdünstungen aus seinem Crater, ihn einem untergehenden Sterne ähnlich machen. Ueber seine Länge sind von Ferrer genaue Untersuchungen angestellt.

Nach einem interessanten Aufenthalte stiegen unsere Reisenden nach Vera Cruz hinab, der zwischen beweglichen Sandhügeln liegt, wo das Zurückprellen der Sonnenstrahlen eine erstickende Hitze verursacht. Glücklich entgingen sie dem dort grassirenden, schwarzen Erbrechen.

Sie reiseten mit einer spanischen Fregatte nach der Havannah, um ihre daselbst deponirten Herbaria und Sammlungen in Empfang zu nehmen. Darauf besuchten sie die vereinigten Staaten; ein heftiger Sturm brachte sie in dem Canal von Bahame in die größe Gefahr; er dauerte 7 ganze Tage.

Nach 32 Tagen landeten sie in Philadelphia an, besuchten die Stadt Washington, und kehrten im August 1804. nach Europa zurück. Sie gingen über Bordeaux, und brachten eine große Anzahl Zeichnungen, 35 Kisten mit Sammlungen, und 6000 Arten Pflanzen mit sich.

Edles Betragen eines Negerfürsten.

So wie unter allen Ständen gute und schlechte Menschen sich finden, so trifft man auch unter allen Völkern Menschen von edlem oder unedlem Character an, und selbst unter ungebundenen Nationen findet man oft Beispiele einer treuen, uneigennützigen, großmüthigen Denkungsart, die uns Bewunderung und Hochachtung einflößen. So sind die Neger als eine noch sehr rohe und ungebildete Nation bekannt; man beschuldigt sie der Trägheit, der Neigung zum Stehlen, und mancher anderer Laster; aber auf der andern Seite finden wir auch in den Erzählungen der Reisebeschreiber viele Beispiele von unverbrüchlicher Treue, womit sie ihr Wort halten, von zärtlicher Liebe gegen ihre Kinder, und von mehreren andern edlen Zügen

des

des Charakters. Dahin ist besonders auch folgende Erzählung zu rechnen, die uns Mungo Park in der Beschreibung seiner Reisen im Innern von Afrika mittheilt.

In den Ländern, die an dem grossen Flusse Senegal liegen, theilen sich die Einwohner in Ansehung der Religion in zwei große Sekten, in Mahomedaner (Buschrihns), und in Heiden, (Kafirs, Ungläubige). In manchen Staaten macht die eine, in manchen die andere Sekte die grössern Antheile aus; doch leben sie größtentheils verträglich unter einander. Aber so wie blinder Religionseifer in Europa so häufig Unglück und Unruhen verursacht hat, und in den Hang, die Andersdenkenden gewaltsam zu bekehren, ausgeartet ist, so findet sich auch zuweilen diese Bekehrungssucht bei den Mahomedanern dieser Gegend, die sich für aufgeklärter und weiser halten, als ihre heidnischen Mitbrüder, so unvollkommen und verwirrt auch manchmal ihre eigenen Begriffe seyn mögen; und die nun eifrig daran arbeiten, ihren Glauben allgemeiner zu verbreiten, wenn gleich ihre ganze Religionskenntniß sich nur auf das Hersagen einiger Gebete und Formeln einschränkt.

Von diesem unvernünftigen Religionseifer ließ sich auch Almami Abdulkader, König von Futa Torra, leiten. Während Mungo Park im Königreiche Kasson sich aufhielt, hatte der König dieses Landes Streitigkeiten mit einem benachbarten, dem Könige von Kadschnaga. Unerwartet erschien am 3ten Jan. 1796. eine Gesandtschaft von zehn Personen, die Almami abgeschickt hatte, und die öffentlich bekannt machten: Wofern das Volk von Kasson nicht die mahomedanische Religion annähme, und seine Bekehrung durch öffentliches Hersagen von eilf Gebeten bewiese, so würde er, der König Almami, bei dieser Streitigkeit nicht neutral bleiben, sondern sich mit dem Könige von Kadschnaga verbinden. Diese Botschaft erregte große Unruhe, und da man sich vor einem so mächtigen Könige fürchtete, so beschlossen die Einwohner, sich seinem Willen zu unterwerfen; und da jeder seine eilf Gebete öffentlich hersagte, so wurde dies als ein hinreichender Beweis angesehen, daß sie dem Heidenthume entsagt, und die Lehre des Propheten angenommen hätten.

Dieser Erfolg seiner Bemühungen vermehrte wahrscheinlich noch den Eifer des Königs von Futa Torra, und machte ihn zugleich kühner zu ähnlichen Unternehmungen. Bald darauf schickte er daher in gleicher Absicht eine Gesandschaft an Damel, König der Dschaloffe. Den Gesandten begleiteten zwei der vornehmsten Buschrihns, von denen ein jeder ein großes Messer an der Spitze einer langen Stange trug. Als er bei dem König Damel vorgeführt worden war, trug er erst im Allgemeinen das Verlangen seines Herrn vor, und befahl darauf den Buschrihns, die sinnbildlichen Zeichen ihrer Sendung vorzuzeigen.

Die

Die beiden Messer wurden also vor Damel niedergelegt, und der Gesandte gab darauf folgende Erklärung: „Mit dem einen Messer wird Abdulkader selbst dem Könige das Haupt scheeren, wenn Damel den mahomedanischen Glauben annehmen will; und mit diesem andern Messer wird Abdulkader dem Damel den Hals abschneiden, wen Damel sich weigert, den rechten Glauben anzunehmen; — nun wähle." Damel antwortete ganz ruhig, er habe nicht zu wählen, er wolle sich weder den Kopf scheeren, noch den Hals abschneiden lassen. Als Abdulkader hiervon Nachricht erhielt, fiel er mit einem großen Heere in Damels Länder ein. Die Einwohner, die sich zu schwach fühlten, um ihm im offnen Felde Widerstand zu leisten, nahmen ihre Zuflucht zur List. Bei seiner Annäherung verschütteten sie die Brunnen, die bei der geringen Menge der Quellen in jenen heißen Gegenden unentbehrlich sind; sie zerstörten ihre Vorräthe, nahmen, so viel als möglich, das Ihrige mit sich, und verließen ihre Wohnungen. So lockten sie ihn von einem Orte zum andern, drei Tagereisen weit in ihr Land hinein. Sein Heer litt dabei so sehr vom Wassermangel, daß viele auf dem Marsche starben. Um diesem Uebel abzuhelfen, nahm er seinen Weg nach einem Wasserplatze in den Wäldern; hier löschten seine Leute ihren Durst, und legten sich, von Mattigkeit überwältigt, sorglos in den Schatten, um zu schlafen. Diesen Zeitpunkt benutzte Damel, um seine Feinde anzugreifen, und es glückte ihm, sie völlig zu schlagen. Viele wurden von den Pferden todtgetreten; andere wurden getödtet, da sie zu entfliehen suchten; der größte Theil wurde gefangen genommen.

Unter den Gefangenen befand sich auch Abdulkader selbst. Er erwartete nichts anders, als den Tod; und dies war auch die natürlichste Erwartung, denn in den Kriegen dieser Neger werden die Gefangenen freilich größtentheils als Sklaven verkauft, aber die Oberhäupter und die, welche an dem Kriege einen ausgezeichneten Antheil gehabt haben, werden gewöhnlich getödtet; und außerdem war Damel von seinem jetzt gefangenen Feinde vorher so sehr gereizt und beleidigt, daß dieser kein gutes Schicksal hoffen konnte. Doch Damel zeigte bei dieser Gelegenheit, daß er seinen Gegner nicht blos durch List und Verstand zu überwinden wisse, sondern daß er ihn auch an Seelengröße und Herzensgüte übertreffe. Statt ihm den Fuß auf den Nacken zu setzen, und ihn mit seinem Speere zu durchbohren, redete er ihn vielmehr so an; „Abdulkader, beantworte mir eine Frage! Wenn das Kriegsglück mich zu deinem Gefangenen gemacht hätte, wie würdest du mit mir verfahren seyn?" — „Ich hätte Dir meinen Speer ins Herz gestoßen, und weiß, daß auch ich jetzt dies Schicksal zu erwarten habe," antwortete Abdulkader mit standhafter Kaltblütigkeit. „Nicht so, sagte Damel, mein Speer ist roth genug

von

von dem Blute deiner Unterthanen, die im Gefecht getödtet sind, und ich könnte ihn nicht höher färben, wenn ich ihn auch noch in das deinige tauchte. Durch deinen Tod würden meine Städte nicht wieder aufgebauet, und die Tausende, die in den Wäldern geblieben sind, würden dadurch nicht ins Leben zurückgerufen. Ich will dich also nicht mit kaltem Blute tödten, sondern werde dich als meinen Sklaven hier behalten, bis ich sehe, daß deine Rückkehr in dein Reich nicht mehr gefährlich für deine Nachbarn ist; dann will ich sehen, wie ich es am besten mit dir einrichte." Abdulkader mußte also drei Monate als Sklave arbeiten; nach Verlauf dieser Zeit gab Damel, auf Bitten der Unterthanen von Futa Torra, ihnen ihren König zurück.

Mungo Park versichert die Wahrheit dieser Geschichte, da sie ihm an mehrern Orten erzählt wurde; und da er zuletzt die Bestätigung derselben auch von einigen Sklaven erhielt, die mit Abdulkader zugleich gefangen genommen worden waren.

F.

Sonderbare Aentenjagd.

Nach des du Halde Bericht in seiner Beschreibung des chinesischen Reichs und der chinesischen Tartarei, S. 138. ist in China eine Art wilder Aenten ungemein häufig auf den Wassern und Sümpfen anzutreffen, welche nach dem Genuß der Kürbisse sehr begierig sind. Die Chineser bedienen sich der Kürbisse, diese Näscher damit zu fangen, auf folgende Art: Sie nehmen große getrocknete Kürbisse, worin einzelne kleine Oeffnungen gemacht worden sind, durch welche sie frei Athem schöpfen, und ihre Beute ungehindert beobachten können. In einen solchen ausgehöhlten Kürbiß stecken sie ihren Kopf, und steigen alsdann so tief in das Wasser, daß nichts als dieser Kürbiß über die Fläche desselben hervorragt. Die Aenten, welche dergleichen Früchte oft auf dem Wasser schwimmen sehen, und damit zu spielen, oder davon sich zu nähren gewohnt sind, werden durch den Anblick dieser verdächtigen Lockspeise, deren gefährlicher Hinterhalt ihnen verborgen ist, nicht scheu gemacht, und lassen den verkappten Jägern die Bequemlichkeit, sie unvermerkt bei den Füßen zu erhaschen, sobald sie sich einem dieser gefährlichen Kürbisse nahen. Damit aber das Geschrei der Gefangenen die übrigen sichern Aenten nicht verscheuchen, und die Jagd desto einträglicher seyn möge, brauchen die schwimmenden Jäger die Vorsicht, den erhaschten Raub sogleich unter das

Was-

Wasser zu ziehn, ungestumt zu erdrosseln, und an einem Gürtel, den sie um den bloßen Leib tragen, zu befestigen. Auch die Aegyptier bedienen sich dieser Art, die Aenten zu fangen, und in Carthagena fängt man, wie in der Allgem. Reisebeschr. Th. IX. S. 44. bemerkt wird, auch so die wilden Gänse.

Beantwortungen

der Anfrage im 14ten Stück des hannöverschen Magazins v. d. J. wegen eines zuverlässigen Mittels zu Vertilgung der schädlichen Haus-Ratzen.

1.

Der selige Doctor Riebock, der als Arzt in Hannover gestorben ist, ließ, als er noch in Lüneburg wohnte, durch arme Weiber bittere Mandeln käuen, sie in Pillen formen, und diese in die Höhlen und Gänge der Ratzen, die sich insonderheit in seinem Pferdestalle in Menge aufhielten, hinein legen; und machte in kurzer Zeit die Entdeckung, daß diese Thiere haufenweise crepirten, und endlich ganz verschwanden. Dabey brauchte er aber doppelte Vorsicht; er ließ nemlich, so viel als möglich war, alle Flüssigkeiten entfernen, damit das Ungeziefer nicht saufen, und das Gefressene wieder von sich geben konnte; auch veranstaltete er, daß Hunde und Katzen von den Stellen, wo die Pillen lagen, zurückgehalten wurden, damit sie nichts davon genießen möchten, weil alle blind gebohrnen Thiere, wenn sie solche fressen, ebenfalls crepiren müssen.

Ein alter Proviantbedienter ließ zu Vertreibung jener schädlichen Gäste, deren Vermehrung dem herrschaftlichen Kornboden sehr nachtheilig war, herba abrotani maris, Eberniß oder Stabkraut, Stängelweise, aber etwas dichte an die Stellen legen, wohin sie ihre Gänge hatten, ließ auch, sobald das Kraut den Geruch verlohren hatte, frisches herum streuen, und sahe nun, daß sich das Ratzengeschmeiß verlohr. Ich selbst habe dieses Mittel mit Nutzen angewendet, und halte dafür, daß der so durchdringende Geruch dieses Staudengewächses dem Ratzengeschlechte durchaus zuwider ist, und sie vermöge dieser Eigenschaft verscheucht.

M. — r.

2.

Im Jahre 1790. wurden mir die Hausratzen sehr lästig. Viele Giftmittel brauchte ich vergeblich dagegen. Ein guter Freund rieth mir folgendes Mittel: Ich sollte eine Quantität von dem sogenannten ordinairen grünen Farrenkraute nehmen, und damit räuchern, zuvor aber alles dicht und feste zumachen, damit der üble Geruch desto länger anhalten könne, und 8 Tage damit fortfahren. Dies befreite mich und meinen Nachbar von dieser Hausplage.

M. K.

Neues Hannöverisches Magazin.

28tes Stück.

Montag, den 8ten April 1805.

Fragmente zur früheren Geschichte des Klosters Wienhausen. *)

Obgleich Geschichte überhaupt und im allgemeinen schon für jeden denkenden Menschen ein nicht gemeines Interesse hat, so verweilt doch der Patriot am liebsten bey solchen Erzählungen, die sein Vaterland und seine Vorfahren betreffen. Selbst Notizen über einen Ort, dessen Name in der allgemeinen Weltgeschichte nicht glänzt, der fremden Nationen unbekannt blieb, sind ihm nicht gleichgültig, wenn dieser Ort, wenn selbst dieses Dorf in den Umkreis des Landes gehört, welchem er seine Existenz, seine Bildung, seinen Wohlstand verdankt. Man darf sich daher auch wohl nicht ohne Grund mit der angenehmen Hoffnung schmeicheln, daß auch folgende fragmentarische, das Kloster Wienhausen betreffende Nachrichten einige Theilnahme finden werden.

Den Namen **Wienhausen** soll dieses im Fürstenthum Lüneburg ohngefähr eine Meile von Celle gegen Osten gelegene Kloster **) von den vielen einst dort hausenden Raubvögeln, die im sassischen Dialekte **Wygen**, im hochdeutschen aber **Weihen** heissen und allgemein bekannt sind, erhalten haben. Der Ort hieß deshalb ursprünglich **Wygenhusen**. Die Stifterinn des Klosters aber — so erzählt die Legende — verwandelte diesen Namen in **Wienhusen**, um dadurch anzudeuten, daß die in dasselbe aufgenommenen geistlichen Jungfern sich stets daran erinnern sollten, sie befänden sich gleichsam in einem

*) Man vergleiche J. G. Leuckfelds Antiquitates Katelenburgenses. Leipzig 1713. welchen eine historische Nachricht von Wienhausen beygefügt ist. Red.

**) Wer Neigung hat, sich mit den alten Urkunden selbst zu beschäftigen, muß sehr vorsichtig zu Werke gehen, damit er dieses nicht mit einem andern Benedictiner-Frauen-Kloster Namens Winethausen verwechsele. Letzteres lag über Quedlinburg am Harze bey dem itzigen Dorfe Dalle.

geistlichen Weinberge des Herren und müßten stets dahin streben, als treue Arbeiterinnen darin erfunden zu werden und einen süßen Weingeruch von sich zu geben, wie sie sich nach dem Geschmacke damaliger Zeit ausdrückt.

Die Stifterinn des Klosters nun war die Fürstinn Agnesa, die zu der Zeit, als sie dieses christliche Werk unternahm, im Witwenstande lebte Ihr Gemahl Heinrich der jüngere, ein Sohn des berühmten Heinrichs des Löwen, war Herzog zu Sachsen und Palzgraf am Rhein, hielt sich oft zu Stade und Celle auf, starb aber im Jahr 1227 und ward zu Braunschweig im Stift St. Blasii begraben. Agnesa war von Conrad II., Marggraf von Meissen und Landsberg mit Elisabeth, Herzoginn von Pohlen erzeugt. *) Schon im 16ten Jahre ihres Alters ward sie im Jahr 1204 die 2te Gemahlinn des in Wittwenstand versetzten Herzogs Heinrich; und wiewohl der Wunsch ihres Herzens, Nachkommen von sich zu sehen, nicht erfüllt wurde, so lebte sie doch mit ihm bis an seinen Tod in einer glücklichen Ehe. Um aber ihren Namen auch der Nachwelt auf eine rühmliche Weise zu erhalten, so faßte sie den Entschluß, mehrere Klöster zu stiften. **) Unter diesen war denn auch Wienhausen. Es erhielt seine Existenz im Jahr 1233. Eine ungedruckte Chronik widerspricht indeß dieser Nachricht und erzählt dagegen folgendes: Agnesa habe ihr Kloster im Jahr 1221 erst zu Neuhagen an der Fuse ohnweit Celle gegen Süden angelegt; während der 10 Jahre, in welchen es hier gestanden, seyen daselbst 7 Nonnen gestorben, von deren Gräbern kein Thier auch nur den geringsten Grashalm abzufressen pflege; die Stiftspersonen hätten aber von Wassermücken und andern giftigen Würmern, wie auch von der an diesem sumpfigen Orte sehr ungesunden Luft viel leiden müssen; die Fürstinn Agnesa habe daher nach abgelaufener zehnjährigen Frist Gott angefleht, ihr einen andern Wohnort zu zeigen; ihre Bitte sey in einem Gesichte erfüllt worden; Gott habe ihr die mit vielen Dornen und Bäumen bewachsene Gegend, wo jetzt

*) Eine geschriebene Chronik von diesem Kloster sagt zwar, ihr Vater sey Graf von Hessen und ihre Mutter eine Landgräfinn von Baden gewesen, hat aber nach dem einstimmigen Zeugniß aller gedruckten Nachrichten hierin sicher Unrecht.

**) Auch Isenhagen, welches in der Folge nach Marienrode bey Hildesheim transferirt wurde, ist von dieser Fürstinn fundiret. Andere behaupten, daß nicht minder das zwischen Halberstadt und Helmstädt gelegene Augustiner Kloster Hamersleben von ihr gestiftet worden; irren aber hierin gewiß, da dieses schon 1108. existirte. — Ueberhaupt aber machten sich die Gemahlinnen Heinrichs des jüngern in dieser Hinsicht um die Nachwelt sehr verdient. Denn seine erste Gemahlinn, eine Tochter Herzogs Conrad von Schwaben stiftete auch zu Stade ein Kloster.

jetzt Wienhausen stehet, gezeigt; allein der damalige Besitzer derselben, ein Edelmann, mit Namen **Berthold von der Woldesburg** habe sich anfangs durchaus nicht entschließen wollen, diesen Platz an die Fürstinn abzutreten; hierauf sey er gleichsam durch zwey auf seinem Hause sitzende schneeweiße Tauben zur Nachgiebigkeit ermuntert worden; endlich wäre auch mitten im Sommer um Johannis eine ziemliche Strecke daselbst mit Schnee bedeckt worden; dieses unerhörte Wunder habe ihn dermaßen mit Staunen und Schrecken erfüllt, daß er nun diesen Ort freywillig an die Fürstinn geschenkt und ihr erlaubt habe, das Kloster auf dem Platze, wo der Schnee gelegen, zu bauen."

Daß aber alle diese Angaben ganz ungegründet sind, ergibt sich aus dem noch vorhandenen Stiftungsbriefe des Bischofs **Conrad** von Hildesheim, zu dessen Diöces jene Gegend gehörte, vom Jahr 1233. Wäre auch nur etwas dem hier Erzählten ähnliches vorgefallen, er würde es gewiß nicht übergangen haben — — er erwähnt dessen aber mit keiner Sylbe.

Auf Verlangen der Stifterinn mußte dieser Bischof dann das Kloster Wienhausen der heiligen Jungfrau **Maria** und dem heiligen **Alexander** zu Ehren einweihen. Zwar soll sie anfangs willens gewesen seyn, es dem heiligen **Laurentius** zu übergeben, allein als sie einmal in der neuen Kirche war — so berichtet die Legende — so erschien ihr der heilige Alexander in Gestalt eines schönen majestätischen Jünglings und erklärte ihr, daß er der Patron dieses Orts seyn wolle. Als sie ihn dafür anerkannte, versprach er den einzuführenden Nonnen: 1. daß er sie bey unverletzter Jungfrauschaft erhalten; 2. daß er ihnen nothdürftigen Unterhalt darreichen und 3. sie gegen ihre Beleidiger schützen wolle. Der heilige Laurentius ward indeß zum Mitpatron angenommen. *)

Die in das neue Kloster eingeführten Nonnen kamen aus dem ohnweit Goslar liegenden Kloster **Wöltingerode** und folgten der Regel des **Cistercienser-Ordens.**

Agnes dotirte ihr Kloster sehr reichlich und beschenkte es auch mit manchen Zierrathen; auch die benachbarten braunschweigischen und lüneburgischen Herren und Fürsten nahmen sich demnächst desselben rühmlichst an. Kaiser **Wilhelm, Graf von Holland,** nahm

*) Ein alter Schriftsteller * sagt bey dieser Gelegenheit sehr naiv: „Ob aber der erstere seine gegebene Parole in allen dreyen Stücken richtig gehalten, mögen andere, die Lust zu solchen Dingen haben, untersuchen." Uebrigens war dieser Alexander der Sohn der heiligen Felicitas und starb als Märtyrer. Den vollständigen Körper desselben erhielt Waltbert, ein Enkel des großen Witikinds, als er nach Rom eine Wallfahrt unternommen hatte, um Reliquien zu sammlen, vom Pabst Leo III. im Anfange des 9ten Jahrhunderts zum Geschenk und stellte ihn in Wigaltingohusen — dem jetzigen Wildeshausen — auf.

* Leuckfeld S. 114. Red.

es in seinen Schutz und confirmirte es, und Pabst Innocentius IV. ertheilte ihm sein väterliches Privilegium. Die Stifterinn hielt sich hier auch größtentheils auf und ward nach ihrem 1266 erfolgten Ableben in dem Kloster zu Wienhausen begraben. *)

Die Namen der Aebtissinnen, die diesem Kloster vorstanden, findet man noch alle aufgezeichnet. Es mögen hier aber nur diejenigen erwähnt werden, die in einer oder der andern Hinsicht sich auszeichneten, oder unter denen sich etwas merkwürdiges zutrug.

Die erste hieß Evcza und lebte bis 1241.

Luthgard III. genoß diese Würde vom Jahr 1349 bis 1365. Zu ihrer Zeit wüthete die Pest heftig im Lande. Sie erbauete deshalb dem heiligen Fabianus und Sebastianus zu Ehren eine Capelle. Der Bischof von Hildesheim weihete sie ein — und die Pest verschwand alsbald.

Mat ildis von Basen wollte ungern im Jahr 1392 Aebtissinn werden.

Catharina, geborne Gräfinn von Hoya wurde 1433 von einigen Conventualinnen sehr jung zur Aebtissinn gewählt. Die grossen Zwistigkeiten, die ihrethalben im Kloster entstanden, bewogen sie, zu resigniren.

Gertrud Klize starb schon im 4ten Jahre nach ihrer Wahl aus Gram über die vielen Widerwärtigkeiten, die sie erfahren mußte im Jahr 1440.

Marhildis II. von Obberhusen war großmüthig genug, zu resigniren und die Abtey vor der Confirmation an schon vorhin erwähnte

Catharina, Gräfinn von Hoya abzutreten. Da aber nicht alle Conventualinnen damit zufrieden waren, so entsprangen hieraus aufs neue manche Streitigkeiten. — Sie stiftete die St. Annen-Capelle, welche vorhin ein Fräulein Zimmer gewesen war. Im Jahr 1442 weihete der Hildesheimsche Bischof sie zur Ehre der heiligen Anna, Johannis des Täufers, Theodors, Valentin's, Cyriacus's und anderer Heiligen. Catharina erhielt für dieselbe vielen Ablaß von einigen Cardinälen und Bischöfen, wie auch die Freyheit, zur Zeit eines päbstlichen Interdicts mit ihren Jungfern sich hier versammlen und in der Stille ihren Gottesdienst halten zu dürfen. —

Auch hier war zu dieser Zeit, wie in andern Klöstern, die Klosterzucht sehr verfallen. Der Landesherr, Herzog Otto von Lüneburg ward dadurch bewogen, daselbst eine Visitation und Reformation anzustellen. Er kam daher

*) Berntenii Chronicon Marienrod. in Leibnitii Script. Rer. Brunsvic Tom. 2. p. 434 „Dicta vero illustris Domina Agnes antequam plena dispo„suisset de rebus monasterii præfati Isenhagen abdormivit in Domino „ipso die Calendarum Januarii, sepultaque est in monasterio virginum „in Wynhusen, quod et ipsa primum, ut dictum est, de rebus „suis largissime fundaverat, ubi in Domino quiescens tubam novis„simam exspectabit."

her selbst in der letzten Woche vor Advent im Jahre 1469 im Kloster Wienhausen an und hatte als Reformatoren bey sich die hildesheimischen Aebte von St. Michaelis und Godehardi, wie auch die Aebtissinn von Derenburg **Sophie von Schulenburg**, den Prior in der Sülte, **Johann Busch** und einige Chor-Jungfern. Man fand hier, daß die schon über 70 Jahr alte Aebtissinn Catharina mit ihren Untergebenen in keinem guten Vernehmen stand und daß alle Nonnen wider die Regel ihres Ordens Eigenthum besaßen. Sie hatten nemlich eine gemeinschaftliche Lade und in dieser mehrere abgesonderte Fächer. Eine einzige führte dazu den Schlüssel. Jede legte dahin sowohl das von ihren Verwandten als auch das vom Kloster erhaltene Geld. Die Besitzerinn des Schlüssels öffnete einer jeden auf Verlangen den Kasten, erlaubte ihr, ihr **eigenes** Geld herauszunehmen und verschloß ihn darauf wieder. Denn jede kaufte sich von dem ihr eigenthümlich zugehörenden Vermögen Kleider und Speise, weswegen denn manche in Ueberfluß lebten, andere dagegen hungern und darben mußten. Und so glaubten die guten Schwestern die Regel des Ordens, kein Eigenthum zu haben und gemeinschaftlich zu leben, aufs genaueste zu erfüllen, weil das nicht gemeinschaftliche Geld doch wenigstens an einem **gemeinschaftlichen Orte** aufbewahrt werde. — Als der Herzog vorzüglich diese Unordnungen abzustellen im Begriff war, so widersetzte sich ihm die Aebtissinn *) und betrug sich nebst ihren

*) Der ganze Hergang ist von einem Augenzeugen, dem Prior **Johann Busch** in seiner Abhandlung: De reformatione monaster. bey Leibnitz so weitläuftig und zugleich so interessant beschrieben, daß ich mich nicht enthalten kann, wenigstens folgendes auch hier daraus zu entlehnen. Kaum waren die Visitatoren im Kloster angelangt, so ließen sie läuten, um dadurch die Aebtissinn und den ganzen Convent, weil es gerade Winter war, ins Refectorium einzuladen. Sie insinuirten ihnen die Commission und gaben zu erkennen, daß sie die Erklärung jeder einzelnen Dame besonders darüber gerne vernehmen möchten. Sie stellten daher der Aebtissinn zuerst die Nothwendigkeit einer Reformation vor. Diese erwiederte aber mit der größten Heftigkeit: „So wie ich vor 40 Jahren die Ordnung in diesem Kloster vorgefunden und diese Zeit hindurch auch selbst beobachtet habe, so soll es bleiben und nichts geändert werden.“ — So wohl der Herzog als auch die Aebte gaben sich Mühe, sie mit der größten Sanftmuth zur Nachgiebigkeit zu bewegen — aber vergebens; sie ward daher gebeten, abzutreten. Man rief nun die Priorinn und fragte sie, ob denn sie nicht nach der Regel des heiligen Benedicts leben wolle, wie sie doch angelobet habe? Sie antwortete aber eben so wie die Aebtissinn. Eine ältere hierauf gefragte Schwester ließ sich eben so vernehmen. — Weil die Anzahl der Nonnen zu groß war und es zu viele Zeit geraubt haben würde, sie alle einzeln nach der Reihe zu fragen, so sagte der Herzog: „Der Herr Bischof und ich wollen, daß ihr euch reformirt; dies muß geschehen. Welche von euch nun hierin willigt, die trete auf die rechte, welche sich hiezu aber nicht

ihren Jungfern so ungebührlich, daß sie sämmtlich in Verwahrsam genommen und erstere ins Kloster Derenburg, einige der letztern aber nach Bockelschampe und Winsen abgeführt wurden. —

Von den Reformatoren wurde demnächst im Jahr 1470 die bisherige Priorinn von Derenburg

Susanna Portstock, von Bokeln gebürtig, zur Aebtissinn in Wienhausen ernannt. Sie führte wieder eine strengere Zucht ein und brachte das Kloster in Aufnahme. Die vorige Aebtissinn Catharina ward endlich auch wieder in Wienhausen zu Gnaden aufgenommen, mußte sich aber der Herrschaft begeben und ein stilles eingezogenes Leben führen. Im Jahr 1474 fand sie dann endlich auch ihre Ruhe im Grabe, die ihr hienieden ihres unstäten Charakters wegen nicht beschieden war. Susanna half im Jahr 1500 das Kloster Medingen reformiren, starb aber daselbst 1501 am Dienstage nach Rogate. Ihr Leichnam wurde indeß nach Wienhausen gebracht. In ihrer Würde folgte ihr

Catharina Reinstedt aus Lüneburg gebürtig. Sie wurde in Gegenwart der Aebtissinnen von Derenburg und Medingen durch den Abt zu Ridbags-

nicht entschließen kann, auf die linke Seite des Refectoriums." — — Trotzig und ohne sich lange zu bedenken, gingen alle Damen auf die linke Seite. — Die Visitatoren begaben sich nun in die Präpositur und berathschlagten, was zu thun sey? Der Secretair des Herzogs wurde als Notarius gebraucht und mußte ein Instrument darüber aufnehmen. Der Herzog, ein Officier und die übrigen Vasallen wurden als Zeugen aufgerufen. Am folgenden Morgen gingen der Abt und der Prior Busch mit dem Notarius und den Zeugen wieder zu den Nonnen. Der Abt von St. Michaelis nahm das Wort und sagte: „Frau Aebtissinn! wegen eures hohen Alters, eurer mannigfaltigen Schwächen und vornehmlich, weil ihr gestern sagtet, ihr wolltet euch nicht reformiren, sondern alles beym Alten lassen, so muß ich euch von eurem Amte suspendiren im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." — Der Prior Busch schrie darauf mit lauter Stimme: Amen! Auf gleiche Weise wurden auch alle übrige ihrer Aemter entsetzt. Man beschloß hierauf, die alte Aebtissinn in ein anderes Kloster zu bringen, damit sie der Reformation nicht dennoch Hindernisse in den Weg lege. Die Aebtissinn von Derenburg war in einem bedeckten Wagen gleichfalls nach Wienhausen gekommmen. Die abgesetzte Aebtissinn fand sich nun, man weiß nicht, weswegen? — wieder mit 9. Nonnen in der Probstey ein. Der Herzog rief sie in ein anderes benachbartes Zimmer allein und sagte ihr: „Liebste Domina! ich bitte euch, in einem bedeckten Wagen ins Kloster Derenburg zu fahren und unter euren dortigen Ordensschwestern einige Zeit zu bleiben, damit ihr die hiesige Reformation nicht hindert." — Sie antwortete: „Nein, das will ich durchaus nicht. Ich will in meinem Kloster bleiben, wohin mich meine Aeltern geschickt haben und wo ich fast 40 Jahre Aebtissinn gewesen bin." Der Herzog sagte noch einmal: „Ich bitte euch, liebste Domina! thut es doch; es muß geschehen." Sie entgegnete: „Eure Aeltern haben mich hier in meinem Kloster gelassen;

Ihr

dagshausen eingeführt. Sie stand ihrem Kloster sehr lange vor und machte sich um dasselbe durch ihre Neigung zum Bauen nicht wenig verdient. Bey dem Landesherrn aber kam sie — ob mit Recht oder mit Unrecht, kann hier nicht untersucht werden — in den Verdacht, als lebe man in diesem dem Herren geweiheten Gebäude nicht immer ganz keusch und züchtig, wenn man diese Worte nemlich strenge definiren wolle. Sie mußte sich daher entschließen, das Kloster mit einer festen Mauer umgeben zu lassen. Zu ihrer Zeit nahm die evangelische Reformation in dem cellischen Lande und folglich auch in Wienhausen ihren Anfang. Denn als die regierenden Landesherren, Herzog Ernst zu Celle, der Stammvater des jetzigen Chur- und Fürstlich-Braunschweigischen Hauses, und sein Bruder Franciscus die gereinigte Lehre angenommen hatten, so riefen sie nicht nur ihre Prinzessinn Schwester Apollonia, welche schon in Wienhausen Profession gethan hatte, aus diesem Kloster heraus und ließen sie zu Celle nach der neuen Weise unterrichten, sondern sendeten auch 1529 zwey evangelisch lutherische Prediger dahin, um auch die übrigen Conventualinnen eines

bessern

Ihr müßt mir hier auch meinen Aufenthalt ferner gönnen." Diese Worte wiederhohlte sie wie eine Furie mehrere mal. Der Herzog rief die beyden Aebte und den Prior Busch und klagte ihnen seine Noth. Letzterer gab den Rath, sie mit Güte aus der Probstey auf den Hof zu führen, damit nicht die übrigen anwesenden 9. Nonnen herzuliefen und ihre Vorsteherinn durch Geschrey zu befreyen suchten. Dies geschahe. Sie glaubte, sie solle wieder ins Kloster geführt werden; allein der Abt Heinrich von St. Michaelis ergriff sie bey dem einen, und oben erwähnter Prior bey dem andern Arme und leiteten sie an den schon im Klosterhofe mit Pferden bespannten Wagen. Beyde sagten ihr nun: „Gute Domina! Ihr müßt diesen Wagen besteigen." Sie antwortete: „Das will ich nicht." Man zog sie daher sanft beym Aermel heran und ermahnte sie noch einmal, sich in ihr Schicksal zu fügen. „Nun — sagte sie — wenn ich denn durchaus weg soll, so erlaubt mir, zuvor meinen Schwestern ein Lebewohl zu sagen." Sie erhielt aber zur Antwort: „Das wollen wir schon ganz gut in eurem Namen besorgen." — Als sie hiemit also auch nichts ausrichten konnte, so sagte sie: „Ich bin ja noch im Nachtkleide, so wie ich heute Morgen aufgestanden bin: erlaubt mir doch, mich erst umzukleiden." Ihre Begleiter antworteten: „Wir wollen euch schon alles nöthige nachschicken; für jetzt besteigt nur den Wagen." Man setzte eine kleine Leiter an, sie mußte endlich nachgeben, setzte sich in den hintern Theil des Wagens und — fuhr endlich glücklich ab. — Des Anstandes halber mußte eine Nonne aus Wienhausen und eine aus Derenburg sie begleiten. Der Beichtvater aus Derenburg J. Hantzelmann ritt neben dem Wagen her und wußte dafür Sorge tragen, daß man ihnen in Derenburg auf eine anständige Weise begegnete. — Als man hierauf das Kloster durchsuchte, fand man nur 100 Mark Lübisch vorräthig, da eben so viel und vielleicht noch mehr schon vorher heimlich an Auswärtige verliehen war.

bessern zu belehren. Letztere waren aber nicht sehr folgsam, sondern blieben mit ihrer Aebtissinn hartnäckig bey dem Hergebrachten. Es ward daher auf obrigkeitlichen Befehl die Messe abgeschafft, das lateinische Singen verboten, die Anrufung der Heiligen gehindert und das Abendmal unter beyderley Gestalten zu nehmen verordnet. Und wiewohl die geistlichen Schwestern unter strenge Aufsicht genommen wurden, so bemüheten sie sich doch heimlich in ihrem Reventer ihren Gottesdienst zu halten. Die Aebtissinn ging 1531 nach Hildesheim ins Marien-Magdalenen-Kloster und hielt sich daselbst in Hoffnung anderer Zeiten auf; erst im Jahr 1537 kehrte sie nach Wienhausen zurück und ermahnte ihre Untergebenen zur Beständigkeit in der römischen Religion. Herzog Ernst kam daher 1543 wieder ins Kloster und suchte die Stiftspersonen mit Güte zur Annahme der evangelischen Religion zu bewegen; als aber dies nicht fruchtete, so bediente er sich seiner Gewalt, ließ die lateinischen Gebetbücher und Reliquien wegnehmen, deutsch singen und gab den strengen Befehl, die evangelischen Predigten fleißig zu besuchen und andächtig anzuhören. Dennoch blieb die Aebtissinn ihrem alten Glauben getreu. Erst nach ihrem Tode 1549 konnte die Reformation nach ihrem ganzen Umfange im Kloster vor sich gehen.

Unter der Aebtissinn **Catharina von Langeln**, welche 1587 eingeführt ward und 1609 starb, wurde im Jahr 1602 **deutsche Psalme zu singen und zu beten verordnet.**

Ihre Nachfolgerin **Christina Habekost** mußte wegen des 30jährigen Krieges viel ausstehen, 1626 mit ihren Conventualinnen nach Celle und andern Orten flüchten und starb 1644.

Die Zahl aller Aebtissinnen bis zu Ende des 17ten Jahrhunderts beläuft sich auf 31.

(Der Schluß folgt.)

Bitte.

Schon seit 3 Jahren beschäftige ich mich zu meinem Vergnügen mit der Melonentreiberey, allein noch nie habe ich zu der Zeit, wenn Gärtner und andere Melonenliebhaber reife Früchte bekommen, meinen Zweck erreicht gesehen, wahrscheinlich muß ich also bey der Behandlung der Mistbeete, wie auch bey dem Melonenbau selbst einen wichtigen Fehler begehen: würde daher wohl nicht ein Kunstverständiger, eine auf Erfahrung sich gründende, und das Ganze des Melonenbaues umfassende practische Abhandlung in diesen Blättern bekannt zu machen, die Güte haben wollen?

M. v. W.

Hannöverisches Magazin.

29tes Stück.

Freitag, den 12ten April 1805.

Fragmente
zur frühern Geschichte des Klosters Wienhausen.

(Schluß.)

Von den in Wienhausen gewesenen Pröbsten will ich hier nur folgende nahmhaft machen.

Der erste hieß **Werner**. Er stand dem Kloster bis 1245. vor, und verschaffte demselben durch seine Betriebsamkeit mehrere Zehnten, unter andern zu Lopke, Winstede, Stedden, Banteln, Gackenholz ꝛc., wie auch einige Güter zu Bethmer, Elstring, Wiegenrode ꝛc.

Conrad, welcher 1309. starb, ließ das Jungfern-Chor erbauen.

Johannes III., sonst genannt Holthusen, ward 1411. Probst, und verwaltete sein Amt 22 Jahr. Er handelte sehr gewissenlos, und versetzte und verschleuderte mehrere Klostergüter. Zwölf Conventualinnen setzten ihn daher ab, konnten jedoch nicht die Einwilligung der Aebtissin erlangen.

Sein Nachfolger **Hermann Licken** fand deshalb 1434. nur einen geringen Vorrath, und mußte anfangs von seinem eigenen Vermögen leben.

Helmoldus Bisping, welcher 1446. sein Amt antrat, wurde, da der Landesherr das Kloster reformiren wollte, zugleich mit der Aebtissin Catharina von Hoya abgesetzt.

Diererich Tyze, der statt seiner gewählt ward, vermachte sein ganzes Eigenthum dem Kloster, und starb in einem sehr hohen Alter 1479.

Heinrich Wettemann ließ 1486. das abgebrannte große Vorwerk wieder erbauen, und segnete das Zeitliche 1489.

Heinrich Schrader wurde nach 6 Jahren 1496. wieder abgesetzt, weil er das Beste des Klosters nicht beförderte.

Verzeichniß derer Kinder, welche den 31ſten März 1805.

Namen:	Gebürtig:	Alter Jahr	Eltern ſind geweſen;
Georg Wilhelm Menſing	aus Hannover	14	der Vater iſt im Militair
Ernſt Auguſt Frien	aus Celle	14 ½	der Vater iſt Bedienter geweſen
Conrad David Warnecke	aus Hannover	15	der Vater iſt im Militair geweſen
Conrad Wilhelm Henneberg	aus Hemmendorf	15	der Vater iſt Schloſſer geweſen
Johann Andreas Burggraf	aus Uslar	14	der Vater iſt ein Schuhmacher
Georg Friedrich Oetking	aus Hannover	14	der Vater iſt im Militair geweſen
Friedrich Ulrich	aus Hannover	14	der Vater iſt ein Kaufmann geweſen
Ernſt Ludewig Schleper	aus Hannover	14	der Vater iſt im Militair geweſen
Hermann Wilhelm Müller	aus Hannover	14 ½	der Vater iſt ein Gärtner geweſen
Anna Maria Meyern	aus der Garten-Gemeine	14	der Vater iſt ein Gärtner
Carolina Heſſen	aus Hannover	14	der Vater iſt ein Goldſchmidt geweſen

auf hiesigem Arbeitshause confirmirt sind.

Haben allhier folgende Arbeit verrichtet:	Sind allhier gewesen: Jahr	Mon.	Tage	Wollen lernen:	Anmerkungen:
hat Baumwolle gesponnen	4	8	—	wünscht in Condition zu kommen	
hat Gurten gewebet	9	1	4	will die Handlung lernen	kömmt beim Kaufmann Egersdorf zu Lüneburg in die Lehre.
hat Garn gespuhlet	5	—	16	will ein Schuster werden	
hat Garn gespuhlet	4	10	29	will ein Schuster werden	
hat Wolle gesponnen	2	3	23	will die Handlung lernen	kömmt beim Kaufmann Egersdorf zu Lüneburg in die Lehre.
hat Gurten gewebet	8	2	—	will ein Leineweber werden	
hat Garn gespuhlet	—	5	21	will ein Schneider werden	
hat Garn gespuhlet	3	2	15	will ein Bäcker werden	kömmt beim Bäcker-Amtsmeister Elster in die Lehre.
hat Baumwolle gekratzt	1	6	29	will ein Schlösser werden	
hat Baumwolle gesponnen	2	5	9	wünscht in Condition zu kommen	
hat Baumwolle gesponnen	8	4	6	desgleichen	

Digitized by Google

Meteorologische Beobachtungen in Göttingen.

Monat März 1805. *)

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind.		
1	6¾	29 07	33	0	☽	W	2	—
	2	29 16	43	5	S. ℓ.	W	2	—
	10	29 21	34	1	tr.	—	1	—
2	6¾	29 30	33	0	vl. S.	NW	1	— 2
	2	29 63	37	2	tr.	NW	1	— 2
	10	29 63	33	0	S.	—	1	— 2
3	6¾	29 73	33	0	S. ℓ.	NW	1	—
	2	29 90	39	3	S. ℓ.	NW	1	—
	10	30 08	34	1	tr.	—	0	— 1
4	6¾	30 05	29	—1	w.	NW	0	— 1
	2	29 95	36	2	schl. S.	WSW	0	— 1
	10	29 87	37	2	tr.	—	1	—
5	6¾	29 62	39	3	r.	W	1	—
	2	29 62	43	5	r.	W	1	—
	10	29 63	39	3	R.	—	1	— 2
6	6½	29 65	39	3	r.	W	1	—
	2	29 67	44	5	R.	W	1	— 2
	10	29 71	38	3	vl. R.	W	1	— 2
7	6½	29 87	30	—1	d. W.	NNO	1	— 2
	2	30 03	32	0	l. W.	NNO	1	— 2
	10	30 12	28	—2	w.	—	1	—
8	6½	30 10	27	—2	tr.	ONO	0	— 1
	2	30 09	32	0	tr.	ONO	1	— 2
	10	30 01	30	1	tr.	—	1	—
9	6½	29 84	28	—2	S.	O	1	— 2
	2	29 74	32	0	w.	O	2	—
	10	29 64	31	0	tr.	—	—	2
10	6½	29 53	29	—1	l. W.	SSW	—	2
	2	29 59	44	5	w.	S	2	—
	10	29 70	38	3	w.	—	1	— 2
11	6½	29 73	38	3	w.	W	1	— 2
	2	29 91	45	6	tr.	W	1	— 2
	10	30 02	39	3	tr.	—	—	1

*) Die Anzeige und Beschaffenheit der Instrumente und Maaßen, deren man sich bedient, s. St. 59. d. Mag. v. J. 1802. S. 929.

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind		
12	6½	30 09	32	0	l. W.	SW	0 —	1
	2	30 19	53	9	l. W.	W	1 —	
	10	30 22	41	4	h.	—	0 —	1
13	6½	30 17	40	4	tr.	SW	0 —	1
	2	30 17	57	11	h.	SW	0 —	1
	10	30 14	40	4	h.	—	0 —	1
14	6¼	29 99	32	0	l. W.	S	0 —	1
	2	29 88	60	12	l. W.	S	1 —	2
	10	29 78	46	6	l. W.	—	1 —	
15	6¼	29 67	44	5	w.	S	0 —	1
	2	29 71	58	12	b. W.	W	1 —	
	10	29 80	45	6	R.	—	0 —	1
16	6¼	29 85	42	4	tr.	NW	0 —	1
	2	29 95	48	7	l. W.	NW	0 —	1
	10	29 94	38	3	l. W.	—	0 —	1
17	6¼	29 92	30	—1	h.	SW	0 —	1
	2	29 91	52	9	h.	SW	1 —	
	10	29 91	45	6	h.	—	0 —	1
18	6¼	29 83	33	0	h.	S	0 —	1
	2	29 87	59	12	h.	S	0 —	1
	10	29 88	48	7	l. W.	—	0 —	1
19	6¼	29 89	37	2	l. W.	SSO	0 —	1
	2	29 97	57	11	h.	N	—	1
	10	29 98	43	5	h.	—	0 —	1
20	6¼	29 97	41	4	tr.	NW	0 —	1
	2	29 99	50	8	w.	NW	1 —	
	10	29 99	41	4	tr.	—	—	1
21	6¼	29 93	38	3	tr.	NO	1 —	
	2	30 01	39	3	tr.	ONO	1 —	2
	10	30 06	34	1	l. W.	—	1 —	
22	6	30 06	28	—2	l. W.	O	1 —	2
	2	30 10	40	4	h.	O	2 —	
	10	30 08	31	0	h.	—	1 —	2
23	6	30 05	26	—3	h.	O	1 —	
	2	30 13	40	4	h.	O	1 —	2
	10	30 11	29	—1	h.	—	—	1

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F. R.	Wetter	Wind		
24	6	30 06	23 —4	h.	ONO	—	1
	2	30 09	39 3	l. W.	NO	2	—
	10	30 07	30 —1	h.	—	1	2
25	6	30 00	30 —1	l. W.	NO	0	1
	2	29 97	40 4	l. W.	N	1	2
	10	29 93	27 —2	h.	—	1	—
26	6	29 84	23 —4	l. W.	O	0	1
	2	29 87	32 0	S. l.	O	1	2
	10	29 80	26 —3	tr.	—	—	1
27	6	29 82	24 —4	w.	NNO	1	—
	2	29 86	32 0	S.	NNO	1	—
	10	29 87	27 —2	tr.	—	—	1
28	6	29 87	27 —2	S. l.	N	1	—
	2	29 94	34 1	S.	N	1	—
	10	30 00	26 —3	tr.	—	0	1
29	6	29 98	29 —1	tr.	W	0	1
	2	29 99	33 0	S.	N	1	—
	10	30 00	30 —1	tr.	—	0	1
30	6	29 96	30 —1	S.	N	0	1
	2	29 98	40 4	l. W.	N	0	1
	10	29 98	28 —2	l. W.	—	0	1
31	6	29 90	23 —4	l. W.	O	0	1
	2	29 95	36 2	l. W.	O	1	2
	10	29 96	26 —2	h.	—	1	—

F. C. PV.

Hannöverisches Magazin.

30tes Stück.

Montag, den 15ten April 1805.

Anleitung zu der Anzucht und bessern Cultur des Sommer- und Winter-Blumenkohls im freien Lande, zur Saamen-Erziehung von demselben, zu dessen Schützung gegen das ihm schädliche Ungeziefer, auch Conservation desselben im Winter.

Der Blumenkohl (Brassica oleracea Botrytis L.) ist unstreitig eins der wohlschmeckendsten und gesundesten Gemüse; mithin verdient er in jeder Hinsicht, daß man auf seine Erziehung und Cultur die gehörige Aufmerksamkeit und Sorgfalt verwendet. Die gewöhnliche Methode, ihn zu erziehen und zu cultiviren, ist, wie die Erfahrung lehrt, nicht die richtigste, indem nicht allein oft ganze Anpflanzungen fast gänzlich fehlschlagen, sondern auch selten recht große, weisse und dichte Köpfe erzielt werden. Ein solcher Mißwachs wird dann gewöhnlich der Witterung zur Last gelegt, da er doch fast jederzeit durch ein unrichtiges Verfahren bei der Behandlung dieses vortrefflichen Gewächses veranlaßt wird. Gewöhnlich wird der Grund dazu schon bei der Erziehung der Pflanzen gelegt, indem diese entweder im Frühlinge auf Mistbeeten gezogen, und dadurch theils an sich selbst schon verzärtelt, theils aber durch den engen Stand schmächtig und hochstänglich, oder in Geschirren durchgewintert werden, worin sie sich gewöhnlich überwachsen. Von solchen Pflanzen kann man nie gute, große und feste Köpfe erwarten, vielmehr gerathen sie gewöhnlich gleich Anfangs, sobald sie nur angeschlagen sind, in einen starken unnatürlichen Trieb, und liefern dann zwar schnell Blumenköpfe, welche aber klein, und nicht von sonderlicher Güte sind. Man verliert also dabei sowohl in Absicht der Güte der Früchte, als in Absicht des Ertrages, indem ein gleiches Beet

mit dieser vortreflichen Kohlart bestellt, sicher einen drei bis viersach stärkern Ertrag durch größere vollkommnere Früchte, bei einer gehörigen Behandlung dieses Gewächses, gewährt.

Der bekannte, und um den Gemüsegartenbau so sehr verdiente Lüder, hat in seinem vortreflichen Werke über die Erziehung und Behandlung der Gartengewächse, eine sehr weitläuftige Abhandlung über die Erziehung und Cultur des Blumenkohls geliefert, in welcher er die Regeln, nach welchen derselbe von dem Pflanzenbeete an, bis zur Einerndtung behandelt werden soll, genau und deutlich vorgetragen hat. Die Methode dieses würdigen Schriftstellers ist indessen theils sehr umständlich, theils aber, so viel den Winterblumenkohl betrifft, nicht für jeden, sondern blos für den Gartenbesitzer anwendlich, welcher die Kosten nicht scheuet, die mit der Lüderschen Methode der Behandlung des Blumenkohls verbunden sind, und die manchem Gartenfreunde, der nicht bemittelt genug ist, es unmöglich machen, auf die vorgeschriebene Art dieses Gemüse zu erziehen, andere aber desfalls davon abschrecken, weil der Blumenkohl dadurch zu sehr vertheuert wird.

Eine weit einfachere Art der Erziehung dieses köstlichen Gartengewächses, hat der Herr von Essen in dem dritten Stücke des allgemeinen teutschen Gartenmagazins von verwichenem Jahre, welches von dem Landes-Industrie-Comtoir zu Weimar verlegt wird, bekannt gemacht, — eine Methode, welche ich mit einigen Abänderungen schon einige Jahre mit ziemlich gutem Erfolge, und noch dazu in einer nicht ganz günstigen Lage eines kleinen Gärtchens, zur Anwendung gebracht habe.

Da indessen der Blumenkohl doch bei dieser Methode die Güte und Vollkommenheit nicht erlangt hat, welche er eigentlich haben muß; so werde ich in diesem Jahre noch einige demnächst zu bemerkende Abänderungen in meinem bisherigen Verfahren machen, von welchen ich einen, meinem Endzwecke, Blumenköpfe von der möglichst besten Güte, Größe und Vollkommenheit zu erzielen, völlig entsprechenden Erfolg mit Gewißheit erwarten zu können glaube.

Diese Verbesserungen der bisherigen Cultur-Methode, vorzüglich aber die Aufforderung eines Freundes, dem die zeither erschienenen Abhandlungen über die Cultur des Blumenkohls nicht vollständig genug zu seyn dünkten, und welcher besonders eine vollständige Belehrung über die Cultur des Blumenkohls im freien Lande, vom Pflanzebeete an, bis zur Einerndtung, zu erhalten wünschte, vermochten mich dahin, die in mehreren Werken und Journalen zerstreuet liegenden Regeln, Vorschriften und Cautelen, in so fern ich selbige größtentheils selbst durch die Erfahrung bewährt gefunden hatte, zu sammeln, und durch Vereinigung derselben eine möglichst genaue und vollständige Anleitung zur bessern Cultur des Blumenkohls zu entwerfen.

Ob nun gleich diese Anleitung bloß für einen Freund bestimmt war, so trage ich doch kein Bedenken, dieselbe wegen ihrer Gemeinnützigkeit, und weil die wenigsten Gartenfreunde die neuern Schriften über die Gärtnerei lesen, dem Wunsche mehrerer Gartenliebhaber, welche diese Abhandlung gelesen haben, gemäß, öffentlich bekannt zu machen. Ich lege a so selbige hiemit Gartenliebhabern (denn für diese ist sie nur bestimmt), welche entweder zu ihrem Vergnügen sich selbst der Bestellung ihrer Gärten unterziehen, oder doch wenigstens die Bestellung derselben selbst dirigiren, vor.

Ehe ich jedoch zu der Anleitung, den Blumenkohl zu erziehen und zu cultiviren, selbst schreite, finde ich nöthig, folgendes, welches vielleicht manchem Gartenfreunde noch unbekannt seyn möchte, zu bemerken.

Der Blumenkohl wird zu verschiedenen Jahrszeiten erzogen. Die erste Aussaat des Saamens wird gegen das Ende des Winters bewerkstelliget, sobald, als die Erde so weit abgetrocknet ist, daß man sie bearbeiten kann. Die zweite Aussaat wird gegen das Ende des Mai's gemacht. Diese beiden Arten nennt man den Sommerblumenkohl, und liefert die erste Aussaat im Sommer, die zweite aber im Spätjahre genießbare Köpfe, welche letztere dann im Keller conservirt, und im Winter verspeiset werden. Eine dritte Aussaat macht man im August, und zwar am sichersten zu Anfange des letzten Drittels des gedachten Monats. Inzwischen rathe ich doch an, auch gleich in den ersten Tagen des Augusts und in der Mitte desselben Aussaaten davon zu bewerkstelligen. Diese wiederholten Aussaaten geschehen zu dem Ende, damit man sicher ist, tüchtige Pflanzen in den Winter zu bringen. Denn tritt früh kalte Witterung ein, welche die Vegetation der Pflanzen hemmet; so würde theils die im letzten Drittel des Augusts gemachte Aussaat, derbe und taugliche Pflanzen, welche die Kälte des Winters ertragen könnten, nicht gewähren, theils würden selbige auch vor dem Eintritte des Frostes sich nicht gehörig bewurzeln können, und dadurch außer Stand gesetzt werden, der Winterkälte, zumal wenn der Frost einen hohen Grad erreichte, zu widerstehen, und trotz derselben in einem solchen Zustande zu bleiben, daß sie in dem nächstfolgenden Frühlinge einen guten Ertrag gewähren könnten. Auf solchen Fall würden die Pflanzen der im Anfange oder in der Mitte des Augusts gemachten Aussaat tauglicher zum Durchwintern seyn. Wenn inzwischen eine gute, warme und fruchtbare Witterung bis in den späten Herbst fortdauren sollte, so würden die Pflanzen der ersten Aussaaten vor dem Winter zu stark heranwachsen, und deshalb im Winter, wenn starke Fröste erfolgten, sehr leicht verlohren gehen.

Dieſe Anzucht des Blumenkohls wird der Winterblumenkohl, und zwar deshalb ſo genannt, weil die Pflanzen durchgewintert werden.

Hieraus erhellet nun von ſelbſt, daß der Unterſchied zwiſchen Sommer- und Winter-Blumenkohl nicht weſentlich ſey, ſondern blos von den verſchiedenen Zeiten der Ausſaat abhänge, und daß es alſo gleichgültig ſey, welcher Art des Saamens — cypriſchen, engliſchen oder aſiatiſchen — man ſich bediene, und man alſo von jeder Art des Saamens Sommer- und Winter-Blumenkohl ziehen könne.

Nach dieſen vorläufigen Bemerkungen, kehre ich zu der Ausführung meines Vorhabens, zu der Anweiſung, wie die Pflanzen des Blumenkohls im freien Lande zu erziehen, wie und auf welche Art ſie zu verſetzen, und bis zur Einerndtung der von ihnen zu erwartenden Blumenköpfe, zu behandeln ſind, zurück.

Das erſte und vorzüglichſte Erforderniß bei der Anzucht guten Blumenkohls, iſt ein guter, unvermiſchter, völlig reifer, und von guten, großen, weißen und dicht geſchloſſenen Köpfen aufgenommener Saamen. Aber leider erhält man den Saamen ſelten in der erforderlichen Güte von den Saamenhändlern, wiewol dieſe, da ſie denſelben gewöhnlich nicht ſelbſt ziehen, ſondern aus dem Auslande verſchreiben, daran nicht Schuld ſind, wenn der Saamen jene Güte nicht beſitzt. Man handelt daher klüglich, wenn man die Mühe nicht ſcheuet, ſelbſt Blumenkohl-Saamen von dem beſten Köpfen zu gewinnen, welches auch in unſerm kältern Clima, von durchwinterten Pflanzen, die in der Regel beſſere Köpfe liefern als der Sommerkohl, füglich bewerkſtelliget werden kann, wie ich unten zeigen werde.

Ein ſolcher guter Saamen wird nun, ſobald man nur irgend im Febr. oder März die Erde beſtellen kann, auch allenfalls ſchon im Januar, (in welchem Monate ich im Jahre 1802 die Ausſaat machte, und die vortrefflichſten Pflanzen erhielt) auf eine volle Sonne habende, fruchtbare, gegen rauhe Oſt und Nordwinde geſchützte, vor dem Winter, oder doch wenigſtens während des Winters gegrabene und nicht geharkte Rabatten geſäet, deren rauhe Oberfläche vor dem Säen klar geharkt wird. Die Erde, in welche der Saamen geſäet werden ſoll, muß fein, und weder klumperig als ſteinig ſeyn, doch rathe ich nicht fette Erde zu Erziehung der Pflanzen zu wählen, in welcher dieſe gewöhnlich zu frech wachſen, ſondern nur gewöhnliche gute und klare Gartenerde, welche gedrungene und ſtämmige Pflanzen gewährt. Der Saamen muß ſehr dünn oder weitläuftig ausgeſtreuet, ſodann aber nur ganz flach, daß er ohngefähr nur eines guten Meſſerrückens dick, unter die Oberfläche der Rabatten zu liegen kommt, eingeharkt werden. Wenn dieſes geſchehen iſt, bedeckt man die Rabatte nur ganz leicht mit dürrem Kraut, Erbſenſtroh, oder anderm Stroh, damit die Oberfläche derſelben

nicht

nicht so leicht von der Sonne, oder von sohrender Luft, ausgetrocknet werde. An jedem Morgen wird die besäete Rabatte sodann mäßig besprengt, jedoch ohne die Bedeckung abzunehmen, und zu diesem Besprengen bediene ich mich des von Lüder vorgeschlagenen feinen Gießers, durch dessen mit einem sehr feinen Trillbohre gemachte subtile Oefnungen, das Wasser nur in der Maaße eines feinen Regens herabtröpfelt. Wenn auf diese Art die Oberfläche der Rabatte beständig feucht erhalten wird, so pflegen, wenn die Witterung nur einigermaßen günstig ist, die Pflanzen schon in 8 bis 10 Tagen aufzugehen. Diese werden nun in ihrem Wachsthume durch die Erdflöhe nicht gestöhrt, indem letztere erst dann hervorkommen, wenn die Blumenkohlpflanzen ziemlich herangewachsen sind; und sollten sie etwa bei der Ankunft dieser lästigen Gäste, noch nicht die gehörige Stärke erlangt haben, so kann man sie sehr leicht damit retten, wenn man Kresse oder Radiese um die Rabatte säet, deren Genuß die Erdflöhe bekanntlich dem Genusse der Blumenkohl-Pflanzen vorziehen. Wenn die Pflanzen hervorkommen, muß man sie so weit verdünnen, daß sie wenigstens 2 volle Zolle von einander entfernt stehen, damit sie sich nicht berühren noch weniger aber drängen, weil sie sonst, wenn sie gedrängt stehen, langstänglich und schwach werden, und Luft und Sonne nicht gehörig auf sie wirken kann. Auch müssen sie von Unkraute beständig rein gehalten werden. Wenn die Pflanzen sechs bis acht Blätter, die Saamenlappen ungerechnet, haben, sind sie zum Verpflanzen am tauglichsten. Sodann wählt man ein Stück Land, welches vor dem Winter, oder während desselben tief und gut gegraben, aber in Schollen liegen geblieben ist, und sich gehörig wieder gelagert hat, und ebnet dasselbe mit der Harke. Wenn dieses Land an sich von guter Beschaffenheit ist, und den Winter über in Schollen gelegen hat, bedarf es der gewöhnlichen Düngung nicht. Ist es aber nicht von besonderer Güte, so ist eine leichte Düngung von Laubmist, vorzüglich von dem Laube der Büche, hinreichend, welcher aber nicht zu tief untergegraben werden muß. Inzwischen kann diese Düngung auch ganz wegfallen, da die Stellen, wohin die Pflanzen zu stehen kommen, auf die gleichfolgende Art gedüngt werden, mithin jede Pflanze besonders mit dem ihr zuträglichsten Düngungs-Materiale reichlich ausgesteuert wird. Wenn das Beet geebnet ist, ziehet man in einem Abstande von anderthalb Fuß, tiefe Furchen, welche, wo nicht ganz, doch beinahe die Tiefe eines halben Fußes haben müssen. In diesem Furchen werde ich zwey volle Fuß von einander entfernte Löcher machen, welche die Tiefe von 10 Zollen, und oberwärts, nämlich im Grunde der Furche, eine gleiche Weite im Durchmesser haben sollen. Zu der Formirung dieser Löcher lasse ich mir jetzt ein besonderes Instrument verfertigen, welches unten die Form eines Kegels (conus) hat,

in welchem oberwärts, und zwar an zwey entgegen gesetzten Seiten zwey nicht schwache, drey Fuß hohe, oben durch einen Handgrif verbundene Stäbe, befestiget werden sollen. Die Spitze dieses Instruments wird auf die für die Pflanzen bezeichneten Stellen gesetzt, und der ganze Kegel in die Erde scharf eingetreten. Wenn solchergestalt die Löcher sämtlich verfertigt sind, werden selbige Morgens und Abends mit weichen Wasser so oft angefüllt, bis dasselbe darin stehen bleibt und nicht mehr einziehet. Diese Procedur wird drei Tage wiederhohlt, und mittlerweile eine Auflösung von reinem Schafmist in weichen Wasser, und zwar in der Consistenz eines Breyes gemacht, und damit die Löcher beinahe voll gefüllt. Kann man den Schaafmist in der dazu erforderlichen Quantität nicht erhalten, so kann man denselben, wenn er in Wasser aufgelöset ist, mit guter Erde und Triebsande vermengen, doch muß nicht zu viel Erde und Triebsand dazu gemischt, und die Maße auf jeden Fall so weit verdünnt werden, daß sie breiartig ist. Will man dem Blumenkohle noch mehrere Nahrung geben; so streuet man, wenn die Löcher etwas über die Hälfte mit diesem Breye angefüllt sind, an den Seiten derselben im Kreise 1 bis 1½ Zoll breit, Hornspäune der feinen Sorte, welche man von einem Kammacher, und nicht von einem Kunstdrechsler kaufen muß, indem die Späne des letztern großentheils von Knochen abgedrechselt werden, und daher nicht so schnell in der Erde vermodern, als die von Horn gedrechselten und geraspelten Späne, mithin den Pflanzen während der Zeit ihrer Vegetation nicht nützlich werden können. Sodann werden die Löcher mit dem aufgelöseten Schaafmiste vollends so weit, wie oben bemerkt worden, angefüllt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber einen Mangel der neuerfundenen Naturphilosophie.

Die Mängel der neuen Hyperphysik sind sehr groß und mannigfaltig, auch noch diesseits ihrer gänzlichen Auflösung in dem Ocean (oder dem Nichts) der neuen Metaphysik. Hier nur einen Punkt.

Man bemüht sich, aus gewissen, theils wirklich vorhandenen, theils eingebildeten Kräften in der Natur, die Erscheinungen zu erklären, die wir wahrnehmen. Allein, außer daß wir nicht annehmen dürfen, wir kennten alle Kräfte in der Natur, und alle Modificationen ihrer Wirkungen, so wird auch insonderheit der Punct übersehn, daß wir nicht beurtheilen können, ob

ob und wann mehrere, oft viele Kräfte zusammen und zugleich wirken. Unstreitig wirkt z. E. die anziehende oder Schwerkraft immer jeden Augenblick, auf jeden Körper und auf jedes Atom. Wie will nun der Naturphilosoph, indem er dem Lichte oder der Wärme, oder der magnetischen Kraft, oder der elektrischen Materie, oder chimischen Kräften, Wirkungen, die über unsre nähere Beobachtung hinausgehn, zuschreibt, uns Sicherheit geben, daß nur diejenige Kraft, die er angiebt, thätig war, nicht viele andere, nicht alle uns bekannte, nicht noch andere uns unbekannte; wie will er abmessen, wieviel davon auf die eine oder die andere kam?

Solche Betrachtungen sollten vorher diejenigen anstellen, welche die Präsumtion haben, mit ihren Specularionen die Geheimnisse der Natur zu ergründen, und, indem sie uns in ihr Allerheiligstes zu führen versichern, neue Fundamente der Naturlehre zu legen. Aber so weit über ihre Einbildungen hinaus denken unsre unbärtigen deutschen Philosophen nicht, die sich viel zu einsichtsvoll halten, um planen guten Rath anzunehmen. Lieber drehen sie sich selbstgenügsam in dem engen Kreise der Einbildungen einiger ihrer Vorgänger herum, träumen mit ihnen, und hüllen sich mit ihnen in den Mantel dunkler und unverständlicher Kunstwörter.

Aber entehrt es nicht den deutschen Geist, daß man noch immer diesen naturphilosophischen Nonsens überall walten und machen läßt? Nachdem was in den letzten 15 Jahren in der deutschen gelehrten Welt geschehn ist, hat man wirklich das Recht, zu sagen: bey uns häfte jetzt jede Narrheit.

Wenn man in kritisch genannten, aber unter alle Kritik versunkenen Journalen und Blättern, (die Götting. Gel. Anzeigen haben hierin fast durchgehends eine ehrenvolle Ausnahme gemacht) solchen unbegreiflichen Wortkram, wahren philosophischen Schaum als Etwas, als was Taugliches, anpreisen sieht, wenn man die schaalsten Einfälle, die, nach ein oder zwei Messen, für ungegründet (antiquirt sagt man seltsam nach etlichen Monaten) erklärt werden müssen, als eine Saat fruchtreicher Ideen ausrufen hört, so wird man noch unwilliger über den Kritikus als über den Autor. Junge Aristarchen schreiben zuweilen in den Recensir-Boutiquen stark vorwärts, haben kein Bedenken, die Scriptiunkeln ihrer Commilitonen klassische Werke, und ihre gleich junge, eben aus der Schule entlassene Freunde berühmte, wohl gar große Männer zu nennen. Wenn man solche Recensenten hört, und sieht, mit welcher Behaglichkeit einer dem andern gütlich thut, so kann man sich doch wirklich nicht enthalten, an den alten schnakischen und naiven Waidspruch zu denken:

Asinus asinum fricat.

Intelligibilis.

An-

Noch eine Antwort auf die Frage: Kann man Pfirschen- und Abrikosen-Espalier-Bäume schon im Januar und Februar bei starkem Froste beschneiden, und thut es den Bäumen und fruchttragenden Zweigen keinen Schaden? ꝛc. S. H. M. 15. St. v. d. J.

Sobald der Baum seine Blätter abgeworfen, und durch die Kälte sein Saft sich verdicket hat, so geräth er in eine Art von Schlaf und Unempfindlichkeit. Man kann ihn daher von der Zeit an, bis der Saft wieder in Bewegung und Trieb tritt, nach Gefallen behandeln, und den ganzen Winter durch schneiden. Auch im frühen Herbst sind schon die Fruchtaugen kennbar, darnach man beim Schneiden der fruchttragenden Bäume sich richten muß. Denn die Zubereitung des Saftes, der die Frucht bildet, kann nicht statt finden, wenn der Zufluß des Saftes aus den ersten Wegen nicht gemäßiget wird, das ist, wenn nicht andere in der Nähe befindliche Augen und Aeste den Ueberfluß desselben, der besonders im Frühjahr häufig ist, aufnehmen, und ableiten, daher also beständig **wenigstens** ein Holzauge über dem Fruchtauge stehen bleiben muß, wenn anders eine Frucht erfolgen soll.

Allein da es nicht selten ist, daß wir in unserm Klima einen strengen Winter haben, und der anhaltende Frost und trocknende Winde daher bei dem äußersten Auge eines beschnittenen Reises leicht eindringen, oder auch einige Austrocknung verursachen kann, so ist der März etwas rathsamer zu diesem Geschäfte, auch selbst bei den Kernobstbäumen, wenn nicht Lokalumstände es früher gebieten.

Bei Baumarten aber, die ein lockeres Mark und Holz haben, wie bei Pfirschen und Abrikosen, taugt ihr Schnitt **vor** oder **im** Winter, aus obigen Ursachen **gar nicht**. Bei diesen geschiehet solcher am sichersten erst im Frühjahr etwa im März, oder nach Beschchaffenheit der Witterung, zumal bei den Pfirschen, erst Anfangs April, damit die Augen des stehenbleibenden Reises den Winter hindurch, bis der Saft eintritt, Schutz wider das Austrocknen vom Frost haben. Abrikosen aber, bei denen der Saft früher eintritt, **können** und **müssen** schon früher beschnitten werden, allenfalls schon Ausgangs Februar oder Anfangs März. Die Hauptregel ist: es muß solches geschehen, noch ehe die Blutaugen zu stark und zu dick werden.

Ronnenberg. H. C. Hartmann.

Hannöverisches Magazin.

31tes Stück.

Freitag, den 19ten April 1805.

Anleitung zu der Anzucht und bessern Cultur des Sommer- und Winter-Blumenkohls im freien Lande, zur Saamen-Erziehung von demselben, zu dessen Schützung gegen das ihm schädliche Ungeziefer, auch Conservation desselben im Winter.

(Fortsetzung.)

Der Herr von Essen hält eine Weite dieser Löcher von drei Zoll für hinreichend; allein ich habe sie einige Jahre in solcher und in einer noch größern Weite gemacht, aber der Erfolg entsprach meiner Erwartung nicht, vielmehr erlangten die besten Blumenköpfe nur die mittlere Größe. Der Grund davon liegt ohnstreitig in dem Bau der Wurzeln des Blumenkohls. Diese laufen nicht tief unter der Oberfläche der Erde horizontal, und zwar von allen Seiten der Pflanze ab, und suchen in einer Entfernung zu 4 bis 6 Zollen von derselben, die zu ihrer Vegetation erforderlichen Nahrungstheile. Man muß daher die Düngung, wenn man Nutzen davon ziehen will, dahin bringen, wo sie der Pflanze, nach dem natürlichen Wuchse ihrer Wurzeln, nützlich werden kann. Die Richtigkeit dieser Behauptung wird niemand, der den Wuchs der Wurzeln des Blumenkohls untersucht hat, bezweifeln, und ein gewiß günstiger Erfolg wird die Richtigkeit derselben außer allen Zweifel setzen. Schaafmist, und in dessen Ermangelung, Schweine-, Hüner- oder Taubenmist, sind die besten Düngungsmittel des Blumenkohls, und enthalten mehrere und kräftigere Nahrungstheile zur Vegetation desselben, als Pferde- oder Kuhmist.

Wenn nun die für die Pflanzen vorgerichteten Löcher solchergestalt gehörig gewässert, und mit Dünger gefüllt sind, läßt man sie noch vier bis

sechs Tage offen stehen, doch muß man sich dabei nach der Beschaffenheit der Witterung richten, und dann das Setzen der Pflanzen bewerkstelligen, wenn der Dünger, womit die Löcher gefüllt sind, sich gehörig gesetzt, und die erforderliche Consistenz erlangt hat. Vor dem Verpflanzen des Blumenkohls werden die Löcher mit guter klarer Erde wieder völlig gefüllt, und sodann die Pflanzen mit einer dazu paßlichen Kelle, oder noch besser und sicherer; mit einem Pflanzenheber, aus dem Pflanzenbeete sorgfältig und mit gehöriger Vorsicht, damit die Wurzeln nicht verletzt werden, gehoben, und an die für sie zubereiteten Stellen gesetzt. Die Wurzeln werden nicht anders, als wenn sie bei dem Ausheben mit der Kelle, (denn bei einem Pflanzenheber tritt dieser Fall nicht leicht ein) beschädigt sind, an den Spitzen verkürzt. Wenn die Pflanzen mit der Kelle ausgehoben sind, werden sie beim Pflanzen mit dem Pflanzstocke so fest, als es ohne ihre Beschädigung möglich ist, angedrückt, welche Behandlung aber, wenn die Pflanzen mit dem Pflanzenheber ausgehoben, und wieder eingesteckt werden, in so fern die Versetzung glücklich von statten gehet, und die Pflanze fest in dem Erdcylinder, mit welchen sie ausgehoben, und wieder eingesenkt wird, stehen bleibt, wegfällt. In beiden Fällen aber werden die versetzten Pflanzen so stark begossen, bis das Wasser nicht mehr einziehen kann, worauf denn um jede Pflanze eine gute Handvoll, (oder etwas mehr, darnach es erforderlich) trockene Erde gelegt wird, welche bewirkt, daß die Oberfläche der zu Schlamm gewordenen Erde, von Sonne und Luft nicht ausgedörret, und zu einer harten Kruste wird, welche den versetzten Pflanzen auf jeden Fall manchen Nachtheil veranlasset, und ihren Wachsthum hemmet. Nebenher hat man denn auch noch den Vortheil, daß man das Land nicht aufzulockern nöthig hat. Die Pflanzen werden übrigens bis in das Herz in die Erde gesenkt, doch muß man dahin sehen, daß keine Erde in das Herz fällt, und wenn das ja geschehen sollte, muß dieselbe mit Wasser sogleich wieder hinausgespült werden.

Da nun sehr oft die versetzten Pflanzen von den Erdflöhen noch angefallen werden; so pflege ich die zwischen den Furchen befindlichen Zwischenräume, sobald die Furchen gezogen, und die Löcher formirt sind, mit Radies-Saamen zu besäen, wodurch der Kohl sicher geschützt wird. Auch kann man, in so fern der Blumenkohl in großer Quantität gezogen wird, Mairüben, Sallat und andere Gewächse, welche bald weggenommen werden, in die Zwischenräume säen, und auf diese Weise einen gedoppelten Nutzen von dem mit Blumenkohl bepflanzten Felde ziehen.

Etwa gegen das Ende des Mai's, oder im Junius, wenn die versetzten Pflanzen ziemlich in die Höhe gewachsen sind, zieht man mit einer Hacke die Furchen wieder zu, und häuft die alls

sel-

selbiger herausgezogene Erde an die Pflanzen. Früher darf dieses aber nicht geschehen, sonst gehen die Pflanzen leicht verlohren. Einer meiner Freunde zog vor zwei Jahren die Furchen zu frühzeitig zu, und verdarb dadurch seine ganze im schönsten Wuchse stehende Blumenkohlpflanzung. Wer bei dieser Gelegenheit dem Blumenkohle noch eine Pflege angedeihen lassen, und den Wachsthum desselben, zu Erreichung des möglichsten Grades der Vollkommenheit, befördern will, der löse entweder abermahls Schaafmist in Wasser auf, jedoch dergestalt, daß er die Consistenz eines dicken Breies erhält, und gieße selbigen ungefähr einen Zoll dick in die Furchen, und zwar einen Fuß lang, dergestalt, daß die Pflanze in der Mitte des Gusses steht, oder lasse zeitig Schaafmist an freier Luft und Sonne, unter öftern Umstechen, zergehen, und schütte selbigen, oder in Ermangelung beider Düngungsmittel, gute Misterde, oder Erde von verrotteten Vegetabilien, in die Furchen um die Pflanzen, und behäufe denn diesen Dünger und die Pflanzen mit der aus den Furchen gezogenen Erde. Das Behacken des Blumenkohls, und Behäufen desselben mit der Erde, worin er steht, ist demselben, wenn er nicht in Furchen gepflanzt ist, äußerst schädlich, indem dadurch jederzeit seine unter der Erde horizontal laufenden Wurzeln verletzt werden, wodurch denn die Pflanze nicht allein in ihrer Vegetation gestört, sondern auch dergestalt geschwächt wird, daß sie nur kleine Blumenköpfe liefern kann. Ich rathe daher demjenigen, welcher der hierin beschriebenen Methode zuwider, den Blumenkohl nicht in Furchen, sondern auf geraden Boden pflanzen will, denselben gar nicht zu behacken, sondern die Pflanzen tief genug in die Erde zu setzen, und zu Ende des Mai's, oder im Anfange des Junius, mit zergangenem Schaafmiste zu belegen, und diesen mit Erde von einem leer gewordenen Beete zu bedecken, und solchergestalt selbige zu behäufen.

So mühsam diese Art der Cultur des Blumenkohls manchen auch scheinen mag, so ist sie doch auf keinen Fall so mühselig, als die Erziehung der Pflanzen auf Mistbeeten. Denn wie viele Mühe und Last verursacht die Wartung solcher Pflanzen auf selbigen — wie viele Mühe, Aufmerksamkeit und Vorsicht das durchaus erforderliche Lüften derselben am Tage, Schützung der Pflanzen bei dem Lüften gegen rauhe Winde, und Bedecken der Mistbeete gegen die Zeit der Nacht! Diese Wartung erfordert, wenn ich auch die Kosten, welche das Mistbeet veranlasset, nicht einmal in Consideration ziehen wollte, ungleich mehrere Mühe, als die vorhin beschriebene Anzucht und Cultur des Blumenkohls. Und wie reichlich wird nicht diese geringe Mühe durch die dadurch bewürkte möglichste Vollkommenheit dieses so sehr angenehmen und vortrefflichen Gemüses, sowohl in

Ansehung der Größe, als des ungleich delikatern Geschmacks belohnt.

Man wird auch bei dieser Methode der so sehr beschwerlichen Mühe des nachherigen Begießens der Pflanzen, welches ohnehin nicht viel fruchtet, und doch, wenn es einmal angefangen ist, nicht unterlassen werden darf, in der Regel ganz überhoben. Denn da theils durch das dreitägige Wässern der Löcher vor dem Einsetzen der Pflanzen, der in der Erde befindlichen Winterfeuchtigkeit sehr nachgeholfen wird, theils aber der aufgelöseте Schaafmist, welcher in die Löcher nachher gegossen wird, das Ausdünsten der unter ihm befindlichen Feuchtigkeit verhütet, endlich die Pflanzen auch tief genug in fetter Erde und Dünger stehen, so kann es ihnen auch bei eintretender langer Dürre nicht leicht an dem zu ihrem Gedeihen erforderlichen Nahrungsstoffen fehlen. Und will man ja auf diesen Fall ganz sicher gehen; so darf man nur das Beet, auf welches man Blumenkohl pflanzen will, mit zerstoßenen Holzkohlen bestreuen, und selbige untergraben lassen. Diese sind nicht allein ein sehr stark treibendes Düngungsmittel, sondern sie schützen die Felder auch bei anhaltender Dürre, und erhalten selbige feucht, indem ein Pfund Holzkohlen an vier Pfund Wasser einsaugt, welche Eigenschaft die Holzkohlen sehr lange behalten; eine Entdeckung, welche wir den Saamenhändler Tatin in Paris zu verdanken haben, welche, nebst noch zwei andern ebenfalls wichtigen Bemerkungen, deren eine demnächst angeführt werden wird, in dem dritten Stücke des oben angeführten allgemeinen teutschen Garten-Magazins S. 139. teutschen Gärtnern zur Prüfung und Anwendung sehr empfohlen ist.

Daß übrigens dem Blumenkohle keine Blätter genommen werden dürfen, ist eine bekannte Sache. Die untern, welche gelb werden, fallen von selbst ab, und man thut wohl, wenn man selbige auf dem Felde liegen läßt, theils deshalb, weil sie den Wurzeln mit zum Schutze gegen die brennenden Strahlen der Mittagssonne dienen, theils, weil sie sehr bald verwesen, und dann als vegetabilischer Dünger ihr Scherflein zur Verbesserung des Landes, auf welchem sie liegen, und zur Nahrung des darauf wachsenden Kohls mit beitragen. Wenn die Blumenkohlpflanze ihren Wachsthum beinahe vollendet hat, pflegen gewöhnlich die Schmetterlinge ihren Larven zu entschlüpfen, und dann ihre Eierchen haufenweise, gewöhnlich an die Rückseite der innern feinen Blätter der Kohlpflanze zu legen. Diese kommen in der Sonnenhitze sehr bald aus, und denn pflegt in kurzer Zeit die ganze Pflanze mit Raupen dermaßen besetzt zu seyn, daß die Blätter derselben in einigen Wochen ganz durchfressen sind, wodurch denn die Vegetation der Pflanze unterbrochen wird, indem die Blätter nicht allein die überflüßigen, der Pflanze nachtheiligen Feuchtigkeiten ausdünsten, sondern auch rückwirkende Kraft auf das ganze Gewächs

wächs haben; weil sie die feinern zum Gedeihen der Pflanze erforderlichen Stoffe, einsaugen, und so dem Gewächse zuführen. Diese Geschäfte der Blätter werden also offenbar dadurch unterbrochen, wenn selbige durch die Raupen zerfressen werden. Es ist daher natürlich, daß solche so sehr beschädigte Pflanzen, nur kleine unbedeutende Blumenköpfe liefern können, und da diese dennoch obendrein mit Raupenkoth überzogen werden, so sind sie für die Küche fast gar nicht brauchbar. Um nun diesen Inconvenienzen vorzubeugen, muß man gegen die Schmetterlinge und Raupen, die ärgsten Feinde aller Kohlarten, mit voller Macht zu Felde ziehen. Die meisten bisher dagegen angewandten Mittel haben leider die gewünschte Wirkung nicht geleistet. Das Zerquetschen der Eyer, und absuchen der Raupen, ist theils zu mühsam und zeitspielig, theils aber sind dadurch, wenn man auch noch so viele Mühe- und Zeit darauf verwendet, die Raupen nicht gänzlich zu vertilgen, mithin leidet der Kohl bei dieser Methode auf jeden Fall, wiewohl freilich nur in einem mindern Grade. Das von dem Hrn. von Essen angepriesene Räuchern des Kohls mit brennendem Schwefel, ist wegen der damit für den Blumenkohl verbundenen Gefahr zu gewagt, und es wird dadurch manche Pflanze verdorben, wenn nicht äußerst vorsichtig dabey zu Werke gegangen wird, oder der, welcher dieses Geschäfte verrichtet, keine practische Uebung darin hat. Auch bleibt bei der Anwendung dieses Mittels doch noch manche in einem Schlupfwinkel verborgene Raupe übrig, welche dem Kohle noch Schaden genug zufügen kann. Und da die Schmetterlinge gewöhnlich gegen das Ende des Julius anzukommen pflegen, und bis in den September fliegen, und täglich die Kohlpflanzen mit ihren Eiern belegen, so müßte dieses Räuchern auch sehr oft wiederholt werden, wenn man den beabsichtigten Nutzen dadurch erreichen wollte, und das mögte vielleicht in mehreren Rücksichten den Pflanzen nachtheilig werden. Die größte Sicherstellung des Blumenkohls gegen den ihm so sehr nachtheiligen Raupenfraß würde ohnstreitig ein Mittel gewähren, welches den Schmetterling von den Kohlfeldern zurückscheuchte, und also verhinderte, daß er seine Eier an die Blätter des Kohls legen könnte. Ein solches Mittel will der Hofgärtner Seidlin in Ludwigsburg entdeckt haben, und er hat selbiges, nachdem er es einige Jahre hinter einander versucht und bewährt gefunden hat, in dem dritten Stücke des angezogenen allgemeinen Gartenmagazins bekannt gemacht, — eine Entdeckung, welche unschätzbar wäre, wenn sie wirklich das leistete, was der Hofgärtner Seidlin von ihr fest versichert. Er hat nämlich in die mit Blumenkohl und andern Kohlarten auch Kohlrüben bepflanzten Felder am Ende des Mai und Junius Hanfsaamen gesteckt, und gefunden, daß diese Felder von Raupen gänzlich verschont geblieben sind, obgleich

obgleich in den benachbarten Garten die Raupen den Kohl ꝛc. gänzlich verzehrt haben. Auch hat er ein halb Viertel Platz ganz mit Hanf besäet, und dadurch nicht allein seinen in Cultur habenden Garten gegen die Raupen völlig gesichert, sondern auch die in der Nähe des Platzes gelegenen Gärten; dahingegen in den 3 bis 500 Schritte davon entfernt gelegenen Gärten die Raupen alles verzehrt haben. Er will bemerkt haben, daß die Schmetterlinge den Geruch und die Ausdünstung des Hanfs verabscheueten, und räth daher an, den Hanfsaamen zu Ende des Junius zu säen, oder selbigen um und in die Kohlfelder zu stecken, indem gemeiniglich die Schmetterlinge sich Anfangs oder Ausgangs Augusts zeigten, mithin zu der Zeit, wo der zu Ende des Junius gesäete Hanfsaamen, in die Blüte zu stehen käme. Rathsamer halte ich es, vom Ende des Mai an, bis zur Mitte des Junius zu wiederholten malen Hanfkörner zu stecken, damit man während der ganzen Periode, in welcher die Schmetterlinge fliegen, blühenden Hanf auf den Kohlfeldern stehen hat. Ich werde im nächsten Sommer Versuche damit anstellen, und fordere forschende Gartenfreunde auf, ein Gleiches zu thun, und das Resultat ihrer Versuche in diesen Blättern zur Belehrung der Gartenbesitzer bekannt zu machen.

Ein anderes Mittel, die Kohlarten und andere Gewächse gegen die Verheerung der Raupen, und überhaupt eines jeden Ungeziefers, sicher zu stellen, hat der schon oben gedachte Saamenhändler Tatin in Paris bekannt gemacht, und es ist selbiges ebenfalls, in dem allegirten allgemeinen deutschen Gartenmagazine, deutschen Gärtnern zur Prüfung empfohlen worden. Gedachter Saamenhändler Tatin behauptet nämlich, daß es ein unfehlbares Mittel gegen alle Arten des Ungeziefers in den Gärten, auf den Feldern und an den Bäumen sey, wenn man 30 Bouteillen Flußwasser, 2 Pfund Schwefelblumen, 2½ Pf. schwarze Seife, und eben so viele Schwämme, welcher Art sie auch seyn möchten, folgendergestalt zusammensetzte und präparirte. Der Schwefel müßte nämlich in einen kleinen Tuch gebunden, und stark in der Hälfte des Wassers gekocht, und der Tuch ausgedrückt werden, damit der Schwefel wohl herauskoche. Hernach göße man die 30 Bouteillen, (soll wahrscheinlich heißen: die übrige Hälfte des Wasser zu 15 Bouteillen) worin man die schwarze Seife und zerstückten Schwämme gethan, hinzu. Dieses Gemisch müßte drey Tage lang stehen bleiben, und oft ungerührt werden. Wenn nun mit dieser Mischung Pflanzen oder Bäume besprengt würden, so tödte selbige alle Raupen und anderes Ungeziefer. Es wird noch dabey angemerkt, daß 240 Bouteillen dieser Mischung, nur auf 9 Franken zu stehen kämen, und 3 Bouteillen dazu hinreichten, den stärksten Ameisenhaufen zu zerstören.

Es lohnt der Mühe, auch mit diesem Mittel Versuche anzustellen, damit

mit man, in so fern dasselbe ebenfalls seinem Endzwecke entsprechen sollte, auf den Fall, wenn man etwa verabsäumt hätte, die Kohlfelder durch Hanf zu sichern, ein eben so wirksames Mittel zur Abhaltung der Raupen sofort zu bereiten und zur Anwendung bringen kann.

Da übrigens die Wurzeln des Blumenkohls auch oft von Würmern ausgefressen werden, wodurch denn die Pflanze getödtet wird, so glaube ich, daß, in so fern obiges Mittel die Probe hält, auch die Wurzeln des Blumenkohls damit solchergestalt gesichert werden könnten, wenn man dem obbeschriebenen Düngungs-Materiale einen Theil dieser Mischung beyfügte. Wenigstens könnte man einen Versuch damit machen.

Sobald die Pflanzen ihre Blumenköpfe zeigen, müssen die Blätter oben, so hoch als möglich, zusammengefaßt, und mit Bast gebunden werden, weil sonst bey starker Hitze die Blume leicht durchschießt, oder doch von der Sonne und Luft die schöne reine weiße Farbe verliert. Doch muß dieses Binden zu einer solchen Zeit geschehen, wo die Pflanze völlig trocken ist, weil sonst leicht Fäulung dadurch entstehen kann.

Dieses Binden ist eine ungleich bessere Methode, die Blume schön zu erhalten, und gegen das Durchschießen zu sichern, als das Einknicken der innern Blätter. Denn dieses Vorsichts-Mittel gewährt theils nicht jederzeit den Endzweck, den man dadurch bewirken will, theils aber ist es meiner Ueberzeugung nach der Pflanze sehr nachtheilig, indem, wie schon angemerkt ist, die Blätter jeder Pflanze, rückwirkende Kraft haben, und nicht allein die überflüssige Feuchtigkeit der Pflanze ausdünsten, sondern auch nahrhafte Theile aus der Luft einsaugen, und der Pflanze zuführen, mithin in eben der Maaße, als die Wurzeln wirken. Es muß daher der Wachsthum der Pflanze mit mehreren Rücksichten durch das Einknicken der Blätter sehr gestört werden, welcher Umstand denn ohnstreitig nachtheilige Folgen, in Absicht der Güte der Frucht, nothwendig bewirken muß.

Wenn die Blumen in den Sommermonaten, und wenn die Sonne noch stark brennt, ihre Vollkommenheiten erlangt haben, das heißt, wenn sie voll ausgewachsen sind und anfangen, sich zu theilen, werden sie aus der Pflanze mit einem Stängel von 3 bis 4 Zoll herausgeschnitten. Die Pflanze selbst aber muß mit ihren großen Blättern in den Sommermonaten stehen bleiben, damit keine Lücke auf dem Felde entsteht, und die flach liegenden Wurzeln der Pflanzen, durch den Schatten der Blätter, Schutz gegen die Sonnenstrahlen behalten, welche die Erde zu sehr austrocknen, und also den Pflanzen die zu ihrer Nahrung erforderliche Feuchtigkeit entziehen, auch verursachen, daß die Blume nicht zu ihrer gehörigen Vollkommenheit gelangt, und weit geschwinder, als sonst, durchschießt.

Zeitigen

Zeitigen so viele Pflanzen auf einmal, daß man sie nicht sämmtlich sogleich gebrauchen kann, oder zeitigen nur anfänglich so wenige, daß man erst noch andere erwarten muß, um die zu einer Mahlzeit erforderliche Quantität zu erhalten, oder will man den völlig ausgewachsenen Blumenkohl zu einer Gasterey aufsparen, so conservirt man ihn am besten, wenn man die Stängel der abgeschnittenen Köpfe, einige Zolle tief in ein mit Wasser angefülltes Gefäß stellt, doch so, daß die Blumenköpfe selbst nicht in das Wasser zu stehen kommen. Schneidet man die im Wasser stehenden Stängel öfters ½ Zoll dick ab, und gibt den Blumen eben so oft frisches Wasser, säubert sie auch fleißig von aller Unreinigkeit, so können sie auf diese Art 4 bis 6 Wochen sehr gut conservirt werden.

Dieses ist die Behandlungs-Art des sogenannten Sommer Blumenkohls, welcher, da er nicht sämmtlich zu einer Zeit zeitiget, oft bis in den späten Herbst Blumenköpfe liefert.

(Der Schluß folgt.)

Begießen mit gesäuertem Wasser.

Eine Erfahrung des berühmten Hofrath Blumbach verdient geprüft, und wenn sie, wie nach allem Anschein und nach den Begriffen einer gesunden Landesökonomie zu erwarten ist, sich bewährt, nachgeahmt zu werden. Er empfiehlt nämlich, das Erdreich mit gesäuertem Wasser zu begießen, oder zu bespritzen, welches den doppelten Nutzen hat, daß einige Stunden nach der Anfeuchtung alle Gewürme, Käfer und Insekten, besonders viele Scolopendren auf die Oberfläche des Bodens herauskriechen und dort sterben, und daß es zugleich nach den neuesten Entdeckungen als ein vortreffliches Düngungsmittel dient.

Dieses gesäuerte Wasser wird auf die wohlfeilste Art folgendermaßen bereitet. Man tröpfelt in ein Maaß Brunnen- oder Regenwasser nach und nach 1 Loth Vitriolöl. Mit 3 Pfund dieses Oels, wovon das Pfund im Großen angekauft, etwa 8 Ggr. zu stehen kommt, kann eine große Menge Wasser gesäuert werden. Das Begießen geschieht mit einem Beschüttfaße, oder auf kleinern Grundstücken auch bloß mit Gießkannen.

Hannöverisches Magazin.

32tes Stück.

Montag, den 22ten April 1805.

Anleitung zu der Anzucht und bessern Cultur des Sommer- und Winter-Blumenkohls im freien Lande, zur Saamen-Erziehung von demselben, zu dessen Schützung gegen das ihm schädliche Ungeziefer, auch Conservation desselben im Winter.

(Fortsetzung.)

Eine zweite Aussaat des Blumenkohlsaamens macht man in dem letzten Drittel des Monats Mai, am sichersten am 23sten Mai, oder einige Tage vor oder nach diesem Tage, und zwar auf ein etwas feuchtes und im Schatten liegendes Beet, theils deshalb, weil in diesem Monate die Hitze oft schon sehr stark ist, theils, weil die Pflanzen von den Erdflöhen sehr leiden. Sollte ein schattiges Beet selbige dennoch nicht gegen dieses Ungeziefer sichern, so muß man das Pflanzenbeet öfters, und wenigstens täglich 4 bis 6mal mit der Brause sanft übersprengen, damit die Blätter nie, oder doch nur selten, trocken werden. Dieses Mittel pflegt aus dem Grunde die Kohlpflanzen jeder Art gegen die Erdflöhe am besten zu sichern, weil bekanntlich dieses Ungeziefer die Blätter nicht anders, als wenn sie trocken sind, zernagen kann, daher dasselbe denn das Pflanzenbeet, wenn die Pflanzen einige Tage nur fleißig übersprengt und naß erhalten werden, durch Hunger getrieben nothwendig verlassen muß. Wem dieses Sicherungsmittel indessen zu mühsam zu seyn scheint, und überhaupt, wer ganz sicher gehen will, der mag sich, zumal wenn er eine bedeutende Anzahl Pflanzen erziehen will, des in dem zweiten Stück des öfters gedachten Gartenmagazins bekannt gemachten neuen Mittels gegen die Erdflöhe bedienen, dessen Wirksamkeit a priori einleuchtend ist, und von welchem der Erfinder versichert, daß, so

lange er sich desselben bedient, seine Pflanzen, welche er der Erdflöhe wegen vorhin nie selbst in seinem Garten ziehen können, von diesem Ungeziefer überall nicht beläſtiget wären.

Man läßt nämlich eine verhältnißmäßige Quantität der schwarzen Waldameisen (welche sich im Herbste wieder verlieren, da sie sich in einem Garten nicht halten können) mit ihrem Baue in einem Sacke holen, und streuet dieses alles auf dem ganzen Pflanzenbeete weitläuftig aus. Die Ameisen durchlaufen nun mit der größten Emsigkeit das ganze Beet und jede darauf stehende Pflanze, um ihre Baumaterialien wieder zu sammeln, und einen neuen Bau vorzurichten. Da diese Thierchen rastlos auf jeder Pflanze und deren Blättern unaufhörlich umherlaufen, so jagen sie die darauf sitzenden Erdflöhe ununterbrochen fort, und lassen ihnen auch nicht einen Augenblick Ruhe zum Fraße. In zwei Tagen schon verlassen alle Erdflöhe ein solches mit Ameisen und deren Baue überstreuetes Pflanzenbeet gänzlich. Innerhalb 3 Wochen pflegen die Waldameisen einen neuen Bau angelegt zu haben.

Die Ameisen müssen aber nothwendig mit ihrem ganzen Bau in einen Sack gefaßt, und der Bau über das ganze Beet ausgestreuet werden, damit diese Thierchen allenthalben ihre Baumaterialien finden, sich mit dem Aufsammeln derselben unaufhörlich beschäftigen, und die Pflanzen also beständig durchlaufen.

In Absicht der Anzucht und des Versetzens dieser Pflanzen verfährt man übrigens eben so, wie oben bemerkt worden ist, nur mit dem Unterschiede, daß man das Pflanzenbeet nicht mit Stroh bedeckt. Diese Anzucht schlägt in der Regel besser ein, als die erste. Denn da die Zeitigung dieser Pflanzung in die kühlen Monate fällt, so schießen die Blumenköpfe nicht so leicht durch, und werden gewöhnlich auch weit schöner und größer, als die der ersten Pflanzung. Diese Pflanzung liefert ihre schönen Köpfe nach Michaelis, in den Monaten October und November. Gegen den Eintritt des Frostes werden die Pflanzen, welche Köpfe, oder auch nur einen Käse angesetzt haben, mit den Wurzeln ausgehoben, und auf die unten anzuzeigenden Arten aufbewahrt, wodurch man denn auf den ganzen Winter und bis in den Frühling sich den angenehmen Genuß dieses vortrefflichen Gemüses verschaffen kann. Da übrigens, wie oben bemerkt worden ist, diese Pflanzung erst in den kühlen Monaten Köpfe liefert, so kann man auch die Pflanzen, deren Blumenköpfe vollausgewachsen sind, mit der Wurzel ausheben, weil um diese Zeit die Sonne den flach liegenden Wurzeln der noch wachsenden Pflanzen nicht mehr nachtheilig werden kann.

Die dritte Aussaat des Blumenkohlsaamens bewerkstelliget man, wie schon in dem Eingange bemerkt worden ist, in dem Monate August, und zwar zu den daselbst schon angemerkten drei verschie-

schiedenen Zeitpunkten. Die Pflanzen, welche man von dieser Aussaat gewinnt, werden durchgewintert, und zwar im freien Lande, ohne alle Bedeckung gegen den Frost. Es sind zwar schon häufige Versuche mit der Durchwinterung der Blumenkohlpflanzen gemacht, allein weil sie gewöhnlich mißlungen sind; so haben es wenige gewagt, ferner dergleichen Pflanzen vor dem Winter zu erziehen und durchzuwintern. Man schreibt dieses Mißlingen der angestellten Versuche lediglich der Weichlichkeit der Blumenkohlpflanzen zu; allein es kann auch dasselbe durch eine unrichtige Behandlungsart der Pflanzen veranlasset seyn, und ich glaube dieses letztere um so mehr, da ich, ehe die eigentliche Methode mir bekannt war, mehrere sehr weichliche, und gegen den Frost höchst empfindliche Gewächse, im freien Lande durchgewintert habe, die zufällig solche Standpunkte hatten, welche sie, wenn ihnen der Frost nicht nachtheilig werden soll, nothwendig haben müssen. Noch mehr aber überzeugt mich die Versicherung des um den Gartenbau so sehr verdienten Herrn von Essen, daß er alljährlich Blumenkohlpflanzen im freien Lande mit besten Erfolge durchwintere, davon, daß die Methode, welcher man sich zur Durchwinterung der Blumenkohlpflanzen zeither bedient hat, unrichtig gewesen sey, und daher der Erfolg nothwendig schlecht ausfallen müssen.

Die Methode, deren der Herr von Essen sich bei der Anzucht, Durchwinterung, und bei dem Versetzen der Blumenkohlpflanzen im Frühlinge bedient, und welche er den Gartenliebhabern gütigst mitgetheilt hat, ist folgende:

Die Aussaat wird im August, und zwar, wenn man recht sicher gehen will, zu drei verschiedenen Zeiten, etwa am 5ten, 15ten und 25sten August, wie schon oben bemerkt worden ist, gemacht. (Nach der Lüderschen Vorschrift soll der Saamen, und zwar von der frühesten Sorte, um den 21ten August, und von einer späten Sorte 4 bis 5 Tage nachher ausgesäet werden.) Zum Saamenbeete ist ein etwas mageres Stück Land tauglicher, als ein fettes, doch muß dasselbe volle Sonne haben. Bei der Aussaat verfährt man ganz nach der Vorschrift, welche zur Anzucht der Sommerkohlpflanzen oben gegeben ist; jedoch fällt, wie bei der im Monat Mai zu bewerkstelligenden Aussaat, die Strohbedekkung weg, wie auch die Sicherungsmittel gegen die Erdflöhe, welche um diese Zeit den Pflanzen nicht sonderlich mehr schaden. Träte jedoch in einem oder andern Jahre dennoch der entgegengesetzte Fall ein, welches man leicht an andern Gewächsen wahrnehmen kann, so würde man sodann die oben vorgeschlagenen Mittel zeitig anwenden müssen. Der Saamen muß vorzüglich bei dieser Aussaat sehr dünn ausgestreuet werden, und die Pflanzen müssen, sobald sie hervorgekeimt sind, so weit verdünnt werden, daß jede, um theils die erforderliche Stärke erlangen zu können, theils aber, damit jede ohne Verletzung der andern, mit vollen un-

zerrissenen Wurzeln zur Zeit der Verpflanzung ausgehoben werden könne, zum allerwenigsten 3 Zoll Raum haben, weil sie sonst im Winter ohnfehlbar verderben. Zu Anfange des Octob. oder doch spätestens in der Mitte desselben, werden die Pflanzen so vorsichtig als möglich, auch mit möglichster Schonung der Wurzeln, und wenn es irgend thunlich, mit dem Erdballen, worin sie gewachsen sind, aus dem Pflanzenbeete ausgehoben, und auf die Stellen versetzt, auf welchen sie durchgewintert werden sollen. Hat man die Pflanzen nach dem Hervorkeimen hin eichend verdünnt, so kann die Versetzung am sichersten mit dem Pflanzenheber bewerkstelliget werden; doch müssen sie auf solchen Fall so weit verdünnt seyn, daß durch den Pflanzenheber die Wurzeln der benachbarten Pflanzen nicht im mindesten verletzt werden, weil bei dem Winterkohlpflanzen der glückliche Erfolg größtentheils von der gehörigen Stärke der Pflanzen und deren möglichsten Gesundheit, und letztere ganz vorzüglich von der Integrität der ganzen Pflanzen, mit Inbegriff der sämmtlichen Wurzeln derselben abhängt. Nach dem Versetzen werden die Pflanzen sofort gehörig angegossen. Zur Durchwinterung dieser Pflanzen bereitet man eine vor rauhen Winden geschützte Rabatte, welche entweder ganz im Schatten liegt, oder doch im Frühlinge vor Mittage nicht von der Sonne beschienen wird, zu. Diese Rabatte muß etwas hoch liegen, damit das Wasser, und überhaupt jede Art der Feuchtigkeit, leicht abziehen kann, und um den Abzug des Wassers noch mehr zu befördern, giebt man ihr einen mäßigen Abhang. Sehr rathsam ist ist, daß dieses Winterquartier einige Zeit vorher, ehe die Pflanzen auf selbiges versetzt werden, zubereitet wird, damit sich die Erde vor dem Einsetzen der Pflanzen gehörig wieder lagern und festsetzen könne. Diese Rabatte muß aber, bis zum Versetzen der Pflanzen, von allem Unkraute sorgfältig rein gehalten werden. Ist die zeitige Zubereitung des Winterquartiers versäumt, oder nicht vorher thunlich gewesen, so muß die Erde, nachdem sie gegraben worden, Fuß vor Fuß so stark niedergetreten werden, daß sie sich weder im Winter senken, noch sehr vom Froste gehoben werden kann. Denn beides verursacht, daß die Pflanzen lose stehen, und ist dieses der Fall, so gehen sie im Winter jederzeit verlohren. Die Pflanzen werden in einer Entfernung von acht Zollen in das Winterquartier, und zwar aus dem Grunde so weit äuftig versetzt, daß sie im Frühlinge desto bequemer mit voller Erde, damit die Wurzeln von derselben nicht entblößt werden, ausgehoben, und auf das Beet, auf welchem sie ihre Früchte tragen sollen, verpflanzt werden können.

Während des Winters bedürfen diese Pflanzen keiner weitern Wartung, als daß bei eintretendem Thauwette diejenigen, welche vom Froste gehoben seyn sollten, vorsichtig wieder angedrückt werden. Auch bedürfen

sie

sie keines Schutzes gegen den Frost, indem ihnen dieser auch bei der stärksten Strenge keinen Schaden zufügt, wenn die Pflanzen nach den obigen Regeln, sowohl bei der Anzucht als bei dem Versetzen, genau und pünktlich behandelt sind. Liegt das Winterquartier nicht ganz im Schatten, so ist es durchaus nothwendig, daß man die Pflanzen so lange, als noch Frost zu befürchten ist, gegen die Sonne schützt, indem sie, wenn sie durch dieselbe während solcher Zeit in Trieb gesetzt werden, allemal zu Grunde gehen. Man thut daher wohl, wenn man ihnen vom Januar an, durch einige auf niedrige Pfähle gelegte Bretter, eine Bedeckung giebt, welche so lange bleibt, als Sonnenschein und Nachtfröste abwechseln.

Vor dem Anfange des Aprils kann man selten die durchwinterten Blumenkohlpflanzen dahin versetzen, wo sie Früchte tragen sollen. Dieses Versetzen muß denn mit Hülfe einer schmalen Maurerkelle sehr behutsam und vorsichtig, damit die Erde von den Wurzeln nicht abfällt, und ohne daß selbige beschädigt werden, geschehen. Uebrigens verfährt man dabei in jeder Rücksicht, wie mit dem Sommerblumenkohle, und hat denn davon im Junius, auch oft schon am Ende des Mai's, eine reichliche Erndte, und Blumenköpfe von vorzüglicher Größe und Güte zu erwarten. Will man den Blumenkohl noch früher im freien Lande haben, so kann man bei günstiger Frühlingswitterung seinen Zweck erreichen, wenn man die Winterkohlpflanzen im October nicht in Schatten, sondern gleich auf ein fruchtbares trokkenes Beet, 2 Fuß auseinander setzt, das im Frühlinge von 9 Uhr Morgens bis nach Mittag Sonne hat. Der Herr von Essen vermeint aber, daß bei der gewöhnlich so unbeständigen Frühlingswitterung diese Unternehmung oft mislingen werde. Ich zweifle indessen nicht, daß diese Unternehmung, wenn sie mit Anwendung gewisser Vorsichtsregeln bewerkstelliget wird, eben so glücklich einschlagen, und weit früher zum Zwecke führen muß, als die obbeschriebene Methode. Ich werde wenigstens im nächsten Herbste einen Versuch auf folgende Art anstellen, von welchem ich einen glücklichen Erfolg erwarten zu dürfen glaube. Ich will nämlich ein fruchtbares, hochgelegenes Beet, welches zwar lang, dabei aber schmal seyn, und eine sonnenreiche, gegen rauhe Winde geschützte Lage haben soll, dergestalt zubereiten lassen, daß es gegen die durch Gebäude geschützte Nordseite erhöhet wird, und gegen die Mittagsseite einen, jedoch nicht steilen, Abhang erhalte. Auf diesem Beete werde ich in einer Entfernung von 2 Fuß, 10 Zoll tiefe, und gehörig weite Löcher machen lassen, und diese so, wie bei dem Sommer-Blumenkohle vorgeschrieben ist, wässern, und mit aufgelöseten Schaafmiste düngen lassen. Diese Löcher werde ich demnächst wieder mit guter Erde füllen lassen, und in diese nach der Mitte des Augusts einige rechte

gute

gute auserlesene Blumenkohlsaamenkörner legen, also die Pflanzen gleich auf den Stellen erziehen, wo sie im nächsten Frühlinge Früchte tragen sollen. Hiedurch wird das zweimalige Versetzen der Pflanzen, durch welches ihr Wachsthum sehr gehemmt wird, erspart, und die Pflanzen kommen gesunder und stärker in den Winter, weil ihre Vegetation nicht unterbrochen wird. Gegen die Sonne werde ich sie vom Januar an, bis zur Mitte des Merz, mit Strohglocken, welche vorläufig nur erst zur Hälfte mit Stroh bebunden, an der andern Hälfte aber offen sind, schützen, und diese Glocken, deren mit Stroh versehene Seite, wie sich von selbst versteht, gegen die Sonne gerichtet werden muß, durch drei schrig daran gesetzte, und oben mit einer Wede zusammengebundene Stäbe, befestigen. Nach der Mitte des März werde ich die offene Seite der Glocken, welche aber die gehörige Höhe und Weite, auch oben eine Oeffnung haben müssen damit die Pflanzen, wenn sie früh heranwachsen, Raum und Luft darunter haben, ebenfalls mit Stroh versehen lassen, sodann aber den Plätzen die volle Sonne geben, und selbige gegen den Abend mit den Strohglocken, zum Schutze gegen die Nachtfröste, bedecken. Auf diese Weise glaube ich mit Sicherheit die Blumenkohlpflanzen ebenfalls durch den Winter, und selbige im Frühlinge sehr frühzeitig zur Tracht bringen zu können. Daß bei dieser Art der Erziehung und Cultur des Winterblumenkohls das Pflanzen in Furchen nicht statt finden könne, versteht sich von selbst. Auch muß das Beet von Unkraut beständig rein gehalten, die Erde mit der zackigen Hacke öfter, doch behutsam, daß die unter der Erde horizontal laufenden Wurzeln nicht beschädigt werden, aufgelockert, zur Behäufung der Pflanzen, wenn sie dazu die Größe haben, aber gute Erde herbeigeschafft werden. Mit dem Sommerkohle werde ich an dazu paßlichen Stellen einen gleichen Versuch machen, jedoch dabei die Regeln anwenden, welche oben bei der Cultur desselben gegeben sind. Sehr wünschenswerth wäre es, daß mehrere Liebhaber der Gärtnerei gleiche oder doch ähnliche Versuche anstellen, und die Resultate derselben, mit einer genauen Beschreibung der Culturmethode, öffentlich bekannt machen möchten, weil dadurch die Cultur dieses so vortrefflichen Gewächses ausserordentlich gewinnen würde, indem man dadurch sicher sehr bald in den Stand gesetzt werden würde, zur Erziehung dieses angenehmen Products der Gärtnerei in möglichster Güte und Vollkommenheit, gewisse Regeln festsetzen zu können.

Diese Proceduren werden freilich für den Gärtner von Profession zu umständlich und zeitverspildernd seyn, auch möchte es vielen die Lage ihrer Gärten unmöglich machen, den Blumenkohl auf den Stellen, wo er Früchte tragen soll, durchzuwintern; jedoch werden selbige von Liebhabern der Gärtnerei, zumal von solchen, welche

Gärten

Gärten bei ihren Häusern besitzen, die eine geschützte Lage haben, und welche blos behuf ihres Haushalts Blumenkohl erziehen, leicht auszuführen seyn, obgleich Gärtner von Profession, auch bei mäßigen oder kleinen Anpflanzungen, hinreichende, ihre Mühe sattsam belohnende Vortheile finden würden, wenn sie in dem Monat Mai schon Blumenkohlköpfe von außerordentlicher Größe und Güte zu hohen Preisen ausbringen könnten. Denn sowohl nach Lüders Versicherung, als nach der Versicherung anderer Schriftsteller über die Gärtnerei, sollen die Früchte durchwinterter Blumenkohlpflanzen, die des Sommerkohls an Güte und Größe bei weitem übertreffen.

Durch die Anzucht des Winterblumenkohls erlangt man denn auch zugleich den sehr wesentlichen Vortheil, den Blumenkohlsaamen selbst erziehen zu können, und durch Auswahl der besten und vollkommensten Blumenköpfe zu diesem Endzwecke Saamen der besten und durchgehends gleicher Güte zu erhalten. Lose und unebne Köpfe geben der Regel nach ungleich mehr Saamen, als feste, weiße, und ringsumher vollkommen eben geschlossene Köpfe, und von jenen wird gewöhnlich der Saamen zum Verkauf gezogen, weil der Saamenertrag von selbigen weit reichhaltiger ist, als von diesen. Aus solchem Saamen können aber nur schlechte, den der Mutterpflanze gleiche Früchte erzielt werden, dahingegen aus dem Saamen der besten Köpfe Früchte gleicher Art in der Regel fallen.

Will man nun guten Blumenkohlsaamen selbst ziehen, so muß man vor allen Dingen zuvörderst dafür sorgen, daß man Saamen von einer recht guten Art, welcher von festen, weißen, dicht und eben geschlossenen Köpfen aufgenommen ist, bekömmt, und diesen erhält man fast nirgend besser, als in England, weil die dasigen Gärtner sich besonders viel Mühe um die Anzucht eines guten Blumenkohls, und Gewinnung eines guten Saamens geben. Der Sommerblumenkohl ist zur Saamenerziehung desfalls untauglich, weil er den Saamen in unserem kältern Klima nicht zur Reife bringen kann. Der Blumenkohlsaamen kann also nur von durchwinterten Pflanzen gewonnen werden. Mit der Saamenerziehung verfährt man folgendermaßen: Man wählt von den Winterblumenkohlpflanzen einige der schönsten und stärksten, von welchen man mit Wahrscheinlichkeit gute, große und schöne Köpfe erwarten kann, aus. Diese bindet man, sobald man einen Kopf- oder Blumenansatz in ihnen gewahr wird, oben leicht zusammen, läßt sie aber, wenn sie ihre Größe erreicht haben, und man findet, daß sie einen festen, weißen, und ringsumher dicht geschlossenen Köpfe von vorzüglicher Größe gebildet haben, ungehindert durchschießen. Sobald die Blumenkohlstängel über die Blätter hervorgewachsen sind, steckt man um jede Saamentra-

tragende Pflanze drei starke Stäbe im Triangel, und umziehet selbige mit Bindfaden, oder einem ähnlichen Material, damit die Blumenstängel eine Haltniß bekommen, und nicht vom Winde eingeknickt oder gar abgebrochen werden können. Die Saamenstauden müssen bei trockener Witterung fleißig begossen werden, um sie gegen den Mehlthau, welcher sie leicht verdirbt, zu sichern. In der Nähe dieser Saamenstauden darf zur Blüthezeit keine andere Kohlart, auch keine Rüben blühen, weil sonst durch Vermischung des Saamenstaubes der Blumenkohl ausartet. Die Erdflöhe, welche den Saamenstauden ebenfalls höchst nachtheilig sind, kann man sehr leicht durch öfteres, aber gelindes Besprengen der Saamenstängel verjagen. Auch könnte zu deren Tödtung oder Verscheuchung die oben beschriebene Tatinsche Mischung angewendet werden. Da die in den Spitzen der Saamenstängel erzeugten Schoten, keinen guten Saamen geben, so thut man wohl, wenn man die Saamenstängel oben um einen Zoll verkürzt. Dadurch wird den übrigen Schoten mehr Nahrung verschafft, auch zugleich von den Saamenstauden ein denselben höchst nachtheiliges grünes Insect abgehalten, welches, wenn es erst Besitz von der Staude genommen hat, nur mit vieler Mühe, und zwar durch Abreiben mit einem nassen Läppchen, wieder vertilgt werden kann.

Wenn die Schoten eine weißliche Farbe bekommen, und man in denselben einzelne braune Körner findet, muß die ganze Saamenstaude ausgezogen, und mit der Wurzel im Freien an eine sonnenreiche Stelle zum Nachreifen aufgehangen werden. Gewöhnlich reift der Saamen im August, öfters auch schon früher.

In jedem Jahre Saamen zu erziehen, ist unnöthig, weil eine Pflanze 2 bis 3 Loth Saamen giebt, welcher vorzüglich, wenn er in den Schoten aufbewahrt wird, seine Güte und keimende Kraft 4 bis 5 Jahre behält. Aus den Schoten wird der Saamen, wie der weiße Kohlsaamen, ausgerieben. Man reibe inzwischen nicht mehr aus, als man gebraucht. Ein solchergestalt erzielter Saamen kann zu einem ansehnlichen Preise verkauft werden, mithin wird in jeder Hinsicht die Mühe der Saamenerziehung reichlich belohnt.

(Der Schluß folgt im nächsten Stück.)

Hannöverisches Magazin.

33tes Stück.

Freitag, den 26ten April 1805.

Verzeichniß der Lectionen,

die auf dem Königlichen Pädagogio zu Ilfeld von Ostern bis Michaelis 1805. gehalten werden sollen.

1. Sprach-Lectionen.

Die lateinische Sprache wird in drei verschiedenen Classen, in welche sämmtliche Scholaren vertheilt sind, gelehrt.

Die untere oder Vorbereitungs-Classe hat wöchentlich dreizehn lateinische Lehrstunden, in welchen sie von drei Lehrern unterwiesen wird. Der Director Pätz unterrichtet sie in den Elementen der Sprache, Montags und Donnerstags von 3 bis 4 Uhr so, daß mit der Erklärung der Grundsätze die Anwendung derselben sogleich mündlich und schriftlich in Beispielen gemacht wird. Mit beständiger Beziehung auf diesen Fundamental-Unterricht erklärt er dieser Classe die von Sörgel herausgegebenen Erzählungen aus Cicero, mit Auswahl derjenigen, die den Fähigkeiten und Kenntnissen der Scholaren angemessen sind, am Dienstage und Freitage von 5 bis 6, und übt sie noch besonders in Uebersetzung kleiner Aufgaben ins Lateinische, am Freitage von 8 bis 9.

Der Conrector Zinserling wird mit der untern Classe den Cornelius Nepos lesen; Dienstags und Sonnabends von 8 bis 9, und Donnerstags von 10 bis 11; sie auch zugleich in der lateinischen Prosodie unterrichten: Mittwochs von 8 bis 9; so wie der vierte Lehrer, Sonne, ihr die Briefe des Plinius nach einer zweckmäßigen Auswahl erklären wird; am Montage und Donnerstage von 9 bis 10. Mittwochs und Sonnabends von 10 bis 11.

Die mittlere Classe wird in eilf Lehrstunden gleichfalls von drei Lehrern im lateinischen unterwiesen. Der Director wird fortfahren, einige ausgewählte

gesuchte Reden des Cicero in vier Stunden ihr zu erklären: Montags und Donnerstags von 9 bis 10, Mittwochs und Sonnabends von 10 bis 11, und am Dienstage von 8 bis 9 sie, theils durch Reversiren, theils durch kleine auf der Stelle zu übersetzende Aufgaben, im Lateinschreiben üben. Der Lehrer Sonnenfahrt in der Erklärung der ersten Dekade des Livius im dritten Buche fort: am Dienstage und Freitage von 5 bis 6, und läßt lateinische Exercitien ausarbeiten, die von ihm schriftlich verbessert, und öffentlich beurtheilt werden: am Freitage von 8 bis 9.

Einen lateinischen Dichter lieset der Rector Brohm mit dieser Classe. Er wird noch ferner ausgesuchte Fabeln aus Ovids Metamorphosen erklären: Montags und Donnerstags von 4 bis 5, und Mittwochs von 8 bis 9.

Für die oberste Classe sind wöchentlich neun lateinische Lectionen bestimmt, welche ebenfalls von drei Lehrern besorgt werden.

Vom Conrector Zinserling werden Cicero's Gespräche vom Redner in Auszügen erklärt werden: am Montage und Donnerstage von 9 bis 10, und am Freitage von 10 bis 11. Am Dienstage von 10 bis 11 werden lateinische Ausarbeitungen der Zuhörer, die theils über aufgegebene, theils selbst gewählte Materien gefertigt werden, nebst den von andern darüber in lateinischer Sprache geschriebenen Censuren, nachdem sie vom Lehrer mit der Feder verbessert worden, öffentlich beurtheilt.

Der Rector lieset mit dieser Ordnung die Geschichte des zweiten Punischen Krieges vom 21sten Buche des Livius an: Dienstags und Freitags von 5 bis 6, und

der Director wird Lucans Pharsalia mit derselben zu lesen anfangen, so daß die zwei ersten Bücher ganz, die übrigen aber im Auszuge erklärt werden: am Montage und Donnerstage von 4 bis 5, und Mittwochs von 8 bis 9.

In allen diesen Lectionen der obersten Classe wird bei der Erklärung und Wiederholung Uebung im Lateinsprechen angestellt.

Einem aus Mitgliedern verschiedener Classen bestehenden Theile der Scholaren wird der Director am Montage und Donnerstage von 5 bis 6, während welcher Stunden die übrigen mit dem Griechischen beschäftigt werden, die von Döring herausgegebenen Eclogas veterum poetarum latinorum erklären, und zur Erklärung des Textes der Institutionen setzt derselbe für künftige Juristen einige ausserordentliche Lehrstunden aus. Alle bisher genannte Lehrer geben auf Verlangen, oder wenn das Bedürfniß der Untergebenen es nothwendig macht, auch in Privatissimis noch besondern Unterricht.

In Ansehung der griechischen Sprache sind vier auf einander folgende abgesonderte Classen.

Die unterſte unterweiſet der Lehrer Sonne in der Grammatik, und verbindet damit die Erklärung ausgeſuchter Stellen aus Apollodors Bibliothek: am Montage und Donnerstage von 5 bis 6; Dienſtage und Freitage von 2 bis 3.

Der zweiten proſaiſchen Claſſe wird der Conrector die Auszüge aus Diodor, im zweiten Theile der von Stroth herausgegebenen Aegyptiacorum erklären: Montags und Donnerstags von 5 bis 6; Dienſtags und Freitags von 4 bis 5.

In eben dieſen Stunden lieſet der Rector mit der erſten proſaiſchen Ordnung ferner die kleinern Schriften des Xenophon, beſonders deſſen Sympoſium, und mit der obern oder poetiſchen Claſſe die Frösche des Ariſtophanes: am Dienſtage und Freitage von 11 bis 12.

In der hebräiſchen Sprache unterrichtet der Lehrer Sonne. Für ſie ſind wöchentlich zwei Stunden beſtimmt, in welchen zur Anwendung der grammatiſchen Unterweiſung von den bereits geübtern Scholaren ausgeſuchte Stellen aus dem Jeſaias, von den übrigen aber aus dem Pentateuchus geleſen werden: Mittwochs und Sonnabends von 11 bis 12.

Der Unterricht in der deutſchen Sprache, nebſt hinlänglicher Uebung in derſelben wird in zwei Claſſen beſorgt. Die untere wird vom fünften Lehrer, Köhler nach Adelungs Sprachlehre, die obere aber vom Rector in der Theorie des Styls nach Eſchenburgs Entwurfe unterwieſen, beides am Dienſtage und Freitage von 10 bis 11. In beiden Lectionen werden die Untergebenen nicht bloß theoretiſch unterwieſen, ſondern vorzüglich in Verfertigung deutſcher Aufſätze von mancherley Art geübt, welche zugleich mit den, von Scholaren darüber ſchriftlich abgefaßten Cenſuren von den Lehrern verbeſſert und öffentlich beurtheilt werden.

Die Uebung der oberſten lateiniſchen Claſſe in deutſchen größern Aufſätzen iſt mit der logiſchen Lection verbunden.

Die unter den drei obern Lehrern abwechſelnde Nachmittags-Lection, Mittwochs und Sonnabends von 4 bis 5, iſt gleichfalls für die deutſche Sprache beſtimmt. Der Rector, der ſie dießmal zu halten hat, wird in derſelben den Dom Carlos von Schiller, nach der neueſten Ausgabe, leſen laſſen und erklären.

Die franzöſiſche Sprache hat ihren eignen Lehrer, den Lector Schulenberg, und von ihm werden ſämmtliche Scholaren in fünf verſchiedenen Claſſen unterwieſen.

Die fünfte oder unterſte Claſſe wird mit der Grammatik bekannt gemacht, und erhält Anweiſung, leichte Erzählungen zu leſen, und ins Deutſche zu überſetzen: Dienſtags und Freitags von 6 bis 7.

Die vierte Claſſe lieſet das franzöſiſche Leſebuch von Gedicke, und wird angeleitet, aus dem Deutſchen

schen in's Französische zu übersetzen: am Montage und Donnerstage von 6 bis 7.

In der dritten Classe wird der Auszug aus Anacharsis Reisen gelesen, und die Uebungen im Schreiben werden fortgesetzt: Montags und Donnerstags von 11 bis 12.

Der zweiten Ordnung wird der poetische Theil des Handbuchs der französischen Sprache von Ideler und Nolte erklärt, und dabei Uebungen im Schreiben und Sprechen angestellt: am Dienstage und Freitage von 11 bis 12.

Die erste Classe lieset les Oeuvres de Boileau Despréaux, und übt sich im Sprechen und in Verfertigung französischer Aufsätze: Mittwochs und Sonnabends von 11 bis 12.

Die Privatstunden des Lectors bleiben zu solchen Uebungen bestimmt, welche für Jeden nach seinen Kenntnissen die angemessensten sind: auch werden freywillige Ausarbeitungen seiner Scholaren von ihm gern durchgesehen und verbessert.

Die englische und italiänische Sprache wird bloß in Privatstunden gelehrt, jene vom Rector und Lehrer Sonne; diese aber vom Rector allein. Von beyden werden die zu lesenden Bücher den Kenntnissen der Scholaren gemäß bestimmt, und mit dem Lesen derselben zugleich Uebungen im Schreiben verbunden.

2. Wissenschaftliche Lectionen.

Den Unterricht in der Religion ertheilt der Director, und legt dabey Griesbachs Anleitung zum Studium der populären Dogmatik zum Grunde: Montags und Donnerstags von 8 — 9.

Eben derselbe hält auch eine encyclopädische Lection, und wird den im vorigen Semester durch Krankheit unterbrochenen Vortrag der philologischen und theologischen Encyclopädie fortsetzen und beendigen: Dienstags und Freytags von 2 — 3.

Der Conrector wird den Unterricht in den Römischen Alterthümern, den er der obern und mittlern lateinischen Classe ertheilt, fortsetzen und zu Ende bringen: am Montage und Donnerstage von 3 — 4.

In der neuen Geographie unterrichten nach Fabri's Abriß, die beiden Lehrer, Sonne und Köhler, in zwey abgesonderten Classen, Dienstags und Freytags von 9 — 10. Der erste wird die zweyte geographische Classe mit Amerika und Süd-Indien bekannt machen — der zweite aber, nachdem er bisher Deutschland durchgegangen, mit der ersten Classe die Batavische Republik und Italien durchgehen.

Eine Zeitungs-Lection wird für beyde geographische Classen gehalten am Montage von 10 — 11. für die untere vom Conrector — für die obere vom Lehrer Köhler, der dabey vorzüglich auf die Artikel, welche

sich auf das Seewesen beziehen, und deren Erläuterung Rücksicht nehmen wird.

Den Unterricht in der Universalgeschichte besorgt der Rector nach Schröckhs Lehrbuche. Der obern historischen Classe, die mit der alten Geschichte beschäftigt wird, trägt er die Geschichte von der Unterjochung Griechenlands und Carthago's an bis zur Völkerwanderung oder zum Ende des Weströmischen Reiches, vor: Dienstags und Freitags von 3 — 4.; der untern Classe aber die neuere Geschichte, von der Reformation an bis zum Anfange der Französischen Revolution: Mittwochs und Sonnabends von 9 — 10.

Im der reinen Mathematik werden beide Classen, in welche der Cötus vertheilt ist, vom Lehrer Köhler unterwiesen. Die erste Klasse wird er in der Geometrie, nach dem 7. und 8. Abschnitte des Klügelschen Lehrbuches unterrichten: Mittwochs und Sonnabends von 9 — 10; die zweyte aber in der reinen Arithmetik, und sie zugleich mit der Buchstabenrechnung etwas bekannt machen: am Dienstage und Freitage von 3 — 4.

Die Naturgeschichte trägt eben derselbe Lehrer den beiden obern lateinischen Classen vor. Er wird sie diesmal vornehmlich mit der Botanik beschäftigen, das Linneische System dabey erläutern und bisweilen kleine Excursionen anstellen: am Donnerstage von 10 — 11. und Sonnabends von 8 — 9.

Für die Mitglieder der lateinischen Suprema hält dieser Lehrer eine Lection über die Naturlehre, und wird den chemischen Theil, nach Klügels Physik, Abschnitt 3 — 7. abhandeln: Dienstags und Freitags von 8 — 9.

Im Feldmessen und andern Theilen der Mathematik gibt er Privatunterricht.

Noch unterweiset der Conrector die Scholaren der obersten lateinischen Ordnung in der Logik nach Wiesewetters kleiner Logik: Mittwochs und Sonnabends von 10 — 11. Mit dieser Lection ist zugleich Uebung in größern deutschen Aufsätzen und Abhandlungen verbunden.

Mitwochs von 1 — 3. wird von allen Lehrern abwechselnd im Bibliotheks-Zimmer ein Conversatorium gehalten; auch übt jeder derselben eine ihm angewiesene Anzahl von Scholaren im Declamiren.

Im practischen Rechnen wird die erste arithmetische Classe, zu der diejenigen Scholaren vornehmlich gehören, welche die griechische Sprache nicht lernen, vom Lehrer Köhler — die zweite aber vom Cantor Kandelhart geübt: am Dienstage und Freitage von 4 — 5.

In Calligraphie und Orthographie unterweiset der Cantor die untere lateinische Classe: Montags und Donnerstags von 4 — 5.

Im Zeichnen und Malen giebt der Zeichenmeister Wiegleb Unterricht.

Unterweisung in der Musik ertheilen drei dazu angestellte Maitres: der Organist Zimmermann im Clavierspielen: der Musikus Meyer auf der Geige, Flöte, Clarinett u. s. w. und der Cantor Landshart auf der Harfe und in Vocal-Musik. Von diesen Musiklehrern wird am Montage und Donnerstage ein Collegium Musicum gehalten, die Scholaren im Zusammenspielen zu üben.

Der Musikus Meyer, der zugleich Tanzmeister ist, giebt im Tanzen den nöthigen Unterricht.

Anleitung zu der Anzucht und bessern Cultur des Sommer- und Winter-Blumenkohls im freien Lande, zur Saamen-Erziehung von demselben, zu dessen Schützung gegen das ihm schädliche Ungeziefer, auch Conservation desselben im Winter.

(Schluß.)

Um dieser Abhandlung die möglichste Ausführlichkeit zu geben, will ich schließlich noch die Art und Weise, wie der Sommerblumenkohl im Winter aufzubewahren und zu conserviren sey, kürzlich bemerken.

Der Blumenkohl muß, sobald Fröste eintreten, und zwar so, daß er davon noch nicht gelitten hat, mit der Wurzel ausgegraben, und entweder, nachdem ihm die äußern Blätter genommen, die übrigen aber oben locker zusammenbunden sind, in einem zwar luftigen doch frostfreien Keller, mit der Wurzel in Flußsand gepflanzt werden. Bei gelinder Witterung müssen die Kellerlöcher am Tage geöffnet werden, um dem Kohle frische Luft zu verschaffen, welche denn gegen Abend wieder gehörig zu verstopfen sind, damit die Blumenköpfe nie vom Froste getroffen werden, indem sie, wenn dieser Fall eintritt, nicht allein einen ekelhaften Geschmack bekommen, sondern auch in kurzer Zeit ganz verderben.

Die Blumenköpfe müssen ferner öfter genau nachgesehen, und jederzeit die zum Verspeisen ausgewählt werden, welche schadhaft zu werden beginnen, und von welchen zu befürchten ist, daß sie bald verderben möchten. Die etwa faul werdenden Blätter müssen sorgfältig aufgesucht und abgenommen werden, weil sonst bald die ganze Pflanze von der Fäulniß ergriffen wird, und verdirbt. Zum Verpflanzen in den Keller sind übrigens nicht allein Pflanzen, deren Blumenköpfe

ents

entweder ganz, oder doch beinahe zu ihrer Vollkommenheit gediehen sind, sondern auch alle diejenigen, in welcher der Ansatz zu einer Blume befindlich ist, wenn solcher auch nur die Größe eines Zwei- oder Vierguteegroschenstücks erlangt hat, tauglich, indem diese letztern den Blumenkopf im Keller noch weiter ausbilden, und selbigen oft noch zu einer ziemlichen Vollkommenheit bringen.

Wem es etwa im Keller an Raum fehlt, auch die Pflanzen, welche nur erst den Ansatz zur Blume gemacht haben, mit hineinzupflanzen, und doch nicht gern diese Pflanzen einbüßen will, der lasse in seinem Garten, an einer gegen rauhe Winde geschützten Stelle, eine oder mehrere Grüfte verfertigen, und verpflanze in solche diese Pflanzen. Zu mehrern Grüften rathe ich deshalb, weil eine Gruft, wenn sie einmal geöffnet ist, ganz ausgeleert werden muß, indem sonst, wenn die kalte Luft hineingedrungen ist, die darin befindlichen Pflanzen verderben. Diese Grüfte werden dann mit starken Reisern aus Waaßen belegt, etwas Erde über diese geworfen, und dann eine wenigstens sechs Zoll hohe Bedeckung von abgefallenen trockenen Laube darüber gebracht, welche dann wieder, damit die Winde das leichte Laub nicht zerstreuen, mit langen Stroh nur in der Maaße belegt wird, daß das darunter befindliche Laub die erforderliche Hältniß erlangt, und über das Stroh werden denn endlich einige Brettstücke oder Latwerk gelegt, damit dasselbe fest liege. Diese Laubbedeckung muß aber nicht blos auf die Grube selbst, sondern auch um dieselbe her, auf anderthalb bis zwei Fuß gebracht werden, damit der Frost nicht seitwärts in die Grube dringen könne. Durch eine solche Bedeckung dringt auch der stärkste Frost nicht leicht, und die darunter befindlichen Pflanzen bilden unter derselben ihre Blumen weiter aus, und haben gewöhnlich schon in der Mitte des Januars schöne wohlschmeckende Köpfe formirt.

Sollte es jemand im Keller an Raume fehlen, den Blumenkohl einpflanzen zu können, der kann auch auf folgende Art denselben conserviren.

Man gräbt den Blumenkohl mit der Wurzel aus, blatet ihn so weit ab, daß nur drei bis vier zunächst den Blumenköpfen befindliche Blätter daran stehen bleiben, und bindet nun die Pflanzen über der Wurzel an eine Schnur, welche man dann an der Decke des Kellers dergestalt befestigt, daß der Blumenkopf herunter hängt, und die Wurzel nach der Decke des Kellers gekehrt ist. Die Köpfe müssen aber an der Schnur in einer solchen Entfernung von einander befestigt werden, daß sie sich nicht berühren. Bei gelinder Witterung muß dem solchergestalt aufgehangten Blumenkohle am Tage ebenfalls öfters freie Luft gegeben, er jedoch auch sorgfältig gegen

den

den Frost verwahrt werden. Auch muß man ihn öfters nachsehen, und sobald sich eine faule Stelle an einem Blatte findet, dasselbe sofort gleich ganz abschneiden. Auch muß man die Köpfe zuerst zum Verspeisen auswählen, von welchen zu befürchten ist, daß sie, wenn man sie länger hängen ließe, verderben möchten.

Durch gehörige Beobachtung dieser Vorschriften kann man dieses angenehme Gemüse, zumal, wenn man die Pflanzen gehörig einpflanzt, säubert, ihnen frische Luft giebt, und sie gegen den Frost sorgfältig verwahrt, bis in den Frühling conserviren.

— b —

W.

Gewinnung des Branntweins aus Kartoffeln.

Wenn man die Kartoffeln allein zum Brantweinbrennen anwendet, so erhält man nur wenig von solchem Getränke. Man muß daher zuckerige Substanzen zusetzen, wodurch die Gährung der schleimigten Theile und des Kraftmehls der Kartoffeln befördert wird. Herr Bertrand, Apotheker zu Metz, geht daher auf folgende Weise zu Werke. Er kocht 600 Pfund Kartoffeln 3 Viertelstunden lang in Dämpfen. Sie müssen dann so weich seyn, daß sie, wenn sie berührt werden, in Stücken zerfallen. Die Operation beim Kochen im Dampfe ist die, daß man einen hölzernen Kessel mit Kartoffeln anfüllt, und ihn über einen kupfernen Siedekessel aufstellt. Von diesem geht der Dampf durch ein Rohr in den hölzernen Kessel über, der zugleich noch ein andres mit einem Hahn verschlossenes Loch unten hat, wodurch man das sich von Zeit zu Zeit angesammelte Wasser ablässt. Beide Kessel sind außer diesen Oeffnungen ganz luftdicht verschlossen. Die auf diese Art weichgekochten Kartoffeln werden mit heissem Wasser zu einem flüssigen Brei zerrieben und ihnen 25 Pfund geschrotenes Malz und 5 Pf. Bierwürze zugesetzt. Man rührt dies wohl unter einander, und läßt es in einem Bottich bei 15 Grad Reaumur Wärme gähren. Es wird dann distillirt, rectificirt, und so erhält man 88 Pinten Branntwein. Durch eine Distillation über Obstkerne geht der empyreumatische Geschmack des Kartoffelbranntweins verloh en. Der Rückstand gibt herrliches Futter für Schweine.

Hannöverisches Magazin.

34tes Stück.

Montag, den 29ten April 1805.

Zwei bisher noch ungedruckte Briefe von Leibnitz.

Da ich im eigenthümlichen Besitz mehrerer bisher noch nicht gedruckter, eigenhändiger Briefe von Leibnitz bin, die derselbe an den zu seiner Zeit berühmten Arzt und Geschichtforscher Conr. Barthold Behrens zu Hildesheim schrieb, so wird es, glaube ich, manchen Lesern dieses Magazins nicht unangenehm seyn, wenn ich ein Paar davon hier mittheile, und zugleich einige Bemerkungen voranschicke, die in Beziehung darauf vielleicht nicht überflüssig scheinen dürften. Es ist, wie Jeder von selbst leicht einsieht, zum richtigen Verstehen der meisten von den Leibnitzischen Briefen, die er theils in lateinischer, theils in französischer und deutscher Sprache schrieb, erforderlich, daß man mit dem Geist seines Zeitalters, mit dem damaligen Zustande der Wissenschaften, den politischen Welthändeln, so wie auch mit den Personen, an die er schrieb, und mit den Verhältnissen, worin er mit ihnen stand, nicht ganz unbekannt sey. Um sie gehörig zu würdigen, darf man nicht vergessen, daß er sie nicht für das Publikum bestimmte, und es wahrscheinlich nie ahnete, daß sie die Nachwelt lesen würde. Manche Aeußerungen, die vielleicht noch jetzt auffallen können, würde er, der gewiß schwerlich einer Indiscretion sich schuldig machte, nicht gewagt haben, wenn er nicht die Gesinnung seiner Freunde und Verehrer gekannt, wenn er nicht auf ihre Discretion hätte rechnen, und sich vor böslicher Deutung gesichert halten können. Man darf ferner nicht vergessen, daß er wegen seiner vielen und mannigfaltigen Arbeiten, und der so sehr ausgebreiteten Correspondenz, nur wenig Zeit auf viele seiner Briefe wenden konnte; daher sie auch nicht selten so unleserlich geschrieben sind, daß sie nur derjenige leicht entziffern kann, der sich durch längere Uebung mit seinen Schrift-

zügen vertraut gemacht hat *). Aber demungeachtet leuchtet doch fast aus allen der große Mann hervor, der, beseelt von edler Wahrheitsliebe, sich in ungekünstelter Schreibart mit seinen Freunden bald über die mannigfaltigsten und wichtigsten Gegenstände des Wissens unterhält, bald sie zu wissenschaftlichen Unternehmungen ermuntert, ihnen Belehrung und guten Rath ertheilt, und bald von ihnen zu lernen, oder Erfahrungen und Nachrichten zu erhalten sucht. Zuweilen sind seine Briefe auch mit launigen Einfällen gewürzt; denn auch der Witz stand bekanntlich Leibnitzen zu Gebote, und wenn er nur selten Gebrauch davon machte, so lag das mehr an seinem Willen, als seiner Fähigkeit. Es giebt lateinische Sinngedichte von ihm, die mir den schönsten Epigrammen Martials gleich zu kommen scheinen.

Nach meiner Meinung kann man seinen Character, das Eigenthümliche seiner Denk- und Sinnesart, am besten aus seinen schriftlichen Unterhaltungen mit seinen Freunden kennen lernen, und gerade dies giebt seinen Briefen, wenigstens in meinen Augen, einen sehr hohen Werth. Hier zeigte er sich oft ganz, wie er war, und man kann nicht umhin, auch hier seine Talente, seine vielfältigen Kenntnisse zu bewundern, und seine Gutmüthigkeit und Urbanität zu lieben.

Mit dem gedachten D. Behrens hat Leibnitz mehrere Jahre hindurch Briefe gewechselt. Die Sammlung derselben, welche ich besitze, beginnt von 1698, und geht bis ins Jahr 1712.

Von den Lebensumständen dieses gelehrten Arztes hier kürzlich Folgendes **): Er war 1660 zu Hildesheim gebohren, gieng 1677 auf das Gymnasium zu Bremen, studirte 3 Jahr in Helmstedt, setzte darauf in Straßburg und Leiden seine Studien fort, und wurde nach seiner Zurückkunft 1684 zu Helmstedt Doctor der Philosophie und Medicin. Im Jahre darauf gieng er als Feldmedicus der Braunschweig-Lüneburgischen Truppen mit nach Ungarn, wurde 1695 in die Kaiserliche Akademie der Naturæ Curiosorum aufgenommen, 1702 zum Raths-

*) Selbst mit der Bezeichnung der Namen dieser oder jener Gelehrten nahm es Leibnitz nicht immer sehr genau. Ich habe Briefe, worin derselbe Name dreifach verschieden von ihm geschrieben ist. Er hielt sich, wie es scheint, in der Eile an den Laut des Namens, indem die richtige Bezeichnung desselben seinem sachreichen Gedächtniß nicht gleich gegenwärtig war. Genug, daß ihn derjenige verstand, an den er schrieb.

**) S. Jöchers Gelehrten-Lexicon.

Rathsherrn in seiner Vaterstadt (Hildesheim) erwählt, dankte aber noch in demselben Jahre gewisser Umstände wegen wieder ab, erhielt 1709 eine Stelle in der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, wurde 1712 Churfürstl. Braunschw. Lüneburgischer Hofmedicus, und starb im Jahr 1713. Sowohl seine Verbindung mit Leibnitz, als seine verschiedenen historischen und medicinischen Schriften, die Jöcher angiebt, zeigen ihn als einen selbstdenkenden, kenntnißreichen und fleißigen Mann *), der sich unter andern besonders auch dadurch verdient machte, daß er sich dem Mißbrauch widersetzte, der damals von der Philosophie des Des-Cartes durch Aerzte und Chemiker gemacht wurde.

Des-Cartes oder Cartesius, dessen Philosophie damals noch eine bedeutende Rolle spielte, war gewiß einer der tiefsinnigsten Köpfe **), da er aber das Verhältniß des menschlichen Denkvermögens zu der Natur der Dinge nicht hinlänglich erwog und einsah, da er kühn Hypothesen erschuf, und davon eben so kühn Schlüsse auf die Entstehung, Form und Kräfte der Natur machte, so konnte es nicht fehlen, er mußte in Irrthümer gerathen, die denn, wie gewöhnlich, nicht ohne schädlichen Einfluß auf die praktischen, mit dem gemeinen Leben in näherer Verbindung stehenden Wissenschaften blieben ***). Besonders wurde mit seiner Elementenlehre von manchen Aerzten, die, statt sorgfältige Beobachtungen anzustellen, und sich auf dem sichereren Wege der Erfahrung feste Grundsätze zu verschaffen, lieber philosophisch schwärmten, hie und da Unfug getrieben. Es würde mich zu weit führ-

*) Leibnitz nennt ihn in der Vorrede zum 2ten Bande seiner Script. Rer. Brunsvic. insignem apud Hildesienses medicum et historiae nostratis peritissimum.

**) Auch an Gelehrsamkeit fehlte es ihm nicht. Leibnitz sagt von ihm (S. 395. T. VI seiner Werke h. v. Dutens) Fuit in Cartesio major librorum usus, quam ipse videri volebat.

***) Man muß es jedoch dem Cartesius nachrühmen, daß er in Ansehung seiner Principien bescheidener und gemäßigter dachte, als viele seiner Nachfolger. Er giebt seine Grundsätze für nichts mehr als für Hypothesen aus, über deren Werth und Gültigkeit erst die Uebereinstimmung der daraus abgeleiteten Sätze mit der Erfahrung entscheiden soll. Verum tamen, sagt er, ne nimis arrogantes esse videamur, si, de tantis rebus philosophando, genuinam earum veritatem a nobis inventam esse affirmemus, malim hoc in medio relinquere, atque omnia quae deinceps sum scripturus tantum *hypothesin* proponere; quae quamvis falsa esse existimetur, sati magnum operae pretium me fecisse arbitrabor, si omnia, quae ex ipsa deducentur, cum experimentis consentiant etc.

führen, und dem Zweck dieser Blätter nicht ganz angemessen seyn, wenn ich eine umständliche Erörterung der Ideen des Cartesius in Ansehung der ursprünglichen Beschaffenheit, Gestalt und Verschiedenheit der Grundstoffe der Körperwelt versuchen wollte; man findet sie in seinen Werken, mit sammt den Kupfern dazu *). Zur Erläuterung einer Stelle in dem ersten Briefe wird folgendes hinreichend seyn. Des Cartes nahm keinen leeren Raum im Universum an; alles war nach seiner Vorstellung anfangs mit formloser, jedoch theilbarer Materie angefüllt. Die Theilchen dieser Materie waren ursprünglich in Ansehung der Größe und Bewegung einander völlig gleich, aber sie hatten noch keine runde Form, weil sonst ein leerer Raum zwischen ihnen hätte Statt finden müssen. Durch ihre vom Welturheber veranlaßte cirkelförmige Bewegung erhielten sie nun runde Form, indem sie ihre Ecken an einander abstießen, und das, was sie abstießen, war die feine Materie, welche den Raum zwischen den Kügelchen füllte. Diese feine fluide Materie, welche, nach Verschiedenheit der Winkel zwischen den Kügelchen, sich bald so, bald anders zu formen fähig war, hieß nun das erste, und die in Kügelchen geformte, das zweite Element. Durch die beständige Bewegung rieben sich indessen die Kügelchen immer mehr und mehr an einander ab, so daß von der Materie des ersten Elements mehr entstand, als nöthig war, den Zwischenraum der Kügelchen zu füllen, und dieser Ueberschuß war der Stoff, woraus die Sonne und Fixsterne gebildet wurden, so wie das zweite Element den durchsichtigen Himmel darstellte. Das dritte Element, welches er auch der Form wegen materia striata nennt **), bestand aus allerlei eckigen, ungleich gestalteten, mehr festen und weniger beweglichen Theilen des ersten und zweiten Elements, und war nach Verschiedenheit seiner Partikeln der Urstoff der Luft, des Wassers, der Erde ꝛc.

Aus dieser sonderbaren Elementenlehre erklärte nun Cartesius die Erscheinungen in der Natur, die wechselseitigen Einwirkungen der Weltkörper, die Eigenschaften des Feuers, des Quecksilbers, Magnets u. s. w.

Muß man sich nicht wundern, daß eine solche Naturphilosophie sich lange halten konnte, daß sie viele Anhänger und Nachbeter erhielt, und daß sogar manche Aerzte sich dadurch die Köpfe verwirren ließen!

Ich gebe den ersten Brief, der lateinisch geschrieben ist, in der Uebersetzung,

*) Renati Des-Cartes Principia Philosophiæ. Amst. 1672. S. 65. f.

**) Sufficit, sagt er S. 97. illas (massulas) concipere tanquam exiguas columnas, tribus striis in modum cochlearum intortis excavatas etc.

setzung, die ich so treu wie möglich zu machen versucht habe; den zweiten aber, wie er aus Leibnitzens Feder kam.

II.

Ich freue mich Ihres Wohlseyns und gütigen Andenkens an mich, und danke Ihnen für das schöne Geschenk, das Sie ihrem Briefe beigefügt haben. Würdig Ihrer Talente und Urtheilskraft ist die Bemühung, die praktische Arzneikunde (praxis medica) zu erweitern, und ich bin ganz Ihrer Meinung, daß die Elemente des Cartesius darin bisher wenig Nutzen gezeigt haben. Es ist gar noch nicht ausgemacht, ob diese Elemente existiren, und gesetzt, sie existirten, so kann man doch nicht wissen, wie viel von der subtilen Materie, oder von den Kügelchen des zweiten Elements, oder von dem dritten Element (der materia striata) genommen werden müsse, um Arznei zu bereiten. Ich wollte, man spürte dem nach, was gewisser ist, was den Sinnen näher liegt, und wünschte, daß man sich häufiger der Mikroskope bediente, um die Structur der Dinge zu entdecken; daß ferner vorzügliche Aerzte ihre gemachten Beobachtungen sorgfältig aufzeichneten, und durch Vergleichung der ihrigen mit fremden festere und allgemeinere Sätze, als die gewöhnlichen sind, erstrebten.

Rühmlich ist auch Ihr Unternehmen, die Geschichte der vorzüglichsten Familien dieser und benachbarter Länder aufzuhellen *) Da der berühmte Pfeffinger **) zu Lüneburg sich auch damit beschäftigt, so wünsche ich, Sie setzten unter sich Grenzen fest, und einer übertrüge dem andern gewisse zu bestimmende Districte; so wie einst der Pabst nach Maaßgebung des Meridians zwischen Spanien und Portugiesen die neue Welt theilte.

Ich wußte bisher nicht, daß der Baron von Reusdenberg gestorben sey, bedaure es aber sehr, da der Mann von einer ungewöhnlichen Wiß-

*) Behrens gab schon im Jahr 1697. eine historische Beschreibung des Hauses der Herrn von Steinberg, nebst einem Anhange anderer vornehmer adelichen Stammregister ꝛc. heraus, wovon im Jahr 1703. eine neue Ausgabe mit dem veränderten Titel: Genealogische und zum Theil historische Vorstellung des Ursprungs und Fortstammung einiger uralter, wohlgebohrnen hochadeln Häuser ꝛc., sonderlich derer von Steinberg, erschien.

**) Joh. Friedr. Pfeffinger, Professor auf der Ritter- und Königl. Großbrittannischen Rath. Er wurde rühmlichst bekannt durch seinen Vitriarius illustratus, und schrieb unter andern auch eine Historie des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses. Leibnitz wechselte Briefe mit ihm, wovon einige in der von Kortholt herausgegebenen Sammlung Leibnitzischer Briefe sich befinden.

Wißbegierde glühte, und zuweilen Briefe, voll von Geist und Humanität, an mich schrieb. Leben Sie übrigens wohl, und bleiben Sie mir gewogen. Hannover den 22ten November 1703. Ich verbleibe u. s. w.

P. S.

Sie erwähnen der Reusdenbergischen Bibliothek. Was ist daraus geworden? Auch frage ich bei dieser Gelegenheit, wie es um die Manuscripte des seligen Herrn Scholasticus von Plettenberg steht? ob sie noch bei dem Bruder, dem dortigen Canonicus, sich befinden? ob sie vielleicht an den Bischof zu Münster, oder den Paderbornschen Dekan geschickt sind?

Letzners Werk von den adlichen Familien dieses Landes habe ich bisher noch nicht erhalten, besitze aber den Index der Kapitel.

2.

Meine Abwesenheit hat verhindert, daß nicht geschrieben, und die Ueberlieferung des Buchs des P. Ptolomäi *) gemeldet, weil mich einige Wochen zu Braunschweig und Wolfenbüttel aufgehalten. Bitte demnach des Herrn P. le Bos **) Wohlehrwürden meinetwegen dienstlich zu grüssen, und ihn wegen der Communication zu bedanken; werde es bald wieder zurücksenden. Bitte dabei wohlgedachtem Herrn Pater zu communiciren den Brief des Herrn P. Ptolomäi an mich, dessen Lectur ihm vermuthlich lieb seyn wird. Und weil darin der Herr P. Ptolomäus meiner philosophischen Grillen ***) mit einigem höflichen applausu gedenkt, so würde mir lieb seyn, wenn der Herr P. le Bos mir auch seine Gedanken, aber ohne einige Dissimulation, darüber communiciren wollte.

Es

*) Diesen Ptolomäus schätzte Leibnitz wegen seiner Gelehrsamkeit und Denkungsart sehr hoch. Man ersieht das aus mehrern Briefen an Des Bosses, worin er sehr vortheilhaft von ihm urtheilt, und auch aus einem Schreiben von 1712, worin er ihm zur Cardinalswürde gratulirt. S. Opera Leibnitii ed. Dutens T. V. S. 561.

**) Bartholom. Bosse, oder eigentlich Des Bosses, ein Jesuit, Doctor der Theologie, damals in dem Collegium zu Hildesheim. Leibnitz hat bis an seinen Tod mit ihm häufig Briefe gewechselt. Ausser andern findet man vierzig in der angeführten Ausgabe der Leibnitzischen Werke, T. VI. S. 171. f.

***) Wenn man Leibnitz diese Aeußerung auch nicht ganz aufs Wort und dogmatisch nehmen will, so liegt doch, wenn ich nicht irre, ein Beweis für die Meinung darin, daß er auf manche seiner metaphysischen Ideen — denn von solchen ist hier doch wohl die Rede — nicht den unbedingten hohen

Werth

Es ist gar wohl gethan, daß der Herr P. Ptolomäus den Bellarminium mit Additionibus wieder auflegen lassen will, und die Materie, wie er sagt, civili mente zu tractiren geneigt. *) Ich hoffe, der Herr P. le Bos werde auf gleiche Weise verfahren, und dem Exempel anderer seines Ordens, so zu Hildesheim gewesen, nicht folgen, welche nicht nur acerbe, sondern gar scurriliter von Religionssachen geschrieben; welches nicht nur gegen die Ehrbarkeit, sondern auch gegen die Gottesfurcht selbst. Man mag ihnen wohl Gelegenheit auch unsererseits gegeben haben. Aber wenn ich an der Stelle eines Religiosi wäre, wollte ich alles dergleichen mit der größten Bescheidenheit beantworten; wird vielmehr den Autorem hochschätzen machen.

Ich vernehme, daß Herr Wiekamp bei ihnen Superintendent werden wird, so dem guten Mann zwar wohl zu gönnen. Er hat sich aber zu Wolfenbüttel nicht mit nöthiger Vorsichtigkeit betragen, indem er aus einer geheimen ungewissen Sache ein öffentliches Wesen gemacht. Sonst ist es ein Mann, dem es gewiß an guten Gaben nicht fehlt.

Ich will hoffen, daß alles wieder bei ihnen in guter Ruhe seyn wird. Verbleibe jederzeit u. s. w.

Hannover den 8ten Januar 1705.

G. W. v. Leibnitz.

Schließlich bemerke ich noch, daß in den übrigen Briefen von Leibnitz an den D. Behrens, die ich besitze, manche Stellen vorkommen, die für den Arzt, den Philosophen und Historiker wohl nicht ganz ohne Interesse seyn dürften, und daß ich nicht abgeneigt bin, die ganze Sammlung durch den Druck bekannter werden zu lassen.

G. F. Boch.

Hannover.

Werth legte, als man wohl glauben möchte. Obgleich diese Producte seines erfinderischen Genies und Tiefsinns zu seinem ausgebreiteten Ruhm sehr viel beitrugen, so scheinen doch seine mathematischen Erfindungen, und diejenigen gelehrten Werke, die auf sichere Erfahrung gegründet waren, ihm lieber gewesen zu seyn. Wer weiß, wenn er länger gelebt, und mehr Zeit auf Spekulationen dieser Art hätte verwenden können, ob er nicht selbst zu derselben Kritik seiner ontologischen und kosmologischen Begriffe gelangt wäre, die in neuern Zeiten erst unternommen ist. Die fortgesetzte freundschaftlich-philosophische Fehde mit dem berühmten Locke über den Ursprung allgemeiner Begriffe hätte ihn vielleicht dahin geführt.

*) Daß sich Leibnitz von dieser Ausgabe des Werke des bekannten Bellarmin, der besonders durch sein großes Opus controversiarum berühmt wurde, und zu Rom 1621 starb, sehr viel erwartete, sieht man auch aus einem seiner Briefe an Des Bosses. S. die angeführten Op. Leibnitii T. VI. S. 177.

Hohes Alter.

Hupazoli wurde gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts, nehmlich den 15ten März 1587 zu Kasale gebohren, und starb den 27sten Jan. 1702. Er war anfangs ein Geistlicher, begab sich aber hierauf nach der Insel Scio, und von da in seinem 82sten Jahre als venetianischer Consul nach Smyrna. Er hatte sein hohes Alter hauptsächlich seiner Mäßigkeit im Essen und Trinken, einer regelmäßigen Leibesbewegung, und überhaupt einer pünktlichen Ordnung in seiner ganzen Lebensweise zu verdanken. Er trank nie etwas anders als Wasser, rauchte keinen Toback, aß wenig aber gut, besonders Wildprett und Früchte. Zu gewissen Zeiten des Jahrs trank er den Saft der Skorzonerwurzel als eine Blutreinigung. Er wohnte nie einem groſsen Schmause bei, aß regelmäßig frühe und zu Abend, gieng eine halbe Stunde darauf zu Bette, und stand des Morgens sehr frühe auf. Alle Tage hörte er seine Messe, dann gieng er ein wenig spaziren, und nachher besorgte er seine Geschäfte. Er hinterließ 22 Bände, worin er alles aufgeschrieben, was er verrichtet hatte. Nie hatte er Anfälle von Fiebern, ließ nie zur Ader, und eine genaue Diät war seine Arzenei. Sein Gedächtniß war so treu, daß er von hundertjährigen Dingen, als von solchen, die erst kürzlich geschehen wären, redete. In seinem 100ten Jahre wurden seine seit einiger Zeit grauen Haare wieder schwarz, und noch später machte er zu Fuß des Tages seine vier Meilen. Im 109ten Jahre verlohr er die Zähne, und mußte sich nun bloß von Brühen nähren. Vier Jahre nachher bekam er aber wieder zwei neue groſse Zähne, und konnte nun wieder Fleisch essen. Gegen das Ende seines Lebens hörte eine Blutausleerung, die er seit 30 Jahren alle Monate gehabt hatte, auf; er bekam darauf den Stein, dann noch den Schnupfen, welchen Uebeln er endlich erlag.

Der Kardinal Solis, Erzbischof von Sevilien, starb in einem Alter von 110 Jahren, behielt den völligen Gebrauch seiner Seelenkräfte und Sinne bis an sein Ende. Er pflegte zu sagen: „ich lebte in meiner Jugend wie ein Alter, und darum bin ich in meinem Alter jung. Ich führte ein nüchternes, betrachtendes, doch keineswegs sitzendes und trauriges Leben. Meine Diät war mäßig, und doch gut; ich trank den besten Wein, aber nicht viel; nur bei kaltem Wetter erlaubte ich mir ein drittes Glas. Ich ritt oder gieng täglich in die freie Luft, und bei Regenwetter machte ich einen Spaziergang in einer bedeckten Halle. Diese Lebensart erhielt meinen Körper gesund; aber zum Altwerden gehört auch eine gesunde Seele, und die meinige hielt sich genau an die moralische Diät, die uns von der Religion vorgeschrieben ist. Ihr habe ich es zu verdanken, daß mein Leben ohne Krankheit, ohne verderbliche Leidenschaft, folglich ohne Kummer, bis zu diesem Patriarchenalter dauerte. Jetzt bin ich, wie ein reifes Saamenkorn, welches seiner Verwandlung entgegen sieht."

Hannöverisches Magazin.

35tes Stück.

Freitag, den 3ten Mai 1805.

Wiederbelebungs-Geschichte und ärztliche Prozedur einiger verunglückten Scheintodten,

von dem im Amte Rothenburg angesetzten Arzt,

dem Doktor Hermann David Hecker,

wohnhaft in Vißelhövede.

Die günstigen Urtheile des Publici bei der Bekanntmachung der Wiederbelebung des in der starken Kälte den 10ten Febr. 1803 erfrornen Schusters Johann Gerken aus Wittorf *), und meiner damahls beobachteten Prozedur, welche im 38sten Stück des hannöverschen Magazins 1803, nebst der Untersuchung und Beurtheilung der Frage, welches die Ursache, warum so wenig erfrorne Menschen bisher wieder belebt worden, im 50. Stück desselben Jahres sich findet, hat mich ermuntert, einige anderweite gerichtlich geschehene Untersuchungen und beobachtete Prozeduren bei denen in meinen jüngern Jahren im Wasser Ertrunkenen und im Kohlendampf erstickten Personen bekannt zu machen.

Diese würklich geschehene, mit dem Stempel der Wahrheit belegte Thatsachen, die unter den Augen des Publikums und der Obrigkeiten geschehen, wovon sich die desfalls ergangenen Akten bei denen Aemtern vorfinden müssen, theile ich daher nebst dem herzlichen Wunsche mit, daß sie ein Leitfaden werden mögen, wodurch vielleicht

*) Dieser Johann Gerken aus Wittorf lebt noch daselbst in bester Gesundheit, und verrichtet täglich in seinem Alter die ihm obliegenden beschwerlichsten Arbeiten.

in der Folge Verunglückte der Art aus einer der augenscheinlichsten Todesgefahr errettet werden können.

Vorläufig will ich hiebei nur bemerken:

1) Ein jeglicher Scheintodter, er sey von welcher Klasse er wolle, je länger er in dem Zustande des Scheintodes verbleibet, desto beschwerlicher ist die Wiederbelebungsarbeit für den Arzt, und desto zweifelhafter ist die Wiederherstellung des physischen und rationellen Lebens; dahingegen je frühzeitiger und geschwinder ein solcher Verunglückter entdecket wird, je frühzeitigere Wiederbelebungsversuche angestellet werden, desto sicherer und gewisser kann man seine Wiederbelebung erwarten, wenn er pflichtmäßig von dem Arzte behandelt wird, und wenn keine unvorhergesehene Zufälle, Schlag und Stickflüsse, erfolgt sind.

2) Unser Leben hänge hauptsächlich von dem ungestörten Umlaufe unsers Bluts ab. Je mehr sich also das Blut und das damit verbundene physische Leben nach den innern, edleren Theilen unsers Körpers zurückziehet, desto mehrere und größere Stockungen müssen ganz nothwendig in den äusserlichen Gliedern des Körpers entstehen. Wegen der vielen eingetretenen äußerlichen Stockungen des Bluts und aller Säfte geschieht der innerliche Umlauf nur sehr schwach und langsam in denen in dem innern Körper befindlichen anastomosirenden Blutgefäßen. Wird dieser nicht bald vermehret, oder kann er durch Wiederbelebungsarbeiten nicht verstärkt werden, so muß ganz nothwendig der gänzliche Umlauf des Bluts nach und nach stocken, endlich aufhören, und der würkliche Tod erfolgen. Dieses ist der hauptsächlichste Grund mit, warum so wenige Erfrorne wieder belebet werden können, weil solche Verunglückte öfters ganze Tage, öfters noch mehrere in dem stärksten Froste vermißt, erstarret liegen, ehe sie wiedergefunden werden, daß daher keine Wiederbelebungsversuche mit ihnen vorgenommen werden können. Weit größer ist die Anzahl der wiederbelebten Scheintodten, wenn sie im Wasser ihren Tod erhalten, der erhenkt gefundenen, der vom Kohlendampf oder Blitz erstickten, weil diese öfters sehr bald vermißt, und gemeiniglich frühzeitiger wiedergefunden werden, daß man mithin die benöthigten Wiederbelebungs-Versuche mit ihnen anstellen kann.

3) Einige Neuere haben in ihren Schriften noch erst kürzlich ohne Rücksicht aller ärztlichen Erfahrung zu behaupten gesucht, daß das physische Leben mit dem rationellen in keiner Verbindung bei den Scheintodten stehe, und daß das rationelle Leben mit überzeugender Gewißheit des Bewußtseyns und der Empfindung bei den Verunglückten aufhöre. Aus zweien in der Folge hier angeführten Beispielen wird ein jeder er-

ersehen, daß das physische Leben mit dem rationellen in so ferne in Verbindung stehe, daß das physische Leben sich zuerst bei denen verunglückten Wiederbelebten zeigt, und wenn der Umlauf des Bluts und aller zum Leben unentbehrlichen Säfte des Körpers wieder hergestellet, und mithin deren Stockungen in dem Körper nachgelassen, daß alsdenn auch das rationelle Leben, d. h. das Bewußtseyn und Empfindung wieder eintritt, mit der Einschränkung, daß beides nicht auf einmal in dem Körper wieder entstehe, und aus Mangel der Kräfte nicht auf einmal existiren könne.

Die von mir beobachteten Prozeduren bei der Wiederbelebung einiger verunglückter Scheintodten und dabei angestellten Beobachtungen sind folgende:

1. Im Jahre 1776, zur Zeit meines Stadtphysikats zu Neustadt am Rübenberge und Wunstorf fiel der Steuermann von dem Vordertheile eines Bucholtischen Schiffes, das eben in die Schleuse vor Neustadt am Rübenberge gebracht war, in das Wasser der Leine, und kam unter das Schiff in der Schleuse zu liegen. Die beiden Hinterthüren der Schleuse waren schon zugemacht, damit sich das Wasser vermehren, und höheres Wasser zur Abfahrt in dem Canale entstehen könne. Der Verunglückte mußte also eine ziemlich lange Zeit unter dem Schiffe in der engen Schleuse im Wasser liegen bleiben, weil das Schiff aus Mangel an Wasser weder vorwärts, und bei den zugesetzten Thüren der Schleuse nicht so geschwinde zurückgebracht werden konnte. Ich wurde indessen von denen dortigen Herren Beamten, in specie von dem damals noch lebenden rechtschaffenen biedern Menschenfreunde, dem Herrn Oberamtmann Droppenstedt, aufs dringendste ersucht, alles Benöthigte zu der Wiederbelebung, wenn der Verunglückte wiedergefunden worden, anzuordnen und in Bereitschaft zu setzen. Endlich, da das Schiff aus der Schleuse bei höherem Wasser vorwärts in den Canal abgegangen, so fand man den todten Körper des Steuermanns, der ungefähr eine Stunde im Wasser mochte gelegen haben, mit denen mehresten, wie leicht zu erachten, Kennzeichen des Todes. Ich ließ ihn auf ein nahgelegenes Zimmer des Kellers zu Neustadt bringen, wo ich alles zu seiner Wiederbelebung erforderliche zubereitet hatte, und der dortige Chirurgus Hinschfeld war mein Gehülfe. Man konnte anfänglich nicht die allermindesten Kennzeichen des Lebens bei ihm bemerken. Nachdem ich den Körper von seiner nassen Kleidung entblößet, wurde er durch warmgemachten Sand allmählig erwärmet, damit die Stockungen des Bluts in den Extremitäten gehoben werden mögten. Ich ließ ihm öfters frische Luft in die Lunge bringen, nachdem ich den Mund und den obern Theil der Luftröhre von dem Schleim zuvor gereinigt,

get, welcher öfters ein Hinderniß der Respiration werden kann, und drückte, so oft ich ihm frische Luft in die Lunge blasen ließ, jedesmahl den Unterleib nach der Brust, um eine Bewegung der innern Säfte des Körpers hervorzubringen, und die Lungen zu erweitern. Der Chirurgus mußte ihm einige Tobacksrauchklystire setzen, ich frottirte die Extremitäten des Körpers und den Unterleib mit spirituösen Sachen und mit Weinessig, während der Zeit wurde das Einblasen der frischen Luft fortgesetzt. Nachdem ich auf die Art eine Stunde in völliger Arbeit beschäftigt gewesen, zeigten sich schon deutliche Spuren des wieder zurückkehrenden physischen Lebens, der Puls fing an, gelinde, doch sehr langsam zu schlagen. Meine Arbeit wurde um so mehr mit dem größten Fleiße fortgesetzt, und nunmehr fing er an, ein ängstliches Geschrei zu machen, welches mit starken hörbaren Kollern im Unterleibe verbunden war. Das ängstliche Geschrei wurde vermehrt, wenn ich stark frottiren ließ; hielt ich damit zurück, so blieb er im Schlafe. Meine Arbeit mit dem Einblasen der Luft wurde fortgesetzt, auch ließ ich bei stärkeren nachher vermehrten Pulsschlägen am Arme eine Ader öffnen, damit die Masse des Bluts vermindert, ein geschwinderer Umlauf desselben befördert, und zugleich der Schlagfluß, der in der Periode so sehr leicht möglich, verhütet werden möchte. Es kam aber noch wenig Blut, die Zeichen, daß der völlige Umlauf desselben noch hin und wieder in den Extremitäten stocke. Unter dem fortgesetzten Frottiren, Lufteinblasen, Tobacksrauchklystiren glückte es mir endlich, einen stärkern Puls, und mit demselben größere Kräfte des Lebens wieder zu erhalten. Das freie Athemholen wollte indessen noch nicht recht fort, er machte ein ängstliches Geschrei, so oft sich die Lunge erweiterte. Ich ließ ihn daher von dem Oxymel scill. tico und warmen Thee fleißig geben. Das Niederschlucken wollte noch nicht recht fort, bei dem fortgesetzten Gebrauch obiger Mittel kam es endlich zum gelinden Erbrechen, und nunmehr fieng er schon an zu reden. Durch dünne, mit etwas Wein bereitete warme Suppen und stärkende Speisen wurde er endlich so weit gebracht, daß er seine völlige Besinnlichkeit wieder erhielt. Ich ließ ihn daher in ein warmes Bette, nachdem er zuvor mit einem Hemde und trockenem warmen Brusttuch bekleidet worden, bringen. Er erhielt einen sanften, geruhigen Schlaf, die Brust war bei dem Athemholen freier, und den vierten Tag nach seiner Wiederbelebung konnte er nach seiner Frau völlig gesund transportirt werden, und lebt vielleicht noch.

Ich habe ihn nachher bei meinen öftern Besuchen während seiner viertägigen Verpflegung gefragt, ob er sich in der Zeit, da er in dem Wasser gelegen, oder in der Zeit meiner ärztlichen Be-

handlung außer dem Wasser nichts erinnere? Worauf er erwiederte, daß er sich nichts erinnere, was mit ihm geschehen, auch von demjenigen nicht, was nachher mit ihm außer dem Wasser vorgenommen worden. Das besinne er sich nur, daß er bei dem Falle ins Wasser von dem Vordertheil des Schiffes an seine Frau und sieben Kinder gedacht, daß er nun elendiglich im Wasser eines kleinen Flusses sterben müsse, da er weit größere Gefahren in den entferntesten Welttheilen auf dem großen Weltmeere erlebet. In dem Wasser sey er ohne alle Besinnlichkeit geblieben, habe solche auch nicht ehender wieder erhalten, bis er den völligen Gebrauch seiner Besinnung bei seiner Wiederbelebung wieder erhalten, und er habe sich daher sehr gewundert, wie und auf welche Art er hieher gekommen sey. Meine ganze ihm geleistete ärztliche Wiederbelebungs-Hülfe dauerte nur zwei Stunden.

Hier siehet man ganz offenbar, daß das physische Leben mit dem rationellen bei den Scheintodten nicht auf einmal, und zugleich entstanden. Lange vorher hatte sich das physische Leben bereits wieder bei diesem Verunglückten eingestellet, ja es war innerlich noch nicht gänzlich von ihm gewichen. Das völlige rationelle Leben mit überzeugender Besinnlichkeit und Bewußtseyn kam erst lange nachher, da der Körper stärkern Umlauf des Bluts in den innerlichen und äußerlichen Theilen des Körpers, mithin größere Kräfte wieder erhalten hatte.

II. Im Jahre 1777 fiel des Bäcker Klaren Tochter von zwölf Jahren zu Neustadt am Rübenberge, während meines Stadtphysikats daselbst, ins Wasser der Leine. Sie wurde eine halbe Stunde nachher scheintodt wieder gefunden, und aus dem Wasser gezogen. Nach einer viertelstündigen ärztlichen Bemühung, welche in Erwärmung der Extremitäten des Körpers, im Frottiren mit geistigen Sachen und Weinessig, und vorzüglich mit Einblasen der Luft in die Lunge bestand, erlangte sie ihre völlige Gesundheit und gänzliche Besinnlichkeit wieder, wurde sehr bald wieder hergestellet, und lebt vielleicht noch.

III. Nicht so glücklich ergieng es mit dem Vater dieses Mädchens, dem Bäcker Klaren zu Neustadt am Rübenberge, der sich der Saufere und des immäßigen Genusses des Branntweins so sehr ergeben hatte, daß er die wenigste Zeit nüchtern war. Er gieng bald nach dem Vorfall seiner eben erwähnten Tochter, während meines Stadtphysikats daselbst, an einem Abend äußerst unruhig und betrunken vom Hause weg, und kam die Nacht nicht wieder. Er wurde zwar von seinen Kindern vermißt, man glaubte aber, er befinde sich in den Branntweinshäusern, und da man schon gewohnt war, daß er öfters ganze Nächte außer Hause geblieben, so wurde er nicht aufgesucht, konnte auch bei der Dunkelheit der Nacht nicht wiedergefun-

funden werden. Des folgenden Morgens um 6 Uhr wurde er indessen in einem tiefen Wasser hinter dem Walle, in der, wenn ich nicht irre, sogenannten Steinkuhle entdeckt, in welche er sich selbst in seiner Völlerei gestürzt hatte. Ich wurde sogleich von den Herren Beamten ersucht, Wiederbelebungsversuche mit ihm anzustellen, und er wurde zu dem Ende mit allen äussern Kennzeichen des Todes zu mir gebracht. Ich machte völlige 3 Stunden mit ihm alle bereits bei dem erwähnten Steuermanne bemerkte Wiederbelebungsversuche, und meine angestellten Prozeduren wurden bei ihm unausgesetzt aufs fleißigste fortgesetzt, blieben aber insgesammt fruchtlos, ließen mir indessen auch keinen Zweifel, daß das physische Leben bei ihm gänzlich aufgehört, da er zu lange, ganz wahrscheinlich die ganze Nacht, im Wasser gelegen, und sich schon so lange Zeit vorher an den Genuß hitziger Getränke, und vorzüglich des Branntweins, gewöhnet, daß dadurch seine Nerven geschwächet, das Blut verdickt, Stockungen desselben in den innern zum Leben unentbehrlichen Eingeweiden entstanden, und daß, ganz wahrscheinlich, da das Blut bei dem öftern übermäßigen Genuß des Branntweins bekanntlich zu sehr nach dem Kopfe getrieben ward, und daher in dem Gehirne Extravasationen und Stockungen dadurch entstanden, ein darauf erfolgter Schlagfluß seinem Leben ein Ende gemacht hat.

Ich muß bei diesem traurigen Beispiele bemerklich machen, daß nach den vielfältigen Erfahrungen der Aerzte, die der Völlerei und dem Branntweingenusse zu sehr ergebene Personen, wenn sie auch sehr frühzeitig wieder gefunden und entdeckt worden, sehr selten als Scheintodte durch Wiederbelebungsversuche gerettet werden und ins Leben aus dem Grunde nicht zurückgebracht werden können, weil durch dessen starken und öftern Genuß, das Blut und alle zum Leben benöthigte Säfte zu sehr verdicket werden, daß daher Stockungen desselben in denen edlern Eingeweiden des Körpers entstehen, und bei dem verstärkten Triebe nach dem Kopfe sehr geschwind ein Schlagfluß dem Lebens eines solchen Verunglückten auf einmal ein Ende macht.

IV. Im Januar des 1790sten Jahrs waren zu S., Amts Ehrenburg in der Grafschaft Hoya in dem Hannöperschen, die Magd und eine 12jährige Tochter vom Hause vom Kohlendampf erstickt. *) Es führete

*) Bei dieser Erstickung kann ich nicht unterlassen, einen Wink wegen der schädlichen Folgen des Kohlendampfes, der besonders in den kleinen Stuben der untern Klasse der Menschen in Absicht ihrer Gesundheit so vieles Unglück anrichtet, zu geben. Ich will nur die Feuerkiken, womit sich die Frauenspersonen schleppen, in den kleinen dumpfigen Stuben anführen, welche

von einer Unvorsichtigkeit her, indem die Magd bei der Kälte des Nachts in einem Windofen, in welchem die Klappe in der Röhre zugefallen, in einer kleinen Stube, wo beide schliefen, stark eingeheizet, wodurch der Dampf in die Stube zurückgetrieben, und die Luft irrespirabel gemacht worden. Alle beide würden ganz zuverlässig gewiß in den würklichen Tod verfallen seyn, wenn man die Magd um 7 Uhr nicht hätte wecken müssen, welche ohne alle Empfindung, steif und starr, scheintodt im Bette aufgesessen wurde. Die Tochter lag bei ihr ebenfalls ohne alle Empfindung, holte noch dann und wann schweren Athem, und eine zähe Feuchtigkeit, die sich auf der Brust festgesetzt, verursachte ein Röcheln und Kochen in der Brust. Ich wurde sogleich gerufen, und aus dem stinkenden Geruch in der engen Stube erkannte ich, daß sich verdorbene Stickluft vom Kohlendampfe in derselben befinden müsse. Ich untersuchte den Ofen, den nahen Stand des Bettes bei demselben, es konnte mir mithin kein Zweifel übrig bleiben, daß beide vom Kohlendampf erstickt worden. Ich ließ sogleich Thür und Fenster aufsperren, und trug die Tochter, nachher die Magd, mit großer Anstrengung auf die Diele, in eine frischere und gesündere Luft, wo ich vorher ein Lager zubereiten lassen. Ich wusch beiden mit Essig das Gesicht, und blies der Magd frische Luft in die Lunge, nachher der Tochter. Beiden wurden die Extremitäten des Körpers mit warmen Essig stark gerieben, beiden würden Tobackrauchklystire gegeben. Das Einblasen der Luft wurde vorzüglich bei der Magd fortgesetzt, und das Reiben der Glieder mit Essig und spirituösen Sachen, weil diese ohne alle Empfindung, ohne Athem und Pulsschlag, dem würklichen Tode nahe zu seyn schien. Ich versuchte bei der Tochter, bei der sich die zähe Feuchtigkeit auf der Brust festgesetzt, und ein Röcheln und Kochen in derselben hervorgebracht, ein Erbrechen durch geringe Portionen des Tartari Emetici zu bewürken, und ließ ihr nach und nach warmen Thee einflößen. Die Magd, da sie noch immer ohne Athem auf ihrem Lager lag, konnte mit-

che zu so vielen Krankheiten derselben Anlaß geben. Kopfschmerzen, Blut und weiße Flüsse, Ohnmachten, Schwindel, Uebelkeiten, beschwerliches Athemholen, Convulsionen, Krämpfe, hysterische Zufälle, Nervenschwäche, Schlag und Stickflüsse sind die gewöhnlichsten Folgen. Wie schädlich der Kohlendampf durch seine schwefelichten Dünste dem thierischen Körper ist, kann man schon daraus abnehmen: Man setze einen Vogel unter ein Glas, er wird anfangs fröhlich und munter seyn, und sein Fressen verzehren; legt man aber einige brennende Kohlen unter das Glas, so fällt er gleich um, legt sich auf den Rücken, und stirbt unter Convulsionen.

mithin noch nichts niederschlucken. Meine Arbeit verdoppelte sich bei beiden, und ich nahm desfalls einige Gehülfen. Die Tochter, nachdem ich eine halbe Stunde mit Lufteinblasen und Reiben der Glieder fortgefahren, erhielt einen stärkeren Puls, und wenige Zeit nachher ein gelindes Erbrechen. Die Magd lag noch ohne Pulsschlag, und ohne die geringste Empfindung. Ich setzte meine Bemühungen fort, und in einiger Zeit bemerkte ich bei ihr eine Verzerrung der Gesichtsmuskeln, besonders des Mundes, darauf ein starkes Gähnen, endlich eine Stimme und ängstliches Geschrei. Der Puls fing an, gelinde zu schlagen, und wurde in einer Viertelstunde stärker. Ich verdoppelte meine vorigen Arbeiten, und versuchte, ihr warmen Thee einzuflößen. Im ersten Anfange wollte das Niederschlucken noch nicht gehen, nach einiger Zeit merkte ich, daß sie besser damit fertig werden konnte. Ich gab ihr die mixturam simplicem mit dem Oxymelle scillitico in öfztern kleinern Dosen. Endlich wurde sie munterer, der Puls wurde noch stärker, und sie sowohl als die Tochter erhielten ihre Besinnlichkeit. Ich ließ beiden eine Suppe von Habergrütze, mit Zwetschen abgekocht, geben. Beider Gesundheit nahm bei der Verpflegung mit dienlichen Medikamenten zu. Sie wurden nun ins Bette gebracht, nachdem ich die Stube zuvor mit Essigdampf, welches ihnen eine große Erleichterung und Erquickung gab, ausgeräuchert hatte. Um 10 Uhr erhielten beide einen ruhigen Schlaf, und beide wurden von mir glücklich in drei Stunden aus der augenscheinlichsten Todesgefahr errettet.

Die Magd wußte sich nichts weiter zu erinnern, als daß sie sehr sanft ohne alles Bewußtseyn geschlafen, und ehe sie ihr völliges physisches Leben und Besinnlichkeit nicht wieder erhalten, wußte sie nicht, was mit ihr vorgenommen worden.

Eben die Bemerkung, die ich bereits vorher mitgetheilet, daß das physische Leben mit dem rationellen bei den Scheintodten nicht zugleich bei der Wiederbelebung wieder entstehet, bezeuget das angeführte Beispiel der Magd, welche das bemerkbare physische Leben bei dem vermehrten Umlaufe des Bluts früher, als das rationelle mit Besinnlichkeit und Ueberzeugung im gegenwärtigen Falle erhielt.

(Der Schluß folgt.)

Hannöverisches Magazin.

36tes Stück.

Montag, den 6ten Mai 1805.

Wiederbelebungs-Geschichte und ärztliche Prozedur einiger verunglückten Scheintodten,

von dem im Amte Rothenburg angesetzten Arzt,

dem Doktor Hermann David Hecker,
wohnhaft in Aßelhövede.

(Schluß.)

Einen merkwürdigen Vorfall bei meinen Wiederbelebungsarbeiten will ich dem Publiko mittheilen, der uns lehrt, daß wenn wir auch einige Anzeigen des wiederkehrenden Lebens bei den Scheintodten vor uns haben und wahrnehmen, wir dennoch nicht sicher seyn können, ob auch ein Schlag oder Stickfluß uns denselben während unserer Arbeit rauben, und den würklichen Tod nachher verursachen könne:

V. Eine Frau im Hoyaischen entzog sich in einem Anfalle tiefer Melancholie, der auf ein Wochenbette folgte, ihren Wärtern, und stürzte sich in den Fluß. Nach vielem ängstlichen Suchen findet man sie in dem Wasser der Aue um 6 Uhr des Morgens; mithin kann man rechnen, daß sie länger als drei Stunden im Wasser gelegen. Sie wurde mit den mehrsten anscheinenden Zeichen des Todes, wie leicht zu vermuthen, in ihr Haus gebracht. Ich war bereits von der Orts-Obrigkeit und den nächsten Anverwandten geweckt, um alles, was zu ihrer Wiederbelebung nöthig, zuzubereiten, auch ließ ich den dortigen Chirurgus zu meiner Hülfe rufen. Sobald sie daher von ihrem nassen Hemde entkleidet, wurde sie in warmen Sand gelegt, unter den Fußsohlen mit einer Bürste, und überhaupt alle Extremitäten des Körpers gerie-

ben. Ich reinigte ihr den Mund von dem Schlick und Schleim, der sich die mehrste Zeit bei den im Wasser Ertrunkenen vorfindet, und öfters ein Hinderniß der Respiration wird. Darauf ließ ich frische Luft in die Lunge blasen, um solche zu erweitern. Zugleich drückte ich den Unterleib nach der Brust, um eine innere Bewegung des Blutes, und aller zum Leben nötigen Säfte, in dem Körper hervorzubringen; ich ließ den ganzen Körper mit warmen Weinessig sehr stark frottiren, auch wurden öfters erwärmende Tobacksklystire gesetzt. Alles dieses wurde bis 9 Uhr Morgens ganz unermüdet, in beständiger ununterbrochener Arbeit, fortgesetzt. Der Körper hatte nunmehr seine völlige Wärme erhalten, die Steifigkeit der äußern Glieder hatte sich verlohren, und das Gesicht seine natürliche Röthe. Zu meiner größten Freude bemerkte ich, bei der Untersuchung des Pulses, und einige Umstehende, daß derselbe ganz gelinde angefangen, zu schlagen. Dieses erfüllte mein und aller Herzen mit der größten Freude eines glücklichen Ausganges der Wiederbelebung. Nunmehr ließ ich auch eine Ader am Arme öffnen, es kam aber noch kein Blut; ein Zeichen, daß noch zu viele innere Stockungen dessen Ausgang verhinderten. Unsere Freude dauerte aber nicht lange; wider unser Vermuthen bemerkten wir insgesammt eine starke Erschütterung des ganzen Körpers, und mit derselben auf einmal eine Steifigkeit aller äußern Glieder; der Puls hörte auf zu schlagen; die Röthe des Gesichts verwandelte sich darauf in eine aschgraue Farbe. Ich ließ dennoch meine vorigen Wiederbelebungs-Arbeiten unermüdet noch einige Zeit fortsetzen, aber ohne die mindeste Wirkung eines glücklichen Ausganges. Ein Schlagfluß hatte bei ihrer merklichen Erschütterung ihrem Leben ein Ende gemacht; mithin mußte ich meine Arbeiten aufgeben, und sie wurde einige Tage darauf, mit Bewilligung des Königlichen Amtes, da die geschwindeste Fäulniß des Körpers eingetreten, begraben.

Man kann hie aus ersehen, daß diese Unglückliche im ersten Anfange noch eine geringe Anlage zum physischen Leben in der Zeit, da sie im Wasser gelegen, einen innerlichen, wiewohl geringen Umlauf des Bluts gehabt. Daß dieser durch meine Wiederbelebungs-Arbeiten wirklich verstärket, aber auch durch den dazu gekommenen Schlagfluß gänzlich gehemmt und unterdrückt worden, beweiset der nachher bei meinen Arbeiten vermehrte und verstärkte Pulsschlag, und dessen schleunigst bemerkte Stockung. Mithin müssen wir auf dergleichen unglückliche Scheintodte alle mögliche Aufmerksamkeit verwenden, es müssen wenigstens, wenn wir auch keine große Hoffnung eines glücklichen Ausganges vor uns sehen, eines Ausgangs, den wir anfänglich nicht gewiß vorher sehen und

bestimmen können, weil sich das Leben, zu sehr versteckt, nach den innersten Theilen in den Körper zurückgezogen, Wiederbelebungs-Versuche angestellet werden, ja es ist die allerpflichtmäßigste, selbst Heiden fühlbare Obliegenheit, die triftigsten, entsprechendsten Versuche an jedem verunglückten Menschen, er sey von welcher Classe der Scheintodten er wolle, zu seiner Wiederbelebung so lange zu machen, bis das entscheidende Kennzeichen des wirklichen Todes vorhanden ist.

Nachricht

Von den mit der Dampfmaschine zu Vertilgung der Mäuse angestellten Versuchen, zur Beantwortung der im 6ten Stück des diesjährigen Magazins dieserhalb geschehenen Anfrage.

Einer ähnlichen Dampfmaschine, wovon in gedachtem Magazinstücke die Rede ist, habe ich mich im Herbste 1801, wo die Mäuse auch in hiesiger Gegend die Rockenfelder, vorzüglich aber die jungen Kleeäcker gänzlich zu zerstören drohten, mit dem besten Erfolge bedient, und auch damals durch diese Blätter Nachricht davon mitgetheilet *); ich beziehe mich also, was die Beschreibung der Maschine anlangt, darauf, und benutze nur diese Gelegenheit, noch bemerklich zu machen, daß ich den Durchmesser derselben damahls auf 3 Zoll angegeben; bei längerem Gebrauch fand ich jedoch, daß es besser sey, sie 4 bis 4½ Zoll weit machen zu lassen. Man kann alsdann die Maschine besser laden, dieses mit der Hand verrichten, und mit dem Arm hineinfahren, auch geht mehr Feuer-Material hinein, so daß sie 1½ Stunde dampft. Die ersten Versuche machte ich auch zu der Zeit mit schlechter Flachshede; wie ich diese aber nicht mehr haben konnte, nahm ich feinhalmiges und gut getrocknetes Heu (Grummt), welches auf einer Häckselade 1½ Zoll lang geschnitten wurde, und fand, daß dieses der Hede noch vorzuziehen sey, weil es länger brannte, und mehr Qualm von sich gab. Den Schwefel führt man fein gestoßen in einem Beutel bei sich, und vermengt selbigen erst mit dem Heu, wenn geladen wird; man stopft

*) S. St. 93. d. Mag. v. J. 1801. Red.

nemlich erst eine Hand voll Heu in die Maschine, und giebt eine gute Prise Schwefel hinzu, und so fort, bis sie voll ist. Durch ein wenig Zunder ist sie vermittelst des Püsters leicht in Brand zu bringen.

Wie viel eine Person mit einem solchen Instrument in einer gewissen Zeit beschicken kann, ist nicht genau zu bestimmen, weil dies von der Menge der Mäuse und von dem Boden abhängt. Im thonigten und festen Lehmboden treiben sie bei weitem so viel Unfug nicht, wie in losen, mit Sand vermischten und leichten Lehmfeldern; in erstern halten sie sich anfangs mehr in großen Hörsten zusammen, und da ihre Löcher und Gänge darin auch offener bleiben, so ist die Operation auch sehr wirksam. Auf einem solchen Felde kann ein Mann nebst einem Jungen, wenn die Löcher den Tag vorher zugetreten sind, 6 bis 8 Morgen reinigen; auf letzterm Boden hingegen, wo die Canäle sehr oft einfallen, kann der Qualm nicht in der nöthigen Quantität durch die Kreuz- und Queergänge bis zu ihren Schlafzimmern dringen, worin sie sich am Tage wohl aufhalten müssen; denn ich habe beim Aufgraben gewöhnlich ganze Familien in dem Neste bei einander liegend erstickt gefunden. Auf solchen Feldern also, wo sie mehr und ohne Anstrengung wühlen können, geht die Arbeit langsamer und auch mit geringerm Effekt von statten. Hätte ich im Herbste 1801 diese Maschine schon gekannt, und wäre ich früher auf den Einfall gerathen, auch eher damit zu Stande gekommen, so würde ich von der Sache bestimmter urtheilen, auch genaue Berechnung davon mittheilen können; so aber beschränkt sich diese nur auf eine Breite von 24 Morgen Klee, deren Erhaltung mir damals vorzüglich, als großem Kleefreund, am Herzen lag. Auf diesem Kleefelde befanden sie sich in sehr großer Menge, und ich sahe mich genöthigt, die ganze Breite dreimal durchzuräuchern, hatte aber auch die Freude, sie zu retten. Mit der Auslage für 24 Pfund Schwefel, die 3 Thaler gelten, kostete jeder Morgen 16 Groschen.

Von einer andern weniger kostspieligen Manier, die Mäuse durch Lärm und Getöse aus ihren Löchern zu jagen, und bei dem Davonlaufen todt zu schlagen, hier noch einige Worte: Ich habe zwar erst seit kurzem ein Paar Versuche darüber angestellt, und ob ich gleich für einen wirksamen Erfolg noch nicht einstehen kann, so glaube ich doch, und schließe aus den Proben, wobei einige Mäuse mit großer Schnelligkeit aus den Löchern sprangen, daß es damit wohl gehen möchte. Zu diesen Probeversuchen habe ich mich eines Sprachrohrs bedient, welches jedoch nur aus Böttcherarbeit besteht, von Tannenbrettern gemacht, und $4\frac{1}{2}$ Fuß lang ist. Hiemit übermachte ich einige laute Worte in die Mauselöcher, und obgleich die Erschütterung davon in der Erde nicht geringe war; so muß

sie

sie mit einem Rohr von Blech, woraus es eigentlich gemacht werden müßte, doch noch weit stärker seyn. Bei dieser Prozedur sind aber auch zwei Personen erforderlich, denn während der eine das Getöse beginnt, muß der andere mit einem scharfen Besen vor den Löchern aufpassen, und die Flüchtlinge erlegen.

Sollte etwa jemand Bedenken tragen, bloß zu diesem Behuf, und des seltenen und sonderbaren Gebrauchs wegen ein Sprachrohr anzuschaffen; so will ich noch auf den großen Nutzen aufmerksam machen, welchen es bei nächtlichen Ueberfällen von Dieben, und bei Feuersnoth bei isolirten Dorfbewohnern, um auch entfernte Nachbaren damit geschwind auf die Beine zu bringen, und um Hülfe zu rufen, gewähren kann.

Barntrup. G. H. S.

Ueber die Verfertigung des Essigs aus Obst.

Ueber die Verfertigung und Zubereitung des Essigs aus Obst, den man, wiewohl nicht ganz mit Recht, Cideressig zu nennen pflegt, ist zwar schon Mehreres auch in diesen Blättern, erschienen; aber alle Erfahrungen, die bereits hierüber gemacht sind, scheinen nicht hinlänglich und vielseitig genug zu seyn. Theils war die Quantität der Masse zu groß, um im Kleinen guten Essig zu Stande zu bringen, und es waren so viele und weitläuftige Anstalten erforderlich, um zu seinem Zwecke zu kommen, daß Privatleute Verzicht thun mußten, je Gebrauch davon zu machen. Theils war aber auch die Art des Verfahrens meistens so beschaffen, daß man nur selten zu einem glücklichen Erfolge sich Hoffnung machen durfte.

Deswegen wird Folgendes, dessen Wahrheit öfters wiederholte Erfahrungen verbürgen, sowohl für diejenigen, die die Art des Verfahrens gar nicht kennen, als auch für die, denen die Zubereitung misglückt ist, nicht ganz ohne Nutzen seyn.

Man nehme Obst, das heißt, Aepfel oder Birnen, zerschneide es in einige Stücke, werfe alles durcheinander in einen Kübel — bei den Versuchen, die hierüber gemacht wurden, waren 26 Himten, 13 Himten und 6½ Himten hannöv. Maaß — und lasse es einige Zeit stehen, wo es dann bald in Fäulniß übergeht. Um diese zu beschleunigen, kann man einige faule Birnen oder Aepfel mit darunter mischen. Wenn dies letztere geschieht,

und

und zugleich der Kübel durch Säcke wohlverwahrt ist, daß die Luft wenig Einfluß darauf hat: so dauert es bei jener oben angegebenen Maße kaum acht Tage, und alles ist in Fäulniß übergegangen. Nun fängt es an zu gähren, und es setzt sich oben ein solcher Schaum an, wie es bei der Gährung des Biers zu geschehen pflegt. So wie das Bier durch eine Oeffnung, die am Boden des Kübels sich befindet, durch Herausziehung eines Stabes, der vorher recht genau hineingepaßt werden muß, abgelassen werden kann; so verhält es sich auch mit dem Essigbrauen aus Obst. Nur findet der Unterschied Statt, daß der Stab noch während dem Gähren sehr behutsam durch Drehung nur ein wenig in die Höhe gehoben werden muß. Denn nur tropfenweise trennt sich die Feuchtigkeit von den übrigen Theilen des Obstes. Macht man die Oeffnung zu groß, so kommen zugleich manche Unreinigkeiten mit heraus, und man ist gezwungen, entweder alles das, worin das Unreine sich befindet, von neuem aufzugießen, und noch einmal durch dieselbe gehen zu lassen, oder auch auf die lange Dauer dieser Feuchtigkeit Verzicht zu thun. Dies Wasser sondert sich sehr klar und so rein von den festen Theilen, daß auch nicht ein Tropfen zurückbleibt, wenn man nur die die gehörige Geduld besitzt. Zwar ist es noch nicht scharfer Essig, der sich herausgezogen; der Geschmack ist hievon aber so angenehm säuerlich, daß man auf die Folge sich viele Hoffnung machen darf. Es bedarf nur noch wenig Zubereitung, und man hat den Essig, wie er seyn muß. Damit theils die Kraft nicht verlohren geht, theils aber auch nicht viel verschüttet werde, kann man in, unter die Oeffnung nach und nach gesetzte Kruken die Tropfen fallen lassen. So wie nun die Kruken gefüllt sind, bringe man sie in temperirte Wärme, wo alles von neuem wieder zu gähren anfängt. Ist dieses geschehen, so hat man den sogenannten Cideressig. Man kann ihn entweder in den Kruken lassen, wo er sich gewiß sehr gut halten wird, oder ihn in Anker gießen, deren von jener oben angegebenen Masse drei gefüllt wurden. Will nun jemand nicht so viel auf einmal machen, so kann er 13 Himten nehmen, und er bekömmt 1½ Anker. Ja auch der Versuch mit 6$_{\text{x}}$ Himten gelingt, und giebt ¼ Anker Essig.

Ohne die wenige Zeit und Aufwartung in Anschlag zu bringen, indem man nur zuweilen darauf Acht zu geben hat, genießt man noch den Vortheil, daß man nicht nöthig hat, schönes ausgesuchtes Obst hierzu zu nehmen, sondern daß man das schlechteste Obst, ja allen Abfall, wie Schalen, Kernhäuser u. s. w. die mehrentheils nur wenig benutzt werden, hiezu gebrauchen kann. Sonderbar und auffallend ist es, daß der Essig aus Birnen oder deren Abfall noch schöner ist, als aus Aepfeln. Vielleicht sind in den Birnen mehr kleine Sauer-

theil-

theilchen. Die Auflösung dieses Räthsels bleibt Chemikern überlassen.

Auch Weintrauben, die, weil sie in unsern Gegenden selten zur Reife gelangen, sonst fast zu nichts gebraucht werden, kann man unter die Masse mischen; und wenn sie dieselbe Säure auch nicht haben, so vermehren sie doch die Quantität des Essigs. Die festern übriggebliebenen Theile werfe man ja nicht weg; denn man will bemerkt haben, daß Kühe, denen man auf ihr gewöhnliches Futter eine oder zwei Hände voll hievon gegeben, fast noch einmal so viele Milch geben, wie vorhin.

Der Vortheil dieses Essigs ist unstreitig sehr groß. Seine Schärfe übersteigt alle Arten von gewöhnlichem Essig, und selbst der Weinessig steht ihm nach. Er wird auch um so angenehmer jedem seyn, je schlechter die übrigen Arten von Tage zu Tage zu werden scheinen, daß man selbst für Geld keinen reinen schönen Essig erhalten kann. Je älter nun dieser Essig ist, (denn er kann eben so, wie alter Wein, aufbewahrt werden) desto schärfer wird er, so, daß er nach einem Jahre wegen seiner Schärfe kaum allein gebraucht werden kann, und man gezwungen ist, den, welchen man gebrauchen will, mit etwas Wasser zu vermischen.

Zu wünschen wäre es in der That, daß der Gebrauch desselben allgemeiner würde, indem oft große Summen, auch selbst für schlechten Essig, der nicht selten mit ungesunden Sachen vermischt ist, ins Ausland versendet werden.

A . . . w. S . . . . r.

Noch etwas zur Beantwortung der Anfrage im 10ten Stück des hiesigen Magazins, das Nachtheilige der Berberitzen-Sträucher in der Nähe der Kornfelder betreffend *)

Sehr sonderbar müßte es zugehen, wenn die Sträucher der Berberitzen den Kornfeldern auf die Weise, wie der Herr Verfasser der Anfrage angiebt, könnten so nachtheilig seyn. Indessen bin ich doch dadurch veranlaßt, hierüber meine Bemerkung und Erfahrung mitzutheilen, so wenig ich auch vorher auf die Berberitzen, als Ursach dieses Nachtheils, gedacht hatte.

Vor Moringen liegt ein Feld, das den Namen Fühlingsfeld führt. Sel-

*) Man vergl. St. 19. S. 297. dies. Mag. v. d. J. Red.

ten wird der eine Strich dieses Feldes, wenn Korn darauf wächst, von dieser Krankheit, die der Landmann einen Ueberzug eines bösen Nebels nennt, verschont. Die Folge davon ist, daß die Körner in den Aehren sehr sparsam sitzen, und kaum halb zur Vollkommenheit gedeihen. In dieser Gegend wachsen hie und da in den Hecken Berberitzen. Ferner habe ich einen Morgen Land, gut von Boden, welcher aber in einer andern Feldmark liegt. Dieser Morgen hat schon lange, wegen geringen Kornertrages, den Namen Strohmorgen erhalten; und gerade vor diesem Stück Lande stehen Berberitzen. Die übrige Länderei, so bei diesem Strohmorgen liegt, leidet weniger, und man zählt kaum 4 bis 5 Stück Land, wo auch von diesem Uebel nichts bemerkt wird.

Diese beiden Bemerkungen können schon dazu bewegen, eine noch vielfältigere und genauere Beobachtung anzustellen, und dadurch die Sache zur Gewißheit zu bringen.

Moringen. Schaumann, Lieutenant.

Bemerkung

zu der Anfrage im 18ten Stück des diesjährigen Magazins.

Ohne mich auf die zweckmäßige Fütterung trächtiger Sauen, Behandlung dieser Thiere vor, bei und nach dem Ferkeln, und die etwanigen medicinischen Vorschläge, welche bei dem erwähnten Unfalle anzuwenden wären, einzulassen, bemerke ich nur, daß **Leinöl**, welches der Anfrager geben läßt, **wegen seiner treibenden Kraft, trächtigen Thieren**, oder **wenn sie erst vor kurzem geworfen haben, mit großer Vorsicht müsse gegeben werden.** Den Kühen können nach dem Kalben am ersten einige Löffel voll eingegeben werden, aber Schweinen und Ziegen nicht; letztere, wenn sie solchen während des Tragens erhalten, verwerfen darnach, wie mich mehrmalige Erfahrung gelehrt hat.

Hannöverisches Magazin.

37tes Stück.

Freitag, den 10ten Mai 1805.

Das Rehburger Bad.

Seit diesem letzten 6 jährigen Zeitraume ist über das Rehburger Bad manches geschrieben worden, nicht nur von Aerzten, auch von Nichtärzten. — Vor etwa 4 Jahren entdeckte mir mein unvergeßlicher Freund, der nunmehr verstorbene Leibmedicus Lentin seinen Vorsatz, da er bei so vielen erlittenen rheumatischen Beschwerden in der Schulter mit grossem Nutzen der hiesigen Bäder sich bedient habe, seine Gedanken über Rehburgs Heilquelle inahl zu Papier zu bringen, und da ich ihn über manche wichtige, von mir hier geheilte Krankheiten untrügliche Beweise darbringen konnte, wünschte er, ich möchte meine gesammelten Erfahrungen ihm vorher doch mittheilen.

Mir mußte es in aller Hinsicht willkommen seyn, daß dieser so allgemein beliebte Arzt dies Geschäft übernehmen wollte, da ich hiedurch dem Verdachte wieder auswich, dem Brunnen Aerzte nur zu häufig ausgesetzt seyn mögen: als ob ich mit zu vieler Vorliebe und Parteilichkeit für unser Bad rede. Ich theilte ihm daher gern meine Erfahrungen mit, und machte ihn dabei auf manche wichtige, selbst während seines Aufenthalts an unserer Heilquelle geheilte Krankheits-Vorfälle aufmerksam.

Auch einige Jahre würde ich blos noch gesammelt haben, bevor ich von unserer Heilquelle dem Publico wiederum etwas vorgelegt hätte, doch wird sich auch dann noch hinlänglich Materie dazu finden, und in mehrerer Hinsicht dürfte wohl, vor jetzo wiederum etwas davon bekannt zu machen, nicht so ganz ohne Nutzen seyn.

Herr Superintendent Mehlis verdient Dank, daß er im 20ten Stück des neuen hannöverschen Magazins, dieses Jahrganges, sich unserer Heilquelle mit so vieler Wärme erinnert, und wenn gleich sein Aufsatz darüber nur bekannte Nachrichten enthält, stehn auch bekannte Wahrheiten sehr oft nicht

am unrechten Ort. Vollkommen Recht hat er, wenn er erwähnt, daß die ersten zuverlässigen Nachrichten der Bekanntwerdung dieser Badequelle in ein nicht weiter nachzuspürendes Dunkel sich verhüllen. So mögte es auch der Fall seyn mit einigen unserer Anlagen, die noch weit jünger sind, besonders dem so beliebten hiesigen Versammlungsort der Gesellschaft, dem sogenannten Canape. Ich glaube den, bei der Rehburger Pfarre vielleicht hierüber befindlichen Nachrichten, und den davon gemachten Erzählungen gerne, da mir dessen Bepflanzung von einem Hirten, auch verschiedentlich erzählt ist. Vor wenig Jahren aber hörte ich doch aus dem Munde eines Mannes, daß diese Bepflanzung einem ehemahls beim Amte Rehburg gestandenen Hausvoigt Rojahn nur allein zugeschrieben werden könne. Aber unbeschadet dieser kleinen Differenz, verbinde man solche vielmehr mit einer Nachricht, die ich schon in den ersten Jahren meines Dienstes als Brunnenarzt hier von einem sehr alten Bewohner dieser Nachbarschaft vernahm; wie nemlich ein mit offenen Bein-Schäden (wahrscheinlich Gichtgeschwüren) behafteter Hirte, bei öfters wiederkehrenden heftigen Schmerzen, einsmahls in der Verzweifelung mit dem damahls in einem Sumpf sich gesammelten Wasser unserer jetzigen Badequelle seine Wunden gewaschen, Linderung davon empfunden, darnach solches täglich einigemahl widerholt habe, und glücklich geheilt worden sey. Nach der Zeit habe dieser Mann mehreren mit offenen Beinschäden behafteten dergleichen auch empfohlen, die mit dem nämlichen Nutzen sich des Wassers bedient hätten, und sey es durch diese Veranlassung je länger je allgemeiner bekannt geworden.

So wenig ich die Wahrheit dieser Erzählung verbürgen kann, bleibt es doch wohl ausgemacht, daß die Entdeckung vieler Heilquellen, die die Nachwelt bis auf unsere Zeiten noch immer mit Dankgefühl segnet, solchen glücklichen Zufällen zu verdanken ist, und warum sollten wir Rehburgs Heilquelle nicht einem ähnlichen Ereigniß zuschreiben dürfen? Die Wirkungen die es damahls, und nachher in späteren Zeiten, unter der Anordnung eines **Oldenburgs** und **Webers** bey so manchen schweren Gebrechen leistete, und davon diese Männer verschiedentlich in ihren Aufsätzen so viele unverkennbare Beispiele anführen, zeigt es auch noch jetzt; darum hielt ich es in den 16 Jahren, da ich als Brunnenarzt hier angesetzt stehe, für Pflicht, so wie meine Vorgänger, in einem eigenen Fascikel meiner Bemerkungen, verschiedentlich auch in dem Hannöverischen Magazin, auch in dem Hufelandschen Journal für praktische Aerzte, 6ter B. 1tes St. in der Note, das zu bestätigen, was jene Männer schon davon gerühmt haben.

Leistete aber das Rehburger Bad bei 50 und mehrjähriger Erfahrung

bei

bei der Gicht und den Gichtknoten, Magenbeschwerden von angesammelten Schleim und Säure, und davon herrührenden Uebelkeiten, Rheumatismen, noch nicht sehr veralteten Stockungen der Eingeweide des Unterleibes, hämorrhoidal-Beschwerden, Steinschmerzen, Blutharnen, Verstopfungen oder zu häufigen Abgang der monathlichen Reinigung, dem weißen Fluß, Hysterie, Bleichsucht, Hypochondrie, langwierigen Durchfällen, allgemeiner Schwäche des Körpers und der englischen Krankheit, so viele Hülfe, so hat eine seit 6 Jahren in Rehburgs Nähe entdeckte und mit Schwefel-Gas reichlich geschwängerte Schwefelquelle es bewiesen, wie die Verbindung dieser beiden Mineral-Wasser, als Bad bei hartnäckigeren eingewurzelteren Gicht- und Rheumatischen Beschwerden, flechtenartigen Ausschlägen, Stokkungen im Unterleibe, und daher öfters entstehenden Hautausschlägen, dabei nach Beschaffenheit der Umstände auch noch dies Schwefelwasser zu 3 bis 4 Glas täglich getrunken wird, die erwünschte Herstellung bewirken könne, ja verschiedentlich noch mehr leiste, als das wirksamste empfehlungswerthe Schwefelbad, wie meine davon gesammelten Beispiele dies mit mehrern beweisen mögen. Hat aber seit einem so langen Zeitraum wenigstens von 50 Jahren, das einfache Rehburger Bad so viel geleistet, und bei späteren Jahren, die oben angezeigte Verbindung mit unserem Schwefelwasser, bei hartnäckigeren Fällen noch mehr gethan, alte Krankheits-Stoffe zu heben, so verdient unsere wirksame Tusche und Tropfbad bei so manchen äußeren Gebrechen, nicht allein bei steifen Gliedern, von dahin abgelagerter Krankheits-Schärfe, nach Verwundungen, zurückgebliebenen Schwächen der Glieder, nicht zu alten Verwachsungen der Gelenke, zurückgebliebenen Lähmungen von Schlagflüssen, Contracturen, Steifigkeiten, verhärteten Geschwülsten, dem noch nicht veralteten Gliedschwamm, Verschwinden und Zittern der Glieder, wie auch bey Schwächen der Verdauungs-Werkszeuge, um in ihnen mehrere Oscillation der Fiebern zu bewirken, bekannt gemacht zu werden. Auch hievon haben schon meine würdigen Vorgänger manchen unbezweifelten Beweis in ihren Schriften geliefert. Während eines Zeitraums von 8 Jahren habe ich es mehrmals erlebt, daß dem äußeren Ansehen nach junge, blühende und gar nicht abgemagerte, dabei aber dennoch an beiden Füßen ganz gelähmte Frauenzimmer mir zugesandt sind, wo unerachtet alles Forschens, gar keine dazu vorhandene Ursache entdecket werden konnte. Bei 2 jungen Verheiratheten war es ohne alle Veranlassung, und bei dem besten Wohlseyn während des Wochenbettes entstanden. Ein robustes Bauermädchen versicherte mir, sie habe diese Lähmung in einer Nacht bekommen, da sie noch den Abend vorher sich gesund und wohl befunden,

und so zur Ruhe gelegt habe. Alle 3 wurden auch durch den anhaltenden Gebrauch unserer wirksamen Tusche und abwechselnden Tropfbade vollkommen hergestellt.

Was aber unsere über alles Lob erhabene Badeanstalt zur noch größeren Anmuth, und den Siechen zum größten Nutzen gereicht, ja worüber uns viele öffentliche Bäder ewig beneiden werden, ist, wenn ich der reitzenden Promenaden, und des bis zum Entzücken herrlichen Locals auch nicht einmahl erwähnen will, die hiesige mit dem angenehmen Blüthenduft geschwängerte, wohlthätige und erquickende Bergluft. Verschiedentlich habe ich es erlebt, daß sieche Kranke schon bei wenigen Bädern eine wohlthätige angenehme Umstimmung und Erfrischung ihres Körpers, ja eine Erleichterung ihrer Beschwerden empfunden, die ich nicht den wenigen Bädern, vielmehr aber dieser wohlthätigen Einwirkung der Bergluft lediglich zuschreiben mußte. Mein verewigter Freund und Gönner, der unvergeßliche Leibmedicus **Wichmann** der so gerne zu seiner Erholung einige Wochen bei unserm fröhlichen Bade sich aufhielt, fand unsere Luft seiner schwachen Gesundheits Constitution so wohlthätig, daß er mir es mehrere Mahle versicherte, wie er schon wenige Tage nach seiner Ankunft sich ungleich erleichterter und heiterer befinde, und bei heiterem Morgen wurden schon frühe unsere lachenden Bergpromenaden und Aussichten von ihm froh begrüßt. Er ermunterte mich in aller Hinsicht, und wiederholte das was der große Zimmermann schon vor 12 Jahren mir empfahl, hier für beständig meine Wohnung zu etabliren, ja er war ganz der Meinung, daß auch selbst außer der Brunnenzeit, dieser heitern Bergluft wegen, der Aufenthalt beim Rehburger Bade mehreren Kranken wohlthätig und heilsam werden müsse. Verschiedene kurz vor seinem Tode, auch bald nachher, Gottlob unverschuldete Ereignisse, haben meine guten Absichten aber zu sehr beschränket, als daß ich seinem Plan weiter hätte nachgehen können, und so mag er auch bis auf bessere Zeiten ruhig liegen bleiben.

Nach dieser Erklärung lenke ich wieder ein, und gestehe es frei, daß die Rehburger Heilquelle bei der starken Frequenz, besonders vor 6 und 7 Jahren, nicht so viel Wasser, um alle geforderte Bäder zu bestreiten, liefern konnte, es mußte daher auf Vermehrung dieser Wassermasse Bedacht genommen werden. Mehrere Plane wurden darüber eingereicht, unter welchen der, einer weitern Nachspürung der bisherigen Badequelle beliebet wurde. Diese Arbeit war auch nicht ganz ohne Erfolg. Man traf nach einer weitern Fortreibung des Wasser-Stollens beinahe von 600 Fuß dasselbe in so reicher Menge, daß nunmehr dieser Wasser-Mangel nicht allein gänzlich gehoben ist, sondern auch jetzt täglich noch mahl so viele Bäder wie vorher verfertigt werden können. Dabei hat an Eigen-

schaft

schaft die Badequelle gewonnen. Durch jüngsthin angewandte weise Vorkehrungen des jetzigen Herrn Directors, Herrn Geheimden Cammerrath von der Wense, aber wird dabey noch, ohne sonderliche Kosten, der Nutzen bewirkt werden, daß das zum Trinken in den vorigen beiden letzteren Jahren, durch seine gelbe Farbe und etwas zusammenziehenden tintenhaften Geschmack, nicht durchgehends anwendbare Wasser, nunmehr wie vorhin, in seiner ehemahligen Klarheit und Geschmack, auch wiederum getrunken, dabei noch eben so wie sonst, als Bad genutzt werden kann, und dennoch der abgesetzte Ocker, mit ungleich leichterer Mühe, zu den stärkenden Bädern, deren Nutzen gar nicht verkannt werden darf, vermittelst einer angebrachten Röhre, auch kann zugelassen werden. Ja daß ich mit Wenigen es fasse, das Rehburger Bad erlangt durch all das Ensemble einen Grad der Vollkommenheit, dessen sich gewiß wenig Bäder rühmen können, und die noch seit diesem hier erlebten glücklichen Curen bezeugen es mit unverkennbaren Beweisen, was es leisten kann.

Ich habe hier unter einer Menge gesammleter Fälle nur einige der vorzüglichsten als Bestätigung dessen ausgehoben.

Ein verdienstvoller Stabs-Officier bei der hannöverischen Cavallerie, schon nahe an die 70, litte an einer heftigen Gicht-Ischiatic. Verschiedenes war dawider ohne Hülfe genommen worden. Ich bekam ihn von folternden Schmerzen, die ihm weder Tag noch Nacht Ruhe ließen, schon sehr entkräftet. Ein 4 wöchentliches Bad nach meiner ihm darüber ertheilten Vorschrift, in Verbindung mit den ihm dabei empfohlenen innern Mitteln, stellte ihn so vollkommen wieder her, daß er noch gegenwärtig der besten Gesundheit genießt.

Ein angesehener Bürger aus einer Stadt im Lüneburgischen, gegen 50 Jahr alt, der wegen einer gichtischen Ischiatic nur mit vieler Mühe, auf einen starken Stock gestützt, wenige Schritte unter vielen Schmerzen sich forthelfen konnte, hatte von seinem erfahrnen Arzt dawider mehreres fruchtlos gebraucht. Hier heilte ihn abe. unser wohlthätiges Bad und Tusche, bei den ihm dabei von mir verordneten innern Mitteln, in einem Zeitraum von 4 Wochen vollkommen.

Noch den nehmlichen Sommer bewies sich auch dieselbe Behandlung an einem 60jährigen Manne aus dem Amte Neustadt am Rübenberge, der von diesem folternden Gichtschmerz im rechten Hüftgelenk schon so weit gebracht war, daß er beständig das Bette hüten mußte, nach einem Zeitraum von 5 Wochen eben so wirksam, denn bei meinen ihm darwider ertheilten Anordnungen durch Bad, Tusche und innere Heilmittel, ging er in der 4ten Woche schon allein umher, und konnte am Ende seiner Cur, ohne Schmerzen in dem Hüftgelenk zu empfin-

pfinden, das Bein bewegen, und drehen wie er wollte.

Dieselbe Hülfe leistete grade die nemliche Behandlung bei einem Landmanne aus dem Bückeburgischen vor 3 Jahren, der wegen solcher heftigen Ischiatic in dem linken Hüftgeleuk seit mehreren Monaten das Bette hatte hüten müssen; denn nach einem Zeitraume von 4 Wochen sah er sich dabei so hergestellt, daß er vergnügt wieder zu den Seinigen reisen konnte.

Ein Mann aus dem Oldenburgischen hatte dieser nemlichen Marter wegen vor 3 Jahren in einem berühmten Schwefelbade hierwider 4 Wochen lang vergeblich Hülfe gesucht, so gerne er auch in allen den dort erhaltenen Anordnungen des Brunnenarztes Folge geleistet hatte. Er kam noch im October des nemlichen Jahres hier, wo die Schmerzen in den ersten Tagen seiner Ankunft ihm wenig Ruhe liessen. Solche kehrte aber wieder, so wie nach und nach bei der Vermischung des gewöhnlichen Bades mit unserm Schwefelwasser, die Schmerzen sich verlohren. Nur ein 14tägiger Fortgebrauch desselben leistete so viel, daß er, nach seinem eigenen Geständniß, völlig schmerzenfrei unsere Heilquelle verließ. Verschiedentlich habe ich nach den Gesundheitsumständen dieses Mannes mich zu erkundigen Gelegenheit gehabt, und davon die angenehmste Versicherung erhalten.

Von den Wirkungen des Rehburger Bades, in Verbindung mit unserm mehrerwähnten Schwefelwasser bei herpetischen Ausschlägen mögen folgende hier geheilte Vorfälle zum Beweise dienen.

Ein 20jähriges unverheirathetes Frauenzimmer, deren Haushaltsbeschäftigungen es mit sich brachten, daß sie sich der Zugluft sehr aussetzen mußte, war endlich genöthigt, eines lästigen fressenden Ausschlags wegen am rechten Bein, ihre Condition aufzugeben. Die berühmtesten Aerzte hatte sie zwar deswegen zu Rathe gezogen, aber alle empfohlene Heilmittel waren bis dahin vergeblich angewandt worden. Mit Thränen klagte sie mir bei ihrer Hierkunft ihr qualvolles Leiden, das ihr weder Tag noch Nacht, der juckenden Schmerzen wegen, Ruhe ließ, und ich erschrak bei dem Anblick dieses Beins; denn der ganze Unterschenkel bis an die Zehen war mit einer dicken Borke bedeckt, wo aus mehrern Stellen, besonders aber am Fußgelenk, aus den da entstandenen Ritzen, eine scharfe wässerigte Feuchtigkeit heraus sickerte. Dies unglückliche Frauenzimmer war bei diesem Zufalle von den beständigen Schmerzen und dem nun schon über anderthalb Jahre fortdauernden, ekelhaften Schaden, nicht nur sehr von Kräften gekommen, sondern auch davon bis zur Verzweiflung gebracht. Ich suchte ihr Muth einzusprechen, und versprach ihr den thätigsten Beistand. Bei dem Gebrauch innerer zweckmäßiger Mittel und äusserm einfachen Bade, zu dem ich in

der

der Folge immer mehr und mehr von unserm Schwefelwasser mischen ließ, genas sie in einem Zeitraume von fünf Wochen vollkommen. Nach dreiviertel Jahren versicherte mir ihre Zuschrift, daß sie bis dahin immer der dauerhaftesten Gesundheit genieße, und keinen Ausschlag an dem Beine weiter verspürt habe.

Den nemlichen Sommer meldete sich ein Forstbedienter bei mir zur Badekur, der an einem ähnlichen Ausschlage am Beine, doch nicht in so hohem Grade, litt. Auch der wurde nach einer 4wöchentlichen ähnlichen Behandlung mit den nemlichen innern Arzneimitteln, und der Verbindung unsers einfachen Bades mit dem angeführten Schwefelwasser, vollkommen geheilt.

Der verewigte Leibmedikus **Lentin** sandte mir vor 3 Jahren einen 25jährigen Mann, der den Winter vorher an einem ähnlichen herpetischen Ausschlage in einem sehr hohen Grade gelitten hatte. Mehreres war dawider gebraucht worden, was dieser so erfahrne als geschickte und sorgsame Arzt verordnete, ohne doch sonderlich zu helfen. Endlich war es ihm im spätern Frühjahre gelungen, zwar in etwas den jungen Mann herzustellen, aber öfters wiederkehrende Stippen auf der Haut ließen doch zu sehr befürchten, die Flechtenschärfe möchte noch nicht völlig im Körper getilgt seyn, und dürfte bei etwaniger Veranlassung ein ähnliches, vielleicht noch größeres Leiden hervorbringen. Ihm wurde daher das hiesige Bad nach meiner Anleitung empfohlen. Abgerechnet eine kleine Spur an den Armen, fand ich bei seiner Ankunft weiter nichts von dem Ausschlage, der ihm den Winter so zugesetzt hatte, aber ein 8tägiger Gebrauch der hiesigen einfachen Bäder bewies es schon, daß die Muthmaßungen seines verdienstvollen Arztes nicht ohne Grund gewesen wären; denn es trieben solche an mehreren Stellen des Körpers einen Ausschlag wieder hervor, wobei der junge Mann allen Muth verlohr. Ich berief mich bei seiner überhand nehmenden Muthlosigkeit auf die bereits hierüber erlebten Beispiele. Es gelang mir, ihn zu beruhigen, und bei der gehörigen Folgeleistung der ihm von mir hierwider empfohlnen Mittel, in fortgesetzter Verbindung mit unserm Bade, wurde er nach einem Zeitraume von 4 Wochen nicht nur völlig hergestellt, sondern genießt noch bis jetzt, nach den darüber erhaltenen Nachrichten, der vollkommensten Gesundheit.

Den letztverwichenen Sommer litt ein 26jähriger Mensch dieser Nachbarschaft an einem ähnlichen flechtenartigen Ausschlage auf beiden Armen bereits schon über 6 Monate, der bisher durch kein Mittel hatte gehoben werden können. Der innere Gebrauch unsers Schwefelwassers, auch die oft erwähnte Vermischung des Bades mit diesem Schwefelwasser, bewirkte nach einem Zeitraume von 5 Wochen eine

vollkommene Abheilung. Drei Monate darnach hatte ich Gelegenheit ihn wieder zu sehn, und er lobte mir sein noch immer anhaltendes Wohlbefinden.

(Der Schluß folgt.)

Merkwürdige Pflanze.

Im nördlichen Amerika findet sich eine Art Sinnpflanze, Dionaea muscipula, oder besser Dionoia genannt; auch hat sie den Namen Fliegenschnäpper. Ihre Blätter, 3 Zoll lang und 1½ breit, stehen im Kreise am Obertheile, sind umgebogen, gefalten und bestehen aus 2 besondern in einander gelenkten Stücken. Der untere Theil macht eine Art vom platten Stiele, in Gestalt eines länglichten Herzens. Am Ende dieses Stiels findet sich das zweite Stück oder das eigentliche Blatt, welches die meiste Aufmerksamkeit erregt; denn dieses besteht aus 2 biegsamen Lappen, die wie ein länglichtes Oval aussehen und mit einem Rande von langen Stacheln versehen sind, die in einander greifen, wenn sich die Lappen einander nähern. In der Mitte eines jeden stehen 3 kleine Stacheln senkrecht auf der Ebene der Lappen oder des Blatts. Auf dieser Oberfläche sitzen viele kleine rothe Drüsen, die einen Honigsaft ausgeben, wodurch die Fliegen sehr herbeigelockt werden. Kaum hat sich eine Fliege auf ein Blatt gesetzt, so nähern sich die Lappen sogleich einander, ergreifen die Fliege, drücken sie mehr und mehr zusammen, und durchstechen sie mit den Stacheln, wobei die mittlern Stacheln zum Festhalten besonders beitragen. Die Pflanze läßt ihre Beute nicht fahren. Das Blatt, einem mit langen Zähnen versehenen Munde ähnlich, bleibt genau geschlossen, so lange das Insekt noch gefangen ist, und wenn man es mit Gewalt öffnen wolte, würde man es zerreissen. Bringt man aber die Beute mit Gelindigkeit ohne Gewalt heraus, so geben sich die Blattlappen wieder auseinander und nehmen ihre vorige Lage aufs neue an. Die Pflanze ergreift auf die nemliche Weise alle kleine Körper, die sie anrühren, und hält sie fest.

Hannöverisches Magazin.

38tes Stück.

Montag, den 13ten Mai 1805.

Das Nehburger Bad.

(Schluß.)

Von der Heilkraft unsrer wirksamen Tusche haben außer mir, in den bereits erwähnten Stellen, schon meine Vorgänger selbiger rühmlichst in ihren Wahrnehmungen erwähnt. Viele nach Schlagflüssen gelähmte, von Ablagerung verschiedener Krankheitsschärfe, und daher rührenden noch nicht sehr alt gewordenen Verwachsungen der Gelenke, verdanken ihr, wie auch in Verbindung eines seit 8 Jahren von mir vorgerichteten Tropfbades, das nach Befinden der Umstände und Empfindlichkeit des leidenden Theils schwach, aber auch durch den Fall bis zu einer beträchtlichen Stärke gebracht werden kann, ihre Genesung.

Unter manchen bereits von meinen Vorgängern, auch von mir schon oft davon bekannt gemachten Vorfällen, muß ich doch statt so vieler, nur diesen, den ich vor 6 Jahren erlebte, als wiederholte Bestätigung anführen. Ein Landmann aus dem Preußischen, nahe an die 60, wurde mir zugesandt, der nach einem erlittenen Schlagflusse in die traurigste Lage gesetzt worden war. Nur der linke Arm war ihm allein von Lähmung frei geblieben, hingegen beide Beine, der rechte Arm und die Zunge, ganz gelähmt.

Der erste Anblick dieses Unglücklichen erschütterte mich sehr! Ich sprach ihm Muth zu. Er folgte willig meinen Anordnungen, und nachdem sein Körper zu der Bade-Cur gehörig vorbereitet worden war, bewirkte die damit verbundene Tusche, Tropfbad, und der innere Genuß des Pyrmonter Brunnens in einem Zeitraume von 4 Wochen schon so viel, daß er etwas stammeln, die rechte Hand merklich aufheben, damit etwas fassen, an Stühlen und Tischen sich haltend, auf

seinen Beinen stehen konnte. Ich entließ ihn nun mit einigen die Stärkung des Körpers noch mehr bezweckenden Vorschriften, und hatte den nächst folgenden Sommer bei meinem ersten Besuch das unendliche Vergnügen, diesen großen Dulder in seinem Zimmer allein herumgehen zu sehn. Er sprach zwar schwer, aber doch vernehmlich, konnte mit der rechten Hand seinen Stock feste halten, und gieng nur an der Hand der Wärterin von seinem Logis nach dem Badehause allein hin und wieder zurück. Gerade die nemliche Heilart mit der vorigen wurde auch dies Jahr wiederholt, und bewirkte eine mehrere Stärkung des Körpers und der angegriffenen Glieder so zusehends, daß er nach einem Zeitraume von 4 Wochen mit innigstem Dankgefühl unser Bad verließ.

So kann ich auch die wirksame resolvirende Kraft der während dem Kochen unsers Mineralwassers in die Höhe getriebenen Dämpfe nicht übergehen. Ich habe seit dem langen Zeitraume meiner Dienstjahre zu mannigfaltige Beweise erlebt, wie heilsam es bei den Krankheits-Ablagerungen in die Gelenke, und davon entstandener Steifigkeit sich von jeher bewiesen hat.

Mir wurde vor 5 Jahren ein 60jähriger Mann zugesandt, dem das rechte Handgelenk von abgelagerter Gichtmaterie seit einem halben Jahre angeschwollen, hart wie Holz, völlig unbeweglich, auch bei dem mindesten Biegen bis zur Ohnmacht schmerzhaft geworden war. Hiezu hatte sich noch eine so auffallende Schwäche der Hand gesellet, daß er gar nichts damit fassen und halten konnte, sondern selbige beständig in einem Tuche tragen mußte. Beim Gebrauch unserer Bäder bewies sich hier vorzüglich dieser oben erwähnte Dunst des kochenden Badewassers, täglich dreimal eine halbe Stunde an das wehe Handgelenk gelassen, von dem größten Nutzen. Schon in der zweiten Woche vermochte er seine Hand um ein Beträchtliches, ohne sonderliche Schmerzen, zu biegen, der Geschwulst verminderte sich, er bekam darin mehrere Stärke, und am Ende einer vierwöchentlichen Cur war sie beinahe so dünne, wie die gesunde Hand. Vollkommen hergestellt, verließ er in der fünften Woche das Bad. Den nächst folgenden Sommer wiederholte er auf mein Anrathen die Badecur nochmals, so wohl er sich auch seit der Zeit bei den ihm ertheilten Vorschriften befunden hatte. Ich ließ zur fernern Stärkung diesen Sommer vorzüglich die Tische anwenden, dabei wurde der Driburger Brunnen getrunken, und er hat seitdem bei der besten Gesundheit keine weitern Gichtanfälle empfunden.

Eine Dame forderte mich bald nachher zu ihrer Kammerfrau, deren rechtes Handgelenk seit 4 Monaten von da abgelagerter Rosenschärfe sehr angeschwollen, unbeweglich, und bei

beträchtlichen Schmerzen, nach einer fehlerhaften Cur, vollkommen unbrauchbar geworden war. Bei dem Gebrauch resolvirender Mittel, zwischen welchen zuweilen Brechmittel angewandt werden mußten, ließ ich mit dem auffallendsten Nutzen täglich zweimal das erwähnte Dampfbad anwenden. Dies bewürkte in 14 Tagen schon so viel, daß sie ohne sonderliche Schmerzen die leidende Hand wiederum bewegen, auch leichte Handarbeiten damit vornehmen konnte. Dabei verlohr sich der Geschwulst immer mehr und mehr, und nach einem Zeitraume von 4 Wochen war sie vollkommen hergestellt.

Indem ich auf der einen Seite bei so wichtigen hier erlebten Krankheitsvorfällen aufmerksam zu machen mich bemühe, möchte ich auf der andern Seite doch auch nicht das Ansehen gewinnen, als ob ich mit zu vieler Vorliebe für das hiesige Bad redete. Ich habe hier nur erlebte Thatsachen erzählen wollen, bin aber weit entfernt, es als ein Specificum anzupreisen; dies mögen Lügner und Schwätzer thun, der redliche Mann bleibt bei der Wahrheit. Ich hätte auch viele hier erlebte Vorfälle jetzt noch anführen können; sie sagen aber nichts mehr und nichts weniger, als was die oben angezeigten sagen.

Von den mir anvertrauten Kranken, die gehörig meinen Vorschriften gefolgt sind, auch nicht an unheilbaren Uebeln litten, wüßte ich keinen, der nicht mit Nutzen sich der hiesigen Bäder bedient hätte. Kann dies nicht von allen hiesigen Curgästen gesagt werden, so liegt der Grund davon in Umständen, die mir eben so bekannt als unangenehm, von mir aber nicht zu ändern sind. Ich denke darüber mit der Hoffnung des Dichters:

Endlich kömmt die Zeit, und denkt an ihre Pflicht; denn die versteht die Kunst, gehörig zu belehren, man möge wollen oder nicht.

Dr. Biedermann,
Hof- und Brunnen-Medicus.

Ein neues Löschinstrument.

Der Professor Parrot, jetzt in Dorpat, hat sowohl in Voigts Magazin für das neueste der Naturkunde, 3ten Bandes 2tes Stück, S. 394, als auch in den Abhandlungen der liefländischen gemeinnützigen ökonomischen Societät, 1ter Th. S. 149, und 2ten Bandes 1tes St.

S. 22. ein neues Löschinstrument beschrieben, welches der Löschwisch heißt. Da damit mit 30 Pfund gemeinen Wassers eine glühende oder flammende Holzfläche von 500 Quadratfuß in Zeit von 6 Minuten durch 2 Menschen gelöscht werden kann, so ist dieses Instrument allen Dorfschaften, wo nicht immer Sprützen in Bereitschaft sind, und überhaupt allen Haushaltungen sehr zu empfehlen.

Man nimmt nemlich einen Besen von Birkenreisern, diesen umnähet man einfach mit grober Leinewand, so, daß zwar alle Ruthen eingeschlossen, aber nicht dicht an einander gedrückt werden. Die Hauptbefestigung der Leinwandhülle muß am Stiel angebracht werden, und auf der Oberfläche der Leinewand nähet man nun noch 6 und mehrere Reihen 5 Zoll breiter leinener Streifen, so wie Manschetten, in groben Falten auf. So ein Löschwisch, der 3 bis 10 Ellen lang, und an eine Stange befestigt werden kann, wird in Wasser, Schlamm, oder dergleichen getaucht, und auf der brennenden Fläche so herum geschleppt, als ob man diese Fläche mit Wasser überstreichen wollte. Verfährt man mit der gehörigen Aufmerksamkeit, so kann man gewiß darauf rechnen, daß auch die stärkste Glut durch ein einziges Bestreichen ausgelöscht wird. Man kann damit vorwärts, seitwärts, von oben nach unten, und von unten nach oben, in jedem Winkel bequem löschen; kein Wasser wird dabei versprützt, jedes ist anwendbar, je unreiner, desto tauglicher, und ein einziger starker Mann kann einen mittelmäßigen Löschwisch regieren, und wenn auch ein längerer und größerer zwei Menschen erfordern sollte, so leisten doch alsdann 6 bis 8 Männer mit Löschwischen mehr, als mehrere Sprützen, die oft stundenweit her, und dann erst ankommen, wenn die Hülfe zu spät ist.

Für Bäcker zur Prüfung.

Der Engländer Hagot in Durham kochte 5 Pfund Kleie, und knetete mit dem damit abgekochten Wasser 76 Pfund Mehl. Das Gewicht des Ganzen mit dem Sauerteige betrug 93 Pfund 26 Loth, also 8 Pfund 20 Loth mehr, als die nemliche Menge mit bloßem Wasser gemischt. Im Backen verlohr es 10 Pfund 10 Loth, das mit bloßem Wasser eingemengte aber 15 Pfund 22 Loth.

Dieses ist aber nicht der einzige Vortheil, sondern das auf diese Art ge-

gebackene Brodt ist auch weit kräftiger und gesunder. Die Kleie enthält nemlich ein Oel, welches die Nerven des Magens, und mittelbar die Nerven des ganzen Körpers in größere Lebensthätigkeit setzt. Daher liefert schwarzes Mehl ein kräftiger Brodt, als das sogenannte weiße. Wer nun aber die schwarze gröbere Masse nicht leiden kann und will, der nehme statt des Rockens Weizen, und statt bloßen Wassers zum Einmengen, Wasser, in welchem Kleie abgekocht worden ist, so hat man die Kraft der Kleie gewonnen, so kann man Feinheit, Weiße und Kraft mit einander verbinden.

Ein anderer Engländer machte den Versuch mit Regenwasser zum Einmengen des Mehls, und erhielt ein nahrhafteres Brodt, als mit hartem Brunnenwasser; und es wurde noch stärkender und sättigender, wenn man zum Einmengen Gewitter-Regenwasser nahm.

In Yorkshire essen, wie Herr Archenholz in seiner Reisebeschreibung, betitelt: England und Italien, Th. 3. Abschn. 11. S. 18. bemerkt, die gemeinen Leute, und auch viele Personen vom Mittelstande, Brodt von Habermehl. Sollte es in Zeiten, wo der Rocken und Weizen in sehr hohem Preise steht, nicht räthlich seyn, auch bey uns Versuche damit zu machen?

Anfrage.

Die in der Stadt Hameln zu Stande gekommene Abschaffung der jurium stolae und des Beicht- und Leichengeldes ist jedem noch im frischem Andenken. Eine gewisse Gemeinde wünscht diesem schönen Beispiele zu folgen. Ueber die Art der Aufbringung des dafür dem Prediger zu reichenden, ihn vor Nahrungssorgen sichernden Aequivalents sind aber verschiedene Meinungen. Es fragt sich nemlich, ob eine nach dem Range des Hausvaters, und der Anzahl der Glieder seiner Familie zu bestimmende persönliche Abgabe, oder eine auf das Grundeigenthum zu legende Abgabe passender sey? Es wird daher ein Sachverständiger angelegentlichst gebeten, diesen Gegenstand in gegenwärtigen Blättern baldgefälligst von allen Seiten zu belenchten, und das beste Mittel zur Erreichung eines so schönen Ziels anzugeben.

Hannover. Sp—g.

Me-

Meteorologische Beobachtungen in Göttingen.

Monat April 1805. *)

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind.		
1	5 3/4	29 92	22	— 4	h.	OSO	—	1
	2	29 95	40	4	h.	OSO	1 —	2
	10	29 98	31	0	h.	—	2 —	
2	5 3/4	29 98	25	— 3	h.	O	—	1
	2	30 03	42	4	h.	O	2 —	
	10	30 01	29	— 1	h.	—	2 —	
3	5 3/4	29 93	25	— 3	l. W.	OSO	0 —	1
	2	29 95	42	4	l. W.	SO	1 —	2
	10	29 91	36	2	w.	—	—	1
4	5 3/4	29 83	36	2	w.	SO	0 —	1
	2	29 75	54	10	d. W.	S	1 —	2
	10	29 63	45	6	tr.	—	1 —	2
5	5 1/2	29 61	37	2	d. W.	SW	—	2
	2	29 68	52	9	tr.	SW	1 —	2
	10	29 71	39	3	h.	—	0 —	1
6	5 1/2	29 67	35	1	tr.	SO	0 —	1
	2	29 72	59	8	tr.	SO	1 —	
	10	29 73	40	4	w.	—	0 —	1
7	5 1/2	29 81	38	3	tr.	OSO	0 —	1
	2	29 98	48	7	w.	O	1 —	2
	10	30 10	40	4	tr.	—	—	1
8	5 1/2	30 13	35	1	l. W.	NO	0 —	1
	2	30 22	52	9	l. W.	NO	0 —	1
	10	30 23	38	3	h.	—	0 —	1
9	5 1/2	30 21	27	— 2	h.	O	0 —	1
	2	30 28	52	9	h.	O	1 —	2
	10	30 28	39	3	l. W.	—	0 —	1
10	5 1/2	30 19	26	— 3	l. W.	O	0 —	1
	2	30 17	54	10	l. W.	O	1 —	2
	10	30 11	43	5	l. W.	—	1 —	
11	5 1/2	29 97	39	3	l. W.	OSO	0 —	1
	2	29 90	56	11	h.	OSO	1 —	2
	10	29 86	40	4	h.	—	—	1

*) Die Anzeige und Beschaffenheit der Instrumente und Maaßen, deren man sich bedient, s. St. 59. d. Mag. v. J. 1802. S. 929.

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind		
12	5 1/4	29 76	29	— 1	l. W.	ONO	o —	1
	2	29 74	59	12	l. W.	NO	1 —	
	10	29 74	41	4	l. W.	—	—	1
13	5 1/4	29 68	31	0	w.	NO	o —	1
	2	29 67	63	14	l. W.	NO	—	1
	10	29 63	43	5	l. W.	—	o —	1
14	5 1/4	29 56	43	5	tr.	O	—	1
	2	29 49	51	8	tr.	O	1 —	2
	10	29 42	46	6	tr.	—	2 —	
15	5 1/4	29 30	40	4	l. W.	OSO	o —	1
	2	29 35	54	10	l. W.	OSO	1 —	2
	10	29 42	49	8	w.	—	—	1
16	5 1/4	29 40	39	3	w	SW	o —	1
	2	29 48	60	12	l. W.	SW	1 —	2
	10	29 53	43	5	w.	—	1 —	
17	5 1/4	29 53	35	1	l. W.	W	o —	1
	2	29 66	56	11	w.	W	o —	1
	10	29 69	44	5	r.	—	o —	1
18	5 1/4	29 72	39	3	N.	W	o —	1
	2	29 77	60	12	l. W.	W	o —	1
	10	29 78	46	6	r.	—	—	1
19	5 1/4	29 80	40	4	r.	NNW	1 —	2
	2	29 91	47	7	R.	NNW	1 —	2
	10	29 94	45	6	tr.	—	1 —	
20	5	29 97	39	3	d. W.	N	—	1
	2	30 04	48	7	tr.	N	1 —	2
	10	30 02	44	5	tr.	—	o —	1
21	5	30 00	39	3	tr.	N	1 —	2
	2	30 02	51	8	w.	NNO	1 —	2
	10	29 98	42	4	w.	—	—	1
22	5	29 96	34	1	d. W.	N	o —	1
	2	29 94	44	5	tr.	N	1 —	
	10	29 90	40	4	tr.	—	1 —	
23	5	29 90	38	3	d. W.	N	—	1
	2	29 86	50	8	l. W.	N	o —	1
	10	29 84	39	3	l. W.	—	o —	1

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind			
24	5	29	78	33	0	w.	O	0 —	1
	2	29	68	54	10	l. W.	O	—	2
	10	29	59	46	6	w.	—	0 —	1
25	5	29	49	48	7	d. W.	O	0 —	1
	2	29	45	61	13	d. W.	O	1 —	2
	10	29	41	50	8	R.	—	0 —	1
26	5	29	37	40	6	R.	W	0 —	1
	2	29	37	58	12	d. W.	NW	—	1
	10	29	38	45	6	w.	—	0 —	1
27	5	29	38	44	5	r.	WNW	0 —	1
	2	29	46	54	10	d. W.	NW	0 —	1
	10	29	49	46	6	R.	—	0 —	1
28	5	29	55	40	4	tr.	NW	0 —	1
	2	29	59	44	5	R.	NW	0 —	1
	10	29	62	36	2	r.	—	1 —	
29	5	29	68	34	1	r.	NW	1 —	
	2	29	78	46	4	R.	WSW	1 —	2
	10	29	40	45	6	R.	—	2 —	
30	5	29	28	46	6	R.	W	—	2
	2	29	48	45	6	tr.	W	—	2
	10	29	58	38	3	tr.	—	0 —	1

F. C. W.

Oel aufzubewahren, daß es nicht ranzig wird.

Will man Speiseöl Jahr und Tag gut und wohlschmeckend erhalten, so gieße man aus jeder Bouteille etwa zwei Zoll hoch heraus, und fülle diesen Raum wieder mit starkem Branntwein, so wird das Oel nicht ranzig.

Hannöverisches Magazin.

39stes Stück.

Freitag, den 17ten Mai 1805.

Ueber Sterbecassen.

Seit vielen Jahren hat man Gelegenheit gehabt, sehr oft wahrzunehmen, welches Schicksal die sogenannten Sterbe- oder Todtencassen gehabt haben. Das Bremer Denkthaler-Institut, das dasige Trauerpfennigs-Institut und mehrere giengen zu Grunde. Andern scheint dasselbe bevorzustehen. Hier am Harze erlebten einige, in Vergleichung mit jenen zwar höchst unbedeutende Institute, ein gleiches Schicksal, und mich traf bei zweien derselben das Loos, die Auflösung zu reguliren.

Der Grund, warum dergleichen Institute nicht bestehen, liegt eines Theils in der Einrichtung, daß die meisten Interessenten, wenigstens die, welche früh sterben, dabei gewinnen; andern Theils in der Willkühr der Interessenten, zu jeder Zeit hinaustreten oder sich caduciren lassen zu dürfen; und endlich in der gewagten Voraussetzung, daß beständig hinreichende Rekruten vorhanden seyn würden. — Ein Institut, wobei mehrere gewinnen, ist nicht anders denkbar, als daß andere verlieren. Es wird nur so lange bestehen, als die Interessenten noch Wahrscheinlichkeit für sich haben, Gewinn zu ziehen. Die Interessenten treten zurück, sobald sie daran zweifeln. Und neue fürchten hinzuzutreten, sobald sie das Schwanken bemerken.

Bei der bisherigen Einrichtung ließ sich nicht wohl ändern, die Willkühr der Interessenten, aus dem Institute nach Gefallen hinauszutreten, oder sich caduciren zu lassen, zum Grundsatz anzunehmen, denn die Institute waren meistens nicht für einen Ort, oder wenigstens für einen Gerichtsbezirk, sondern für ein ganzes Land, ja sogar für mehrere Länder bestimmt. Freilich konnte man denn entweder gar keinen Zwang anwenden, oder man konnte ihn nur mit großem Kostenaufwande eintreten lassen, welcher dem Gegenstande nicht entsprach; der Verwirrung nicht zu gedenken, welche dergleichen Prozesse nothwendig veranlassen müssen;

denn während man die Beiträge einklagte, konnte man die davon kommende Sterbegelder nicht zahlen. Also hatte man kein anderes Mittel, als dem säumigen Bezahler eine Strafe erst am Gelde, darnach das Caduciren zu bestimmen.

Gewagt scheint mir unstreitig die Voraussetzung des Erfolgs hinreichender Rekruten bei einem Institute, wobei einige nur gewinnen können, und in dessen Grundsätzen Willkühr getroffen wird. Von jeher gab es Spieler, und so lange Menschen leben, wird man spielen. Aber sonderbar ist es, daß bei einem solchen Institute jeder mit Gewißheit glaubt, einen Gewinnst zu ziehen; denn ihm entsteht der Gedanke des Verlusts nicht. Es war nie seine Absicht, zu spielen. Dadurch unterscheidet es sich vom Lotteriespiele. Hier weiß jeder, das ihm eine Niete gezogen werden kann, und er hat darauf sich schon bereitet. Sobald man nun bemerkt, daß bei dem Institute auch Nieten vorkommen können: wer wird denn hinzutreten? und mangeln Rekruten, so ist die Auflösung des Instituts unvermeidlich.

Dergleichen Institute sind nach meinem Dafürhalten ein wichtiger Gegenstand der Polizei. Sie haben ausserordentlich vielen Reiz im Publikum; denn nichts ist gewisser als der Tod; und nicht selten sind die Menschen alsdenn in Verlegenheit. Daher ergreifen sie gern eine Gelegenheit, wodurch sie sich gegen die Verlegenheit sichern, und opfern diesem Zwecke ihre sorgenvolle Ersparniß. Desto mehr greift es daher das Herz des Menschenfreundes an, zu sehen, wie der Interessent getäuscht wurde. Und es ist doch Pflicht der Polizey, das Publikum für Schaden zu bewahren.

Aber mich dünkt, daß dergleichen Institute gleichwohl die möglichste Begünstigung fordern. Fast alle Menschen kommen in Lagen, worin sie Geld-Verlegenheiten ausgesetzt sind; andere mehr, andere weniger. Selten sind die Menschen geeignet, wöchentlich, vierteljährig, oder zu andern Zeiten, ihren Groschen, ihren Thaler beizulegen, um für den Fall, welcher ihnen in mehreren Jahren sich ereignet, ausser Sorgen zu seyn. Haben sie wirklich treulich den Anfang gemacht, und es kömmt ein Bedürfniß, so erlauben sie sich gar zu leicht, den niedergelegten Pfennig zu verwenden, weil sie deswegen nur sich selbst verantwortlich sind. Der Fall, wozu sie sammeln, denken sie, ist wohl noch fern, es soll wieder eingeholt werden; allein auf einmal tritt er ein, der Mangel ist da, und mit ihm die Reue des Vergreifens.

Wer wird diese Schwäche wenigstens sich selbstleugnen. Dieser Schwäche zu helfen, bedarf es einer andern Kraft. Und diese gewähren solche Institute; nur müssen sie so eingerichtet seyn, daß sie ihren Zweck nicht verfehlen.

Der

Der Zweck eines solchen Instituts soll dahin gehen, jedem Interessenten, dem ersten wie dem letzten, das auf das vollkommenste zu sichern, was er beim Eintritte in das Institut erwerben wollte. Dieser Zweck ist aber nicht zu erreichen, wenn jemand des Gewinnstes willen eintritt, wenn Willkühr statt findet, und wenn das Bestehen des Instituts auf das Hinzukommen neuer Rekruten berechnet ist. Daher darf ein solches Institut nur in der polizeilichen Einrichtung bestehen, da jemand, und wenn er auch nur ganz einziger Interessent ist, für einen bestimmten Fall eine gewisse Summe zu sammeln oder zu ersparen, und zu dem Ende wöchentlich oder zu den bestimmten Zeiten etwas Festgesetztes zu liefern, sich verbindlich macht, woraus er also nie mehr bekommen kann, als er eingelegt hat, aber auch das Gesammelte oder Ersparte nicht anders, als zu dem bestimmten Zwecke verlangen darf. Diese Einrichtung darf ihre Bestimmung über die Gränzen ihrer Gerichtsbarkeit nicht erstrecken, weil ihr sonst der sofortige Zwang fehlt. Und polizeilich nenne ich diese Einrichtung, weil der Polizei gebührt, den Schwächen der Menschen ihren Arm zu leihen.

Nach diesen Grundsätzen habe ich für die hiesigen Einwohner ein Institut errichtet, und demselben den Namen eines Sparcassen-Instituts beigelegt. Ich habe die vorzüglichsten Fälle, da der größere Theil hiesiger Einwohner in Verlegenheit kommen kann, ausgehoben. Mehreres ist blos dem hiesigen Locale anpassend. Seit dem 30ten August 1804 ist das Institut in seinem Gange. Sämmtliche Geschäfte, welche dem Gerichte dabei zu Theil fallen, werden durchaus unentgeldlich versehen. Folgendes enthält die ganze Einrichtung:

Aug. Friedr. Ebert.

* * *

Die bisher bestandene sogenannte Bergmanns-Sterbecasse hat das Unglück gehabt, bestohlen zu werden, und dadurch in Verfall zu gerathen. Jetzt wünscht die Societät deren Herstellung, und andere wünschen an diesem Institute Theil zu nehmen.

Die große Verlegenheit, worin mancher sich befindet, wenn er sein Kind zum heil. Abendmahle gelangen, oder in die Lehre gehen, oder zur Heirath schreiten siehet, oder wenn das Kind, einer seiner Familie, oder er selbst stirbt, weil er nicht weiß, woher er dann die Kosten nimmt, hat den Wunsch erzeugt, diesem Institute eine solche Einrichtung zu geben, wodurch jeder seinem Kinde den Confirmations- den Heiraths- oder den Sterbepfennig erwerben könnte. Da die nachherigen Grundsätze so geeigenschaftet sind, daß durch sie alle diese Zwecke sich vereinigen lassen, so haben sämmtliche Theilnehmer wegen Einrichtung eines

Sparcassen-Instituts für Clausthaler Einwohner

folgende Grundsätze festgesetzt:

§. 1.

Der Zweck dieses Instituts ist, dem Theilnehmer auf seinen Sterbefall sein Begräbnißgeld, auf den Confirmationsfall des Kindes sein Confirmirgeld, oder dem, der ein Handwerk lernen will, sein Lehrgeld, oder dem, welcher heirathet, sein Heirathsgeld sicher zu sammeln.

§. 2.

Die von jedem zu versichernde Summe wird nach Portionen bestimmt. Jede Portion ist 10 Thl. Cassenmünze, unter 10 Thl. kann niemand versichern.

§. 3.

Ohne Unterschied des Standes, Geschlechts oder Alters kann jeder hiesige Einwohner an diesem Institute Theil nehmen. Auch für jeden dritten kann jemand schenkungsweise versichern; denn er spart nicht für sich, sondern für diesen dritten, und nur zu dem angezeigten oder dem gemäß folgenden Zwecke.

§. 4.

Wer aufgenommen zu werden wünschet, muß anzeigen, ob er für sich oder für sein Kind, oder für einen Dritten, oder ob er auf den Sterbefall, den Confirmationsfall, den Lehrgeldsfall, oder Heirathsfall versichern will.

Wer auf den Sterbefall versichert hat, kann sein gesammeltes Begräbnißgeld niemals zu einem andern Zwecke aus der Casse fordern. Dagegen darf er sein gespartes Confirmations- oder Lehrgeld zum Heiraths- oder Begräbnißgelde verwenden.

§. 5.

Bei der Aufnahme bezahlt er 3 mgr. Antrittsgeld, dagegen wird er eingeschrieben und bekommt sein Sparcassenbeitragsbuch; dieses dient zugleich als Receptions-Urkunde.

§. 6.

Darauf bezahlt der, welcher auf den bestimmten Fall eine Portion von 10 Thl. sammeln will, entweder Fünf Jahre hindurch wöchentlich Einen Gutengroschen, oder Zehn Jahre hindurch wöchentlich Sechs Pfennig Cassengeld. Diese Beiträge werden so oft vervielfacht, als jemand Portionen sammeln will.

§. 7.

Dieser Beitrag wird jedem alle Woche durch den bestellten Einsammler abgefordert.

§. 8.

Wer einmal bei diesem Institute sich oder einen Dritten hat einschreiben lassen, kann nie wieder hinaustreten. Würde er seine Beiträge nicht bezahlen, so wird er durch gerichtliche Hülfe dazu angehalten.

§. 9.

Stirbt er früher, ehe er die zu sammelnde 10 Thl. voll beigetragen, so bekommt er nach Abzug der Kosten das zurückgezahlt, was er gesteuert hat. Wenn er für einen Dritten versichert hat, so sind die Erben die Beiträge zu steuern schuldig.

Wer

Wer von Clausthal zieht, muß binnen 4 Wochen nach seinem Abzuge wegen richtigen Abtrags der Steuer hier im Orte Sicherheit stellen, oder er wird von dem Institute ganz ausgeschlossen, und geht seiner schon gezahlten Beiträge verlustig.

§. 10.

Den alten Interessenten allein geht das zu Gute, was aus der alten Einrichtung baar vorräthig ist. Aber sie werden bei diesem Institute nach den Grundsätzen der neuen Einrichtung behandelt. An dem, was aus der alten Einrichtung ihnen zu Gute geht, werden erst die 3 mgr. Einschreibegeld abgesetzt, und das Uebrige wird so angesehen, als hätten sie dieses zur neuen Einrichtung schon beigetragen.

§. 11.

Mann und Frau werden für zwei Personen gehalten; für jeden von ihnen muß also das Einschreibegeld und der wöchentliche Beitrag bezahlt werden.

§. 12.

Hat jemand alle Fünf oder Zehn Jahre seine Beiträge wöchentlich mit 1 ggr. oder 6 pf. richtig gesteuert, so zahlt er darauf weiter nichts. Tritt denn der bestimmte Fall ein, so werden sofort Zehn Thaler ohne allen Abzug ausgezahlt. Dagegen wird das erhaltene Beitragsbuch zurückgeliefert.

§. 13.

Das ganze Institut steht unter obrigkeitlicher Aufsicht und Leitung. Allein aus den Interessenten sind beständig Zwei Vorsteher und Ein Eincassirer. Der Eincassirer muß zugleich Bürger seyn.

§. 14.

Das Amt der Vorsteher dauert Ein Jahr; die beiden ersten Vorsteher wählt das Gericht. Diese bleiben es von dem Tage angerechnet, da diese neue Einrichtung des Instituts anfängt, ein volles Jahr; darauf folgen die beiden, welche die ältesten sind, nicht nach ihrem Geburtsalter, sondern nach ihrem Eintrittsalter in das Institut.

So geht es durch die ganze Gesellschaft. Sind sie sämmtlich Vorsteher gewesen, so fängt es vom ersten wieder an. Auch Frauenspersonen sollen zu diesem Amte kommen. Aber sie dürfen für sich einen Mann aus der Gesellschaft stellen.

Wer für einen Dritten beiträgt, übernimmt auch die Verbindlichkeit des Vorsteheramts.

§. 15.

Diesen Vorstehern liegt ob, [illegible] Institut zu achten, und über [illegible] Bestes zu wachen. Sie sehen also dahin, daß die Beiträge ordentlich und zu rechter Zeit durch den Einsammler eincassirt und zu Rathhause beigelegt werden; sie sind beständig zugegen, wenn der Einsammler halb quartalig die eincassirten Gelder liefert; in ihrer Gegenwart werden die fälligen Gelder dem sich dazu Legitimirenden ausgezahlt; bei ihnen werden die neuen Interessenten angemeldet; sie unterschreiben für jeden sein Sparcassenbeitragsbuch, und

sie besorgen im Allgemeinen die Geschäfte des Instituts.

§. 16.

Würde in Ansehung des Instituts oder dessen Verwaltung etwas zu ändern oder zu beschließen seyn, so soll deswegen nicht bei allen Genossen herumgefragt werden, sondern die Vorsteher wählen Sechse aus den Interessenten. Was die Meisten von diesen Sechsen unter obrigkeitlicher Genehmigung beschließen, das läßt sich das ganze Institut gefallen. Von diesen Sechsen und deren Stimmen bleiben die Vorsteher und der Einsammler ausgeschlossen.

§. 17.

Für die Geschäfte, welche ein Vorsteher von dem Amte hat, bekömmt er nichts; er ist auch von den Beiträgen nicht frei.

§. 18.

Das Amt eines Eincassirers dauert so lange er lebt, oder bis er von einer Seite gekündigt wird. Im Fall der Erledigung dieses Amts wird der neue Einsammler auf die in dem 16ten §. bemerkte Art erwählt.

§. 19.

Der Einsammler fordert wöchentlich von den Interessenten die Beiträge und liefert solche in Nr. 7. und Nr. 1. des Quartals zu Rathhause. Wenn er die Beiträge abliefern will, so zeigt er es den Vorstehern an, damit sie zugleich mit ihm zu Rathhause kommen. Er hat zu der Lade den dritten Schlüssel. In Gegenwart der Vorsteher wird das Geld gezählt und beigelegt.

§. 20.

Bei jedesmaliger Geldablieferung übergiebt er dem Gerichte einen Auszug der Restanten, um sie zur Bezahlung anzuhalten.

§. 21.

Ueber das Ganze führt er Rechnung und diese muß er halbjährig dem Gerichte zur Revision und Abnahme einliefern. Von jedem eincassirten Thaler, er sey von ihm oder gerichtlich beigetrieben, bekömmt er 1 ggr. Für Führung der Rechnung bekömmt er ebenfalls seine billige Belohnung, aber sie wird ihm halbjährig bei Abnahme der Rechnung mit Zuziehung der Vorsteher nach der Arbeit und Umständen bestimmt. Zur Sicherheit der Casse haftet in seinem Vermögen eine öffentliche Hypothek, vom Tage seiner Bestellung angerechnet.

§. 22.

Zu Aufbewahrung der Gelder hat die Societät einen eisernen, und darin einen hölzernen Kasten, welche zu Rathhause verwahrlich niedergesetzt sind. Zu diesen beiden Kasten hat jeder der Vorsteher einen, und der Einsammler einen Schlüssel.

§. 23.

Wegen der Beiträge werden die Interessenten durch ihren Beitritt unterpfändlich verhaftet.

§. 24.

§. 24.

Endlich bitten sämmtliche Interessenten um die obrigkeitliche Bestätigung.

Clausthal den 30ten August 1804.

Vorbeschriebene Grundsätze eines Sparcassen-Instituts für Clausthaler Einwohner werden hiemit obrigkeitlich bestätigt. Urkundlich der gewöhnlichen Unterschrift.

Clausthal, zu Rathhause, den 31ten August 1804.

Richter und Rath der freien Bergstadt Clausthal.

A. F. Ebert.

Ueber den Mais oder türkischen Weitzen.

Der Mais ist eigentlich mit der Entdeckung von Amerika, wo er sogar wild wächst, in Europa bekannt geworden; seine unglaubliche Ergiebigkeit veranlaßte, daß man ihn zuerst im südlichen Europa, wo sein Anbau noch jetzt im Großen getrieben wird, zu bauen anfieng, von wo aus er weiter verbreitet wurde. Man möchte indessen aus der Benennung: türkischer Weitzen, deren sich die Franzosen ebenfalls in blé de turquie, fast mehr als Maïs bedienen, ziemlich wahrscheinlich vermuthen, daß solcher gleichzeitig aus Asien, durch die Türkei und den levantischen Handel bekannt geworden sey. Erst später kam solcher nach Deutschland und noch später nach Norddeutschland; allein ob er gleich daselbst gut fortkömmt, und keine bisher bekannte Kornart so ergiebig und zugleich so nützlich ist, so wird er doch nur im Kleinen, und gleichsam als Spielwerk, getrieben; wahrscheinlich aus Unkunde seiner Nutzbarkeit und Cultur; woraus am Ende der Wahn entstanden ist, daß man solchen in Norddeutschland entweder gar nicht oder nur selten zur Reife bringen könne.

Es ist mein Vorsatz nicht, hier eine Abhandlung über seine Natur und Eigenschaften, über seine Cultur und Benutzung aufzustellen, ich will nur nur auf den Bau desselben aufmerksam machen, und solchen empfehlen, mithin die mir bekannte mannigfaltige Benutzungsart desselben blos berühren, und das Vorurtheil, daß er nicht zur Reife kömme, widerlegen.

Er kann für alle Gattungen unsers Viehes, und ebenfalls für Pferde, wenn sie schwere Arbeiten verrichten, als Futter gebraucht werden, und giebt für Schweine, Puter, Gänse u. s. w. eine vorzügliche Mastung; er verbessert als Zusatz zu unsern Weitzen, das gewöhnliche Mehl sehr, wenn er gleich, allein genommen, ein strenges und schwer zu verdauendes Brod giebt, woran inzwischen die Indianer, die ihn in platten Kuchen backen, gewöhnt sind.

sind. Er kann, wenn er noch grün ist, und geröstet wird, gegessen werden, und begreift wahrscheinlich die Sangen, deren die Bibel erwähnt; es kann ferner ein nahrhafter und, gehörig appretirt, nicht übel schmeckender Brei daraus gemacht werden, der bei übertheuren Kornpreisen großen Nutzen leisten könnte, und ich weiß keinen Grund, warum man ihn nicht zu den Rumfordschen Suppen setzen dürfte; er kann endlich, in Essig eingemacht, wie Gurken verspeiset werden, und giebt, in Zucker eingemacht, eine Leckerei.

Was seine Reife anbetrifft, so ist es wahr, daß die große Art,*) welche die ergiebigste ist, wenigstens fünf Monate bis zur vollen Reife verlange, und einen warmen Sommer haben müsse, wenn sie in der Zeit vollkommen werden soll; allein durch die Cultur hat man Hülfen entdeckt, wodurch man die Reife befördern kann; und wenn man ihm nach solcher einen angemessenen Boden und freie Exposition, da er viele Sonnenwärme fordert, giebt, so kann man auf ein völliges Reifwerden rechnen, und nur ein frühzeitiger harter Frost, im Anfange des Septembers, der inzwischen selten eintritt, und wenn er eintritt, andere Gewächse ebenfalls vernichtet, würde ihm schaden, aber selbst in diesem ausserordentlichen Falle würde der Verlust nicht total seyn, da in den großen Zwischenräumen, die er haben muß, verschiedene Gemüsearten gezogen werden können, welche das Land und die Cultur reichlich bezahlen, und den Mais zum reinen Profit machen.

Ich beschränke mich hiebei und beziehe mich für diejenigen, die Versuche damit machen wollen, auf die hannöverschen Anzeigen von 1804 Nr. 88. Seite 2522 und Nr. 90. S. 2566.

H. M.

*) Es giebt eine kleine Gattung, die höchstens 3 Fuß hoch wird, zwar früh reift, aber wenig einbringt; diese meine ich nicht. Die größere, von der ich spreche, wird in guten Jahren in dem hiesigen Sandboden bis zu 9 Fuß hoch, und giebt ein Korn bis zu tausend; er ist gelb und braunroth, auch in beide Farben mit blau verlaufen, und dient ebenfalls grün zum vorzüglichen Viehfutter.

Einige wollen noch eine größere Gattung kennen, die gegen 20 Fuß hoch wird, und gegen 3000 Körner liefert; es ist aber noch ungewiß, ob es eine eigene Gattung sey, ob nicht solches das Produkt eines schweren und sehr fetten Bodens sey. Gesetzt aber, es wäre eine besondere Gattung, so ist leicht einzusehen, daß ein solches üppiges Gewächs in unserm Klima nicht zur vollen Reife kommen, mithin nur als grünes Viehfutter Nutzen leisten könne. Von dieser Gattung spreche ich ebenfalls nicht, da sie nicht nützt.

Hannöverisches Magazin.

40tes Stück.

Montag, den 20ten Mai 1805.

Ueber die Erdbeeren und deren Cultur.

Eine Erfüllung der im 24sten Stück dieses Magazins befindlichen Bitte.

Die gemeine Waldbeere (Fragaria vesca Lin.) und der gemeine Preßling, Preißling, Knackbeere (Fragaria collina Lin.) sind als die Stammeltern aller jetzt bekannten Erdbeersorten anzusehen. Mehrere Botaniker haben zwar die Walderdbeere allein als Stammmutter annehmen wollen; aber offenbar sind die Erdbeere und der Preßling verschiedene Arten, von welchen beiden die übrigen Abarten entstanden sind.

1) Die Erdbeere unterscheidet sich von dem Preßlinge vorzüglich durch den zurückgebogenen Fruchtkelch, und durch eine saftreichere, hochroth gefärbte Frucht, (Fruchtboden) von starkem angenehmen Geruch, die sich bei völliger Reife leicht vom Fruchtkelche löset. Die Frucht ist entweder lang, eiförmig, oder rund, mehr breit als lang. Die bekannten Abarten der Erdbeere sind:

a) Die große Gartenerdbeere. Sie ist eigentlich keine Abart; sondern sie hat ihre Größe bloß dem bessern Boden und der Behandlung im Garten zu danken. Wenn die Gartenerdbeere in mehrern Jahren nicht versetzt, und von ihren häufigen Ausläufern befreiet wird, so nimmt sie ihre vormalige Waldgestalt wieder an, und wird oft hier noch geringer als dort.

b) Die virginische, carolinische Erdbeere, Scharlacherdbeere. Ihr Unterschied von der vorigen besteht mehr im Namen als in der Wirklichkeit.

c) Die Monarchs-Erdbeere. Immerwährende Erdbeere. Diese verdient im eigentlichsten Sinne den Namen einer Abart. Sie macht den Uebergang von der Erdbeere zum Preßling, und

bringt vom Mai bis im November Blüthen und Früchte.

2) **Der gemeine Preßling.** Der Fruchtkelch steht aufrecht, und trennt sich auch, bei völliger Reife, schwer von der Frucht. Die Frucht selbst ist mehr eckig als rund, und unten am Stiele dicker als oben, wo sie einen spitzen Giebel bildet. Sie ist nur auf der Sonnerseite, mehr oder weniger roth gefärbt, auf der Winterseite hat sie eine grüne oder weißgelbe Farbe mit rothen Punkten, die der Saame bildet. Das Fleisch der Frucht ist trockner, als bei der Erdbeere, aber von delikatem, gewürzhaftem Geschmacke. Abarten derselben sind:

a) **Die Riesenerdbeere. Chilische Erdbeere.** Sie ist die größte unter allen, und soll oft 1½ Zoll im Durchmesser halten. Außer dieser Größe ist sie in unsern kältern Gegenden weder des Geschmacks noch der Fruchtbarkeit wegen berühmt. Mit ihr wird häufig

b) die **Ananaserdbeere** verwechselt, die den prächtigen Namen ihrem vortrefflichen, der Ananas ähnlichen, Geschmacke verdankt, und daher auch vor der Riesenerdbeere einen großen Vorzug hat.

Außer diesen genannten Abänderungen finden sich hier und da noch mehrere angegeben, die aber so schwankend charakterisirt sind, und deren angegebener Unterschied so unbedeutend ist, daß man sie billig für ein vorübergehendes Spiel der Natur halten muß. Wenigstens findet man alle jene angegebenen und mit Prachtnamen belegten Arten an unsern Bergen und in Wäldern wild wachsend, wo sie aber freilich kleinere Früchte bringen, als in Gärten und bei gehöriger Abwartung. Uebrigens stimmen alle Schriftsteller der Botanik und Gärtnerei, so wie jeder vorurtheilsfreie Untersucher darin überein, daß unsere gemeine Walderdbeere unter allen andern den vorzüglichsten Geschmack habe, und sich besonders des Morgens durch einen angenehmen, mit nichts zu vergleichenden, Geruch auszeichne. Ihr fehlt als Waldbeere nichts, als die Größe der Garten- oder Riesenerdbeere; diese erreicht sie aber auch durch Cultur in unsern Gärten.

Der Anbau und die Abwartung der Erdbeere ist ein sehr angenehmes und belohnendes Geschäft für den Freund der Gärtnerei. Ihr schönes lebhaft grünes Blatt, die vortreffliche Blüthe und der ganze Bau der Erdbeerpflanze, giebt ihr, als Einfassung der Beete, den Vorzug vor allen andern Pflanzen zu diesem Zwecke. Außerdem kenne ich für größere Küchengärten, auf solchen Plätzen, wo es an Luft und Sonne mangelt, und wo selten ausser dem Grase ein anderes Gewächs gut gedeihet, keine schicklichere Pflanzenpartie, als die der Erdbeere. Sie deckt hier nicht nur den Platz, sondern sie liefert auch in den mehrsten Fällen gröſ-

größere, obgleich nicht so gewürzreiche und schmackhafte Früchte, als an einem luftigen Orte. Endlich, welche angenehme Belohnung, wenn uns in den Morgenstunden der aromatische Geruch der selbst erbaueten Erdbeerfrucht zu ihrem Genusse einladet! Es ist ganz ein ande er Geschmack, als von jenen, die oft halb unreif, und noch öfterer mit unreinen Händen abgepflückt wurden, und vor dem Genusse erst mit Wasser gereiniget werden mußten. Die Erdbeeren sollten daher in keinem Garten fehlen, der auf Vollkommenheit Anspruch macht. Die bis jetzt bekannten mannigfaltigen Abarten derselben, und die noch unerkannten Veränderungen, die durch gegenseitige künstliche oder natürliche Befruchtung und Vermischung des Blumenstaubes entstehen können, sollten um so mehr die Aufmerksamkeit des Gartenfreundes reizen.

Ich habe seit 7 Jahren — in welcher Zeit die Erdbeere zu meinen Lieblingspflanzen gehört — die Bemerkung gemacht, daß unsere Walderdbeere und der gemeine Preßling unter zweckmäßiger Behandlung alle jene Erdbeersorten liefern, die jetzt in Gärten unter ausländischen Namen bekannt sind. Es ist nicht zu leugnen, daß die chilische und virginische oder carolinische Erdbeere größer als unsere Gartenerdbeeren sind; aber nur in ihrem Vaterlande, und in andern wärmern Gegenden, wo sie auch ihren eigenthümlichen würzhaften Geschmack behalten. Aber in unserm kältern Klima erlangen sie selten diese Vollkommenheit; und wenn sie auch durch Kunst zu jener Größe getrieben werden, so fehlt ihnen doch am Ende der aromatische Geschmack und die Fruchtbarkeit. Beide gehen durch übertriebene Cultur verlohren; der Geschmack wird fade, wässerich, und die Pflanze wächst zu geil, daher mehr männliche als Fruchtblüthen, daher die Klage über Unfruchtbarkeit der chilischen Erdbeere. Ohne diese übertriebene Cultur werden sie aber wieder zur gemeinen Erdbeere. Anders verhält sichs mit unsern einheimischen Erdbeeren. Bei einer naturgemäßen, nicht übertriebenen Cultur, gelangen sie zu einer ziemlichen Größe, mit Beibehaltung des vortrefflichen Geschmacks, und bringen auch reichlich Früchte. Vorzüglich ist dieses der Fall mit dem gemeinen Preßling, dessen Früchte oft die Größe der Ananasbeere erlangen. Der Anbau und die Veredlung unsrer gemeinen Erdbeere ist daher sehr zu empfehlen.

Das erste, was dabei zu berücksichtigen ist, ist eine schickliche Lage, und ein Boden, welcher der Natur der Pflanze angemessen ist. Wir finden die eigentliche Erdbeerpflanze (nicht den Preßling) am häufigsten in Wäldern, wo sie im Schatten der Bäume, geschützt vor rauhen Winden, in guter leichter Pflanzenerde — die sich in Waldungen gemeiniglich auf der Oberfläche des Bodens befindet — große und reichliche Früchte bringen. Wir

müssen das also bei der Anpflanzung derselben im Garten nachzuahmen suchen; indem wir die Erdbeere in eine solche Lage bringen, wo sie vor West- und Nordwinden, und wenigstens Nachmittags vor der Sonnenhitze geschützt sind. Da die Erdbeere im Mai und Junius, die gewöhnlich bei uns noch unter die kühlen Monathe gehören, Blüthen und Früchte bringt, so ist die Verhütung der kalten Winde nothwendiger noch, als der Schutz vor Sonnenwärme, die ihnen in dieser Zeit mehr nützlich als schädlich ist. Im Küchengarten wäre also die beste Lage für Erdbeerbeete an einer Wand, die gegen Morgen liegt. Indessen bedarf es keiner großen Aengstlichkeit in der Wahl der Lage; die Beete können auch an einem andern Orte im Garten angebracht werden, wo die Erdbeeren, als niedrige Pflanzen, durch andere hochwachsende Gewächse auf den benachbarten Beeten hinlänglich geschützt sind. Auch können sie an beiden Seiten der Hauptwege im Garten, als Einfassung der Rabatten, angepflanzt werden.

Die Wahl des Erdreichs richtet sich nach der Lage des Gartens, und dem Standorte der Erdbeeren. Sie wachsen, wie schon oben gesagt wurde, in den schattigen Wäldern in einer guten leichten Pflanzenerde; es wäre aber sehr übel gethan, wenn man ihnen, ohne alle Ausnahme, an jedem andern Orte die nemliche Erdart geben wollte. Die Erdbeerpflanze liebt zwar einen lockern Boden, wo ihre vielen zarten Wurzeln sich ausbreiten können; aber noch mehr liebt sie Feuchtigkeit, und hierauf muß vorzüglich Rücksicht genommen werden, wenn man schöne und reichliche Früchte ziehen will. Z. B. in einem offenen Garten, wo Luft und Sonne den Boden eher als im Walde austrocknen, da wäre eine leichte Pflanzenerde schlecht angebracht. Es würden nicht nur Blüthen und Früchte aus Mangel an Nahrung abfallen, sondern selbst die Pflanze würde in den heißen Monaten bei anhaltender Dürre verdorren, oder wenigstens an ihren zarten Wurzeln Schaden leiden. Hier ist eine fette, wasserhaltige Erdart für die Erdbeerpflanze am besten. An einem schattigen und dabei feuchten Orte des Gartens ist leichte Pflanzenerde, mit etwas Flußsande vermischt, vortrefflich. In sandigem Boden, in einer feuchten und schattigen Lage, ist eine Zumischung von leichter Pflanzenerde sehr gut. Sandboden in trockner und freier Lage wird am besten mit Lehm (Letten) vermischt ꝛc. Kurz, jeder Erdboden ist für den Anbau der Erdbeere tauglich, wenn er mit Rücksicht auf Ort und Lage mit solchen Erdarten vermischt wird, die ihn locker machen, ohne zu sehr auszutrocknen. Ueber die Verschiedenheit der Erdarten und ihre nützliche Vermischung ist in diesen Blättern schon so vieles Gute gesagt worden, daß es überflüßig wäre, hier mehr davon zu erwähnen.

Von dem bisher Gesagten machen die Preßlinge, in Ansehung des Bodens

dens und der Lage, eine Abweichung, und unterscheiden sich auch dadurch von der Erdbeere. Sie wachsen an dürren Hügeln und Bergen, und meistens in einer heißen, mittägigen Lage, wild. Es ist daher ein Fehler der meisten Gartenschriften, daß sie in Ansehung der Behandlung zwischen Erdbeeren und Preßlingen keinen Unterschied machen, sondern nur überhaupt einen fetten, mehr feuchten als trocknen Boden, und eine schattige Lage empfehlen, da doch Feuchtigkeit, mit Schatten verbunden, der Natur des Preßlings, wenigstens in unserm kältern Klima, gar nicht angemessen sind. Daher kommt auch die Klage über Unfruchtbarkeit und späte Reife der chilischen und Ananaserdbeere, die nichts anders als Preßlinge sind. Der fette feuchte Boden macht nicht nur ihren Wuchs zu geil, und es erzeugen sich viele taube Blüthen, sondern es fehlt ihm auch die nöthige Wärme, um die Frucht zur Reife zu bringen. Wenn der Preßling in eine gewöhnliche gute Gartenerde versetzt, und übrigens gut gewartet wird, so ist das schon hinlänglich, um große und schöne Früchte zu ziehen. Ich habe meine Erdbeeranlage nothgedrungen auf einem hohen Berge, der voll Mittagssonne ist, und dabei einen kalkartigen Boden hat, machen müssen. Ich nahm dazu wilde Erdbeer- und Preßlingpflanzen von einem noch höhern und dürren Standorte, und ich baue nun in Menge sehr schöne und große Früchte. Pflanzen von der Ananas- und chilischen Erdbeere, aus fettem Gartenlande genommen, wurden in meinem Berge geringer, als die gemeinen Erdbeeren.

Fortpflanzung und Vermehrung der Erdbeeren.

Erdbeeren und Preßlinge machen hier keinen Unterschied. Sie werden

1) **aus dem Saamen erzogen.** Die Beere heißt zwar im ökonomischen Sinne die Frucht; aber botanisch betrachtet, ist sie nur der gemeinschaftliche Fruchtboden einer Menge kleiner, zugespitzter Saamenkörner, die auf seiner Oberfläche, und in einer gewissen Ordnung stehen. Um diesen, in dem fleischigten Boden fest sitzenden Saamen zu erhalten, werden die ganz reifen Beeren in einem Gefäße mit Wasser zu einem Breie zerdrückt, der alsdann noch mit hinlänglichem Wasser verdünnt wird, damit die Saamenkerne sich zu Boden setzen können. Die flüssige Masse wird nun abgegossen, und den zu Boden liegenden nassen Saamen läßt man auf einem leinenen Tuche an einem luftigen Orte, (aber nicht an der Sonne) abtrocknen, und hebt ihn zum künftigen Gebrauche auf. Die Aussaat wird im Frühjahre (April) auf ein gut zubereitetes und klar gerechetes Beet gemacht, so wie man den Majoransaamen zu säen pflegt. Das Beet wird alsdann mit Nadelreißig oder Moos bedeckt damit die jungen Pflänzchen vor den Sonnenstrahlen geschützt sind, und die Beete

sich feucht erhält. Das letztere ist ein Hauptumstand, und es muß daher auch bei trockener Witterung das Beet in den Morgenstunden, ohne daß die Bedeckung hinweggenommen wird, begossen werden. (Das Begießen am Abend ist jetzt, da noch Nachtfroste zu befürchten sind, nicht rathsam). Der Saamen geht in 10 bis 12 Tagen auf, und wenn die Pflanzen einige Blätter gewonnen haben, und keine Nachtfröste mehr zu fürchten sind, so wird die Bedeckung an einem stillen warmen Tage weggenommen, die zu dick aufgegangenen Pflanzen werden ausgezogen, damit die stehenbleibenden wenigstens 2 Zoll Raum erhalten. Im folgenden Monate Sept. werden sie an Ort und Stelle versetzt, und im dritten Jahre bringen sie Blüthen und Früchte.

Diese Art der Vermehrung ist zwar etwas langweilig; aber desto dauerhafter und vollkommener werden nicht nur die Pflanzen, sondern sie bringen auch bei fernerer guten Abwartung vorzüglich schöne Früchte. Auf diesem Wege ist es auch möglich, neue Abarten von Beeren zu erhalten; z. B. wenn Erdbeeren und Preßlinge neben einander blühen, oder wenn die Fruchtblüthe der Erdbeere mit dem Blumenstaube der Ananasbeere ꝛc. künstlich geschwängert, und von diesen Früchten der Saamen ausgesäet wird. Es versteht sich übrigens von selbst, daß der Saamen von den vollkommensten Pflanzen und den größten Beeren genommen werden muß.

2) Durch die Ausläufer fortgepflanzt. Außer dem Blüthenstängel erscheinen im Frühjahre auch andere Ranken, an deren Endigung sich der Keim einer neuen Pflanze befindet. Die Ranken legen sich zur Erde nieder, und die junge Pflanze schlägt hier nicht nur Wurzeln, sondern sie bringt auch sogleich wieder einen neuen ähnlichen Ranken mit einer jungen Pflanze, und diese wieder einen ꝛc., so, daß sich in einem Sommer 4 bis 5 junge Pflanzen aus einem Ranken erzeugen. Diese jungen Pflanzen nennt man gewöhnlich Ausläufer, und die Vermehrung durch sie scheint der Natur der Erdbeerpflanze am angemessensten zu seyn; da sie selbst diesen Weg, ohne Zuthun menschlicher Hülfe, einschlägt.

Zur Anpflanzung werden die ersten Ausläufer genommen, die dem Mutterstocke am nächsten sind. Dadurch, daß man auf der Stelle, wo sie sich gelegt haben, die Erde auflockert, und die Pflanze leicht hineindrückt, befördert man das Anwurzeln derselben. Der neue Ranken, der sich wieder aus der jungen Pflanze erzeugt, muß gleich bei seiner Entstehung abgeschnitten werden, welches zur Vervollkommnung und Bewurzelung derselben sehr vieles beiträgt. Wenn die junge Pflanze angewurzelt ist, so wird der Ranken, der sie mit dem Mutterstocke verbindet, abgeschnitten. Diese erste gute Behandlung der jungen Pflanze ist für sie in der Folge von wesentlichem Nutzen.

Die

Die Pflanzen werden zur gewöhnlichen Zeit an Ort und Stelle versetzt, und bringen im zweiten oder dritten Jahre Blüthen und Früchte.

3) **Durch Wurzelsprossen vermehrt.** Alte Stöcke werden im fünften Jahre ihrer Tragbarkeit im Herbste ausgehoben und zertheilt. Die jüngsten Wurzelsprossen, die mehr zur Verjüngerung und Fortpflanzung der Mutterpflanze, als zur Fortpflanzung des Geschlechtes, bestimmt sind, werden aufs neue ersetzt, und bringen im ersten Jahre Blüthen und Früchte.

(Der Schluß folgt.)

Ueber den Klingschoß.

Klingschoß hieß bei den Friesen in vormaligen Zeiten eine Tribut- oder Münze, deren Werth nach dem Klange beurtheilt wurde. Als die Normänner oder Dänen, unter Anführung ihres Königs Gottfried, im Jahre 810 in Friesland einfielen, und es eroberten, schrieb Gottfried, nachdem er den, wahrscheinlich von Karl dem Großen, den friesischen Provinzen vorgesetzten Herzog Rorich hatte umbringen lassen, eine Contribution von 100 Pfund Silber aus, die sofort aufgebracht werden mußte. *) Sonderbar war die Art der Einsammlung dieser Contribution. Gottfried ließ ein Gebäude von 240 Fuß lang errichten, und solches durch 12 dünne Fächer abkleiden. An der vorderen Seite saß der königliche Rentmeister; hinten standen die schatzpflichtigen Friesen. Dort hieng ein hohles Becken von Metall, in welches der Friese seinen Tributpfennig werfen mußte. Hörte der Rentmeister durch die 12 Fächer den Schall, so nahm er das Geld an, vernahm er den Schall nicht, so wurde es confiscirt, und es mußte ein schwereres Stück eingeworfen werden. **) Die Schatzung nannte man Cepschilda, Kliepschielda, das ist Klingschoß, Klin tribut. Wiarda (in seiner Ostfriesischen Geschichte (Aurich 1797. B. 1.) bemerkt, daß vermuthlich noch lange nachher in Friesland das Gewicht und die Güte der Münze nach dem Klange beurtheilt worden sey, und führt eine Stelle aus dem altfriesischen Landrechte an, die auch wohl

*) S. Eginhardi Annal. ad an. 810.

**) Saxo grammat. L. 8. fol. m. 89.

wohl einen Beweis dafür enthält, und in der Uebersetzung so lautet: „Die neunte Willkühr ist, daß man Friedenspfennige und Hausschatzung bezahle bei des Königs Bann, bei Strafe von 2 Pfennigen, nach dem Gepräge von Raynald, und dieser Pfennig soll so wichtig seyn, daß man ihn möge klingen hören in einem Becken über 9 Fächer des Hauses."

Mittel gegen die Wanzen.

Man befestige frische Bohnenblätter mit einer Stecknadel vor dem Schlafengehn auf das Kopfkissen oder das Deckbett. Die Wanzen versammeln sich darunter, man liegt des Nachts in Frieden, und am Morgen nimmt man das Blatt mit den daran hangenden, wie vom Schlafe trunkenen Thiere weg, und tödtet sie. Wahrscheinlich lieben die Wanzen die Ausdünstungen der Bohnenblätter, und versammeln sich daher unter denselben.

Auch durch folgendes Mittel kann man sich von diesem Ungeziefer befreien. Man nimmt zur Herbstzeit frische Fliegenschwämme, stößt sie ganz klein in einem Topfe, läßt sie darin wohlbedeckt stehen, bis sie zu einem Brei oder Schleim werden. Mit diesem Schleim bestreicht man darauf alle Ritzen und Schlupfwinkel, worin sie sich aufhalten, mit einem Pinsel, und zwar ein Paarmal, jedoch, daß man einen Monat dazwischen vorbeigehen läßt. Das Zimmer riecht zwar zwei oder drei Tage darnach, jedoch verschwindet der Geruch bald, das Ungeziefer wird aber bald davon sterben.

Neues Hannöverisches Magazin.

41tes Stück.

Freitag, den 24ten Mai 1805.

Ueber die Erdbeeren und deren Cultur.

Eine Erfüllung der im 24sten Stück dieses Magazins befindlichen Bitte.

(Schluß.)

Es frägt sich nun: Ist es vortheilhafter, eine neue Erdbeerenanlage von Ausläufern, oder von Wurzelsprossen zu machen? — Mehrere neuere Schriftsteller haben sich für die letztere erklärt, und Herr von Essen hat noch ganz neuerlich in seiner Anleitung zur Kenntniß und Benutzung mehrerer in Deutschland einheimischen Pflanzen ꝛc. den armen Ausläufern allen Werth zur Anpflanzung abgesprochen. Alle stimmen darin überein, daß die Wurzelsprossen fruchtbarer (soll wohl heißen: zeitiger fruchtbar) seyn, als die Ausläufer. Ich muß also nach meinen gemachten Beobachtungen aus folgenden Gründen die Ausläufer in Schutz nehmen.

Um über die obige Frage richtig zu entscheiden, ist es nöthig, den Verlauf der Lebensoperationen der Erdbeerpflanze zu kennen. Beobachtungen hierüber lehren folgendes:

Die junge Pflanze (gleichviel, ob aus dem Saamen, oder aus dem Pflanzenkeime des Rankens entsprossen), arbeitet 2 Jahre an ihrer Vervollkommnung, und bringt nun im dritten Jahre Blüthen und Früchte. In diesem Zeitpuncte, und eher nicht, erscheinen auch die Ausläufer. Im zweiten und dritten Jahre der Tragbarkeit (oder im 5ten und 6ten Jahre) hat die Pflanze ihre größte Vollkommenheit erreicht; welches die Größe der Früchte, und der geschwinde und gesunde Wachsthum der Ausläufer beweiset. Von diesem Zeitpuncte an hört gemeiniglich die Fruchtbarkeit der Mutterpflanze auf. Sie hat indessen

an ihrer Verjüngerung und Fortsezzung gearbeitet, und es haben sich mehrere Wurzelsprossen erzeugt, von denen die ältesten Blüthenstängel und Ranken bringen. Daher ist im vierten Jahre der Tragbarkeit, oder im siebenten Lebensjahre der Pflanze die Fruchtbarkeit am stärksten. Auch die ersten Ausläufer sind nun tragbar geworden, und ersezzen die nachfolgende Unfruchtbarkeit des absterbenden Mutterstockes. Dieser nähert sich nun seinem Untergange; Früchte und Ausläufer werden geringer und kleiner, wegen der Menge Wurzelsprossen, die sich unter einander selbst die nöthigen Kräfte rauben. Die Wurzel wird brandig und faul, und die ganze Pflanze wird von dem Verderben derselben angesteckt. Nur allein die Ausläufer, welche die Pflanze in ihrer schönsten Lebensperiode der Mutter erde zur Pflege übergab, stehen in ihrer vollen Kraft da, und pflanzen das Geschlecht fort. Diese Lebensgeschichte der Erdbeerpflanzen findet man in jedem Walde, wo sie wild wachsen, bestätigt; nur daß hier die verschiedenen Lebensperioden kürzer dauern, als unter der Pflege und Wartung im Garten. Hieraus folgt nun:

1) Daß freilich eine Wurzelsprosse eher Früchte bringt, als ein Ausläufer, weil sie als eine alte Pflanze angesehen werden muß. Aber die Natur bestimmte sie nicht zur Fortpflanzung des Geschlechts, sondern zur Verjüngerung und Fortsezzung der Mutterpflanze. Sie trägt daher den Charakter derselben, und giebt alle Eigenschaften eines kränklichen Alters zu erkennen. Im zweiten Jahre nach ihrer Verpflanzung treibt sie schon wieder mehrere Wurzelsprossen. Sie sucht sich, als ein Theil des alten Stocks, immer wieder zu verjüngen, und die starke Vermehrung ihrer Wurzelsprossen erzeugt bald gänzliche Unfruchtbarkeit, oder kleine kranke Früchte. Im dritten Jahre nach ihrer Verpflanzung wird deswegen schon wieder eine neue Vertheilung des neuen Stocks nothwendig, und diese zweite Generation aus Wurzelsprossen wird noch schlechtere Früchte bringen.

Nach dieser wichtigen Ansicht der Wurzelsprossen ist die Anpflanzung derselben nur dem ungeduldigen Gartenliebhaber anzurathen, dem an möglichst geschwinder Fruchtbarkeit der Pflanze mehr, als an der Dauer derselben liegt, der die nachfolgende Arbeit des öftern Umsezzens nicht scheuet, oder dem es gleichgültig ist, wenn er die endlich ganz unfruchtbaren Stöcke ausrottet, und damit seiner ganzen Erdbeeranlage den Abschied giebt.

2) Anders verhält sich eine Erdbeeranlage von Ausläufern. Der Ausläufer ist eine wirklich junge Pflanze, durch welche die Natur, ohne menschliche Hülfe, im eigentlichsten Sinne das Geschlecht fortpflanzt. Ihr sind die Krankheiten des alternden Mutterstocks nicht mitgetheilt, ihre jungen Wurzeln sind unbeschädigt, und tragen zum freudigen Wachsthume und zur längern Dauer und Gesund-

sundheit der Pflanze sehr vieles bei. Von ihr gilt alles, was von der Lebensgeschichte der Erdbeerpflanzen gesagt wurde, und sie kann daher, unter gehöriger Abwartung, sieben Jahre an einem Orte unverändert stehen bleiben. Das einzige, was ihnen — aber wahrlich nicht mit Verstande — zur Last gelegt werden kann, bestehet darin, daß sie erst im zweiten oder dritten Jahre Früchte bringen, und dieser Umstand hat ihnen den übereilten und oft nachgebeteten Vorwurf einer gänzlichen Unfruchtbarkeit zugezogen. Nur die erste Anlage erfordert eine dreijährige Geduld, ehe man Früchte sieht. In der Folge zieht man sich selbst junge Pflanzen, die alsdann, wenn die alten Stöcke ausgedient haben, an ihre Stelle treten, und den Mangel an Erdbeerfrüchten verhüten.

Alles, was ich bisher zum Vortheile der Ausläufer durch natürliche Gründe zu erweisen gesucht habe, das habe ich auch durch meine eigne Erfahrung bestätigt gefunden. Ich machte meine erste Erdbeerpflanzung auch aus Wurzelsprossen, und erfuhr dabei alle jene angegebenen Nachtheile derselben, worunter auch noch Empfindlichkeit für den Frost gehört, die als eine Folge ihres Alters und ihrer kränklichen Beschaffenheit anzusehen ist. Ich warf die alten Stöcke im dritten Jahre wieder weg, und machte eine neue Anlage von Ausläufern, die mich für den Verdruß über die erste Anlage völlig entschädigte. Um immer junge tragbare Stöcke zu haben, ziehe ich mir selbst junge Pflanzen von meinen nun veredelten Waldbeeren, und lege alle zwei Jahre ein neues Stück davon an, wogegen die alten ausgedienten Stöcke ausgerottet werden. Ich verfahre dabei nach folgenden Regeln, die zugleich als Anweisung zur fernern Behandlung der Erdbeerpflanzen gelten können.

a) Die Ausläufer, die zu jungen Pflanzen bestimmt seyn sollen, müssen weder von zu jungen, noch zu alten tragbaren Stöcken genommen werden. Im ersten und in den letzten Jahren der Tragbarkeit des Stockes sind die Ausläufer gemeiniglich schwach und kränklich, und liefern schwache spättragende Pflanzen. Am besten sind diejenigen, die im zweiten und dritten Jahre der Tragbarkeit von übrigens gesunden Stöcken genommen werden.

b) Die ersten Pflanzenkeime der Ausläufer oder Ranken geben die stärksten Pflanzen. Diese müssen, sobald sie sich eingewurzelt haben, durch Zerschneidung des Rankens vom Mutterstocke getrennt werden. Auch der neue Ranken, der sich wieder aus der jungen Pflanze noch vor ihrer gänzlichen Entwickelung erzeugt, (weil er schon im Keime vorhanden ist,) muß gleich bei seiner Entstehung, und ohne Rücksicht ob die junge Pflanze eingewurzelt ist oder nicht, abgeschnitten werden.

c) Fleißiges Behacken und Jäten, imgleichen auch das Begießen bei sehr trockener Witterung, helfen sehr viel zur Vervollkommnung der Pflanzen und zur Größe der künftigen Früchte.

d) Im Monate August hat die Pflanze für dieses Jahr ihre Lebensverrichtungen beendigt, und von dieser Zeit an, bis zur letzten Woche des Septembers, wird das Versetzen vor oder nach einem durchdringenden Regen, vorgenommen. Späterhin ist es deswegen nicht rathsam, weil die Pflanze dann selten vor dem Winter nach einwurzeln kann. Sollten also andere Gartengeschäfte oder ungünstige Witterung in jenen Monaten das Versetzen nicht erlauben, so kann es auch ohne den mindesten Nachtheil im folgenden Frühjahre geschehen.

e) Bei dem Versetzen selbst sind folgende Regeln zu beobachten:

α) Die Pflanzen müssen mit einem kleinen Handspaden mit voller Wurzel ausgehoben werden.

β) Außer den zwei jüngsten Blättern der Pflanze werden alle übrigen abgeschnitten.

γ) Die Pflanzen werden 12 Zoll weit von einander auf die zubereiteten Beete oder Rabatten bis an das Herzblatt eingepflanzt, und die Erde gut angedrückt, damit der Winterfrost die jungen Pflanzen nicht aufziehen kann. Hiebei ist vorzüglich zu bemerken, daß die vielen zarten Wurzeln der Pflanze nicht auf einen Klumpen in die Erde gedrückt, sondern ordentlich ausgebreitet eingepflanzt werden.

Auf diese Art geht das Versetzen freilich etwas langweiliger vor sich, als wenn der gewöhnliche Gärtner die Pflanzen ausreißt, und mit dem Pflanzholze in die Erde einstampft; aber das nachfolgende gute Gedeihen der Pflanze belohnt eine gute Behandlung reichlich.

f) Die fernere Behandlung der jungen Erdbeerpflanzen begreift die der alten und tragbaren Stöcke mit in sich, und ist folgende:

1) Im Frühjahre werden die Erdbeerbeete durchgesehen, und die vom Froste aufgezogenen Pflanzen wieder angedrückt. Zugleich wird die Erde aufgelockert, und die Pflanzen damit bis ans Herz angehäufelt.

2) In der Blüthezeit müssen die tragbaren Stöcke bei trockener Witterung fleißig begossen werden.

3) Die mit der Blüthe sich erzeugenden Ausläufer müssen abgenommen werden; sie entkräften den Stock, und brin-

bringen das Beet in Unordnung. Vorzüglich ist diese Regel bei den jungen Stöcken im ersten Jahre ihrer Tragbarkeit zu befolgen. Sollen junge Pflanzen zu einer neuen Anlage gezogen werden, so läßt man an einem zwei- oder dreijährigen Stocke nur einen Ranken, und behandelt diesen, wie schon oben gesagt wurde; die übrigen Ranken werden abgeschnitten.

4) Auch in der Folge bis zum August erzeugen sich immer wieder neue Ausläufer. Es muß daher mehrere Male nachgesehen, und die Ranken abgeschnitten werden.

5) Wenn die Blüthe vorbei ist, muß die Erde wieder aufgelockert, und an die Stöcke angehäufelt werden. Die zum Theil sehr langen Fußstängel müssen an kleine Stäbe gebunden werden. Nach dieser Arbeit ist

6) das Belegen der Erde zwischen den Stöcken mit Waldmoos, in solchen Gegenden, wo man es leicht haben kann, eine vortreffliche Sache. Es erhält den Boden feucht, und schützt die herabhängenden schweren Früchte vor Unreinlichkeit der Erde.

7) Im October werden die abgelebten Blätter der Stöcke abgeschnitten. Das Beet wird mit kurzem verwesten Dünger gedüngt, der nach der Beschaffenheit des Bodens gewählt werden muß, z. B. in hitzigem Boden kühlenden, und in feuchtem Boden hitzigen Dünger ꝛc. Die Stöcke selbst werden bis ans Herzblatt mit Erde angehäufelt.

8) Wenn die Stöcke im vierten Jahre getragen haben, so ist es am besten, sie ohne weitere Schonung auszurotten. Das Beet wird tief umgegraben und gedüngt, und ein Jahr lang mit Küchengewächsen bepflanzt. In der Folge können wieder Erdbeerpflanzen darauf kommen. Hiernach ist es aber nöthig, daß man fünf Erdbeerbeete von verschiedenem Alter hat. Z. B.

Nr. 5. Ein Beet mit jungen Pflanzen.
— 4. Ein Beet einjähriger tragbarer Pflanzen von 1805.
— 3. Ein Beet mit zweijährigen tragbaren Pflanzen von 1804.
— 2. Ein Beet mit dreijährigen tragbaren Pflanzen von 1803.
— 1. Ein Beet mit vierjährigen tragbaren Pflanzen von 1802.

Das letztere wird nun im Herbste 1805. ausgerottet, und Nr. 2. tritt an seine Stelle. 1807 wird Nr. 1. wieder wie Nr. 5. mit jungen Pflanzen bepflanzt u. s. w.

Nach dieser angegebenen Behandlung wird es nie an fruchtbaren Stöcken und an großen Früchten fehlen.

W.

Die

Die Fingalshöhle auf Staffa. *)

Die Fingalshöle gewährt dem Auge eine der prachtvollſten Anſichten. Sie gleicht dem Innern eines Münſters von unermeßlichem Umfange, der jedes menſchliche Kunſtwerk an Regelmäßigkeit erreicht, an Größe und Erhabenheit aber unendlich hinter ſich zurück läßt.

Die Regelmäßigkeit iſt das Einzige, was die Kunſt ſich rühmt, vor der Natur voraus zu haben; hier aber hat die Natur gezeigt, daß es ihr ein Leichtes ſey, auch in dieſem Stück den Menſchen in ſein Nichts herabzuſezzen und ſeine eigene Geringfügigkeit ihm fühlbar zu machen. Es unterſcheiden ſich die Werke der Natur gemeinig ich durch einen Charakter von Hoheit, welcher jene gleichmäßige Stellung des Einzelnen, ſo die Menſchen Regelmäßigkeit nennen, die aber richtiger Beſchränktheit der Begriffe und Armuth der Idee heißen könnte, verſchmähet. Hier aber hat dieſelbe in einer ſpielenden Laune ein regelmäßiges Stück Architektur aufgeſtellt; allein nach einem ſo unermeßlichen Maaßſtabe, daß alle Tempel von Menſchenhänden erbauet, dagegen in Nichts zuſammenſchrumpfen.

Ein natürlicher Damm von Baſaltpfeilern führt zur Höle. Dieſe Pfeiler ſcheinen anzuwachſen, ſo wie man ſich der Höle nähert; innerhalb derſelben übertreffen ſie an Umfang und Höhe alle andere, die ſich auf der Inſel befinden. Sie ſind gemeiniglich ſechseckig; doch giebt es auch welche mit 5 Seiten und einige wenige mit vieren. Die eine Seite der ſechseckigen Säulenenden, die den Damm neben der Höle bilden, hielt ungefähr 2 Fuß, die meiſten hielten nur 15, manche auch nur 9 Zoll.

Nähme man eine Honigwabe und füllte die Zellen mit pariſer Pflaſter, das mit Bleierz gefärbt wäre, ließe man dieſes Gefüllſel die gehörige Feſtigkeit gewinnen und ſchmölze dann die wächſernen Scheidewände durch die Hitze heraus, ſo würden die zurückbleibenden Stifte dieſen Damm ſehr treffend darſtellen. Zwiſchen den Pfeilern befindet ſich häufig ein Cement, gemeiniglich von ſchöner weißer Farbe, durchſprengt mit rhomboidiſchen und prismatiſchen Kryſtallen, die zuweilen ins Grünliche ſpielen. Es iſt dem größten Theile nach nichts anders als Kalkſpat. Hin und wieder ſind die Zwi-

*) Staffa iſt eine zu den Hebriden gehörende Inſel, und in mineralogiſcher Hinſicht von der größten Wichtigkeit. Garnetts Reiſe durch Schottland Th. 1. S. 230. — Wer kennt nicht Fingal aus Oſſian? Schon dies würde Intereſſe erwecken, wenn es die Höhle nicht ſchon verdiente.

Zwischenräume jedoch auch mit Einsinterungen von schönem weißen Zeolith ausgefüllt. Mitten in den zerbrochenen Basaltpfeilern finden sich Stücke von Strahlzeolith.

Von diesem Damm angeschaut gewährt die Höle eine der prachtvollsten Ansichten des Erdkreises. Die Wände bestehen aus Reihen von Basaltpfeilern, die nach den Gesetzen der Perspektive regelmäßig abzunehmen scheinen, und ein gewaltiges Gewölbe tragen, das aus obern Säulenenden besteht, deren Schäfte ohne Zweifel von der See sind weggerissen worden. Die Säulenstücke, woraus dies Dach entstanden, sind durch eine kalkartige Materie zusammengekittet; jedoch von einem lichten Gelb, welches, durch den dunkeln Purpur der sechseckigen Flächen gehoben, eine schöne Wirkung macht und fast wie Mosaik aussieht.

Der Boden der Grotte ist von der See ausgefüllt, und nur bei sehr stillem Wetter darf sich ein Boot bis an das Innerste dieses Naturheiligthums wagen. Ist die See nur einigermaassen in Bewegung, so läuft es Gefahr, gegen die Wände der Grotte geworfen und in Stücken zerschlagen zu werden. Unter solchen Umständen giebt es keinen andern Zugang, als vermittelst eines Dammes, der längst der östlichen Wand aus emporstehenden Säulenenden aufgethürmt ist, aber nur 2 Fuß Breite hält und von den anspritzenden Wellen beständig naß und schlüpfrig ist. Es bedarf daher der äussersten Vorsicht und Behutsamkeit, um auf diesem Wege in das Innere der Höle zu dringen, indem das geringste Ausgleiten den Wanderer in den Kessel stürzen würde, der zu seinen Füßen siedet. Da der Eingang der Höle geräumig genug ist, so fehlt es nicht an Licht, um jeden Theil davon aufs genaueste zu unterscheiden. Auf einem der Säulenenden hatte ein Wasserrabe sein Nest gebauet und verrieth durch sein Zischen sattsam, wie sehr es ihn ärgere, in seinem einsamen Aufenthalt belästigt zu werden.

Folgendes sind die Ausmessungen der Höle, so wie sie Sir Banks durch einige seiner Begleiter hat aufnehmen lassen:

Länge der Höle von dem äussersten der auswendigen Basaltpfeiler an,	121 Fuß	6 Zoll	
Länge der Höhle vom Anfange des Gewölbes an bis zum innersten Ende	— —	250 —	—
Ganze Länge	—	371 —	6 —
Breite der Höhle am Eingange	—	53 —	7 —
Breite der Höhle am innern Ende		20 —	—
Höhe des Gewölbes beim Eingange	—	117 —	6 —
Höhe des Gewölbes inwendig am Ende	—	70 —	—
Tiefe des Wassers beim Eingange	—	18 —	—
Tiefe des Wassers am innern Ende	—	9 —	—

Die

Die Aehnlichkeit dieses Naturspiels mit einem menschlichen Kunstwerke gab zu den Zeiten der Unwissenheit eine natürliche Veranlassung, es für ein menschliches Kunstwerk zu halten. Aber wie konnten gewöhnliche Menschenkräfte ein solches colossalisches Unternehmen ausführen? Die Sage schrieb es einem Geschlecht von Riesen zu, die solches für ihren weitgefeierten Heerführer, Fingal, den Sohn Comhalls, den Vater Ossians, aufgeführt hätten. Und dies ist noch jetzt Volksglaube. Wenigstens kann es nicht befremden, daß die Sage diese Grotte für die Wohnung eines Heros ausgiebt. Faujas de St. Fond sagt: Viele Vulkane habe ich untersucht, mehrere prachtvolle Basaltdämme habe ich beschrieben; nie aber habe ich irgend etwas gesehen, was mit der Fingalshöhle zu vergleichen wäre; man mag nun auf die bewundernswürdige Regelmäßigkeit der Säulen sehen, auf die Höhe des Bogens, die Lage, Form und Zierlichkeit dieses Naturwerks, oder auf dessen Aehnlichkeit mit den Meisterwerken der Kunst, welche gleichwohl zu deren Erbauung nicht im mindesten mitgewirkt hat.

Mittel, das Trocknen der Holzstämme zu beschleunigen.

Härte und Trockenheit sind fast immer zwei Haupteigenschaften, die dasjenige Holz haben muß, welches zu künstlichen Arbeiten verbraucht werden soll. Es kann dieselben nur durch die Zeit erhalten; indessen giebt es doch wohl Mittel, wodurch man eine Wirkung beschleunigen kann, welche durch die Jahre nur langsam und allmählig hervorgebracht wird. Calvel, der Verfasser der Blattes für den Landmann (la Feuille du Cultivateur Nr. 15.) schlägt zu diesem Behufe das Abschälen der Bäume vor, und unterstützt seine Meinung durch Beispiele und Gründe. Im Monat Mai, sagt er, schäle man die ganze Eiche, oder jeden andern Baum, den man zu fällen gedenkt, so lang er ist, bis an die Wurzel herab; die Aeste aber lasse man in ihrem natürlichen Zustande. Diese ziehen den wenigen Saft, der im Innern des Baums und in den Fasern der verschiedenen Holzschichten circulirt, in die Höhe, und leben bis zum Herbste. Der Stamm nun, welcher theils durch die Sonne, theils durch die Aeste ausgesogen wird, trocknet und schwindet dermaßen zusammen, daß man nach angestellten Vergleichungen ziemlich genau bestimmen kann, daß der Baum durch diese Behandlung mehr Trockenheit erhält, als ein anderer von der nemlichen Art und Stärke erst nach zehnjährigem Liegen auf dem Zimmerhofe bekommen kann.

Ein merkwürdiger Umstand hierbei ist, daß der so entblößte Baum gemeiniglich noch reiche Früchte trägt, und diese Früchte vollkommen reif werden.

Hannöverisches Magazin.

42tes Stück.

Montag, den 27ten Mai 1805.

Rede

zum Andenken weil. Hrn. Hofraths und Professors der Medicin und Chemie Dr. Johann Friedrich Gmelin,

gehalten in der Societätsversammlung zu Göttingen vom Hrn. Geh. Justizrath Heyne den 9ten März 1805.

Aus dem Lateinischen übersetzt.

Schon ein gewisses natürliches Gefühl muß einen jeden leicht überzeugen, daß es Pflicht sey, das Andenken an Verstorbene zu erneuern, die unsere Freunde und Gönner waren, oder in einem collegialischen Verhältnisse mit uns standen. Dies ist nicht allein Pflicht gegen die Verstorbenen selbst, sondern setzt auch Andere in den Stand, unsere Achtung gegen jene kennen zu lernen und zu beurtheilen, um sie zu überführen, daß wir gegen diejenigen, mit welchen wir als Freunde oder auf andere Weise in Verbindung lebten, keineswegs undankbar oder pflichtvergessen seyn.

Am meisten aber findet dies in einem Collegio oder einer Societät Statt, die ihrer eigentlichen Beschaffenheit, ja selbst ihrem Namen nach, nur in wechselseitiger Theilnahme und Freundschaft existiren kann; wo die Vortheile, die aus dem Fleiße und aus der Gewissenhaftigkeit jedes Einzelnen in Erfüllung seiner Pflichten und Aemter entspringen, sich auf Alle erstrecken, die lobenswürdigen Eigenschaften und Verdienste des Einzelnen aber Allen so deutlich vor Augen liegen, daß sie weder verborgen bleiben, noch bezweifelt werden können.

Daher, geehrteste Mitglieder! zweifle ich auch nicht daran, daß man, wie es auch recht und billig ist, es für unsere Schuldigkeit halte, in unserer Versammlung das Andenken an unsern Collegen und unser Mitglied Johann Friedrich Gmelin, diesen verehrungswürdigen Mann, dankbar und gewissenhaft zu erneuern und in einer Gedächtnißrede darzulegen.

Obgleich ich aber gar wohl weiß, daß ich wegen der Verschiedenheit meiner Studien das Fach dieses vortrefflichen Mannes nicht genau beurtheilen kann, und daher auch diesem Geschäfte nicht ganz gewachsen bin, so beruhigt mich doch dies, daß ich die Fähigkeiten und Geistesgaben desselben so genau kenne, daß ich sie treulich darstellen und schildern kann. Seine literärischen Verdienste aber liegen so deutlich vor aller Welt Augen, daß es unnöthig seyn würde, sie hier genau und weitläuftig aus einander zu setzen. Nur die Freundschaft und das dankbare Andenken der Societät an ihn mag hiedurch beurkundet werden.

Wenn wir diesen Gesichtspunkt fassen und festhalten, so dürfte ich meiner Pflicht schon Genüge geleistet haben, wenn ich nur die guten Eigenschaften und Talente des so enge mit uns verbundenen Mirgliedes, dieses unbescholtenen und ehrwürdigen Mannes aufrichtig und ehrenvoll erwähne. Denn sey einer auch noch so gelehrt gewesen — er verdient doch nur geringes Lob, wenn man nicht von ihm rühmen kann, daß die Vorzüge seines Herzens seiner Gelehrsamkeit gleich gekommen seyen.

Es sey mir daher erlaubt, von diesen seinen Tugenden und Verdiensten zuerst zu reden, wovon wir in dieser Societät Zeugen waren und bei deren Bilde ich für meine Person so gerne verweile.

Daß Gmelin die Obliegenheiten seiner Stelle und seines Amtes treu erfüllt und den in dieser Hinsicht ihm auferlegten Pflichten gemäß gelebt habe, darf kaum mit einem Worte berührt werden. Denn wer dies an einem redlichen Manne loben wollte, würde dadurch zu erkennen geben, daß er nicht viel zu loben wisse. Daß man seiner Pflicht Genüge geleistet habe, muß gebilligt, nicht gelobt werden — nach meiner Meinung. Dies zu leisten, war recht und billig, und wer es nicht leistete, verdiente getadelt oder gestraft zu werden.

Was unserm Gmelin daher allerdings zum Lobe gereicht, war dies, daß er so sehr, wie nur irgend jemand, durch zwei Eigenschaften glänzte. Die erste bestand in einer edlen Liebe zu seiner Wissenschaft und in einem unermüdeten Eifer, sie zu vervollkommnen und zu bereichern. Es lag ihm daher nicht bloß das am Herzen, wodurch er selbst die Chemie und die damit verwandten Wissenschaften bereichert hatte, sondern auch das, was von seinen Vorgängern, ja sogar auch von seinen Zeitgenossen darin geleistet ward. Seine Hauptsorge war daher, die Versuche Anderer zu sammeln und zu prüfen, und sich dasjenige, was nach seiner Ueberzeugung gebilligt zu werden verdiente, zuzueignen. Konnte er etwas nicht billigen, oder sahe er keinen Grund, weshalb er das Alte mit neuen Erfindungen vertauschen sollte, so verwarf er es doch nicht ganz, sondern hielt seine Beistimmung bloß bis dahin zurück, bis er im Stande sey, sich von der Wahrheit zu überzeugen.

Nur

Nur auf die Weise glaubte er des Postens, nach welchem ihm die Pflege und Erweiterung der Chemie auf dieser Universität und in unserer Societät übertragen war, würdig zu seyn, wenn er sich weder mit einem gedankenlosen Wiederholen des Gewöhnlichen und Gemeinen begnüge, noch durch einen übereilten Eifer, alles Neue zu ergreifen, die Augen des großen Haufens auf sich lenke, sondern mit Auswahl und nach reiferer Ueberlegung nur das Beste in die Wissenschaft selbst aufnehme. Schien er auch bey dieser Auswahl zuweilen ein wenig zu langsam und zu scrupulös zu verfahren, — er wollte nun einmal lieber, daß man ihm Langsamkeit, als einen übereilten Leichtsinn Schuld geben möge. — —

Während daß **Gmelin** von einer so edlen Liebe zu seiner Wissenschaft entbrannte, zeichnete er sich auch durch eine andere rühmliche Eigenschaft aus. Ihm lag nemlich auch die Ehre und Würde seiner Facultät am Herzen und zugleich war er für das Wohl der ganzen Akademie und zunächst unserer Societät der Wissenschaften aufs eifrigste besorgt; dies habe ich selbst, da uns beiden oft gemeinschaftlich Arbeiten übertragen waren, erfahren. Niemals habe ich ihn in irgend einer Sache seine Pflicht verletzen gesehen, nie habe ich bemerkt, daß er sich solchen Arbeiten hätte entziehen sollen, die er, ohne zu beleidigen, hätte ablehnen können, nie habe ich bemerkt, daß er, bevor er eine zum allgemeinen Besten abzweckende Arbeit übernahm, hätte seinen eigenen Nutzen berechnen, oder das Angenehmt des Amtes oder einer nützlichen That nach dem Gewinn hätte beurtheilen sollen. Seine Rechtschaffenheit, seine Beharrlichkeit, seine Unbescholtenheit haben wir in allen seinen Handlungen, so oft er das Amt eines **Prorectors** bekleidete, erfahren. Auf gleiche Weise betrug sich dieser brave Mann bei öffentlichen und Privatgeschäften. —

Doch — ich sehe, daß ich an dem Orte, wo wir jetzt sein Andenken feiern, bei dem stehen bleiben muß, was auf unsere **Societät** eine nähere Beziehung hat. Da nun die Verdienste dessen, der ein Mitglied unserer Societät ist, theils nach seiner Zuneigung gegen dieselbe, theils nach dem ihr von ihm selbst geleisteten Nutzen beurtheilt werden, so kannte er — was sein Wohlwollen und seine Liebe zur Societät betrifft — die Natur, die Absichten und die Zwecke dieses Instituts sehr wohl, und da es ihm nicht unbekannt war, wie sehr durch die Achtung und den Ruf derselben bei Ausländern sich die ganze Akademie empfehlen konnte, so ließ er nie ab, mit allem Eifer und Fleiße seinen Obliegenheiten zur Erhaltung der Societät nachzukommen. In unsern Zusammenkünften fand er sich sehr fleißig ein, theils um zuzuhören, theils um Vorlesungen zu halten, so oft ihn die Reihe traf. Seine Commentationen aber arbeitete er sehr gewissenhaft aus, und war dabei nicht sowohl auf seinen Ruhm, als auf den Ruf der

Societät bedacht. Denn er sah es gar wohl ein, daß ein Theil des Rufes Anderer auch auf ihn zurückfalle, und daß hingegen sein Ruhm nicht minder den übrigen Mitgliedern wohlthätig werde. Und wahrlich, wenn wir nicht alle diesem Gesichtspunkte folgen — so ist der Name einer Societät — dies wage ich bestimmt zu behaupten — eitel und nichtig.

Die 21 Abhandlungen dieses Gelehrten sind in unsern Commentationen abgedruckt. *)

Auf die **gelehrten Anzeigen** aber, denen die Societät und die Academie einen nicht geringen Theil des ausgebreiteten Rufs verdankt, verwandte er so viel Fleiß, daß er sich ihnen einen merkwürdigen Beweis niederlegte, wie sehr er in seiner Lectüre alle Theile seines Faches durchwandert sey.

Als **Docent** erfüllte er seine Pflichten so treu und gewissenhaft, daß er, als schon sein Körper von einer Krankheit ergriffen, ermattete, dennoch dem Rathe und den Bitten seiner Freunde nicht folgte und seine ihm in dieser Hinsicht obliegenden Geschäfte nicht aufgab. Wie groß seine Beharrlichkeit in Arbeiten war, wissen wir alle, und dies bezeugt auch die Mannigfaltigkeit und Menge seiner mit Fleiß und Gelehrsamkeit geschriebenen Werke. — In der Literatur derjenigen Wissenschaf-

*) S. Commentationum Vol. II. 1779 de caeruleo materiarum vitro aemularum in antiquis monumentis obviarum colore. Vol. III. 1780 de argillis et speciatim de argilla quadam Vracensi. Vol. IV. 1781 experimenta nonnulla cum mumiis instituta. Vol. V. 1782 de acidulis Dribergensibus. Vol. VI. 1783 de tinctura Antimonii ab Ill. Theden illustrata. Vol. VII. 1784 de ferri cum zinco conjunctione. Vol. VIII. 1785 de metallo spumae lupi. 1786 de nitri acido in tinctura coccinea. Vol. IX. 1787 Spicilegia de zinci cum ferro, et magnesiae nigrae cum cupro conjunctione. 1788 de metallo in spumae lupi latente. Vol X. 1789 de zinci atque antimonii cum plumbo conjunctione. 1790 Observationum experiment. chemic. specimen. Vol. XI. 1791 de circonio lapide, de cupri cum plumbo connubio et de Cacto Peruviano. 1792 experimenta magnesiae nigrae connubium cum plumbo, antimonio atque arsenico spectantia. Vol. XII. 1793 de Niccoli quadam calce indurata. Vol. XIII. 1795 monita litem de phlogisto spectantia. 1796 de acidorum origine ex aere vitali adhuc dubia. Vol. XIV. 1797 de wismuthi cum aliis metallis consortio. 1798 experimenta cum binis recentius inventis metallis chromio et tellurio instituta. Vol. XV. 1800 analysis berylli ex fodinis Sibiriae Nertschinskensibus eruti, una cum exploratione terrae cujusdam singularis in illo repertae. 1802 de columnae metallicae ab Ill. Volta inventae effectibus chemicis. —

Auch war er schon darauf bedacht, wenn ihn wiederum die Reihe treffen würde, eine neue Abhandlung vorzulesen, als er am 11ten Nov. 1804 ins bessere Leben hinüber gerufen wurde.

schaften aber, denen er sich gewidmet hatte, besaß er so unermeßliche Kenntnisse, daß man ihm in dieser Hinsicht nach dem Urtheile Aller ohne Bedenken den ersten Platz unter seinen Zeitgenossen zuerkennen darf.

Doch über die Gelehrsamkeit dieses verehrungswürdigen Mannes, und wie trefflich er sich um die Wissenschaften, in welchen er sich Ruhm erwarb, verdient gemacht habe, kommt mir das Urtheil nicht zu. Ich traue es mir nicht zu, hierüber einen Ausspruch zu thun, glaube aber auch nicht, daß dies mir oder dieser Versammlung obliege. Es war bloß meine Absicht, unsern Collegen und unser gewesenes Mitglied dem Andenken der Zuhörer zu empfehlen. Obgleich ich nicht in einer engen Vertraulichkeit mit ihm lebte, so umschlang uns doch das Band der Akademie und der Societät. Wie ich ihn daher, so lange er lebte, unter die vorzüglicheren Männer unserer Academie zählte und ehrte, sein Lob zu verbreiten und sein Ansehen zu befördern suchte, so wird auch sein Andenken, so lange ich lebe, mir angenehm und heilig seyn. Denn er hat sich mir unzählige mal durch seine Aufrichtigkeit, durch seine Mäßigung, durch seine Gelassenheit, durch seine sanften und geselligen Sitten empfohlen. Er bewies sich stets bereit, öffentliche Geschäfte zu übernehmen, er war gleich willig, Rath zu ertheilen und anzunehmen. Er zeigte sich auch mir willig und gefällig, sich über nützliche Gegenstände im Gespräche zu eröffnen und die Früchte seiner Gelehrsamkeit mitzutheilen. Er war ein billiger Beurtheiler der Gelehrsamkeit und der Vorzüge Anderer. Er besaß eine ganz ausserordentliche Sanftmuth und Gelassenheit, die Gebrechen Anderer zu tragen. Nie habe ich gesehen, daß er in gelehrten Recensionen darauf ausgegangen wäre, den Ruf und das Lobenswürdige irgend eines Andern zu benagen oder zu schmälern. Hingegen war es sein Bestreben, allenthalben das Gute hervorzuziehen, Irrthümer aber zu übergehen oder nur leicht zu berühren. — So groß war die Rechtschaffenheit und Güte dieses braven Mannes, so sehr war er von aller Unfreundlichkeit und Härte in Recensionen entfernt! Daher bekenne ich es öffentlich, daß ich ihn sehr vermisse, und mit dankbarer Seele denke ich noch oft daran, wie sehr dieser Redliche während seines Lebens durch seine Treue, Rechtschaffenheit und Beharrlichkeit auch mir genützt habe.

Indem ich nun diese Tugenden des Verstorbenen erwog, forschte ich auch zugleich nach dem Unterrichte, nach der Erziehung, die ihm diese unter Gelehrten eben nicht sehr häufigen Sitten, diese Denkart einhauchte. Denn obgleich er in mancher Hinsicht sehr viel natürliches Genie besaß, so läßt sich doch auch leicht erachten, daß die häusliche Erziehung, das Beispiel seines rechtschaffenen Vaters, der Unterricht des letzteren in den Wissenschaften, zu

denen er selbst sich bekannte, und vielleicht auch der nicht bloß in einem Fache der Gelehrsamkeit schon berühmt gewesene Name der Gmeline viel dazu beigetragen habe, das Genie des Knaben zu bilden.

Er wurde seinem Vater, Philipp Friedrich Gmelin, welcher Doctor der Medicin und Professor der Chemie und Botanik zu Tübingen war, im Jahr 1748 gebohren. Nachdem er als Knabe die Anfangsgründe der Wissenschaften erlernt hatte, ward er im 15ten Jahre seines Alters unter die Zahl der Studirenden zu Tübingen aufgenommen und widmete sich der Medicin, jedoch nach seines Vaters Vorgange vorzüglich der Chemie und Botanik, in der Absicht, diese Wissenschaften einst einmal wieder zu lehren, und zwar mit einem solchen Fleiße, mit einer solchen Beharrlichkeit, daß er erst nach 7 academischen Jahren nach der höchsten Würde der medicinischen Facultät strebte.

Doch noch mehr scheint er für seine wissenschaftliche Ausbildung durch eine gelehrte Reise, die er im folgenden Jahre (1769) unternahm, gewonnen zu haben. In Holland verweilte er 10 Monate, besuchte die Vorlesungen auf der Universität Leyden und lernte aus dem Umgange und aus den Unterredungen mit den berühmtesten Männern sehr viel. Unter den dortigen Lehrern hörte er den Albin, Gaub, David Royen und Allamand. —

Hierauf gieng er nach England, woselbst ihm der Aufenthalt durch Pringle's Güte und durch den Umgang mit den berühmtesten Aerzten sehr wohlthätig wurde.

Als er von da zurückgekehrt war, besuchte er mehrere deutsche Academien, unter diesen auch Göttingen, und die berühmtesten Männer, die im Fache der Botanik und Chemie Epoche machten, und nahm ihre Institute und Museen in Augenschein. Er gieng demnächst nach Wien und kehrte nach einem halben Jahre ins Vaterland zurück.*)

Hieraus scheint mir hervorzugehen, daß nach der häuslichen und academischen Bildung, der Umgang mit Gelehrten, zu denen er auf seinen Reisen Zutritt erlangte, die mannigfaltigen hier gepflogenen Unterredungen und der Anblick mannigfaltiger Gegenstände das meiste dazu beigetragen haben, sein Genie zu bilden und seinem Geiste die rechte Richtung zu geben, da hingegen diejenigen, die jenes Vortheils entbehren und gleich nach geendigter academischer Laufbahn den Katheder besteigen, um ihre Wissenschaft zu lehren, sich nicht leicht gefäl-

*) Weitläuftiger hat er selbst seine Reise beschrieben in den sein Leben betreffenden Notizen, die dem Pregramm, worin die ihm von der medicinischen Facultät zu Tübingen verliehene höchste Würde angekündigt wird, angehängt sind.

fällige Sitten und einen freien Blick zu eigen machen.

Und so hätte ich denn meine Ueberzeugung aufrichtig an den Tag gelegt. Um aber das Andenken an diesen braven Mann der Nachwelt zu empfehlen, dürfte es hinreichen, nur zu erwähnen, wie er gesinnt war und handelte. Durch seine Handlungsweise, durch seine Redlichkeit, durch seinen unbescholtenen Wandel schien er mir dann auch vorzüglich des Glückes würdig, das ihm zu Theil wurde. Denn verschont von dem Wechsel und der Unbeständigkeit des Glücks, schon in der frühesten Jugend denjenigen Wissenschaften übergeben, die einst sein Fortkommen begründen sollten, von Hülfsmitteln reichlich unterstützt, ruhig und ungestört mit seinen Studien beschäftigt, selbst durch angenehme Beschäftigungen erquickt, und geliebt von guten Menschen, führte er kein beschwerliches Leben, so lange er gesund war.

Glücklich war er nach meiner Meinung auch deshalb zu preisen, daß er sich mit der edelsten aller Wissenschaften beschäftigte, einer Wissenschaft, die es am meisten verdienen möchte, daß man darin ergraue, der Chemie, die den Blick der Sterblichen auf die Elemente und den ersten Ursprung der Dinge und auf die verborgenen Ursachen der Natur leitet. Diese Wissenschaft zähle ich den wenigen bei, die auch im Tode noch einen Schatz darreichen, den man in jenes Leben mit hinüber — nimmt; da hingegen der Nutzen der übrigen nur auf dieses hinfällige Leben und auf das Wohl der menschlichen Gesellschaft berechnet ist, aus denen wir ausser dem Bewußtseyn, gut gesinnt gewesen zu seyn und recht gehandelt zu haben, ausser der angefangenen Bildung unsers Verstandes und unsers Herzens, schwerlich etwas in ein besseres Leben hinübernehmen dürften. Wer ist aber nicht überzeugt, daß die Betrachtungen des Weltalls und der Natur eine für unzählige Jahrhunderte eines künftigen Lebens unerforschliche Erkenntnißquelle eröffne, von welchen Principien und Gesetzen jener wunderbare Einklang des Einzelnen besonders und des Ganzen unter einander ausgehe! Weshalb sollten wir daher auch nicht glauben, daß der unsterbliche Geist unsers geliebten Collegen da sich vorzüglich daran ergötze, die verborgenen Ursachen der Dinge zu durchschauen, woher er — um mit einem bucolischen Dichter zu reden: —

— de vertice summo
Despicit, et nostras curas, nostrosque tumultus,
Regnataeque videt quanta est angustia sylvae.*)

L. B.

*) Petrarcha vergleicht in seiner 2ten Ecloge sehr schön und scharfsinnig die Erde mit einem Acker, einem Felde, und beschreibt sie als einen Wald, worin der Hirte seine Heerde weidet. Von ihm braucht er den Ausdruck: regnatus, so wie auch Virgil sagt: mea regna videns.

Etwas über die Berberis,
in Beziehung auf die im 10ten Stück dieses Magazins v. d. J. befindliche Anfrage.

Ueber die Berberis oder Berberitze, welche diesen Namen von den Arabern erhielt, im Deutschen aber Essigdorn, Sauerdorn, Sauerach, Versich ꝛc. genannt wird, ist schon sehr viel geschrieben worden, und auch in den frühern Jahrgängen dieser Blätter findet sich bereits Manches darüber. Man hat die Natur der Berberis untersucht, die mehrern Gattungen oder Varietäten derselben angegeben, und den großen Nutzen gezeigt, den sie in der Oekonomie, der Heilkunde und sonst gewährt. Der Strauch wird als dienlich zu Befriedigungen und Verbesserungen der Hecken empfohlen, das feste Holz wird zur Verfertigung mancher Werkzeuge gebraucht und der Saft der Beeren soll ein vortreffliches Surrogat der Zitronensäure seyn, und so wie diese bei Speisen und Getränken, auch besonders zur Bereitung des engl. Punsches gebraucht werden können. Krünitz hat in seiner ökonomischen Encyklopädie unter dem Worte **Berberis** ziemlich vollständig zusammengestellt, was in mehreren in- und ausländischen Schriften und Abhandlungen, welche er ebenfalls daselbst anzeigt, darüber gesagt worden ist. In Ansehung des Nachtheils, den diese Staude den Kornfeldern bringen soll, äussert er folgendes: „Man hat die Berberis ohne Grund beschuldigt, daß sie in dem nahe dabei stehenden Korn den Brand verursachte, weswegen dieselbe sogar aus den Zäunen um die Landgüter verbannt, und in die Wälder und in den allerschlechtesten Boden verwiesen worden."

Ohne für die Wahrheit dieser Aeusserung einstehen, oder über die in Frage seyende Schädlichkeit der Berberitzen entscheiden zu wollen, habe ich dieses, weil jenes Werk nicht in Jedermanns Händen ist, nur deswegen bemerklich gemacht, damit die Sache, wofür und wogegen schon ehedem gestritten worden und die mithin nicht neu ist, desto unbefangener und ohne Vorurtheil untersucht werden möge. Es kann seyn, daß dieses Gesträuch den Kornfeldern nachtheilig, es kann aber auch seyn, daß es an der bemerkten Unfruchtbarkeit derselben unschuldig ist, und daß diese eine andere Ursache hat. Es wird viel darauf ankommen, zu erfahren, ob es nicht auch Rockenfluren giebt, die, obgleich sie Berberitzen in der Nähe haben, dennoch, wie andere Aecker, eine reichliche Erndte gaben, und nicht die Hoffnung ihres Eigenthümers täuschten.

L. G. K.

Hannöverisches Magazin.

43tes Stück.

Freitag, den 31ten Mai 1805.

Geschichte der zu Chotieschau in Böhmen geschehenen Einimpfung des Schaafviehes.

Auf Veranlassung der im 101ten Stücke dieses Magazins vom v. J. enthaltenen Anfrage wird aus dem zu Brünn in Mähren herauskommenden patriotischen Tageblatt Nr. 38. d. J. folgende

Geschichte der zu Chotieschau in Böhmen geschehenen Einimpfung des Schaafviehes, nach Weisung des von Hrn. J. J. Pessina, Dr. med. und Profess. der Thierarzneikunst, herausgegebenen Schaafpocken-Impfungs-Unterrichts,

mitgetheilt.

Nach einem erlassenen Auftrage der K. K. Staatsgüter-Administration, wurden hierorts von dem erhaltenen trockenen Impfstoff am 4ten Sept. 1804 durch den Thierarzt Hrn. Jos. Maißl 6 Stück Mutterlämmer eingeimpft, und obschon dieser Stoff mit möglichster Vorsicht über einem heissen Wasserdampf aufgedünstet, und mit Zugebung eines Tröpfchen Wassers aufgelöset worden ist, so hat dennoch hiervon keins gefangen.

Um also bei diesem fehlgeschlagenen Versuche mit völliger Sicherheit zu Werke zu gehen, so habe ich mit dem thätigen Kladrauer Oberamtmann Hrn. Jos. Bildansky als Grenznachbarn einverständlich beschlossen, ein oder zwei gesunde Jährlingsschaafe auf der K. K. Kameralherrschaft Totschnik einimpfen zu lassen, welches um so füglicher geschehen kann, als der Zbirower würdige Oberamtmann Hr. Andreas Gütler den Impfstoff an vorbehaltenen Schaafen, zur gemeinnützigen Vertheilung unterhält.

Da sich mich der aufgeforderte Kladrauer herrschaftliche Chirurgus, Hr. Bierner, zur Einhohlung des praktischen Impfungsunterrichts willigst herbeiließ, so ward die Einimpfung an dem mitgenommenen Jährlingsschaafe

am am 5ten Sept. l. J. in der Totschniker Schäferei vorgenommen.

Von diesem zurückgebrachten Stücke wurde nun den 17ten Sept. Vormittags, nemlich am 13ten Tage, die Einimpfung in der Zdiarer Schäferei an dem herrschaftlichen Kladrauer Schaafviehe fortgesetzt, wo zugleich auch aus dem Cholieschauer Hammelhofe 30 Stück Hammellämmer inoculirt, und solche sodann abgesondert von den übrigen bei fortgesetztem Steinsalz und hinlänglichem Tränkwasser ohne weitere Pflege geweidet worden sind.

Unter dieser Zeit bis zur Reife der Pocken, habe ich bei diesen 30 eingeimpften — dem natürlichen Gange überlassenen Lämmern mit sorgfältiger Beobachtung folgendes in Erfahrung gebracht:

a) Schon am fünften Tage nach der Impfung hat sich bei der ersten Untersuchung gezeigt, daß 27 Stück davon theils mit stärkeren, theils schwächeren Entzündungsmerkmalen versehen waren; daß

b) den 26ten d. M., als am 9ten Tage bei der zweiten Untersuchung 28 Stück an den geimpften zwei Stellen zwischen den hintern Schenkeln eine Blatter hatten, die theils von der Größe eines Silbergroschen, theils aber auch noch zwei- und dreimal gröser waren. Merkwürdig ist hierbei noch, daß

c) zwei Schaafe darunter waren, welche zwischen den Vorderfüßen zugleich mit 10 bis 15 kleinen, den natürlichen sehr ähnlichen Schaafblattern behaftet waren, und am 27sten dies abermals noch bei einem gefunden wurde. Diese 3 Stück habe ich Vorsichtsweise gezeichnet, damit hievon der Impfstoff nicht weiter verwendet werde. Jene Nebenblattern sind aber um zwei Drittel kleiner, als die gewöhnlichen, und waren sonst nirgends am Leibe, als zwischen den Vorderfüßen am Brustblatte zu sehen. Es sind jedoch

d) diese Blattern am 13ten Tage ohne eine zurückgelassene Spur gänzlich verschwunden, so, daß nicht das mindeste weiter, als jene zwei eingeimpften Pocken, doch merklich kleiner, als bei den übrigen Schaafen, zu sehen blieben. Auch waren

e) 4 Stück darunter, die bis 7 Tage eine geschwulstartige Spannung hatten, und deswegen hinken mußten. Dieser beschwerliche Umstand tritt aber gemeiniglich nur bei jenen Stücken ein, an denen Eile halber der Nadelstich während der Impfung zu tief, und nicht vorsichtig zwischen der Oberhaute geführt wird, in welchem Falle die Wunde gemeiniglich zu bluten anfängt. Indessen hat man, wenn auch obgedach-

dachter Fall bei einigen Stücken eintreffen sollte, keine üble Folgen zu befürchten, weil die Spannung vom Hinken in 5 bis 8 Tagen von selbst vergeht. Am besten thut man, wenn man solche Stücke vom übrigen Haufen absondert, und, um sie nicht zu stark zu ermüden, in der Nähe weiden läßt. Uebrigens ging keines von den geimpften Lämmern zu Grunde, vielmehr blieb jedes vom Anfange bis zum Ende gleich den uneingeimpften gefräßig, und scherzend lustig, leckte gerne Steinsalz, und trank, so oft es wollte, ohne Einschränkung. Ich überzeugte mich nun weiter, daß

f) die Pocken an den Impflingen schon am 3ten October, vorzüglich an jenen, welche des Impfstoffes halber nicht geöffnet wurden, zu trocknen anfingen; dagegen aber ist an 2 Stücken, die zur Hergebung des Impfstoffs den ganzen Vor- und Nachmittag angestrengt worden sind, der Pocken Eiterstock am 3ten Tage vom öftern Drucken ausgefallen, wodurch eine zolltiefe Wunde entstand, die die Zuheilung verlängerte, und zur Regel macht, hierin mit mehrerer Vorsicht zu Werke zu gehen. Die Russern *) beim Austrocknen der Pocken, sieht ganz dem Abdruck eines schwarzen Siegels ähnlich, und fiel schon am 27sten Tage ab. Endlich hatte

g) bei dreien aus den geimpften 30 Lämmern, der Impfstoff nicht gefangen, und obgleich eins davon 26 Tage unter ihnen blieb, so wurde es dennoch nicht angesteckt. Ueberdieß blieb auch am andern Stücke die zweite Einimpfung ohne erfolgte Blattern. Das 3te Stück hingegen wurde am 14ten Tage zum zweitenmale eingeimpft, und sodann gefunden, daß die an beiden Hinterschenkeln hervorgebrachten einzigen Impfblattern sehr klein, und sehr wenig mit Materie versehen waren.

Jetzt von der **Haupteinimpfung** des ganzen Viehstandes, der in drei Schäfereien und vier Hammelhütten zur Ueberwinterung aus 3800 Stükken besteht, und von welchen durch den erwähnten Chirurg. Hrn. **Bierner**, und den hiero tigen Thierarzt, Hrn. **Maißl** am 29sten Sept. 2282 Stück obrigkeitliches und 215 Stück dorfschafeliches Schaafvieh aus Sallusschen, sodann am 30ten dieses abermals 1449 Stück herrschaftliches, nnd 1012 Stück dorfschaftliches Vieh von der Gemeinde Blattniz, Chotieschau und Lossin, in allem 4958 Stück in 2 Tagen eingeimpft

*) Schorf.

worden sind. Von 12 Lämmern war der Impfstoff hiezu bis zum Ueberfluß zureichlich. Man machte folgende Beobachtungen:

a) Am 5ten und 8ten October, nemlich bei der geschehenen Untersuchung am 5ten und 9ten Tage nach der Inokulation war ich mit vollem Vergnügen überzeugt, daß alle Impflinge bis auf 14 Stück gefangen hatten, worunter 12 Zuchtstöhre waren, und wovon nachher Meldung geschehen wird. Außerdem aber, daß die vorbeschriebenen Merkmale auch hier eingetreten sind, verdient vorzüglich bemerkt zu werden, daß

b) alle inokulirte Schaafe bis auf 2 Lämmer die Impfpocken bekommen haben, und darunter 226 Stück, nemlich 208 Mütter und 18 Gelde-Schaafe mit mehr oder weniger kleinen Nebenblattern (die Schäfer nannten sie spitzige Hitzblattern,) behaftet waren, und die sich bis zum 12ten und 15ten Tage alle wiederum ohne zurückgelassene Spur verlohren haben. Nur in zwei Schäfereien haben sich 14 Stück alte Mütter vorgefunden, die am ganzen Leibe, am Kopf und Maule sehr stark mit natürlichen, doch nicht so großen, als es die gewöhnlichen Pocken sind, befangen waren, und davon 6 Stück, vermuthlich ihrer Ungesundheit halber, eingegangen sind. Ausser diesen ist aber selbst vom dorfschaftlichen Viehe nicht ein einziges Stück umgekommen, noch bis zu dieser Stunde krank geworden.

c) Hatte aus 75 Lämmern, welche von geimpften Stöhren zu Mannersdorf, und nicht geimpft gewesenen zum Zulassen dahin übertrieben gewesenen hiesigen Müttern abstammen, mehr als der dritte Theil nur eine Pocke gehabt, welches um so mehr Aufmerksamkeit verdient, als jene von uneingeimpften Stöhren und Müttern erzeugten Lämmer an beiden Impfstellen eine Blatter bekommen, und auch merklich größer als jene der vorgedachten waren. Eben so bemerkenswerth zeugte die Erfahrung weiter, daß

d) aus 144 Stück alten und jungen Stöhren nur jene erkrankte, und schon im Februar l. J. geimpft gewordene 12 Stück Zuchtstöhre bei der vorgenommenen 2ten Einimpfung nicht mehr gefangen, und sich in dieser Heerde auch nicht angesteckt haben. So hat sich auch

e) bewiesen, daß inokulirte Schutzblattern bei gesundem Vieh keiner Ansteckungsgefahr aussetzen; indem weder an dem nahe am herrschaftlichen Schaafstalle befindlichen herrschaftlichen Schaafviehe,

viehe, noch an jenen 4 Stücken, welche zur Probe unter der Schaafheerde geblieben sind, keine Spur von einer Ansteckung wahrgenommen worden ist. Zur Bestärkung dieses Versuches ließ ich

f) 40 Stück Lämmer, jetzt schon Jährlingshammel, zur Fortpflanzung des Impfstoffes zum künftigen Impfen der Lämmer im Monat August 1805. vorbehalten. Sie wurden zwar bis zum 19ten Tage der vor sich gegangenen Einimpfung von den übrigen Schaafen abgesondert geweidet, und im Stalle gehalten; allein am 20sten Tage, ehe noch die Ruffern an den Impfstellen abfielen, sind solche schon im Hollischner Hammelhofe unter die übrigen Jährlingshammel eingestallt worden. Von diesen vorbehaltenen Jährlingshammeln werden nun von 13 zu 13 Tagen 2 Stück zur Einimpfung in die Chotieschauer Hammelhütten abgegeben, und bis zur Ankömmung anderer unter den Mutterlämmern gelassen, sodann aber nach gewonnenem Impfstoff wiederum jene 2 Stück in gedachte Hammelhütte, wo sich auch die uneingeimpften in der Schaafheerde vorfinden, eingestallt, und dennoch ist bei einem solchen gewagt scheinenden Umstande noch kein Beweis von einer Ansteckung vorhanden.

Ueberhaupt läßt sich die Impfung der Schaafe mit dem ächten Schaafpocken-Impfstoffe nach den vorausgeschickten Beobachtungs-Erfahrungen, nicht genugsam anempfehlen, vorzüglich als im Monat September und October die Schaaf-Schutzpocken-Inokulation auf der hiesigen Kladrauer- und Lohowa-Herrschaft im Pilsner Kreise, bereits bei 12000 Stück Schaafen mit dem besten Erfolg von statten ging.

Ich trug daher bei der augenscheinlichen leichten und gefahrlosen Ueberstehung der Impfpocken kein weiteres Bedenken, die Mütter in dieser ohnehin schon späten Jahrszeit, am 21sten Tage nach der Impfung, zur Bestöhrung zuzulassen; und da in dieser Rücksicht auf jedes 100 zur Stärkung 1½ Metzen Hafer abgefolgt worden, so wurde bei dem übrigen Schaafviehstande alles, was Gesundheit, und im Uebrigen der Wunsch nur fordern kann, vollkommen erreicht.

Der Impfstoff, auf dessen Aechtheit und Gutartigkeit es hauptsächlich ankömmt, steht jedermann von hieraus unentgeltlich zu Diensten.

Uebrigens verdient Hr. Dr. Pessina für die wohlthätige jedem Güterbesitzer und Oekonomen sehr nützliche Mittheilung des Unterrichts zur Schaafpocken-Impfung hiermit öffentlichen Dank.

Chotieschau, am 16ten Nov. 1804.

Ph. Hufnagel, Oberamtmann.

Er

Etwas über den chinesischen Thee. *)

In China wird der Thee da, wo man ihn ordentlich anbaut, durchgängig aus dem Saamen gezogen, der in Reihen, ungefähr vier bis fünf Fuß auseinander gestreuet wird, und zwar in einem Erdreiche, das man von Unkraute rein hält. Selten siet man ihn auf platten oder marschigten Boden, der für den Reis bleibt. Erstaunliche Strecken hüglichten Bodens sind damit besonders in der Provinz Fo: rschen bepflanzt. Man hindert den senkrechten Wachsthum des Thees, um seine Blätter desto bequemer einsammeln zu können, welches zuerst im Frühjahre, und dann noch zweimal im Sommer geschieht. Seine langen, dünnen Aeste sprossen beinahe grade aus der Wurzel, ohne daß ein nackter Stamm dazwischen ist. Er ist buschig, wie ein Rosenstock und die ausgebreiteten Blätter der Blumen ähneln gewissermaßen denen der Rose. Alle Erkundigungen, die man hierüber einzog, kamen darin überein, daß seine Eigenschaften erstlich von dem Boden, worin er wächst, dann von dem Alter der Blätter, wenn sie gesammelt werden, und endlich von ihrer nachherigen Behandlung abhangen. Die dicksten und ältesten Blätter, welche am wenigsten geschätzt, und für die niedrigsten Volksstände bestimmt sind, werden oft in Menge, ohne vorgängige Zubereitung verkauft, und haben noch den Gewächsgeschmack an sich, welches den mehrsten frischen Pflanzen eigen ist. Die Zurichtung der Blätter, ehe sie dem Käufer übergeben werden, ist nicht unbeträchtlich. Jedes Blatt geht durch die Finger einer Frauensperson, welche es aufrollt, so daß es beinahe dieselbe Gestalt bekommt, welche es hatte, ehe es sich beim Wachsen ausdehnte. Es wird nachgehends auf irdene oder eiserne Platten gelegt, welche weit dünner sind, als man sie anderwärts zu machen versteht. Man behauptet in China zuversichtlich, daß hiezu keine Kupferplatten gebraucht werden. Wirklich macht man hier beinahe kein Geschirr aus diesem Metall, das man hauptsächlich zu Münzen nimmt. Die irdenen oder eisernen Platten werden über ein Feuer von Holzkohlen gestellt, welches alle zurückgebliebene Feuchtigkeit aus den Blättern zieht, und sie trocken und kraus macht. Die Farbe und Schärfe des grünen Thees soll daher kommen, daß man die Blätter sehr zeitig abpflückt, wenn sie, gleich unreifem Obste, gemeiniglich noch herbe und grün sind. Der Thee wird in große,

mit

*) S. Reise der englischen Gesandschaft an den Kaiser von China, in den Jahren 1792 und 1793, zusammengetragen von Sir George Staunton, und übersetzt von dem Mitgeführten dieser Reise J. C. Hüttner. Zürich 1799. B. 2.

mit ganz dünnem Blei gefütterte Kisten eingepackt, und mit den getrockneten Blättern eines großen Gewächses umlegt. Die höhern Stände in China lieben den Thee eben so sehr, wie das Volk, und sind sehr delikat darin. Guter Thee ist in Peking theurer als in London. Zuweilen wird er in Kugeln zusammengepreßt. Auch macht man häufig eine starke schwarze Essenz davon. Man legt dem Thee, welcher allgemein in China getrunken wird, viele Tugenden bei. Ein warmer Ueberguß auf jedes würzhafte Kraut muß natürlich allen angenehm seyn, die von Strapatzen erschöpft sind, da er gewöhnlich eine starke Ausdünstung verursacht, wie auch Leuten, welche nicht gut verdauen. Vielleicht ist eine der besten Eigenschaften desselben, daß, wer einmal Geschmack am Thee gefunden, und sich daran gewöhnt hat, stets minderen Gefallen an gegohrnen und berauschenden Getränken findet. Arme Leute brauchen dieselben Blätter zu mehreren Aufgüssen. Dies Gewächs wird in verschiedenen chinesischen Provinzen erzeugt, aber nie nördlicher, als dreißig Grade vom Aequator. Zwischen diesem Parallelkreise und der Scheidungslinie zwischen dem gemäßigten Erdgürtel und dem heißen, kommt es am besten fort, wiewohl man es auch südlicher in der chinesischen Provinz Yunnan findet. Man verbraucht so unbeschreiblich viel Thee in China, daß wenn die Bestellungen aus Europa auch auf einmal aufhören sollten, die Verkaufspreise desselben in China um deswillen noch nicht merklich fallen würden, obwohl die Pflanzer, die den Thee zur Ausfuhr anbauen, einige Unbequemlichkeit davon fühlen dürften.

Mehlthau, Mildthau und Honigthau.

Es ist nützlich, mit den Merkmalen dieser verschiedenen Thauarten bekannt zu seyn.

Mehlthau, welchen man unterscheiden muß von der Rubigine, Rost, Rötheln, Korfangel, womit er nicht selten verwechselt, oder gar für eins gehalten wird, ist ein weißliches Wesen, welches gewöhnlich auf der untern Seite der Blätter des Hopfens, der Erbsen und mehrerer Pflanzen sitzt, und zur Zeit der Reife hin und wieder mit kleinen schwarzen Kügelchen bestreut ist. Besieht man solches nur obenhin, so scheint es feiner Puder und Gypsstaub zu seyn. Geschieht dies aber mit einem scharfen Auge, oder mit dem Vergrößerungsglase, so findet man bald, daß es ein organischer Körper ist, und zum Pflanzenreiche gehört, kurz ein Schwamm, und zwar der Mucor Erysiphe Linn. ist.

Mild-

Mildthau nennt man kleine in Gesellschaft lebende Insekten, welche auf besondern Pflanzen wohnen, und vom Ritter v. Linné zu den Hemipteris (Insekten mit halben Flügeldecken), vom Prof. **Batsch** aber zu den **Saftsaugern** gezählt werden, und deutsch **Blattläuse**, lateinisch Aphides, und französisch Pucerons heißen. Sie unterscheiden sich von den andern Hemipteris durch einen Saugrüssel, borstenartige Fühlhörner, welche länger als der Brustschild (Thorax) sind, aufrechte Flügel und Spatzierfüße (Pedes ambulatorii) und daß sie am Hinterende zwei sogenannte Hörnchen oder Ausführungsgänge haben, wodurch sie sich eines Saftes entledigen, wovon sogleich ein Mehreres gesagt werden soll. Im Sommer gebähren sie lebendige Junge, und im Herbste legen sie Eier, und ihre Töchter, Töchtertöchter u. s. w. bis ins neunte Glied, sollen, ohne sich zu begatten, wieder mit jungen Blattläusen niederkommen. Es giebt davon eine Menge Arten (species), und fast jede Pflanzengattung hat ihre besondern Blattläuse, die dann gewöhnlich ihre Trivialnamen davon bekommen, z. B. Aphis ribis, Ulmi, Sambuci, Rosae, Tiliae, Brassicae etc.

Honigthau (Drosomoli, Aëromeli, Mel roscidum, Mel aëreum, Melligma) ist eine klare, etwas klebrige Feuchtigkeit, welche einen süßlichen Geruch, und einen honig- und zukkerartigen Geschmack hat, im Wasser unauflöslich ist, und im Sommer gewöhnlich auf der obern Seite der Blätter verschiedener Bäume, Sträuche und Kräuter sitzt. Diese Blätter bekommen davon eine glänzende Oberfläche, werden aber nachher gelb und braun, auch wohl runzlicht, und rollen sich zusammen. Einige Gelehrte geben dieses Wesen für Ausdünstungen der Pflanzen aus, und der gemeine Mann glaubt gar, es falle vom Himmel. Es ist aber nichts mehr und nichts weniger, als ein Produkt der eben genannten Blattläuse, welches sie durch die am Hintern habenden zwei Ausführungsröhrchen auf die Blätter spritzen; mit einem Wort: ein **Blattlaushonig.**

Wer sich davon überzeugen will, darf nur einen reinen Taschenspiegel auf einen Blumentopf legen, in welchem eine mit Blattläusen behaftete **Basilike** (Ocymum minimum) steht, so wird er in kurzer Zeit kleine Tröpfchen darauf finden, die nichts weiter als Honigthau sind, der von den Bienen gefressen wird.

Druckfehler. Im vorigen Stück S. 670. in der letzten Zeile lese man est statt ast.

Hannöverisches Magazin.

44tes Stück.

Montag, den 3ten Jun. 1805.

Beantwortung

der im 38sten Stück dieses Magazins aufgeworfenen Frage: Welches sind die besten und zweckmäßigsten Surrogatsteuern für die abzuschaffenden jura stolæ der Geistlichen?

Vom Pastor Marthäi in Hameln.

Da diese in der That bedenkliche und nicht leicht zu entscheidende Frage auch hier in Hameln vor ein Paar Jahren, bei der Umwandelung des Beicht- und Leichengeldes in ein Fixum, aufgeworfen und sorgfältig erwogen wurde; so glaube ich im Stande zu seyn, nach dem Wunsche des würdigen Mannes, der sie in diesen Blättern zu einem reellen Zwecke von neuem in Anregung gebracht hat, eine, und wie ich hoffe, nicht unbefriedigende Antwort darauf geben zu können. Vielseitig wird die Frage eigentlich erst bei ihrer Anwendung durch die besondern Lokalumstände derjenigen Gemeinden, worin jene Verbesserung in der Besoldungsart der Kirchen und Schullehrer eingeführt werden soll; denn im Allgemeinen läßt es sich nicht bezweifeln, daß die Repartition der aufzubringenden Aequivalentssumme nach dem wirklichen Vermögen eines jeden Contribuenten, und nicht nach der Personenzahl zu machen ist. So wie daher die Frage im 38ten Stück dieses Magazins gestellt ist: „Ob nämlich eine dem Range „des Hausvaters und der Anzahl der „Glieder seiner Familie zu bestimmende persönliche Abgabe, oder eine auf „das Grundeigenthum zu legende Abgabe passender sey?“ scheint sie nicht die geringste Schwierigkeit zu haben, und jeder unbefangene Denker wird sich sogleich für das letztere erklären. Denn, was man für die erstere Art, das Aequivalent zusammen zu bringen, anführt, zeigt sich als höchst unstatthaft. Man sagt, die Zahl der Glie-

der einer Familie sey darum zu berücksichtigen, und jemand, der gar keine oder wenigere Kinder und Hausgenossen habe, könne nicht so viel beitragen, als ein anderer mit einer größern Familie bei übrigens gleichem Vermögen und gleichen Einkünften, weil dies nicht nur an sich billig sey, indem der, der eine zahlreichere Familie habe, dem Prediger und Schullehrer mehr zu thun gebe, sondern weil es auch der Natur und Beschaffenheit der bisherigen Accidenzien so gemäß sey, an die man sich bei einer Veränderung doch so viel als möglich halten müsse. Allein im wahren Grunde beweiset dieser Einwurf gegen die Aufbringung des Aequivalents durch eine gleichmäßige Abgabe vom wirklichen Eigenthume weit mehr für als wider die Sache. Freilich wenn man die Veränderung auf keine andere Art zu Stande bringen könnte, wenn in einer Gemeinde die Mehrzahl auf der Abgabe nach der Zahl der Personen durchaus bestände, so möchte sie immerhin eingeführt werden, da ja die Unvermögsamern immer noch dabei geschont werden können. Wenn eine Gemeinde aber zu jeder Art von Abgabe, vorausgesetzt, daß die Grundsätze der Gerechtigkeit und Billigkeit bei der Repartition nur nicht verletzt werden, bereitwillig ist: so sollte man sich keinen Augenblick bedenken, die Steuer vom Eigenthume der persönlichen Abgabe vorzuziehen. Bei allen Steuern, Auflagen und Abgaben, mögen sie angeordnet werden, zu welchem Zwecke sie wollen, ist es der Billigkeit gemäß, daß man den mehr bezahlen läßt, der mehr im Vermögen hat. Warum sollte dieß nicht auch auf die Besoldungen der Kirchenlehrer mehr angewendet werden? *) Warum sollten Hausväter, die kein größeres Vermögen als andere besitzen, von einer zahlreichern Familie, die zu ernähren ihnen ja ohnehin oft schwer genug wird, und durch deren gute Erziehung und Versorgung sie sich wahre Verdienste um ihre Mitmenschen erwerben, mehr bezahlen, da billiger Weise eher das Gegentheil statt finden sollte? — Gerade das ist bei den Accidenzfällen etwas sehr Verwerfliches, daß sie mehr den Charakter von Personal- als von Realsteuern an sich tragen, und die Frage, ob bei ihrer Abschaffung die Surrogatsteuer nach der Zahl der Glieder einer Familie jedem Hausvater aufzulegen sey, sollte eigentlich gar nicht einmal in Betracht kommen. Durch neue Einrichtungen sollen alte Mißbräuche abgestellt werden, und an den sogenannten geistlichen Accidenzien ist das Unverhältnißmäßige in der Repartition des aufzubringenden Quantums einer

der

*) Man wolle nicht vergessen, daß dies bloß in Beziehung auf die Accidenzgefälle gesagt ist; denn der Theil der Einkünfte der Geistlichen, der in Fixis besteht, und Gott Lob, besteht an den meisten Oertern der größte Theil darin, drückt Niemand.

der vornehmsten und wichtigsten Gründe, daß sie allen vorurtheilsfreien Denkern und edlen Menschenfreunden anstößig vorkommen. *)

Doch die Forderung, daß die aufzubringende Aequivalenssumme für abzuschaffende Accidenzgefälle der Geistlichen nach dem Range des Hausvaters, und nach der Anzahl der Glieder seiner Familie, zu repartiren sey, will auch nicht so viel sagen, man solle den Vermögenszustand der Menschen dabei ganz aus der Acht lassen, und der eine solle so viel beitragen, als der andere, denn das wäre die unbilligste Forderung, die sich denken ließe. Man glaubt nur auf den wahren Vermögenszustand keine so genaue Rücksicht nehmen zu dürfen, weil mit einem höhern Range gemeiniglich auch ein größeres Vermögen verbunden ist, und man hält eine neue Auflage aufs Grundeigenthum, welches man schon von andern Seiten besteuert sieht, für drückender, als eine gut eingerichtete persönliche Abgabe. Und in der That, wenn man die Abgabe bloß vom Grundeigenthume oder von unbeweglichen Gütern, als von Häusern, Ländereien, Gärten, Wiesen u. s. w. fordern wollte, so würde in allen den Gemeinden, in welchen das Grundvermögen den kleinern Theil des Eigenthums der Mitglieder ausmacht, die Unbilligkeit dieser Forderung eben so unverkennbar seyn. Es muß daher bei dem Aequivalente, welches statt der abzuschaffenden Accidenzgefälle den Geistlichen gegeben werden soll, so wie bei allen andern Auflagen, jede Erwerbsquelle, nicht bloß die vom Grundeigenthume, sondern auch von Besoldungen, vom Handel, von Handwerken, von Zinsen u. s. w. zum Beitrage in Anspruch genommen werden. Wenn dies zur Norm gemacht wird, so wird die Frage etwas verändert werden müssen, dann wird es aber auch gleich viel einleuchtender seyn, daß nicht der Rang eines Hausvaters, und noch weniger die Zahl der Glieder seiner Familie, leitende Principe der Repartition seyn können. Inzwischen erheben sich nun ganz andere Schwierigkeiten; denn jetzt frägt es sich, wie die Repartition nach jeder Art des Einkommens der Gemeindeglieder zu veranstalten sey, oder wie sich außer dem Grundeigenthume auch die übrigen Erwerbsarten zum Aequivalente verhältnißmäßig herbeiziehen lassen? Im Allgemeinen kann darüber nicht viel bestimmt und festgesetzt werden; Lokalumstände müssen das meiste entscheiden, und wer die Verbesserung einleitet, muß auf diese Umstände die genaueste Rücksicht nehmen. Inzwischen dürften folgende Regeln darüber zu beherzigen und zu beobachten seyn.

1) Das Grundeigenthum muß bei dieser, wie bei jeder andern Steuer eben sowohl belegt werden, als andere

*) Vergl. meine Nachricht von der Abschaffung des Beicht- und Leichengeldes in Hameln ꝛc. Hannover 1804. S. 63 und 64.

Arten des Erwerbs; in welchem Maaße? hängt lediglich von dem Verhältnisse, worin bei der oder den Gemeinden, die die Veränderung vornehmen wollen, das Grundvermögen zu den übrigen Arten der Einkünfte steht; es müßte sonst seyn, daß sich die Gemeinde ganz und gar nichts auf das Grundeigenthum legen lassen wollte, als in welchem Falle die Sache zwar schlimm steht, aber deshalb noch nicht aufgegeben zu werden braucht. Wenn die Gemeinde aber bereitwillig ist, von unbeweglichen Gütern etwas abzugeben, so darf dies ja nicht verschmähet werden, am allerwenigsten, wenn das Grundeigenthum die vornehmste oder wohl gar die einzige Quelle des Unterhalts und Erwerbs seyn sollte.

2) Das Verhältniß des Grundeigenthums zu den übrigen Erwerbsquellen muß in ohngefähren Ueberschlag gebracht — keinesweges inquisitorisch ausgeforscht — werden, um zu bestimmen, wie stark von jeder Seite die Abgabe seyn soll. Kann sie bei der Geringfügigkeit und Unbedeutenheit der mehr zufälligen Erwerbsarten ganz aufs Grundvermögen gelegt werden, desto besser für die Sicherheit der guten Sache. Genau beaucht aber die Bestimmung des Grundvermögens zu den andern Erwerbsquellen nicht zu seyn, weil bei der größern Abhängigkeit des Erwerbs durch Besoldungen, durch den Handel, durch Handwerke ꝛc. von zufälligen Umständen in einer Gemeinde es rathsam ist, den größern Theil des Aequivalents, wo möglich, vom Grundvermögen zu nehmen, und weil in großen und reichen Residenz- und Handelsstädten, wo das Grundvermögen den kleinsten Theil des Eigenthums der Einwohner ausmacht, die Auflage auf die andern Arten der Einkünfte stark genug gemacht werden kann, um gegen ein besorgliches Deficit gesichert zu seyn.

3) Zur Aufbringung des Theils der Aequivalentssumme, welche man den beweglichen Gütern (daß ich den Erwerb vom Handel, von Besoldungen, von Zinsen ausstehender Capitalien, von Handwerken u. s. w. im Gegensatz des Einkommens von liegenden Gründen so nenne) auferlegt — auf das Grundvermögen die bestimmte Summe zu repartiren, dürfte wenigere Schwierigkeiten haben, wiewohl dabei auch mehr als gewöhnlich auf den wahren Werth zu sehen ist, — zur Aufbringung des Aequivalents vom beweglichen Eigenthume müßten für jeden Stand — nicht Rang — zwei oder mehrere Classen angeordnet werden, damit ein jeder nach Vergnügen mehr oder weniger beitrüge.

4) In welche von diesen Classen man gesetzt oder eingeschrieben seyn wollte, könnte allenfalls jedem frei gelassen werden, es sey dann, daß sich jemand eine Classe wählte, die notorisch für sein Vermögen und seine Verhältnisse zu niedrig wäre, da er dann in eine höhere gewiesen werden müßte. Auch dürfte es keinem erlaubt seyn, eigenmächtig aus einer höhern Classe in eine niedrigere überzugehen.

Dies

Dies müßte ihm nur von den Commissarien, die die Aequivalentscasse der Gemeinde zu verwalten hätten, oder was sonst für Personen höhern Orts dazu angestellt wären, verstattet werden können.

5) Die geringern und unvermögendern Classen des Volks müßten, wo nicht ganz frei bleiben, so doch nur sehr wenig beitragen. Auf keinen Fall müßten sie durch die neue Einrichtung gedrückt, von den Nothwendigkeiten ihres Lebens dürfte ihnen dadurch nicht das Geringste entzogen werden. Diese Vorschrift gilt auch da, wo die Steuer ganz allein vom Grundvermögen genommen wird. Leute, die bei einer zahlreichen Familie nicht mehr im Vermögen haben, als um nothdürftig davon leben zu können, müßten eximirt werden. Es müßte zu dem Ende bei der Bestimmung und Festsetzung der Aequivalentssumme gleich darauf Rücksicht genommen, und die Auflage müßte etwas höher angeschlagen werden, als zur Befriedigung der Prediger und Schullehrer nöthig wäre, nicht um den etwanigen Ueberschuß letztern zufließen zu lassen, sondern um genug Contribuenten, die ihren Beitrag nicht ohne Unbequemlichkeit zu leisten vermöchten, entweder ganz zu befreien, oder sie aus einer höhern in eine geringere Classe herabsetzen zu können. Es ist nämlich eins der ersten Requisite bei Veränderungen in der Besoldung des Lehrstandes, daß die dazu angeordneten Steuern auf keine Weise drückend werden, und es ist besser gegen die geringern Volksclassen, dabei zu gelinde und zu nachsichtig, als genau und strenge zu verfahren. Sollten nicht auch die Reichern und Wohlhabendern im Volke zu der Art der Wohlthätigkeit gern bereitwillig seyn, welche eine der edelsten ist, zu der Wohlthätigkeit, ihre geringern und ärmern Mitbürger an den Unterrichtsanstalten der Kirche und Schule unentgeltlich Theil nehmen zu lassen?

6) Die ganze Einrichtung muß gesetzliche Kraft bekommen, und daher von der höchsten Landesregierung bestätiget werden. Dies ist ein so nothwendiges Erforderniß, daß es ohne dem am besten wäre, es immer nur beim Alten zu lassen.

Ob und was übrigens für Modificationen bei einer unmittelbaren Auflage auf das Eigenthum gemacht werden können, ob z. B. ein Theil der Aequivalentssumme vom Handel und Wandel, wie hier in Hameln vom Kauf und Verkauf liegender Gründe (S. meine vorhin angeführte Nachricht S. 36.) gefordert werden kann, hängt ganz allein von den Ortsumständen ab, und läßt sich im Allgemeinen nicht näher bestimmen.

Für die Oerter und Gemeinden, wo sich gegen die Aufbringung des Aequivalents durch eine unmittelbare Besteurung des Eigenthums unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellen, und wo doch die Gemüther der Sache selbst, nämlich der Umwandlung der Accidenzien in feststehende Besoldungen, nicht abhold sind, thue ich hier noch

einen

einen Vorschlag, wie dennoch das gute Werk zu Stande gebracht werden könnte.

Man setze nach Maaßgabe der Größe einer Gemeinde, und der Verschiedenheit ihrer Glieder, in Ansehung des Vermögens, mehr oder weniger Classen fest, wonach zum Aequivalente bezahlt werden soll. laße dann einen jeden wählen, zu welcher Classe er gehören will, und sorge dafür, daß die Contribution Sicherheit und Festigkeit genug erhalte.

So nackt wie dieser Vorschlag da steht, wird er sich wohl eben nicht sehr empfehlen; aber mit den gehörigen Bestimmungen, Bedingungen und Einschränkungen wird er vielleicht vor allen andern, die nicht geradezu auf die Besteuerung des Eigenthums dringen, den Vorzug erlangen.

Zuerst mache ich darauf aufmerksam, daß dieser Weg, die zum Aequivalente benöthigte Summe aufzubringen, mit der Natur der bisherigen Accidenzien sehr viel Aehnliches hat, daß jeder Contribuent seinen Beitrag immer noch als ein freiwilliges Geschenk des guten Herzens, seinem Prediger, Lehrer und Seelsorger dargereicht, ansehen kann, welche Eigenschaft der Accidenzien die Vertheidiger derselben von jeher hoch in Anschlag gebracht haben, und noch hoch in Anschlag bringen.

Damit dann aber dieses Freiwillige in dem Beitrage der Sache selbst nicht schade, und die jährlich aufzubringende Summe nicht verringere, so müssen sowohl bei der ersten Einrichtung, als auch fortwährend, alle möglichen Vorsichts- und Sicherheitsmaaßregeln beobachtet werden. Bei der Einführung der neuen Einrichtung kann man zwar wohl jedem die Wahl lassen, in welche Classe er eingeschrieben seyn will, weil man, wenn die Gemüther für das Gute noch erwärmt sind, eben nicht zu fürchten hat, daß viele eine für ihr Vermögen zu geringe Classe wählen werden; allein immer kann man es sich doch auch bei denen, welche dies versuchen, vorbehalten, daß man ihren Beitrag der obrigkeitlichen Ermäßigung, die der ganzen Einrichtung und Veränderung überhaupt nicht entstehen darf, unterwerfen wolle, und nachher, wenn neue Contribuenten hinzukommen, muß es hauptsächlich von der Obrigkeit abhangen, nach welcher Classe sie bezahlen sollen, gleichwie auch diejenigen, die sich einmal zu einer Classe haben einschreiben lassen, nicht eigenmächtig und willkührlich zu einer geringern dürfen übergehen können. Von Zeit zu Zeit muß auch untersucht werden, ob ein Theil der Contribuenten nicht in eine höhere Classe gesetzt werden müsse.

Da bei dieser Art, das zum Aequivalente benöthigte Geld herbeizuschaffen, zufällige Umstände auf Vermehrung oder Verminderung einen grössern Einfluß haben, als bei unmittelbaren Auflagen aufs Eigenthum, und da in solchen Dingen immer eher eine Verminderung zu fürchten, als eine Vermehrung zu hoffen ist: so muß

gleich

gleich beim Anfange dafür gesorgt werden, daß die Einnahme die Ausgabe übersteige. Wenn dann auch nach Jahren noch ein ansehnlicher Ueberschuß bleibt, so wird das desto besser seyn, und wird sich davon für pädagogische und religiöse Zwecke immer ein nützlicher Gebrauch machen lassen.

Auf jeden Fall aber muß sich die Gemeinde gegen ihre Lehrer reversiren, daß wenn auf diesem Wege das mit ihnen stipulirte Aequivalent nicht aufkäme, sie aus anderweitigen Fonds ihre Bezahlung zu gewärtigen haben sollten; und wenn dazu nicht sogleich ein Fond angewiesen werden kann, so muß erklärt werden, daß man sich dann einer unmittelbaren Besteuerung unterwerfen wolle. Sicher muß der Lehrer seyn, daß die Einrichtung nicht wieder über den Haufen geworfen werden kann, weil, wenn eine Zeitlang keine Accidenzien mehr entrichtet wären, und sie dann wieder hergestellt werden sollten, nichts wahrscheinlicher wäre, als daß der Prediger, in Städten zumal, seine Einnahme gar sehr verkümmert sehen würde

Diese Art, das Aequivalent durch halb und halb freiwillige, und doch nicht bloß eines jeden Willkühr überlassene Beiträge aufzubringen, paßt vornehmlich für Städte, wo die reichern und wohlhabendern Einwohner jährlich oder auch vierteljährlich zu einem so schönen und edlen Zwecke gewiß gern einige Thaler hergeben werden. Indeß dürfte sie doch auch auf dem Lande nicht unanwendbar seyn, weil man hier an den meisten Oertern nur nach Groschen die Beiträge einzufordern nöthig hätte.

Man bestimmte (daß ich die Sache noch durch ein nicht aus der Luft gegriffenes, wiewohl auch nicht auf einen besondern Ort berechnetes Beispiel erläutere) für eine Gemeinde — es können sich zu dem Zweck auch mehrere Gemeinden vereinigen — von etwa 500 Häusern und 5 bis 6000 Einwohnern, 5 oder 6 Classen — man könnte auch mehrere anordnen — wonach nicht nur von jedem Familienhaupte, sondern auch von jedem einzelnen für sich lebenden Mitgliede der Gemeinde zum Aequivalente jährlich oder halbjährlich, oder in noch kürzern Terminen, bezahlt werden sollte. Die Aequivalentssumme für alle und jede Accidenzien, der Prediger, Schullehrer und Küster sey 2000 Thaler; — wir wollen sie nur hoch setzen, in manchen Oertern wäre sie wohl nicht einmal halb so hoch, wir wollen uns aber auch eine reiche Gemeinde vorstellen, etwa in einer ansehnlichen Handelsstadt, wo die aufzubringende Summe vielleicht noch größer seyn müßte. — Diesen 2000 Thalern wären aus Besorgniß einer Verminderung gleich noch einige hundert Thaler hinzuzusetzen. Nun sollen in den 500 Häusern, nach Abzug einer nicht geringen Zahl von Exemten, nur 600 Contribuenten wohnen, die in 5 Classen eingetheilt, von 10 Thaler bis zu ½ Thaler herab jährlich beitrügen. Die 1te Classe, die Classe der Vornehmsten und Reichsten, würde zu 100 Contribuenten angenommen, und jeder zahlte darin jährlich 10 Thaler, die 2te Classe umfaßte die übrigen, die sich zu dem Stande der Honoratioren rechnen könnten und wollten, wie auch die reichsten und wohlhabensten Bürger, wenn sie gleich ohne Rang wären, ja diese müßten sich schon zu der 1ten Classe zählen, wenn sie ein nahmhaftes Vermögen besäßen. Der Beitrag in der 2ten Classe wäre jährlich 5 Thaler, und die Zahl der Contribuenten betrüge 200. Die 3te Classe umfaßte gleichfalls 200 Contribuenten, und der Beitrag wäre jährlich 2 Thaler, dann kämen auf auf die beiden letzten Classen nur noch 100 Personen, die jährlich 1 Thaler und ½ Thaler zu bezahlen hätten.

Ich bin weit entfernt, wie ich schon vorhin bemerkt habe, diese Berechnung auf irgend einen Ort für anwendbar auszugeben. Ich wollte nur die Möglichkeit der Sache im Allgemeinen darthun

thun; ihre Ausführbarkeit und nähere Bestimmung hängt von mancherlei besondern Umständern der Gemeinde ab, worin die Einrichtung vorgenommen werden soll. Das glaube ich aber, daß man an vielen Oertern die Sache noch am ersten auf diesem Wege durchsetzen würde; denn zu einem solchen, wenn gleich nur scheinbar freiwilligen Beitrage, werden sich die meisten Menschen viel lieber verstehen, als zu einer, wenn auch wirklich geringern, unmittelbaren Auflage auf ihr Eigenthum. Die Clauseln müssen dann aber auch dabei seyn, daß sich keiner ausschließen darf, daß sich jeder in eine Classe einschreiben lassen muß, die seinem Vermögenszustande angemessen ist, und daß niemand wieder zurücktreten kann.

Aber, wird man einwenden, schwerlich werden sich alle Glieder einer Gemeinde eine solche Einrichtung gefallen lassen, es werden immer einige seyn, die sich zu nichts verstehen wollen.

Darauf dient der Grundsatz des Rechts zur Antwort: Was die größere Gemeinde ohne Beeinträchtigung der Rechte eines Dritten in gemeinen Angelegenheiten über sich beschließt, dem darf sich die kleinere Zahl nicht widersetzen. Ueberhaupt muß, wie schon bemerkt ist, die ganze Veränderung, mit Genehmigung der Landesregierung, vorgenommen, und von ihr bestätigt werden. Sie muß gesetzliche Kraft erhalten. Wenn dann einige Malcontenten in der Gemeinde sind, so werden sie nach vergeblich angestellten Versuchen, sie mit Güte zu gewinnen, durch richterliche Gewalt zu ihrer Pflicht angehalten.

Freilich ist bei einer solchen Einrichtung, das Aequivalent aufzubringen, viel mehr zu thun, bei der ersten Anlage nicht nur, sondern auch für die Folge, weit mehr zu thun, als bei jeder andern, da man die Abgabe geradezu auf die Güter legt; dafür hat sie aber auch den Vorzug, daß man mehr die Reichen in Anspruch nehmen, und sie zu ansehnlichern Beiträgen bewegen kann, was bei dem Zwecke der Verbesserung des Kirchen und Schulwesens so ganz an seinem Platze ist, und was ja auch die Beschaffenheit der bestehenden Accidenzien so mit sich bringt. Dann hat sie auch noch den Vorzug, daß bei ihr alle Mitglieder der Gemeinde viel leichter zum Beitrage herbeigezogen werden können, als bei jeder andern, und daß gleichwohl nicht die geringste Gefahr vorhanden ist, daß irgend ein Contribuent gedrückt werde.

Wie gesagt, paßt sich dieses Mittel, das Aequivalent herbeizuschaffen, vornehmlich aber nur für Stadtgemeinden, in welchen ein großer, wo nicht der größte Theil der Einwohner, reich und wohlhabend genug ist, um von Zeit zu Zeit, ohne alle Beschwerde, ein Paar Thaler dazu beitragen zu können, und bereitwillig sie gerne herzugeben.

Bei Landgemeinden dürfte eine förmliche vom Eigenthume erhobene Contribution vorzuziehen seyn. Der kürzeste und zugleich der sicherste Weg, wie eine Landgemeinde zum Ziele kommen könnte, wäre der, daß sie von ihrem Gemeingute, vorausgesetzt, daß sie dessen hat, und es ohne größern Schaden entbehren kann, ihren Lehrern das Aequivalent gäbe, und ihnen ohne weiteres einen Acker, eine Wiese, eine Viehweide u. dgl. abträte. Dieser Weg ist allen den Gemeinden anzurathen, welche ohnehin schon darauf bedacht sind, ihre Gemeinheiten zu vertheilen.

Hannöverisches Magazin.

45stes Stück.

Freitag, den 7ten Junius 1805.

Einige Grundsätze des Ackerbaues.

Von den verschiedenen Arten des Erdreichs und den Düngungen desselben.

nebst einigen chemischen Versuchen, aus dem Englischen übersetzt.

Es ist bekannt, daß die Erdarten ihren Eigenschaften nach sehr von einander unterschieden sind. Die Oekonomieverständigen haben sie daher in vielerley Gattungen eingetheilet, und vielleicht zu viel unerhebliche Eintheilungen gemacht; und die Naturforscher zählen auf 176 wesentlich verschiedene Erdarten; aber diese alle chemisch zu erläutern, ist hier die Absicht nicht.

Die vielfachen Abänderungen der Erdarten können füglich unter 6 Hauptabtheilungen derselben gebracht werden. Diese sind 1.) gute schwarze Erde, die man gemeiniglich Leimen oder Haselerde nennt; 2.) Thon-Erde; 3.) Sand-Erde; 4.) Torf- oder Sumpferde; 5.) Kreidigte und 6.) wilde Erde.

Wenn die Landleute von diesen Arten des Erdreichs reden, so unterscheiden sie selbige gemeiniglich nach der Farbe, oder nach einer andern Eigenschaft ihrer Oberfläche, welche zunächst in die Sinne fällt. Allein wir können nie von der Farbe auf die Zusammensetzung oder die Bestandtheile der Körper schließen, von welchen doch allein die Wirkung abhängt. Dergleichen Eigenschaften haben auch selbst ihren Grund in den Bestandtheilen der Körper. Wir werden uns also bemühen, durch Versuche zu entdecken, welches die Bestandtheile dieser verschiedenen Erdarten sind, und zeigen, worin sie sich von einander unterscheiden.

1) Vom reichen schwarzen Boden.

Ich mache den Anfang mit dieser Art des Erdreichs; weil wir finden, daß sie den größten Vorrath an Pflanzen-Nahrung enthält, und weil alle andere Erdarten weniger oder mehr fruchtbar oder unfruchtbar sind; je nach-

nachdem sie mehr oder weniger von dieser guten Erde enthalten.

Wenn diese Erde frisch gegraben und hinlänglich feucht ist, giebt sie einen sehr angenehmen Geruch von sich, welchen man aber nicht empfindet, wenn sie zu trocken oder naß ist. Man bemerkt diesen Geruch im Felde, wenn es, sonderlich nach vorhergegangener Dürre, etwas geregnet hat. Dieses pflegen wir den Ausdünstungen der Pflanzen zuzuschreiben; allein es rührt eigentlich von der Erde selbst her, weil sich dieser Geruch allenthalben findet, und allemal stärker wird, je mehr wir uns mit der Nase dem Boden nähern. Wahrscheinlicher Weise rührt dieser Geruch von den flüchtigen Salzen und Oehlen her, welche zusammen in größerer Menge aufsteigen, wenn die natürliche Gährung der Erde durch eine gehörige Befeuchtung vermehrt worden ist.

Eine besondere Eigenschaft dieser Erdart ist, daß sie beym Graben krümlich wird. Hierdurch unterscheidet sie sich sehr vom thonigen und sandigen Erdreich. Ersteres bleibt zusammen kleben, und lezteres zerfällt wie Staub, wie der Sand zu thun pflegt. Dieses aber zerbricht in kleine Stücken. Diese gute schwarze Erde scheint denjenigen Grad der Festigkeit zu haben, welcher am meisten geschickt ist, Gewächse zu erhalten, und die zugleich den Wurzeln derselben Raum verschafft, sich auszubreiten. Die Theilchen dieser Erdart scheinen in einer beständigen Bemühung zu seyn, sich von einander zu trennen; denn man hat bemerkt, daß wenn sie aufgegraben, und der Luft ausgesetzt ist, der Raum, aus welchen sie genommen worden, zu dieser Quantität Erde zu enge ist, und selbige nicht wieder einnehmen kann.

Dieses muß man einer Gährung zuschreiben, die durch Fäulung geschiehet, und die in diesem fruchtbaren Erdreich in einem geringen Grad anfängt, so bald die Luft einen Zugang dazu gewinnet: denn ohne Luft findet keine innere Bewegung Statt. Diese beständige Neigung einiger Theilchen dieses Erdreichs zur Fäulung lässet sich noch mehr aus der Farbe desselben beurtheilen, und aus der Menge öligter Theile, welche der einzige Gegenstand der Fäulung sind. Hieraus folgt, daß sich in dieser Erdart ein gewisser Grad der Wärme befinden müsse, welcher mit der fäulenden Gährung selbst in Verhältniß stehet, und keinesweges von der Sonne oder der natürlichen Hitze in den innern Theilen herrührt.

Diese Art des Erdreichs nimmt gar leicht Wasser an, und schwillt davon wie ein Schwamm auf, wenn es die Feuchtigkeit in sich gezogen hat. Dieses ist der guten Erde besonders eigen. Wird sie hernach trocken, so ziehet sie sich wieder zusammen. Daher behaupten die Naturkündiger, daß diese Art von Erdreich aus schwammigten und aufschwellenden Theilchen bestehe. Ich glaube aber, daß man mit wahrem Grunde dieses Aufschwellen der Gährung oder innern Bewegung zuschreiben

schreiben kann, welche in dieser Erdart unaufhörlich geschiehet, und durch einen Zusatz von Feuchtigkeit vermehrt wird: denn alle Körper müssen einen gewissen Vorrath wäßrichter Theile enthalten, wenn eigentlich eine Gährung entstehen soll.

Man hat bey allen Arten des Erdreichs bemerkt, daß der schwärzeste Boden allemal der reichste sey. Es läßt sich daher aus solcher Farbe mit Wahrscheinlichkeit urtheilen, daß in dieser Erdart sehr viele fettige und öhlige Materie enthalten sey; denn alle Erd und Pflanzenöhle nehmen diese Farbe an, wenn sie eine starke Beymischung von Erde enthalten. Eben diesen Oehlen ist es auch zuzuschreiben, daß alle vegetabilische oder thierische Körper schwarz aussehen, wenn sie in die Verwesung gehen. Selbst die schmierige Fettigkeit dieser Erde, eine Eigenschaft derselben, welche auch die Landleute bemerken, ist ein Beweis ihrer öhlichten Natur. Diese schwarze Farbe wirft ferner sehr wenige Sonnenstrahlen zurück, und macht also, daß diese Art des Erdreichs mehrere Wärme in sich fasset, als eine andere die von hellerer Farbe ist.

Wir haben indessen einen sichern Weg zu erfahren, ob ein Körper öhlichte Theile enthält oder nicht, nemlich durch Hülfe des im Feuer geschmolzenen Salpeters. Obgleich der Salpeter an und vor sich nicht brennbar ist, so wird er es doch mit diesem Zusatz, oder wie es die Scheidekünstler nennen, er verpufft mit Körpern, die öhlichte Theile enthalten.

1ter Versuch. Etwas von dieser reichen Erde, die ich 3 oder 4 Zoll tief von einem Gartenbeet nahm, wo niemahls Dünger hingekommen war, verpufte sehr stark mit geschmolzenem Salpeter. Hieraus erhellet, daß diese Erdart viel Oehl hat.

Um zu wissen, ob diese Gattung von Erdreich absorbirende oder alkalische Theile enthielte, stellte ich folgenden Versuch an.

2ter Versuch. Etwas starker Essig mit zweimal so viel Wasser vermischt, und auf diese fette Erde gegossen, erregte eine gelinde Gährung, davon viele Luftblasen emporstiegen; der saure Geschmack verlohr sich zuletzt, und der Essig wurde ein Mittelkörper. Aus diesem Versuch lernen wir, daß reiche Erde eine große Menge solcher Theile enthalte, welche die Säure einziehen, und mit selbiger ein Mittelsalz darstellen. Ich habe aus vielen verschiedenen Versuchen gelernt, daß alle Erdarten, die zur Ernährung der Pflanzen geschickt sind, mehr oder weniger von diesen die Säure einziehenden Theilen enthalten.

Um zu erfahren, was man aus dieser Erde durch das Distilliren erhalten kann, machte ich einen

3ten Versuch. Ich zog ½ Pf. davon bey gelinden Feuer ab und bekam in 2 Stunden eine Unze einer gelblichen brenzlichen Flüssigkeit von alkalischer Art. Das stärkste Feuer, welches neun Stunden lang unterhalten

wurde, lieferte noch eine halbe Unze mehr von einer solchen gelblichen brenzlichen Flüssigkeit, in welcher einige öhlichte Fasern schwammten. Diese roch wie Hirschhorngeist, färbte den Violensaft grün, und brauſete mit Essig stark auf.

Aus diesem Versuche erhellet, daß die Salze dieser Erdart von einer flüchtigen alkalischen Beschaffenheit sind, und daß diese Salze sich von Natur darin befinden, da sie bereits bey einem schwachen Grade von Wärme zum Vorschein kommen. Eben hieraus erhalten wir noch einen andern Beweiß, daß in dergleichen Gattung von Erde, Oehl enthalten sey, weil es das erste Wasser gelb färbte, ihm einen brenzlichen Geruch mittheilte, und man im zweiten Wasser selbiges deutlich mit Fasern herum schwimmen sah.

2) Vom thonigen Boden.

Das thonige Erdreich ist sehr von dem ersten unterschieden; und da es eine Zusammensetzung von Thon mit einer Mischung der vorhergehenden Erdarten ist: so wollen wir gegenwärtig die Eigenschaften des Thons näher untersuchen.

Ein wesentliches Merkmal desselben besteht darin, daß, wenn der Thon bereits einen gewissen Vorrath von Feuchtigkeiten angenommen hat, solche dem fernern Eindringen des Wassers in seine Zwischenräume bis auf einem gewissen Grad widerstehet, und nur sehr langsam dadurch durchdrungen wird. Daher die Feuchtigkeit selbigen weder hinlänglich erweichen, noch seine Theile von einander sondern, oder auf irgend eine andere Weise darauf wirken kann. Wenn der Thon entweder durch eine fremde Kraft oder durch seine eigene Schwere stark zusammen gedrückt wird, wie wir solches an vielen Orten der Erde in der Tiefe, und auf dem Boden der meisten Moräste finden, so kann er sogar das Wasser aufhalten, und für selbiges undurchdringlich werden. Daher wird jedes Erdreich nach Maaßgebung der Menge des Thons, so darin befindlich ist, den Durchgang des Wassers mehr oder weniger hindern; die Gewächse in beständiger Feuchtigkeit gleichsam einweichen, von den Sonnenstrahlen aber nicht so wie ein trockenes Land durchwärmet werden, und daher mit Recht für einen kalten Boden zu halten seyn.

Wenn man im Sommer Thon an die Sonne legt, so wird er von der Hitze dergestalt trocken und hart, daß eine grobe Kraft erfordert wird, seine Theile von einander zu trennen. Diese Eigenschaft des Thons ist noch merklicher, wenn selbiger, nachdem er sehr naß geworden ist, schleunig trocken wird. Daher klebt das thonige Erdreich bey der Hitze so fest zusammen, sonderlich, wenn es naß gepflügt worden ist, und wird in diesem Zustande nicht erlauben, daß sich die Wurzeln der Pflanzen ausbreiten können.

Diese Eigenschaften des Thons scheinen von eben der Ursache herzurühren, nehmlich von der starken zusammenhängenden Kraft seiner Theile.

Seine

Seine große Geschmeidigkeit ist ein Beweis, daß diese Theile wirklich so stark zusammen hangen. Allein woher rührt dieses Zusammenhängen? Rühre es von einer gewissen Figur dieser Theile her, vermöge welcher sie so fest in einander verwickelt sind, daß man sie nicht leicht von einander trennen kann? oder von den öhlichten Theilen, welche mit den erdigten Theilen vermischt sind, weil es bekannt ist, daß das Oehl auch zusammenhängt, und kein Wasser annimmt? Ich bin geneigt, daß letztere zu behaupten, weil ich gefunden habe, daß der Thon ein Oehl in sich hält, welches viel dicker, als in den oben berührten guten schwarzen Boden, und mit den erdigten Theilen desselben so innigst vereinigt ist, daß man es von selbigen kaum abzusondern vermag.

2ter Versuch. Ich vermischte etwas Thon mit Essig; allein hier entstand weder eine Gährung, noch verlohr sich der saure Geschmack desselben. Er scheint folglich weder alkalische noch absorbirende Theile in seiner Zusammensetzung zu haben; und ist also in diesem Stücke gar sehr von der zuerst angeführten Erde unterschieden.

Die Scheidekünstler behaupten einstimmig, daß der Thon eine Vitriolsäure und ein Oehl enthalte. Aus dieser Säure erklären sie die Kraft der Thone, die Salpeter- und Seesalzsäure überzuziehen, desgleichen seine glasartige Eigenschaft, weil das Salz zur Verfertigung des Glases von großem Nutzen ist.

Der jüngere Lemery schreibt in den Memoires der Academie der Wissenschaften vom Jahre 1708 folgendes: „Es befinden sich im Thone öhlige, „saure und erdigte Theile." Und an einem andern Orte: „Denn wenn man „den Thon durch ein starkes Feuer „treibt; so bringt man saure und „öhlige Theile heraus."

Folgender Versuch wird lehren, in wie fern dieses wahr sey.

1ster Versuch. Ich that in die Retorte ½ Pf. trockenen Thon, der 7 Fuß tief unter der Oberfläche der Erde aus einer Thongrube genommen war, die man zu einer Ziegelbrennerey brauchte. Da sich viel Sand unter dem Thon befand, so schien er von einer reinen Art zu seyn. Nachdem selbiger zwey Stunden lang bey einem gelinden Feuer war distillirer worden, bekam ich ½ Unze reines Wasser. Als ich ihn hierauf neun Stunden lang das stärkste Feuer gegeben hatte, das ich ihm in einem kleinen tragbaren Ofen geben konnte, so fand ich in der Vorlage zwey Quentchen von einer hellen Flüssigkeit, die wie Hirschhorn roch, mit Essig stark aufbrauste, und den Violensaft grün färbte. Das Rückständige war sehr roth.

Auf diese Weise bekam ich anstatt der Säure, davon die Scheidekünstler reden, einen alkalischen flüchtigen Geist. Oehl erhielt ich bey diesem Versuche gar nicht; und folglich läßt sich daraus schliessen, daß wenn ja im Thon einiges Oehl enthalten seyn sollte, dieses mit den erdigten Theilchen desselben

Digitized by Google

den innigst vereinigt sey, auf eben die Art, als bey den Metallen geschieht.

Ich werde aber durch verschiedene Gründe bewogen zu glauben, daß sich dergleichen Oehl wirklich im Thon befinde, weil nemlich der Thon, wenn man ihn mit Sand vermischt, Pflanzen ernähret, als wozu Oehl erfordert wird; weil er ein schmieriges geschmeidiges Wesen hat, und weil er im Feuer glühet, wie die Metalle zu thun pflegen.

6ter Versuch. Ich untersuchte eben die Art Thon, der ich mich bey dem vorigen Versuch bedient hatte, mit im Feuer geschmolzenem Salpeter. Wenn ich den Thon in kleinen Stücken hinein warf, so entzündete er sich nicht, so bald ich ihn aber gepulvert hatte, und alsdenn hinein that, sah ich eine Menge Feuerfunken. Hieraus schließe ich, daß der Thon ein Oehl enthält, welches mit seinen erdigten Theilen auf das innigste und genaueste vereinigt ist.

Die öhlichte Natur des Thons wird deutlich bewiesen durch einen vom Hrn. Eller angestellten Versuch, den man im 5ten Theil der Berliner Memoires findet. Er kochte etwas Thon in einer alkalischen Lauge, und nachdem er diese abgegossen hatte, sättigte er sie mit Vitriolöhl. Er ließ diese Flüssigkeit eine Zeit lang stehen, worauf er auf dem Boden des Gefäßes eine schleimige Materie fand, welche mit geschmolzenem Salpeter verpuffte, und das Bleiweis wieder in seine metallische Gestalt zurück brachte. Durch diesen Versuch wurde das Oehl von den erdigten Theilen abgesondert erhalten, welche nach dieser Absonderung ihre Festigkeit verlohren. Die Versuche dieses Gelehrten zeigen uns also, wie ungemein fest Oehl und Erde mit einander zusammen hängen. Denn das Oehl ließ sich kaum durch Weingeist absondern.

7ter Versuch. Ich legte ein Stück Thon eine Zeitlang in gemeines Küchenfeuer, da es denn glühend ward wie eine brennende Kohle, und nachdem ich es heraus genommen hatte, eine sehr hochrothe Farbe bekam, welches von den darin enthaltenen Eisentheilen herzurühren schien. Indessen zog der Maguet nur sehr wenig Theilchen. Man muß aber hiebey erwägen, daß diese Eigenschaft, die das Eisen nur allemal durch Kunst erhält, von den brennbaren Theilen dieses Metalls herrühre, und daß ich bey diesem Calciniren kein Oehl hinzu gethan hatte, denn sehr wenig Eisenerze haben von Natur die Eigenschaft an sich, daß sie der Magnet ziehet. Uebrigens sind alle diese Erfahrungen mit reiner und eben derselben Art Thon angestellt worden.

3) Vom sandigen Boden.

Diese Erdart bekömmt den Namen von der Menge des Sandes, die sie enthält. Die Eigenschaften derselben hangen also von den jedesmaligen Eigenschaften des Sandes ab.

Von den zwey erstern Erdarten ist der sandige Boden sehr unterschieden;

von

von der letztern nemlich dadurch, daß er sehr leicht Wasser annimmt, von der ersteren, nemlich dem guten Erdreich aber, daß er das Wasser nicht so lange hält, wie dieses, welches alle Feuchtigkeiten mit ziemlicher Gewalt an sich zu ziehen, und ihrem Abfluß zu widerstehen scheint; dahingegen der Sand selbige sehr leicht durchfließen läßt, auch übrigens nicht so sehr als das gute Erdreich dadurch aufgeschwellet wird, sondern, wenn er naß ist, nur noch mehr zusammen fällt. Der Sand kann deswegen das Wasser nicht so lange halten, als ein reicher Boden, weil er nicht so viel seifenartige und schleimige Säfte enthält, als dieser, mit welchen das Wasser vermenget, und auf diese Weise aufgehalten wird. Daher fehlt es dem sandigen Erdreich oft an hinlänglicher Feuchtigkeit zur Ernährung der Pflanzen. Eben daher ist es auch sehr heiß, weil der Sand mehr Hitze von der Sonne annimmt und selbige länger behält, als es das Wasser thun kann.

Der Sand kann deshalb von Wasser nicht aufschwellen; weil diese dem reichen Boden zukommende Eigenschaft von einer darin entstehenden Gährung herrühret. Es giebt aber im puren Sande gar keine, und im sandigen Erdreiche nur sehr wenig solche Theile, die einer Gährung fähig sind. Daher kömmt der Mangel nahrhafter Theile im sandigen Boden; daß aber der Sand seiner Masse nach, anstatt zuzunehmen, vielmehr schwindet, wenn er begossen wird, geschiehet dadurch, daß daß das Wasser, indem es durchfließet, die Körner in mehrere Ordnung bringt, so daß die Zwischenräume sich besser ausfüllen, und also der räumliche Inhalt dadurch vermindert wird.

Die Fehler eines sandigen Bodens bestehen also darin, eines Theils, daß er das Wasser zu geschwinde durchfließen läßt, und andern Theils, daß er zu wenig nahrhafte Theilchen enthält. Was man also irgend vor eine Art Dünger auf sandigem Boden bringen will, so muß er geschickt seyn, einen von diesen Fehlern, oder besser, sie beyde zu verbessern. Thon wird ihm zuträglich seyn, um das Wasser mehr aufzuhalten; allein dieser wird ihn an Nahrungssäften für Gewächse nicht sonderlich bereichern. Wollene Lumpen hingegen sind zu beiderlei Endzweck dienlich, weil sie einen großen Vorrath schleimiger Säfte enthalten, wodurch den Pflanzen nicht nur Nahrung verschafft, sondern auch das Wasser aufgehalten wird.

In Deutschland ist zwar diese Art, den Acker zu düngen nirgend im Gebrauch, Die Engländer finden sie aber so vortheilhaft, daß nach dem Zeugniß der **allgemeinen Haushaltungs- und Landwirthschaft, Thl. 1. Seite 282.** in London große Gewölbe mit dieser Waare vollgestopft sind, wo sie an den Pächtern und Landleuten häufige Liebhaber finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige

Landwirthschaftliche Gebräuche bei verschiedenen Völkern.

In Tibet hat man die Gewohnheit, Schafe gefroren zu Markte zu bringen, nachdem sie vorher geschlachtet, gereinigt, und ihnen das Fell abgezogen worden. Sie werden hernach auf einem Platze, den die kalte Luft gut durchziehen kann, auf allen Vieren gestellt, bis alle Säfte vertrocknen, und das Ganze eine harte, feste Masse geworden ist. Salz wird dabey gar nicht gebraucht. Man kann sie in diesem Zustande überall verfahren, und in jeder Jahreszeit erhalten. Turner *) fand das Fleisch, welches ohne weitere Zubereitung genossen wird, schmackhaft. Es hat, wie er sagt, gar kein rothes oder blutiges Ansehen, sondern ist von der Farbe des gekochten Hammelfleisches. Nur das der Luft ausgesetzte Fett daran wird ranzigt; daher es die Tibetaner auch davon trennen und es in dichten Gefäßen aufbewahren, die nur beim Gebrauch desselben geöffnet werden.

In Butan wird **) die Butter auf folgende Art verfertigt: Die Einwohner nehmen ein enges gerades Gefäß, mit einem Deckel versehen, in dessen Mitte befindet sich eine Oeffnung, um ein Bambusrohr hinein einzulassen. Das obere Ende des Bambus ist mit einem Strick oder Riemen versehen, an welchem zwei Leute ziehen, dadurch das Rohr schnell herumdrehen, und die Milch in Bewegung setzen. Das obere Ende des Rohrs geht spitz zu, und läuft in einem ausgehöhlten Stücke Holz, welches man an einem Baum, oder einem andern Gegenstand befestigt. Der untere Theil des Bambus innerhalb des Gefäßes, ist in vier Stücke gespalten, welche ein Querholz von einander hält. Dieses ist bald höher bald niedriger befestigt, und damit die Spalten nicht weiter reissen, ist das Rohr, da, wo sie anfangen, fest mit einem Strick umwunden.

*) S. An Account of an Embassy to the Court of Tishoo Lama in Tibet, containing a Narrative of a Journey through Bootan and a part of Tibet, by Captain Samuel Turner. London 1800.

**) S. ebendas.

(Die Fortsetzung ein andermal.)

Neues Hannöverisches Magazin.

46tes Stück.

Montag, den 10ten Jun. 1805.

Einige Grundsätze des Ackerbaues.

Von den verschiedenen Arten des Erdreichs, und den Düngungen desselben.

Nebst einigen chemischen Versuchen, aus dem Englischen übersetzt.

(Fortsetzung.)

Derjenige Dünger, welcher mir am bequemsten zur Verbesserung eines sandigten Bodens zu seyn scheint, ist Torferde; denn diese hält das Wasser eben so gut und vielleicht noch besser auf, als der Thon; und da sie ins Pflanzenreich gehöret, so enthält sie mehr Oehl als irgend ein anderer Körper. Dieser Satz wird durch die Erfahrung bestätiget. Ein gewisser Herr ließ etwas von dieser Gattung Dünger auf ein kleines Stück Acker bringen, welches aus einem sehr leichten sandigen Boden bestand. Der Hafer, welcher dasselbige Jahr, und der Klee, welcher im folgenden Jahre darauf gesäet wurde, wuchsen dort ungleich besser, als auf dem übrigen Felde.

Folgender Versuch wurde auf sehr sandigem Boden an verschiedenen gleich grossen Stellen von 3 Fuß im Viereck gemacht. Dieses geschahe in einem Sommer, welcher wegen seiner Dürre zu mehrerer Gewißheit dieser Erfahrung beitrug.

8ter Versuch. Die erste Stelle Nr. 1. wurde mit 2 Zoll tief Thon bedeckt und vermischt. Nr. 2. mit 3 Zoll. Nr. 3. mit 4 Zoll. Nr. 4. bekam 2 Zoll tief Thon und so viel Kalk, als gewöhnlicher Weise auf den Acker gelegt wird. Nr. 5. bekam 3 Zoll Thon mit eben so viel Kalk. Nr. 6. bekam 4 Zoll Thon, und eben so viel Kalk. Nr. 7. bekam 2 Zoll Thon mit der gewöhnlichen Quantität Mist. Nr. 8. bekam 3 Zoll Thon, und eben so viel Mist. Nr. 9. 4 Zoll Thon und eben so viel Mist. Nr. 10. bekam 6 Zoll Thon. Nr. 11. bekam

eben so viel mit dem Zusatz von Kalk. Nr. 12. eben so viel Thon, benebst einem Zusatz von Mist. Nr. 13. war der bloße leichte Sand ohne Zusatz. Nr. 14. bekam die gewöhnliche Quantität Kalk. Nr. 15. erhielt die gewöhnliche Menge Mist.

Den 2ten Jul. waren Nr. 1. 2. 3. 4. 5. 6. allesamt schlecht. Nr. 8. 9. ausnehmend gut. Nr. 10. 11. sehr schlecht. Nr. 12. ausnehmend gut. Nr. 13. am schlechtesten unter allen, und hatte kaum das geringste hervorgebracht. Nr. 14. schlecht. Nr. 15. ziemlich gut.

Den 13ten Aug. waren Nr. 1. 2. 3. 4. 5. 6. schlecht. Nr. 7. 8. 9. ausnehmend gut und schwer an Körnern. Nr. 10. 11. waren durchaus gelb und welk. Nr. 12. ausnehmend gut. Nr. 13. 14. brachte nichts. Nr. 15. war ziemlich gut.

Aus diesem Versuche lassen sich folgende nützliche Anmerkungen folgern:

1. Anmerkung. Ein armer sandiger Boden, welcher an und für sich selbst bey trockener Witterung kein Getreide hervorbringt, wird durch Mist allein zu einem großen Grad der Fruchtbarkeit gebracht; hingegen Thon allein und Kalk allein ist ihm nur sehr wenig vortheilhaft.

2te Anmerkung. Leichter Sand wird durch eine Mischung von Thon und Kalk sehr wenig verbessert; allein durch Thon und Mist wird er auf eine erstaunliche Art bereichert, und dadurch in den Stand gesetzt, eine trockene Jahrszeit ohne Nachtheil der Gewächse zu ertragen, welches ihm für sich allein nicht möglich ist. Da das Wachsthum der Pflanzen in bloßem Sande nicht fort will; so ist ein Zusatz von Thon und Mist hingegen im Stande, das beste Korn, das man sehen mag, hervorzubringen.

3te Anmerkung. Obgleich diese Anmerkungen von allen Arten des Getreides gelten, die nur gesäet werden; so habe ich doch bemerket, daß in einem sandigen Boden, der mit Thon und Kalk vermenget ist, der Hafer besser wächst, als Gerste oder Erbsen; daß hingegen auf solchem Boden diese beide letztere Getreidearten mit Thon und Mist besser gedeihen als der Hafer.

Der Sand, so hart er auch ist, scheint doch mehrentheils aus einer schleimigten öhligten Substanz zu bestehen, wie aus dem folgenden Versuch erhellet.

9ter Versuch. Am 9ten Februar nahm ich 10 Gran reinen Seesand, zerstieß ihn im Mörser, und that ihn in eine Phiole mit einem Quentchen Vitriolöhl; desgleichen eben so viel Sand mit eben so viel Salpetergeist in ein anderes Glas, und endlich denselben Vorrath Sand mit Seesalzgeist in ein drittes. Den 28ten März waren diese Säuren trübe geworden. Ich goß zu jedem etwas Wasser, damit ich auf diese Weise den Sand desto leichter ab-

abgiessen könnte, und die mit Säuren vermischten Theile sich besser absondern möchten. Der Sand im ersten Glase wog 7 Gran, und der im 2ten, 3ten und 6ten ½ Gran; damit ich nun im Stande seyn möchte, dasjenige, was die Säuren aufgelöset hatten, aus den Flüssigkeiten niederzuschlagen, so mischte ich unter jedes so viel Perlasche, als nöthig war, um die Säuren zu sättigen. Nachdem die Aufwallung vorbei war, fand sich auf dem Boden der Phiole mit Vitriolöhl, ein bräunlich schleimiges Pulver, und in den beiden andern Phiolen war auf dem Grunde eine öhligte Substanz, welche sich vom Wasser vollkommen unterscheiden ließ. Dasjenige, was sich vom Salpetergeist niedergeschlagen hatte, sah gelb, und das vom Salzgeist weiß aus. Ersteres, nachdem es vom Wasser geschieden war, verpuffte mit geschmolzenem Salpeter, woraus erhellet, daß es öhligter Natur sey; das andere hingegen that solches nicht. Ich muß hier bemerken, daß das feine Pulver von Feuersteinen mit geschmolzenen Salpeter gleichfals stark verpuffte.

Da der Kalk ein starkes Auflösungsmittel, sonderlich der öhligten Körper ist, so bildete ich mir ein, daß selbiger dergleichen Wirkung auf den Sand haben, und ihn vielleicht in der Erde zu einem Schleim auflösen könnte, durch welches Mittel er alsdenn für Gewächse sehr nahrhaft würde. Dieses, dachte ich, möchte vielleicht der Grund seyn, warum Kalk und Sand sich viel besser mit einander verbinden, als es der lautere Kalk mit sich selbst nicht thut. Eben diese Vermuthung schien mir deshalb noch mehr zuverlässig, wenn ich bedachte, daß ein schleimigtes oder öhligtes Wesen, z. E. das Weiße vom Ei, Thran u. s. w., wenn es mit ungelöschtem Kalk vermischt wird, selbigen sehr bündig macht. Ich stellte deshalb folgende Versuche an.

10ter **Versuch.** Ich nahm eine Anzahl kleiner Stücke vom Feuerstein, welche man mit dem Sande von einerlei Natur zu seyn glaubt. Diese wogen 1 Quentchen 52 und 1 halben Gran. Hiezu that ich etwas Kalk und Wasser. Diese Stücke Feuersteine blieben vom 9ten Febr. bis 23ten März in Kalk und Wasser liegen. Nachdem ich sie nun heraus genommen, und wieder getrocknet hatte, wogen sie eben so viel, als da ich sie hineinlegte.

11ter **Versuch.** Damit ich sehen möchte, was der durch die Säuren aus dem Sande herausgezogene Schleim für eine Wirkung auf ungelöschten Kalk haben möchte, so that ich etwas weniges von der durch beide oben angeführte Säuren hervorgebrachten schleimigten Substanz zu ungelöschtem Kalk, und rührte es untereinander zu einem Teig. Etwas von eben diesem ungelöschten Kalk wurde mit bloßem Wasser zu einem Teig gemacht. Nachdem diese zweierlei Arten Teig 4 Wochen lang gelegen hatten, und gänzlich trocken waren, hielt keiner von beiden fest zusammen.

Die Erfahrung scheint der obigen Theorie gerade entgegen gesetzt zu seyn. Die Sache ist indessen, sonderlich in Absicht auf das Bauwesen, so wichtig, daß sie wohl verdient, näher untersucht zu werden.

4) Vom kreidigten Boden.

Ich werde sehr wenig von dieser Erdart sagen können, weil selbige nur in wenigen Gegenden Englands gefunden wird; und auf das Vorgeben anderer, welche ohne angestellte Versuche von einer Sache sprechen, mag ich nichts nachsagen.

Kreide ist ein absorbirendes Mittel für alle Säuren, und hat keine öhligte Bestandtheile, zieht aber das Oehl stark an. Daher ist der beste Dünger für den Boden alles dasjenige, was viel Oehl enthält, als Haare, Lumpen u. s. w.

Daß diejenigen Düngungsarten, welche viel Oehl enthalten, für einen kreidigten Boden die zuträglichsten sind, behaupten unter andern auch die Verfasser der allgemeinen Haushaltungs und Landwissenschaft im 1ten Theil S. 75. „Wenn der „Boden von der härteren Art Kreide „ist, sagen sie, so bereiten ihn die „Pächter mit halb verfaulem Miste; „ist er aber weicher, so legen sie sei„nen Schlamm und etwas wohl ver„faulten Mist darauf. Dies wird „vom Regen in den Boden hinein ge„trieben, und verschafft demselben eine „ungemeine Fruchtbarkeit.“

Ein kreidiger Boden scheint das Wasser nur schwach anzuziehen, und wird gemeiniglich zum Wachsthum der Pflanzen zu trocken seyn. Die Ackerleute haben bemerkt, daß dieser Boden nach häufigem Regen hart zusammen klebt.

Eine ausführliche Abhandlung vom kreidigten Boden findet sich in der allgemeinen Haushaltungs- und Landwissenschafter Th. S. 73 bis 79. Desgleichen vom Nutzen der Kreide, ebendaselbst, S. 120 und 212. Ferner siehe Mortimes ganze Wissenschaft des Feld- und Ackerbaues, deutsche Uebersetzung, 1r Th. S. 71. 84. 2r Th. S. 199.

5) Von der wilden Erde. (Till.)

Die Ackerleute nennen diejenige Erdart Till, welche eine röthliche, graue oder gelbliche Farbe hat, sehr arm ist, nichts tragen will, und weder so leicht, noch so bald, wie die vorigen Erdarten, fruchtbar gemacht werden kann. Zuweilen sind alle möglichen Bemühungen zur Verbesserungen desselben schlechterdings fruchtlos. Ein solcher Boden muß daher nicht nur keine Nahrung für Gewächse, sondern oftmals ein Gift für selbige enthalten, weil er doch sonst durch den Gebrauch einer Düngung nothwendig fruchtbar werden müßte. Worin dieses Gift bestehe, wollen wir jetzt näher untersuchen; denn wofern wir dieses nicht entdecken, so können

nen wir auch nicht wissen, ob ein Mittel dagegen statt finde, oder nicht.

Die folgenden Versuche stellte ich mit einem solchen unfruchtbaren Erdreich an, welches ein wohlerfahrner Landwirth für dergleichen wilde Erde (Till) erklärte.

12ter Versuch. Es brausete mit Essig und Vitriolöhl, das mit Wasser vermischt war, merklich auf, hatte aber einen besondern eisenhaften Geschmack, und färbte sich mit Galläpfeln schwarz.

13ter Versuch. Etwas von dieser Erde im stärksten Feuer 2 Stunden lang calcinirt, ließ sich fast sämmtlich von Magneten ziehen.

14ter Versuch. Es verpuffte mit geschmolzenem Salpeter nicht.

1ter Versuch. Vier Unzen wohl getrocknete braune wilde Erde (Till), gaben bei einer sechsstündigen Destillation zwei Drachmen Wasser, woran weder etwas Saures noch Laugenhaftes zu bemerken war.

Aus diesen Versuchen erhellet, daß diese Gattung wilder Erde weder Salz noch Oehl enthalte, sondern eine Zusammensetzung von Erde und Eisen sey. Die den Gewächsen nachtheilige, und gleichsam giftige Eigenschaft dieses Bodens muß also vom Eisen herrühren, welches, wie wir aus dem ersten Versuch ersehen können, sich in allen Säuren auflöset, und wenn es solchergestalt aufgelöset ist, in die Gefäße der Pflanzen eindringen kann. Wir werden in der Folge sehen, daß es allda Säuren antrifft. Die unläugbare Richtigkeit dieses meines Schlusses wird durch folgenden Versuch noch mehr erhärtet.

16ter Versuch. Ich nahm ein Pfund gute reiche Gartenerde, und vermischte sie mit einem Quentchen martialischen Salzes, that sie in einen Topf, und säete zu Anfange des Maimonats Gerste hinein. Etwas davon gieng auf, wuchs einen Zoll lang, sah sehr krank und gelblich aus, und verwelkte hierauf; dahingegen die in einem andern mit oben diesem Erdreiche angefülltem Topfe gesäete Gerste sehr schön fortwuchs.

Auf diese Weise war es also klar, daß ein wenig in Vitriolsäure aufgelöstes Eisen einen großen Theil sehr reicher Erde unfruchtbar machte. Daher man die Eisentheile in der wilden Erde (Till) allerdings für dasjenige halten muß, welches den Gewächsen gleichsam ein Gift ist. Falls es ein Mittel gegen dieses Gift giebt, so glaube ich, daß solches allein der Kalk oder der Mergel ist, welche die Säuren aus dem Eisen ziehen, und es, wenigstens einen großen Theil, noch in den Zustand bringen werden, daß es sich vom Wasser nicht auflösen läßt.

Ob zwar eine Vermischung der Eisentheile mit der Erde eine große Ursache ihrer Unfruchtbarkeit seyn kann, so ist es doch nicht die einzige. Ein beträchtlicher Mangel in einigem zum

Wachs-

Wachsthum der Pflanzen erforderlichen Dünger kann eben diese Würkung hervorbringen. Daher geben die Ackerleute öfters den Namen Till einer Art von sehr hartem Thon, sonderlich derjenigen, die sich unmittelbar unter der Oberfläche des Bodens findet. Die gemeinen Landleute fürchten sich daher sehr, diesen Thon mit dem Pflug heraufzubringen, weil er äußerst unfruchtbar ist; diejenigen aber, welche mit mehrerer Ueberlegung handeln, und ihren Acker gern tiefer pflügen wollen, bringen nach und nach immer ein wenig davon herauf, und finden, daß Kalk, Mist und Luft ihn gar leicht fruchtbar zu machen vermögend sind.

(Dies ist dasjenige, was die deutschen Ackerleute eigentlich wilde Erde nennen, und von dem rothen eisenschüssigem Sande, dem eigentlichen Till der Engländer, unterscheiden, ob sie gleich keinen besondern Namen für selbige haben.)

6) Vom moosichten oder torfartigen Boden.

Ich werde auch hier nicht mich in eine Untersuchung des Entstehens und der Natur des Torfs einlassen, indem es bekannt genug ist, daß er eine vegetabilische Substanz ist. Siehe J. H. Degeners physikalische Erörterung vom Torf, Frankf. 1760. Nachricht von den unterschiedlichen Arten des Torfs, Leipz. Samml. Tom. 4. p. 36. Bellery Dissertation sur la Tourbe de Picardie, Amiens 1754. Nachstehender Versuch beweiset dieses mit mehreren.

17ter Versuch. Ein halb Pfund zerstoßener Torf gab mir durch die Destillation in den ersten zwei Stunden zwei Unzen von einer seltenen brennzlichten Flüssigkeit, die von gelber Farbe war, und ihre saure Eigenschaft dadurch zeigte, daß sie mit zerstoßenem Weinsteinsalz stark aufbrauste. Durch das stärkste Feuer, welches neun Stunden länger unterhalten wurde, erhielt ich zwei Quentchen von einer röthlichen brennzlichten Flüssigkeit, welche noch saurer war, als die erste, und ein Scrupel eines dicken dunkelfarbigen Oehls. Außerdem befand sich am Halse der Retorte noch eine ziemliche Menge eines rothen Oehls, welches zu schwer war, als daß es mit übergegangen wäre. Der Bodensatz war schwer.

18ter Versuch. Etwas Torf in ein offenes Feuer gebracht, gab mir ungefähr den 32ten Theil alkalisches Salz.

Hieraus erhellet, daß der Torf in diesem Falle eben die Bestandtheile hat, als andere Körper aus dem Pflanzenreiche, und daher billig in eine Klasse mit ihnen gehört.

Der einzige Weg also, diesen Boden fruchtbar zu machen, ist dieser, daß man sucht, Pflanzentheile in eine Art von Fäulung zu bringen. Dieses geschiehet, wenn man selbigen umpflüget, und auf diese Weise die Pflanzen tödtet. Alle Vegetabilien werden zu einer reichen Erde, nachdem sie auf

einen gewissen Grad verwesen sind; selbst die Rinde von Eichbäumen wird mit der Zeit in ein fettes, schwarzes Erdreich verwandelt. Die Auflösung der Theile geschiehet geschwinder, wenn etwas Erde oder Thon, oder reiner Sand mit dem Torf vermengt wird, denn der bloße Torf allein geht schwerer in die Verwesung. Daher können alle Gattungen vegetabilischer Substanzen und thierischer Körper Jahrhunderte lang in Torfgruben vor der Verwesung bewahrt werden. Zur Beförderung der Fäulung aber dienen, wie man aus der Erfahrung weiß, alle absorbirende Dinge. Die verschiedenen Arten Mergel, wenn sie zu haben sind, und sonderlich der Muschel-Mergel, werden solchergestalt die besten Verbesserungsmittel für diesen Boden abgeben. Desgleichen würde der Kalk ebenfalls sehr gute Dienste allhier thun, weil er ein starkes Auflösungsmittel aller pflanzartigen Körper ist.

Vom Torf siehe **allgemeine Haushaltungs- und Landwissenschaft** 1ter Th. S. 132., desgleichen vom Gebrauche der Torferde zur Verbesserung der Aecker, Koppenh. Magaz. 3ter Th.

Von den natürlichen Düngungen der Pflanzen.

Nachdem wir die Eigenschaften des verschiedenen Erdreichs bestimmt haben, so müssen wir hauptsächlich untersuchen, worin das Wesen und die Eigenschaften desjenigen bestehen, wovon wir aus der Erfahrung wissen, daß es den Erdboden fruchtbar macht, es werde nun von der Natur selbst oder durch die Kunst in selbigen gebracht. Im Fall wir nun einige Eigenschaften entdecken können, die allein diesen Düngungsarten gemein sind; so werden wir dasjenige erlangen, was wir suchen, nemlich eine Kenntniß von der Pflanzennahrung, oder wenigstens von denjenigen Bestandtheilen, die zu ihrer Zusammensetzung gehören. Wir wollen also zuförderst diejenigen Mittel untersuchen, deren sich die Natur bedient, um die Erde fruchtbar zu machen.

Wenn die Erde erschöpft ist, so hat die Erfahrung entdeckt, daß sie die Pflanzennahrung wiederum erlangt, wenn sie eine Zeitlang keine Früchte hervorbringen darf. Hieraus erhellet, daß die Nahrung der Pflanzen beständig zunimmt, wenn sie der Erde nicht durch die Gewächse geraubt wird. Der Ursprung dieser Nahrung läßt sich also entdecken, wenn wir auf folgende zwei Stücke Acht haben:

1) Je mehr das Erdreich der Luft ausgesetzt ist, desto geschwinder und desto häufiger erhält es die Pflanzennahrung, und

2) Wenn die Oberfläche eines Bodens tief untergepflüget, und ein neuer Boden herauf gebracht wird, so bringt dieser neue Boden, ohnerachtet er augenscheinlich so gut als der erste ist,

so

so lange nur schlechte Pflanzen hervor, bis er einige Jahre hindurch den wohlthätigen Einfluß der Luft und des Wetters gehabt hat.

Der Brachacker ist ein beständiger Beweis hievon. Durch das wiederholte Pflügen wird der Boden oft herunter und wieder herauf gebracht und umgekehrt, und alle Theile desselben der Luft ausgesetzt. Daß aber das Umkehren der Erde durch die mechanische Wirkung des Pfluges an und für sich selbst nicht das vornehmste Mittel sey, die Nahrung der Pflanzen zu vermehren, wie Tull behauptet, dies erhellet aus folgenden zwei Erfahrungen:

1) daß selbst der leichteste Boden sich verbessert, wenn er brach liegt, und

2) daß, wenn ein Brachacker in in erhabene Furchen gelegt wird, selbiger mehr bereichert wird, als wenn man ihn ganz platt pflüget.

Doch dieser merkliche Einfluß der Luft ist noch merklicher an den Dämmen oder Wällen, welche man auf dem Acker von der Erde, die man von der Oberfläche wegnimmt, auffährt, damit sie statt der Schaafhürden dienen. Solche Dämme sind der Luft sehr ausgesetzt, als welche einige Monate zwischen und durch selbige hindurch streicht, und sie auf allen Seiten treffen kann. Dieses Erdreich wird auf eine so erstaunliche Weise bereichert, daß es sich durch die Menge und ganz dunkelgrüne Farbe der Saat sehr leicht von dem innerhalb dieser Dämme befindlichen Boden unterscheidet, unerachtet dieser durch den Urin und Mist der Schaafe gar sehr ist gedünget worden. Auch bemerken die Ackerleute, daß das Erdreich von solchen Dämmen drei bis vier Jahr länger fruchtbar bleibt, als der übrige Theil des Ackers, wo dieser Hürdenschlag gewesen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anfragen.

1.

Ich habe seit einigen Jahren Folgendes bei meiner Taubenflucht wahrgenommen. Die jungen Tauben, besonders die im Frühjahre von der ersten Brut, erhalten um die Zeit, wenn ihnen die ersten Federn wachsen, am Halse, dicht unterm Schnabel ein Geschwür, woran sie in kurzem sterben. Sollte dieses mehreren Oekonomen bekannt, und ein zuverlässiges Mittel dagegen vorhanden seyn, so wird um dessen Bekanntmachung in diesen Blättern gebeten.

Ue. —— —— —— D.

2.

Wo findet man eine gründliche Anweisung, weißes Kupfer zu machen? Oder sollte nicht jemand die Gefälligkeit haben, die Verfahrungsart dabei in diesen Blättern mitzutheilen?

Hannöverisches Magazin.

47tes Stück.

Freitag, den 14ten Junius 1805.

Einige Grundsätze des Ackerbaues.

Von den verschiedenen Arten des Erdreichs und den Düngungen desselben.

Nebst einigen chemischen Versuchen, aus dem Englischen übersetzt.

(Fortsetzung.)

Das vornehmste Werkzeug also, dessen sich die Natur bedient, um die Erde zu bereichern, ist die **Luft**. Selbst das fruchtbarste Erdreich erfordert den beständigen Einfluß derselben. Von welchen Theilen in der Luft aber diese befruchtende Eigenschaft derselben abhänge, können wir nicht eher untersuchen, bis wir die Natur der verschiedenen Düngungsarten bestimmt haben, welche dadurch zu wirken scheinen, daß sie diese Theile aus der Luft an sich ziehen.

Die starke und dauerhaft nährende Kraft, welche die Luft der Erde mittheilet, sollte uns daher lehren, einen größern Gebrauch von ihrem Einfluß zu machen, als wir bis jetzt thun. Warum suchen wir nicht die Oberfläche eines Feldes in oben genannte Dämme aufzuwerfen? Andere Düngungen wirken nicht eher, als das zweite oder dritte Jahr, nachdem man sie angewendet hat; dieses aber wirket sogleich. Ein Landmann kann einen Acker Landes nicht unter 5 Pfund Unkosten düngen, wenn man es nur mittelmäßig rechnet; dieses hingegen kann mit dreißig Schillingen bestritten werden. (Ein Acker hält 40 Ruthen in der Länge, und 4 in der Breite. Siehe allgemeine Haushaltungs- und Landwissenschaft 2r Thl. S. 77.) Vom Mist wird der Acker voller Unkraut, durch diese Arbeit aber wieder gereiniget. Düngung kann man nicht allenthalben in gehöriger Menge haben, dieser Vorschlag aber kann aller Orten ausgeführet werden. Vornemlich aber wird ein solches Verfahren auf thonigten Feldern gute Dienste thun, weil Wind und Wetter den Thon sehr locker und zart machen.

Den Thau halten die Ackerleute ebenfalls für sehr nützlich, die Erde fruchtbar zu machen. Selbiger entsteht aus den Ausdünstungen der Erde, der Pflanzen und der Thiere in ihrem natürlichen gesunden Zustande, desgleichen aus den durch die Verwesung oder Fäulung aufgelöseten und emporsteigenden Theilchen derselben. Die Erde, welche ihre Wärme noch behält, wenn die Sonnenhitze bereits schwächer geworden ist, läßt vermöge derselben diese kleinen verdünnten Theilchen in die Höhe steigen; die Luft hingegen, welche wegen ihrer Leichtigkeit sich eher als die Erde abkühlet, verdicket selbige in einer kleinen Entfernung von der Oberfläche, da denn diese Theilchen, welche nun verhältnißweise schwerer werden, als die Luft, wieder auf die Erde herunter fallen. Der Thau ist also von eben so verschiedener Beschaffenheit, als die Körper, von welchen er aufsteigt, verschieden sind. Seine Bestandtheile müssen also mancherlei Art seyn; durch verschiedene angestellte Versuche hat man indessen entdeckt, daß der Thau überhaupt aus Oehl, Salz, und einem großen Theil Wasser bestehe. Wir werden hernach sehn, was diese Dinge zum Wachsthum der Pflanzen beitragen.

Das Regenwasser, sonderlich dasjenige, welches im Frühlinge fällt, hat fast eben solche Bestandtheile. Herr Margraf hat es mit großer Genauigkeit untersucht, und zeiget, daß es Salpeter und Seesalze enthalte, benebst einer ziemlichen Menge einer absorbirenden Erde, so vermuthlich vor der Ausdünstung mit einer Salpetersäure vereinigt war, und daher die Menge des Salpeters sehr vermehrte. Diese Salze waren von brauner Farbe, welche ihr bei sich habendes Oehl verrieth. Wenn das Regenwasser zu diesem Versuch im Winter aufgefangen wurde, so enthielt es weniger von diesem letztern Körper, als wenn man es im Sommer sammlete.

(Siehe Les Mémoires de l'Academie de sciences à Berlin Tom. 7. p. 131 bis 158. Desgleichen Margrafs chemische Schriften, 1r Th. S. 291.)

Der Schnee gehört mit Recht unter diejenigen Körper, durch welche die Erde fruchtbar gemacht wird. Ich habe einen leicht schwimmenden schlammigten Bodensatz im Schneewasser bemerkt, welches ich drei bis vier Tage hatte stehen lassen. Wenn der Schnee schmelzt, so ist seine Oberfläche selbst auf den Spitzen der Berge und Hügel mit einem braunen Staub bedeckt. Beides, Regen- und Schneewasser gehen geschwinder in Fäulung als Quellwasser, welches zeigt, daß jene mehr öhligte Theilchen enthalten, als dieses.

19ter Versuch. Anderthalb Pfund Schneewasser gab nach seiner Verdünstung zwei Quentchen einer röthlichen Flüssigkeit, welche fast gar keinen Geschmack hatte, und nichts Salziges bei sich verspüren ließ. Ich setzte diese Flüssigkeit vierzehn Tage in den Keller, und als ich sie wieder herauf nahm, war sie mit einer schimmlichten Sub-

stanz

stanz bedeckt. Dieser Schimmel verbrannte, nachdem er trocken geworden war, auf einem glühendem Eisen zu Pulver; woraus erhellet, daß Schnee eine öhligte Substanz enthält. Herr Margraf ließ einen größern Vorrath von Schneewasser verdunsten, und entdeckte das nemliche Salz nebst etwas Erde, wie im Regenwasser.

Die Ergießungen oder Ueberströmungen des Wassers in niedrigen Gegenden können mit unter diejenigen Mittel gerechnet werden, deren sich die Natur bedient, das Erdreich zu düngen; wie z. B. niedrige Wiesen entweder vom Regen, oder von dem von höhern Gegenden herabfließendem Regenwasser öfters überschwemmt, und dadurch verbessert werden. Egypten wird jährlich einmal vom Nil überströmt, und dadurch außerordentlich fruchtbar gemacht. Selbst das Quellwasser ist einem Acker dienlich, wiewohl nicht in dem Grade, als das Flußwasser, sonderlich, wenn dieses durch eine fruchtbare Gegend geflossen, und dadurch mit nahrhaften kleinen Theilchen angefüllt worden ist, welche der Regen von dem reichen Boden abgespület hat. Wenn nun dieses Wasser mit solchen kleinen erdigten Theilen und seifenartigen Säften, die es von dem fetten Lande losgespület hat, geschwängert ist, und es alsdenn in einer andern Gegend eine Weile stille steht, so sinken diese nährenden Theilchen zu Grunde, und bereichern den Boden. Der Nilstrom läßt einen reichen klebrigten Schlamm zurück, welcher so voller gährender Theilchen ist, daß man die Ausdünstung desselben für die Ursache ansehen kann, warum die Pest so oft in Egypten wüthet. Durch solchen Zusatz, welchen dieses Land alle Jahr erhält, ist die Grundfläche desselben bereits einen großen Theil höher geworden, als sie ehemals war. Eben daher rührt es, daß in allen Ländern die Thäler allemal fruchtbarer sind, als die Höhen und Berge; weil der Regen von diesen letztern viel fruchtbare Theile wegnimmt, und sie in den erstern zurückläßt.

Die Kunst ahmet in dieser Art, das Land zu düngen, der Natur alsdenn nach, wenn das Wasser eines Flusses über Wiesen und Felder geleitet wird. Man pflegt dieses gemeiniglich im Frühlinge zu thun, wenn das Wasser mit fruchtbaren Theilen am meisten angefüllet ist. Wenn alsdann das Wasser alle diese Theile hat fallen lassen, welches gemeiniglich in vier oder fünf Tagen geschieht, so läßt man es geschwind ablaufen, weil es sonst, wenn es allmählig wegdunstet, den Boden verschleimt, und das Wachsthum des Grases hindert; welche Gefahr hiemit allerdings verknüpft ist, daher man auch bei thonigten Feldern solches nicht zu thun pflegt.

Noch ist hier zu bemerken, daß es gewisse Arten vom Wasser giebt, die dem Acker höchst schädlich sind, z. E. alles Wasser, welches seinen Gang durch Kohlen- und Eisenminen hat, weil solches viele Kohlen- und Eisentheile mit sich führt. Desgleichen ist

alles Wasser, darin viel Schwefel befindlich ist, ebenfalls schädlich; denn wir werden vielleicht in der Folge zeigen, daß der Schwefel ein Gift für Gewächse sey.

Von den künstlichen Düngungen der Pflanzen.

Die Erfahrung lehrt, daß gewisse Dinge, die unter gewissen Umständen und Anordnungen mit dem Erdreiche vermischt werden, selbiges fruchtbar machen. Diese Dinge gehören entweder ins Stein-, Pflanzen- oder Thierreich. Zu den ersteren gehören die verschiedenen Gattungen des Mergels, Kalksteine, Kreide und ungelöschter Kalk. Das Pflanzenreich begreift alle Gewächse und deren Säfte, entweder in ihrem gefunden oder verdorbenen Zustande in sich; die Asche von gebrannten Vegetabilien, das Oel, welches aus Gewächsen herausgebracht ist, und endlich den Ruß. Zum Thierreich rechnet man alle Arten kalkartiger Muscheln, sie mögen noch frisch oder verweset seyn, Hornspäne, wollene Lumpen, und alle thierische Substanzen, als Mist, Urin ꝛc. Alles dieses werden wir nach der Ordnung näher untersuchen.

Hier ist aber die Absicht nicht, die Art und Weise zu bestimmen, wie alle diese Dinge müssen angewendet werden, sondern wir werden uns nur darum bekümmern, wie und auf welche Art diese Dinge wirken. Folglich werde ich diejenigen von ihren Eigenschaften zu entdecken suchen, wodurch in dem Erdreiche gewisse Veränderungen hervorgebracht werden, deren Einfluß sich beim Wachsthum der Pflanzen spüren läßt.

1) Vom Mergel.

Der Mergel ist ein Körper aus dem Mineralreiche, welcher sich zwischen den Fingern fett und schmierig anfühlen läßt, und mit dem Thone sehr viel Aehnlichkeit hat, so, daß man ihn auch nicht selten damit verwechselt, ob er gleich in der That ein von ihm sehr verschiedener Körper ist. Man theilt ihn in verschiedene Gattungen ein, welche aber alle unter diese zwei Hauptarten können gebracht werden, nemlich Thon- und Schiefer- oder Steinmergel; denn das, was man gemeiniglich **Muschel-Mergel** (**Schell-Marl**) nennt, ist eigentlich eine thierische Substanz, und gehört auch daher in solche Classe. Die verschiedenen Farben des Mergels verursachen in Absicht seiner Eigenschaften keinen wesentlichen Unterschied.

2oter **Versuch.** Es ist eine Haupteigenschaft, und ein wesentliches Unterscheidungszeichen des Mergels, daß er in ein Pulver zu Boden sinkt, wenn man ihn ins Wasser legt. Der Thonmergel löset sich hier viel geschwinder auf, als der Steinmergel. Diese Eigenschaft rührt von dem schwachen Zusammenhange seiner Theile her, so daß die kleine Gewalt, mit welcher das

Wasser

Wasser in seine Zwischenräume eindringt, vermögend genug ist, die Theile desselben zu trennen. Durch diese Eigenschaft allein läßt er sich bereits hinlänglich unterscheiden von allen den oben angeführten Erdarten, besonders aber vom Thon, welcher das Wasser nicht so leicht eindringen läßt.

Anmerk. Mehrere Kennzeichen des Mergels kann man im Journal oeconomique Nov. 1752. finden, davon eine deutsche Uebersetz. im allgem. Magaz. 4r Theil S. 123 bis 128. anzutreffen.

Desgleichen Schmersahls Abhandlung vom Mergel in den physical. Belustigungen, 2r Th. S. 305.

Da der Mergel so leicht und so stark vom Wasser durchdrungen wird, daß er sogar seinen natürlichen Zusammenhang gänzlich verliert, so erhellet daraus, wie sehr er den Durchgang des Wassers in einem solchen Erdreiche erleichtern werde, welches man damit gedünget hat. Ein thonigter Boden wird daher weit mehr trocken werden, wenn er gut gemergelt worden ist. Eben daher, weil das Wasser einen gemergelten Boden so leicht durchfließt, geschieht es auch, wie ich glaube, daß derselbe nicht so stark gefrieret, als ein Boden, der nicht gemergelt ist.

21ter Versuch. Der Mergel brauset mit allen Gattungen von sauren Körpern auf, und wird durch diesen Zusatz zu einem Mittelsalz. Wenn man ihn mit Vitriolöl aufbrausen läßt, so entstehet ein schwefelhafter Geruch, welches eine starke Vermuthung giebt, daß er etwas Oehligtes in sich halte. Der Thonmergel scheint sich geschwinder aufzulösen, als der Steinmergel, und verändert um ein Drittheil Säuren mehr. Diese Eigenschaft des Mergels, daß er die sauren Körper in sich zieht, und verändert, giebt ein wesentliches Kennzeichen desselben ab, ohne welches kein Körper genannt werden kann. Durch eben diese Eigenschaft unterscheidet er sich vom Thon.

Da die Ackerleute sich gemeiniglich sehr unbestimmt auszudrücken pflegen; so belegen sie oft auch einen solchen Körper mit dem Namen Mergel, welche mit den Säuren nicht aufbrausen. Ob nun gleich solche Körper den Acker fruchtbar machen können, und es auch wirklich thun, so sind sie doch gleichwohl nicht Mergel zu nennen; denn so viel ist gewiß, daß Körper, welche dieses nicht thun, ihrer Natur nach verschieden sind, und daher auch verschiedene Namen haben müssen. Da also der Name Mergel allgemein ist, so thut man besser, ihn der ersten Gattung von Körpern zuzueignen. Die letztere hingegen muß solche Benennung führen, dadurch sie sich von dem erstern unterscheidet. Es erhellet hieraus, in welcher Verwirrung die Benennungen der Dinge bei der Landwirthschaft sind, und wie nöthig es ist, sie genauer zu bestimmen.

22ter Versuch. Eine andere Eigenschaft des Mergels, wodurch er sich vom Thon unterscheidet, ist diese,

daß

daß man daraus keine Ziegel verfertigen kann. Er wird zwar durch starke Hitze in der That sehr verändert, und verliert seine die Säure verändernde Eigenschaft, weil er nach dem Brennen nicht mehr in ein Pulver zerfällt, und im Wasser läßt er sich nicht, wie vorher, auflösen; indessen bleibt er immer noch sehr verschieden von einem halb zu Glas gebrannten Körper, und es ist noch die große Frage, ob der Mergel ohne einigen Zusatz zu Glas gemacht werden kann, oder nicht? Dieses ist ein starker Beweis, daß er keine alkalischen oder Mittelsalze in sich hält; denn diese sind im Stande, sogar den Kalk zu Glas zu machen, wenn er damit versetzt wird.

23ter Versuch. Ich konnte nicht das geringste Salz aus dem Mergel bringen, weder durch ein bloßes Auslaugen, noch durch die Destillation, ob ich ihm gleich mit dem stärksten Feuer zusetzte. Durch letzteres wurde nichts, ausser ein wenig Wasser, davon geschieden, welches etwas wenig alkalescirend war, so vielleicht von einigen feinern Theilchen des Mergels herrührte, die das Wasser mit weggenommen hatte. Oel erhielt ich aber nicht durch die Destillation. Wenn ich zerstoßenen Mergel in geschmolzenen Salpeter that, so entstanden einige geringe Funken. Dieser Umstand und der schwefelhafte Geruch, den der Mergel bei der Auflösung mit Vitriolöl von sich giebt, bewegt mich, zu glauben, daß etwas weniges von einer öhligten Materie in seiner Mischung enthalten sey.

Indessen, obgleich der Mergel vielleicht kein Oel enthält, so zieht er doch alle Oele stark an. Dieses ist eine Eigenschaft, welche, wie die Scheidekünstler wissen, allen absorbirenden Erdarten eigen ist, daher sie selbige brauchen, um das Oel von andern Körpern zu scheiden; folglich wird er alles Oel, sowohl was er im Lande findet, und welches durch Regen und Schnee dahin gekommen ist, an sich ziehen, und darin aufhalten, als auch dasjenige, was in der Luft schwimmet, und die Oberfläche des Bodens berührt.

(Der Schluß folgt.)

Noch etwas über die Berberitzen. *)

Es ist seit kurzem von dem nachtheiligen, ja schädlichen Einflusse der Berberitzen auf benachbarte Gewächse Unterschiedenes gesagt worden, daß man beinahe dadurch verleitet werden sollte, über den Berber-Beerstrauch das Verbannungs-Urtheil aus unsern Feldern und Gärten zu sprechen.

Wir

*) Man vergl. St. 19. 36. 42. d. Mag. v. d. F. Red.

Wir wollen aber lieber fürs erste Gnade für Recht ergehen lassen, und durch naturkundige Männer, die die Sache aufs genaueste prüfen können, den Ausspruch thun lassen, ob dieses Gesträuch wirklich die ihm angeschuldigte schädliche Eigenschaft habe oder nicht. Inmittelst wird mir erlaubt seyn, hier zweierlei Fälle anführen zu dürfen, die die Sache ziemlich verdächtig zu machen scheinen, und die daher auch eine ernsthafte Erwägung verdienen möchten, sobald man mit Vorurtheilen wider die angeklagte Berberitze eingenommen ist. Der erste ist dieser:

Ich besuchte einstmals einen Freund auf dem Lande, um bei ihm ein Mineralwasser zu trinken. Mein täglicher Morgen-Spatziergang führte mich auch eines Tages in einen entfernten Grasgarten, wo in Zwetschenbäume standen. Zu meiner nicht geringen Verwunderung fand ich sie fast sämmtlich in krankhaftem Zustande; denn das Laub war welk, und die angesetzten Früchte waren schon zum Theil abgefallen. Ich sahe hin und wieder an den innern Wänden der Verzäunung Berberitzen, hatte aber keine Ursache, die Schuld des Krankseyns der Bäume auf dieses Strauchgewächs zu geben, vielmehr hielt ich dafür, daß je zuweilen die Natur des Zwetschenbaums zu solchem kränklichen Zustande geneigt wäre. Als ich nun aber bei meiner Heimkunft das Gesehene erzählte, stutzte der Hausherr, und erwiederte in einem völlig verdrießlichen Tone: das habe ich wohl gedacht, als der Verwalter im vorigen Herbste die verderblichen Berberitzen in den Zaun setzen ließ. Wie ich dem erzürnten Manne einen Beweis über die Schädlichkeit dieses Strauchs abforderte, so konnte er ihn nicht anders führen, als mit der Meinung des Landmannes: er sey in der Nähe der Obstbäume, insonderheit solcher nachtheilig, die das Steinobst zu tragen pflegten. Von Saat- und Fruchtfeldern, die gleiche Gefahr aus jener Nachbarschaft zu erwarten haben sollen, wurde nicht geredet, und ich vermuthe fast, da überall in der Folge unserer langen Unterredung über diesen Gegenstand nichts von der Schädlichkeit dieses Gewächses auf Feldfrüchte erwähnt wurde, diese in dortigem aus halb Sand und Kleierde bestehendem Boden nicht beobachtet, oder durch Erfahrung wahr befunden worden sey.

Der 2te Fall fiel mir vor einem Jahre in der Göttingischen Gegend auf, als ich auch damals einem Freunde auf dem Lande meinen Besuch machte. Wir lustwandelten eines Morgens auch unter andern in einem neu angelegten Bosquet, worin einige junge Zwetschenbäume standen, welche auch krank schienen. Weil mir nun sogleich die Berberitzen auffielen, die ich da herum verpflanzt fand, so fragte ich meinen Freund, ohne mich weiter zu äussern: was wohl die Ursache dieser Erkrankung seyn möchte? Er gab kurz und gut zur Antwort: die Berberitzen dort, die aber auch auf den Herbst weggeschafft werden sollen. Hier war

also derselbige Verdacht gegen diesen Strauch, als in jener Gegend, welche um 2 Grad weiter nach Norden hinliegt.

In meinem Vaterlande, dem südlichen Thüringen, habe ich nie das allergeringste Nachtheilige von diesem Gewächs gehört, obgleich jene Gegend eine wahre Korukammer, und der vollkommenste Obstgarten genannt werden kann, und auch dort der Berberisstrauch nicht fremd ist.

Sollte wohl daher diese seit kurzem in Bewegung gesetzte Hypothese nicht auf Scheingründe gebauet seyn? Und könnten nicht etwa andere verborgene Ursachen in solchen Gegenden, worin an Feldfrüchten und Obstbäumen Schaden geschehen ist, vorhanden gewesen seyn? Sollte wohl nicht Mehl- und Honigthau, auch andere giftige Niederschläge oder Ausdünstungen, die an manchen Orten herrschend scheinen, hingegen an andern nur zu Zeiten ihre böse Eigenschaft in verbrenn- und versengartigen Spuren zurücklassen, die bösen Feinde seyn, die auf ihren Streifzügen das Verderben verbreiten? Wie gesagt, die Herren Naturforscher mögen über diesen ganzen Proceß mit Beweisgründen entscheiden; und so lange das nicht geschehen ist, sollte man doch, rathe ich wenigstens, zu dem Ausrotten dieser Buschart nicht schreiten.

N—m. M—r.

Nachtrag zu dem vorstehenden Aufsatze.

Sonderbar bleibt es immer, daß die Meinung, als sey die Berberis dem Gedeihen des Getreides nachtheilig, so allgemein ist und so weit sich verbreitet hat. Man trift sie selbst in America an. In Joh. Dav. Schöpf Reise durch einige der mittlern und südlichen vereinigten nordamerikanischen Staaten ꝛc. Erlangen 1788. im 1ten Theil, S. 56. finde ich folgende, in dieser Hinsicht merkwürdige Stelle:

„Der gemeine Berberisstrauch steht in Neu-England in üblem Ansehen. Man schuldigt ihn, daß seine Nachbarschaft dem Gedeihen des Waizens und anderer Feldfrüchte hinderlich sey. Ob er positiv oder negativ schade, d. i. ob er durch eigenen verderblichen Dunstkreis, oder durch Aussaugung der bessern Säfte des Bodens sich dieses zu Schulden kommen läßt, konnte und wollte vielleicht noch niemand entscheiden. Unterdessen hat man aber gegen den armen Berberisstrauch ein strenges Gesetz ausgehen lassen, zufolge welches die Landleute schuldig sind, an jeder von dieser sonst harmlosen Staude, wo sie sich nur immer betreten läßt, ohne weitere gerichtliche Anfrage, das Todesurtheil zu vollziehen. Giebt ihnen jemand auf seinen Ländereien Schutz, so ist sein Nachbar berechtigt, solche zu verheeren, und kann nachher noch den trägen oder ungläubigen Dulder wegen Schaden und Mühe belangen. Die Neu-Engländer aber sind auch noch anderer wunderlichen Meinungen und Gebräuche wegen bekannt, und unter ihnen wurden noch zu Anfange dieses (des 18ten) Jahrhunderts eben so grimmige Hexenprocesse gehalten.“

H.

G. F. Koch, Redacteur.

Hannöverisches Magazin.

48tes Stück.

Montag, den 17ten Jun. 1805.

Einige Grundsätze des Ackerbaues.

Von den verschiedenen Arten des Erdreichs, und den Düngungen desselben.

Nebst einigen chemischen Versuchen, aus dem Englischen übersetzt.

(Schluß.)

Damit ich die Eigenschaften des Mergels etwas genauer untersuchen, und die Säure einziehender Theile desselben von andern absondern, und also beide näher kennen lernen möchte, so

(24ter Versuch.) nahm ich eine halbe Unze gestoßenen Steinmergel, und sättigte ihn mit Salpetergeist, indem ich die Säure fünf Tage lang jedesmal in geringem Maaße hinzuthat; die salzartige Flüssigkeit wurde durch Tuch geseihet. In diesem Papier blieben drei Drachmen und einer blaulichten klebrigten Erde zurück, welche bei näherer Untersuchung ein feiner Thon zu seyn schien. Um nun den andern Theil aus der salzartigen Flüssigkeit heraus zu bringen, that ich zerstoßenes Weinsteinsalz hinzu, bis keine milchweiße Farbe mehr zum Vorschein kam; hierauf setzte sich eine weiße Substanz auf den Boden, welche durch das Durchseihen von der Flüssigkeit abgesondert wurde. Nachdem ich dieses Pulver mit Wasser geschlämmt, um alle Salze völlig davon abzusondern, und es in einem starken Küchenfeuer fünf Stunden lang calcinirt hatte, gab mir solches einen ungelöschten Kalk, woraus ich gutes Kalkwasser verfertigen konnte.

Von einem gleichen Vorrathe Thon, den ich auf eben diese Weise behandelte, erhielt ich drei Drachmen und 28 Gran Thon, nebst 32 Gran kalkartiger Erde.

Eben so viel mit Essig gesättigter Thonmergel, womit ich auf gleiche Art verfuhr, gab mir 2 Drachmen und 49 Gran Thon, und der Bodensatz war eine kalkartige Erde, welche,

nachdem sie gebrannt worden, gutes Kalkwasser lieferte.

Eine gleiche Portion Thonmergel von einer andern Gattung, womit ich diesen Versuch anstellte, brachte zwei Drachmen sechs Gran kalkartiger Erde.

Von eben so viel Steinmergel, auf eben die Weise behandelt, erhielt ich genau so viel Thon und kalkartiger Erde, wie vorher.

Es ist also der Mergel ein aus Kalk und Thon bestehender Körper, bei welchem das Verhältniß dieser Bestandtheile nach Maaßgebung der mancherlei Gattungen des Mergels verschieden ist, und ungefähr überhaupt ein Viertheil Kalk und drei Viertheile Thon beträgt.

Aus diesem Versuch können wir deutlich darthun, warum der Mergel im Wasser zu Boden sinket, nemlich deswegen, weil der Kalk das Wasser anzieht, und warum er diese Eigenschaft verliert, wenn er gebrannt ist, weil nemlich der Thon durch das Feuer sich verhärtet; warum aus dem Mergel kein Ziegel gemacht werden kann, weil der Kalk das starke Zusammenhängen der Theilchen des Thons verhindert, welches bei Verfertigung der Ziegel nothwendig ist; warum er nicht zu Glas werden will, weil der Kalk allem Glasmachen äußerst widerstehet, endlich warum er einen kleinen Vorrath eines öhligten Wesens bei sich führt, weil nemlich der Thon etwas Oel enthält. Wenn wir ungelöschten, oder besser, gelöschten Kalk mit Thon, oder einem thonigten Boden vermischen, so ahmen wir der Natur in Hervorbringung des Mergels einigermaßen nach; allein wir sind bei weitem nicht im Stande, der Natur hierin gleich, oder auch nur nahe zu kommen, weil wir diese Mischung weder so gleichförmig, noch aus so zarten Bestandtheilen verfertigen können, als es die Natur bei Erzeugung des Mergels thut.

Es giebt noch eine Erdart, die, dem Augenschein nach zu urtheilen, mit dem Mergel eine große Aehnlichkeit, aber in Absicht ihrer Wirkung die größte Unähnlichkeit mit selbigem hat, und oft mit dem besten Mergel in einer Lage beisammen gefunden wird. Diese Erdart ist von dunkeler Bleifarbe. Anstatt aber den Boden zu bereichern, macht sie den besten Acker auf viele Jahre untüchtig, irgend eine Gattung von Pflanzen hervorzubringen. Ich habe noch drei Jahre hernach denjenigen Acker gänzlich unfruchtbar gesehen, worauf man diese Erdart gebracht hatte. Desgleichen hat man mir gesagt, daß solche schlimme Wirkung auf einem andern Acker viel länger gedauert hätte, und man noch nicht bestimmen könnte, wenn selbige aufhören würde. Eine für den Ackerbau so verderbliche Sache verdient daher allerdings, daß man sie recht kenntlich mache, um sie vermeiden zu können; wie auch, daß man sie genau untersuche, um zu wissen, wovon ihre

schäd-

schädliche Eigenschaft herrühre, und wie dem Uebel abzuhelfen sey, wenn es einmal da ist.

Diejenigen, welche sich des Mergels oft bedient, haben bereits zwischen ihm und dieser Erdart einen merklichen Unterschied entdeckt. Sie haben nemlich bemerkt, daß der Mergel von den Werkzeugen, damit er bearbeitet wird, eine feine Politur annimmt, welches diese Erdart aber nicht thut. Da aber diese Eigenschaft allein wenig hinreichend ist, diese zwei Körper von einander zu unterscheiden, so wollen wir, um mehrere Kennzeichen zu entdecken, zu anderweitigen Erfahrungen unsere Zuflucht nehmen.

25ter **Versuch.** Wenn man ein Stück von dieser Erdart an einem Orte wegnimmt, wo es der Luft nicht sonderlich ausgesetzt ist, so unterscheidet sich solche durch den Geschmack gar sehr vom Mergel. Denn anstatt des letztern ist dieser sauer und merklich zusammenziehend.

Darin kommt diese Erdart zwar mit dem Mergel überein, daß sie im Wasser in einen Staub zerfällt; allein darin ist sie wiederum sehr von ihm verschieden, daß sie mit keiner Säure aufbrauset, noch ihren sauren Geschmack im geringsten verändert.

Den Violensaft färbt sie roth, welches anzeigt, daß sie eine Säure enthalte; dahingegen der Mergel, wie alle absorbirende Erdarten, ihm eine grüne Farbe mittheilet.

Diese Eigenschaften sind hinreichend, den Landmann zu lehren, wie er diesen schädlichen Körper vom Mergel unterscheiden, und also vermeiden könne. Nun wollen wir ferner untersuchen, ob wir die Ursache dieser schädlichen Eigenschaften entdecken können; denn wenn wir die innere Beschaffenheit dieser Erdart einzusehen suchen, so sind wir vielleicht im Stande, ein Mittel gegen ihre Schädlichkeit auszufinden. Ueberdem führen uns alle Versuche dieser Art zu einem wahren System des Wachsthums der Pflanzen. Man kann die Beschaffenheit der Natur der Körper aus dem Pflanzenreiche eben so wie derer aus dem Thierreiche, sowohl durch das, was ihnen schädlich, als was ihnen nützlich ist, bestimmen.

Nach meinen bei der Abhandlung der wilden Erde (Till) angestellten Versuchen kam es mir sehr wahrscheinlich vor, daß dessen schädliche Eigenschaft vielleicht von einem darin befindlichem martialischen Salze herrühren möchte. Deswegen richtete ich auch hier die meisten Versuche mit diesem Körper nach solcher Vermuthung ein.

26ter **Versuch.** Ich schüttete etwas davon in warmes Wasser. Das Wasser bekam eine grünlichte Farbe, schmeckte etwas säuerlich, und stark zusammenziehend. Den Violensaft färbte es blaßroth. Zerstoßenes Weinsteinsalz (ol. tart. p. d) so ich hineintröpfelte, verursachte kein merkliches Aufbrausen, sondern erregte nur einige Luftblasen, veränderte seine Farbe, und schlug ein blaßrothes Pulver aus selbigen nieder. Etwas von diesem

Pulver that ich in einen Schmelztiegel, und setzte es eine halbe Stunde ans Feuer. Allein ich bekam nur sehr wenig davon zurück, und auch dieses war nicht einmal völlig rein; sondern mit einigen Theilen vom Schmelztiegel vermischt; indessen zog der Magnet etwas davon, und zeigte also, daß Eisen darin enthalten sey. Wenn ich obige Flüssigkeit abdunsten ließ, erhielt ich Vitriolweinstein (Tart. Vitriol.)

Das bloße Anbrühen mit dem Zusatz von Galläpfeln veränderte dessen Farbe nicht sonderlich; allein daraus folgt nicht, daß in dieser Flüssigkeit kein Stahlsalz enthalten seyn sollte; denn die Würkung der Galläpfel wird hier nur durch die Säure gehindert, und wie wir schon gesehen haben, so findet sich in dieser Flüssigkeit eine Säure. Um selbige zu vertilgen, goß ich etwas zerflossenes Weinsteinsalz in die mit Galläpfeln versetzte Infusion, welche dadurch alsbald eine bräunliche Farbe annahm, und ein häufiges Pulver zu Boden fallen ließ, das nach Verlauf von 24 Stunden purpurfarbig aussah.

Ich kochte etwas von dieser Erde eine halbe Stunde in kaltem Wasser, seihete es durch, und ließ es wegdünsten, da ich denn von jeder Unze Erde 6 Gran von einer weißen salzartigen Substanz erhielt, die genau eben so schmeckte, wie Salzstahl. Dieses im Wasser zerlassene Salz färbte den Violensaft grün, eben so, wie solches das Salzstahl thut, und nahm mit Galläpfeln eine tiefe schwarze Farbe an; Beweise genug, daß es Salzstahl ist. Die weiße Farbe desselben kann übrigens keinen Einwurf abgeben; denn wenn Salzstahl durch Reiben, Wegdünsten u. s. w. zu einem Pulver gemacht wird, so sieht es weiß aus, und dasjenige Salz, was ich hervorbrachte, war ein Pulver.

Es ist also außer allen Zweifel gesetzt, daß diese Substanz aus einer thonartigen Erde und dem 80sten Theil Stahlsalz, benebst einem kleinen Vorrath von Vitriolsäure bestehe. Aus andern Versuchen, die ich angestellt habe, schien es mir wahrscheinlich zu werden, daß die schädliche Wirkung dieser Substanz nicht von der Vitriolsäure herrühren könne; vornemlich, da hier die Säure sehr flüchtig zu seyn scheint. Im Gegentheile haben wir die schädlichen Eigenschaften des Seesalzes bereits entdeckt. Daher es kein Wunder ist, daß diese schädliche Eigenschaften hier so mächtig wirken, wenn man auf die Menge Acht hat, in welcher diese Substanz statt des Mergels auf den Acker gelegt wird, und auf die gro e Quantität Stahlsalz, so darin enthalten ist: denn der Acker muß auf diese Weise mit Stahlsalz vollkommen gesättiget werden.

Allein wie werden wir diese schädliche Eigenschaft verbessern können; wenn man aus Irrthum diesen oder einen andern solchen Körper anstatt des Mergels gebraucht hat? Denn so haben unter andern Steinkohlen aus gleichen Ursachen gleiche Wirkung an sich. Es scheint hier kein besseres Mittel zu

seyn,

seyn, als das Salz dergestalt auseinander zu bringen, daß die Stahltheile vom Wasser nicht mehr aufgelöset werden können. Die Luft bringt diese Wirkung an dem im Wasser aufgelöseten Stahlsalz nach und nach hervor, indem sie das Saure flüchtig macht, und die Stahltheile zurückläßt. Hier aber kann die Säure auf das Salz nicht wirken, es müßte denn der Boden sehr oft umgestürzt werden, und selbst alsdenn werden die öhligten Theile des Erdreichs noch viel Salz dergestalt bedecken und einhüllen, daß es von dem Sauren nicht wird können angegriffen werden. Der Mergel scheint bei diesen Umständen das beste Mittel zu seyn, diesem Uebel abzuhelfen. Denn da diese absorbirende Erdart mit der Vitriolsäure eine stärkere Verwandtschaft hat, als das Eisen, so wird sie sich mit dem Sauren vereinigen, und die Erdtheile dergestalt verändern, daß sie vom Wasser nicht mehr aufgelöset werden können, und auf diese Weise nicht mehr geschickt sind, in die Gefäße der Pflanzen einzudringen. Ein großer Theil der guten Wirkungen des Mergels auf allen Gattungen des Bodens rührt vielleicht von dieser besondern Eigenschaft desselben her, daß er nemlich einen im Acker befindlichen Körper zerstöret, der sonst nach dem Verhältniß seiner größern oder geringern Menge, das Wachsthum der Pflanzen mehr oder weniger hindert.

Es giebt noch einen andern mineralischen Körper, der, dem äußern Scheine nach, mit dem Mergel viel Aehnlichkeit hat, und auch etwas von seinen Eigenschaften besitzt, daher er leicht mit selbigen verwechselt werden kann. Dieser wird von einigen Schriftstellern Seifenstein (Soap-rock) genannt, weil er der Seife ähnlich sieht, und oft in Felsen gefunden wird, wiewohl ich ihn auch auf der Oberfläche der Erde in Menge angetroffen habe. Weil ihn nun bisher noch niemand näher untersucht hat, so soll es durch folgende Versuche geschehen.

27ter Versuch. Es hat dieser Körper zuweilen eine bläuliche, zuweilen eine röthliche Farbe, und wenn er naß ist, fühlt er sich zwischen den Fingern eben so an, als harte Seife.

Er sinkt im Wasser zu Boden auf eben die Art, wie der Mergel; rührt man ihn im Wasser wohl um, so zergehet er, und die Theile desselben setzen sich nach einander, jedes nach seiner eigenthümlichen Schwere, auf den Boden, so daß zu unterst eine Lage grosser grauer Theilchen ist; hernach kommen Theilchen, die von etwas dunkler Farbe sind; über diese, welche schwarzbraun aussehen, und ganz zu oberst siehet man ein leichtes weißes Pulver, davon ein großer Theil über 20 Stunden lang im Wasser herumschwamm.

Dieser Körper brausete mit keiner Art der Säure auf, und geht also hierin vom Mergel ab.

28ter Versuch. Ich ließ etwas davon im Wasser auslaugen, welches, nach-

nachdem das Wasser durch das Abrauchen hinweggebracht war, etwas weniges Seesalz gab.

Noch etwas davon wurde vier Stunden lang in starkem Küchenfeuer kalciniret. Diejenige Art, welche bläulicht aussah, behielt diese Farbe; was aber eine röthliche Farbe hatte, wurde hochroth. Erstere enthielt einige wenige Theilchen, die der Magnet zog; das andere aber gar nichts dergleichen. Beides sank im Wasser eben so geschwinde zu Grunde, als das, was nicht gebrannt war, und mit einerlei Erscheinungen.

Ich destillirte 4 Unzen davon in starkem Feuer 8 Stunden lang, und erhielt nur eine Unze klares Wasser.

Mit geschmolzenem Salpeter verpuffte es nicht, sondern gab nur einige Funken von sich, woraus jedoch erhellet, daß es Oel bei sich führet.

Dieses Oel brachte ich auf die Art davon, daß ich 4 Unzen desselben mit 2 Unzen Pottasche viele Stunden lang kochen ließ. Hierzu goß ich Salpetergeist, worauf ein rothes schweres Oel zu Boden fiel, welches mit geschmolzenem Salpeter verpuffte.

Ich nahm 4 Unzen davon, und brachte die leichten erdigten Theile durch das Schlämmen mit Wasser heraus, welches ich zu wiederholten Malen darauf goß. Solchergestalt erhielt ich 10 Drachmen von einem weißlichten Pulver, welches Thon zu seyn schien. Das Rückständige enthielt zweierlei Theile, nemlich ein feines graues Pulver, welches dem Anschein nach Sand war, und ferner einige größere Theilchen, die weiß und grün aussahen. Diese brauseten mit sauren Körpern nicht auf, nahmen auch vom Weingeist keine Farbe an, sondern schmeckten mild und fettig, und gaben, wenn sie mit Seifenasche gekocht wurden, und man Salpetergeist zu der Lauge hinzuthat, ein schweres Oel. Dieses zeigt also, daß sie selbst öhlichter Natur sind.

Seifenstein (Soap - rock) scheint also nach diesen Versuchen ungefähr den dritten Theil Thon, einen viel größern Vorrath Sand, und einen Körper von öhlichter schwerer Beschaffenheit zu enthalten.

Um nun hierin etwas weiter zu gehen, und seine Wirkungen auf das Wachsthum der Pflanzen zu entdecken, desgleichen zu bestimmen, mit welcher Gattung Erdreich er sich am besten verträgt, so stellte ich, wiewohl etwas spät im Jahre, folgende Versuche an:

29ter Versuch. Ich füllte einen Topf mit der ärmsten Erde, die ich nur finden konnte; diesen will ich Nr. 1. nennen. Einer dergleichen Nr. 2. wurde mit eben dieser Erde, und einem Drittheil Seifenstein angefüllet; Nr. 3 mit strengem Thon und einem Drittheil Sand; Nr. 4. mit eben diesem Thon und einem Drittheil Seifenstein; Nr. 5. mit Seifenstein allein, ohne einen andern Zusatz. In alle diese Töpfe säete ich Gerste.

In Nr. 2. schien die aufgegangene Gerste anfänglich am liebsten fortzukommen; allein in der Folge stand sie

besser in Nr. 4. In Nr. 5. kam die Saat am spätesten hervor, und sahe auch viel schlechter aus, als die übrige.

2) Von ungebrannten kalkartigen Körpern, und vom ungelöschten Kalk.

Die Kreide wird von den meisten Schriftstellern für eine gute Düngung für einen jeden nassen thonigten Boden gehalten; denn sie macht das Erdreich locker, trocknet es ungemein, und wie es die Ackerverständigen ausdrücken, macht den Acker gelinde (it sweetens the soil). Die weiche milde Art Kreide ist die beste. Die Ackerleute stehen in der Meinung, die Kreide erschöpfe das Land sehr; daher rathen sie durchgängig, man müsse den Acker zu gleicher Zeit bemisten. In Irland braucht man häufig den Kies von Kalksteinen als eine Düngung.

Diese kalkartigen Körper lassen sich auf keine andere Weise auflösen, als bloß durch die Säuren. Mit diesen brausen sie stark auf, die Kalktheile werden aufgelöset, und es entsteht durch einen solchen Zusatz ein Mittelsalz. Dieses Mittelsalz wird allemal vom Wasser aufgelöset, außer alsdenn nicht, wenn zur Erzeugung desselben die Vitriolsäure gebraucht wird.

Wenn Kalksteine in einem starken Feuer gebrannt werden, so entsteht daraus das, was wir ungelöschten Kalk nennen, ein Körper, welcher bei dem Ackerbau häufig gebraucht wird. Dieser zieht die Säuren viel stärker an, als vorher, und läßt sich auch nun ohne dieselben in einem gewissen Grade vom Wasser auflösen. Die fruchtbarmachende Kraft des ungelöschten Kalks aber rühret nicht von diesen leicht aufzulösenden Theilchen her; indem er das erste Jahr, da diese Theilchen sich dort am meisten auflösen, keine andere Wirkung hat, als daß er die Würmer tödtet. Vermuthlich ist der Kalk alsdenn schon abgelöscht und aufgelöset, wenn er anfängt, auf das Erdreich zu wirken, und dem Wachsthum der Pflanzen beförderlich zu seyn. Der Kalk von alten Gebäuden, welcher doch längst gänzlich gelöscht ist, wird für besser gehalten, als der frische lebendige Kalk.

Der ungelöschte Kalk und alle öhlichte Körper ziehen einander stark an, und mit reinem Oel vereinigt er sich auf das genaueste. In dieser Absicht braucht man ihn zum Seifensieden, um die Vereinigung der alkalischen Salze und der öhlichten Theile zu bewirken. Er muß folglich die in der Luft und Erde befindlichen Oehle stark anziehen, sie auflösen, und dergestalt zubereiten, daß sie sich mit dem Wasser vermischen lassen; daher freilich der Schluß gilt, daß der Kalk den Acker gar bald aller seiner öhlichten Theile beraube, und ihn also erschöpfe, wofern der Landmann nicht Sorge trägt, ihm selbige durch den Mist oder andere thierische Substanzen wieder zu verschaffen. Dieser hat es aus der Erfahrung gelernt, daß der Kalk den Boden sehr aushungere, allein ihm ist unbekannt, auf was Art und Weise dieses geschiehet. Es geschiehet nemlich

dadurch, daß er der Erde ihre Oehle gänzlich wegnimmt. Wird also der Kalk auf einen durch beständige Erndten erschöpften Boden gebracht, so verschlimmert er denselben, anstatt ihn zu verbessern, indem er weder Oehl noch öhlichte Körper selbst vorfindet, auf die er wirken und sie verändern könnte. Das beste Mittel dagegen ist, den Kalk mit Dünger zu vermischen, damit er etwas haben möge, um darauf zu wirken. Der Kalk befördert die Auflösung aller Körper gar sehr, sowohl aus dem Pflanzen- als Thierreiche, vornemlich aber aus dem letztern. Wir wissen, wie geschwinde er Haare und wollene Lumpen in eine markartige Substanz verwandelt. Diese Wirkung ist so stark, daß man gewöhnlicher Weise zu sagen pflegt, der Kalk verbrenne die Dinge. Auf eben diese Art wirkt er daher sicher auch in der Erde, so daß er alle thierische und trockene vegetabilische Substanzen auflöset, und sie zu einer Nahrung der Gewächse, wenigstens geschwinder als sonst geschehen würde, zubereitet. — Man hat vom Kalk angemerkt, daß er sich beständig herabwärts senkt, so daß in wenig Jahren der meiste Theil davon unten auf dem Boden, so tief der Pflug geht, bei einander gefunden wird. Ferner haben Ackerverständige wahrgenommen, daß der Kalk die ersten drei Jahre auf einem leichten Boden von besserer Wirkung ist, als auf einem schweren, daß aber nach Verlauf dieser Zeit solche Wirkung gar sehr abnimmt. Ein leichter Boden läßt die Luft mehr durch, und da die guten Wirkungen eines jeden Düngers von dem Einfluß der Luft abhängen, so muß dieser Einfluß in einem lockeren Erdreiche stärker seyn, als in einem Boden, der sehr fest und strenge ist. Weil nun aber ein leichtes Erdrich mehrere Zwischenräume hat, so sinkt der Kalk auch um desto geschwinder durchhin, fällt auf dem Boden zusammen, und verliert also desto eher seine Kraft. — Ferner, es wird der Kalk in gewisser Absicht bei dem Erdreich ein Anreitzungsmittel zur Fruchtbarkeit, da er sich mit den öhlichten Theilen desselben vermischt, und aus diesen die Nahrung der Pflanzen erzeuget. Indem er nun auf diese Weise das Wachsthum der Pflanzen befördert, so geschiehet es freilich, daß er jeden Boden an öhlichten Theilen ärmer macht, und dieses geschiehet bei einem leichten Erdrich desto geschwinder, sowohl, weil dieses nur sehr wenig öhlichte Theile enthält, als auch, weil diese Theile allesammt erst von außen dahin gebracht sind, indem der Sand kein eigentliches Oehl bei sich führet. Ein thonigter Boden hingegen, welcher selbst einen beträchtlichen Vorrath Oehl enthält, und welcher sich überdem nicht leicht auflösen läßt, wird daher nicht so bald vom Kalk entblößet. Ein Zusatz von einer thierischen oder verfaulten vegetabilischen Substanz wird diesem Fehler, sonderlich bei einem leichten Boden, abhelfen.

Hannöverisches Magazin.

49tes Stück.

Freitag, den 21ten Junius 1805.

Von den Deich-Defensionsarbeiten an der Oberelbe.

Vom Deichconductor Buchholz zu Dannenberg.*)

Von den Deich-Defensionsarbeiten finde ich in keinem Buche genug gesagt, so wichtig auch das Studium derselben, sowohl jungen Deichbedienten, als den Deichpflichtigen ist.

Mancher angehende Deichbediente sieht dem erwarteten hohen Wasser mit Schrecken entgegen, nicht weil er die Beschwerden scheuete, welche ihm dadurch zu erwachsen pflegen, sondern weil er nicht aus Erfahrung weiß, wie er sich bei den vorkommenden Deichgefahren zu benehmen hat, und fremde Erfahrungen kann er nicht benutzen, weil sie, wenigstens für ihn, nicht ausführlich genug niedergeschrieben sind.

Gewöhnlich wird die Schuld eines Unglücks auf den Anführer oder Aufseher gewälzt. Bei der Deich-Defension pflegt es nicht anders zu seyn, sondern auch der thätigste und geschickteste Deichbediente wird den Vor-

*) Ich habe anfangs bei mir angestanden, diesen Aufsatz öffentlich bekannt zu machen; allein das zu gütige Urtheil einiger meiner Gönner, welche Männer vom Fache sind, über denselben, veranlaßte mich, solchen auch dem hohen Cammercollegio in Hannover unterthänigst vorzulegen, und um gnädige Erlaubniß zu bitten, solchen drucken lassen zu dürfen. Diese hohe Erlaubniß habe ich nunmehr in gnädigen Ausdrücken und mit der gewiß richtigen Bemerkung bekommen,

daß dieser Gegenstand ohnehin von sehr gemeinnütziger Art sey und von mehreren Seiten erwogen zu werden verdiene.

Ich wage es daher, mit dieser kleinen Arbeit hervorzutreten und versichere, daß mir jede schicklich abgefaßte Erinnerung äusserst willkommen seyn wird.

Vorwürfen von Seiten der Leidenden nicht entgehen, wenn unglücklicher Weise der Deich in dem ihm zur Defension anvertraueten Distrikte gebrochen ist. Um wie viel mehr hat daher ein junger Mann Ursache auf seiner Hut zu seyn, damit man ihm nicht mit Grunde einen Unwissenheits- oder Nachlässigkeitsfehler zur Last legen könne.

Also schon in persönlicher Hinsicht sollten sich junge Deichbediente mit dem Studium der Deich-Defensionsarbeiten bekannt zu machen suchen. Allein es giebt für gewissenhafte Deichofficianten noch einen höhern Bewegungsgrund. Gerade bei hohem Wasser können sie recht nützlich seyn. Von ihrer Vorsicht in Herbeischaffung der erforderlich seyn könnenden Menschen, Werkzeuge und Materialien, von ihrer Thätigkeit, von ihrer Unerschrockenheit und Nichtachtung eigener Gefahr, kurz von ihrem Benehmen, hängt dann der Wohlstand und oft sogar das Leben vieler Menschen ab. Rechtschaffene Deichbediente, die diesen Gesichtspunkt bei ihren Dienstverrichtungen vor Augen haben, werden zur Zeit der Deichgefahren gern einige schlaflose Nächte und mühevolle Tage übernehmen und nicht ermüden, wenn sie gleich ihre schweren Arbeiten nicht hinlänglich bezahlt erhalten, und überdem noch durch übertriebene Aengstlichkeit, oder durch Unkunde der Deichinteressenten unnützer Weise fatigirt werden.

Zwar hat jede Kraft ihre Grenzen, und es kann Fälle geben, wo keine menschliche Kraft im Stande ist, dem Einbruche des Wassers zu widerstehen. Verschiedenen Gegenden des Elbstroms wird der diesjährige Eisgang mehrere solcher Fälle geliefert haben. Wir haben hier in diesem Jahre im Lüneburgschen Amte Daunenberg auf einer Stromlänge von 2 Meilen wohl 13 Eisstopfungen gehabt. Die oberste unterhalb dem Dorfe Prezeze lag vier Tage lang und veranlaßte, daß der Strom unmittelbar vor der Stopfung 4 Fuß höher gestauet wurde, als die Elbe in den fürchterlichsten Wasserjahren 1785 und 1796 gestanden hat.

Die Noth war zwar auch diesseits sehr groß, allein wir hielten dennoch diese so wichtigen Deiche, von deren Erhaltung das Wohl von mehr als hundert Dörfern und mehreren Städten abhängt. Jenseits in der Prignitz war man nicht so glücklich, sondern es brach dort der Elbdeich dreimal, zu Lenzen, zu Unbesand und zu Besand.

Weiter hinunter veranlaßte eine Eisstopfung, welche sich nahe unter dem lüneburgschen Dorfe Landsatze linken, und dem lauenburgschen adelichen Gute Wehningen rechten Elbufers befand, diesseits, eben oberhalb der Stopfung, einen Ueberlauf, welcher nicht verhindert werden konnte, und welcher 2 Elbdeichbrüche zur Folge hatte. Das in diese Bracke in großer Menge eindringende Wasser stürzte sich hernach über die hinten und niedriger liegenden Jetzeldeiche und brach diese noch 9 mal.

Un-

Ungeachtet 20 Dörfer zum Theil bis unter die Dächer im Wasser gestanden haben, so ist dennoch kein Mensch vermißt worden. Dagegen sind, so viel ich weiß, 33 Kühe, 4 Pferde, 5 Schweine und 1 Schaaf umgekommen. Der übrige Schade ist noch nicht zu berechnen, indem das Wasser heute, den 27ten März 1805, schon 19 Tage die Felder bedeckt und wohl in 14 Tagen nicht völlig verlaufen seyn wird.

An Besandungen in der Nähe der Brüche, welche durch den aus dem Grunde gerissenen Sand veranlaßt werden, kann es indeß nicht fehlen, und die Aussaat auf den noch unter Wasser stehenden Feldern, geht höchst wahrscheinlich größtentheils verlohren.

So nothwendig es aber auch ist, daß jeder Deichbediente die Mittel kennen muß, welche zur Abwendung eines solchen großen Unglücks dienen können, so ist es dennoch auch nicht weniger erforderlich, daß die Deichpflichtigen selbst von den Deich-Defensionsarbeiten wenigstens einige Kenntniß haben. Wie ist es bei der geringen Anzahl der Deichbediente möglich, daß sogleich ein solcher da seyn kann, wo sich eine Gefahrstelle am Deiche zeigt? Oft ist der nächste Deichbediente von einem solchen Deiche Meilen weit entfernt, und dennoch kann jede verlohrne Minute unersetzlichen Schaden nach sich ziehen. Allein nach meinen 11jährigen Erfahrungen gehen vielen Deichpflichtigen alle Grundsätze in dieser Sache ab, und sie wählen daher, wenn sie sich selbst überlassen sind, die verkehrtesten Mittel. Ja oft sind sie sogar aus Unwissenheit widerspenstig gegen die Anstalten eines Deichbedienten und befolgen dann, wenn er nach gegebener Anweisung nach einer andern Gefahrstelle muß, nicht den Rath desselben, sondern ihre eigene Eingebungen, welche, wie gesagt, oft sonderbar genug ausfallen. Ein Zufall ist es dann, wenn der Deich gehalten wird, welcher bei Befolgung der Vorschläge des Deichbedienten vielleicht gar nicht brechen konnte.

Es sey mir deswegen gegenwärtig erlaubt, die Mittel angeben zu dürfen, welcher man sich hier an der Oberelbe bei den verschiedenen Deichgefahren bisher bediente.

Meine Absicht bei Entwerfung dieses Aufsatzes geht mehr dahin, diese Sache zur Sprache zu bringen, um dadurch belehrt zu werden, als andere zu belehren. Ich bitte daher nochmals, alles, was bisher gesagt worden ist, und nachher noch gesagt werden wird, aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten.

Der Elbdistrikt, von welchem hier die Rede ist, begreift die Aemter Dannenberg, Hitzacker, Neuhaus und Bleckede in sich. Jedes Amt ist wiederum in Deichvogteien und diese sind in Aeltestereien getheilt. Jede Aeltesterei hat eine Deichwache. Sie wird von den Deichinteressenten in Natur gestellt, und besteht anfangs, wenn noch nicht viel zu besorgen ist, aus der

einfachen Wache, das ist, nachdem der zu bewachende Distrikt groß ist, aus dem Deichältesten und 8 bis 12 Mann.

Zu Deichältesten wählt die Oberdeichaufsicht, welche aus dem Oberdeichinspektor und den Beamten besteht, in deren Bezirk dieselben anzusetzen sind, deicherfahrne und als verständig bekannte Hauswirthe.

In Ansehung der Eiswachen kann man nicht leicht zu vorsichtig seyn. Hier ziehen sie auf, wenn die Eisdecke während des Thauwetters Löcher bekömmt und zu rücken drohet, oder wenn das Wasser plötzlich stark wächst. Dies darf deswegen nicht unterbleiben, weil bei jedem Eisgange Stopfungen zu besorgen sind, deren Wirkung sich oft so schnell zeigt, daß das Wasser, welches beim Anfange einer Stopfung eben den Deich berührte, nach wenigen Stunden schon drohet, sich über den Deich zu stürzen.

Bei den übrigen Anschwellungen des Stroms, welche nicht durch Eisgänge veranlaßt werden, oder bei reiner Elbe, pflegen die Wachen, z. B. im Amte Dannenberg, bei der Elbhöhe Nr. XV. des Wassermessers zu Dannatz zum Wachen aufgefordert zu werden. Ist indeß vom Windschlage etwas zu besorgen, so müssen die Wachen schon früher aufziehen.

Die Deiche haben dann an ihren niedrigsten Stellen noch 6 und an den höchsten noch 8 bis 9 Fuß Bord.

So lange die Deiche einer Aufsicht bedürfen, darf eine aufgezogene Wache nicht eher abgehen, bis sie durch eine andere abgelöset ist. Diese Ablösung pflegt des Abends zu geschehen.

Erlaubt es die Lage, so hält sich die Wache im Hause des Deichältesten auf; wo dies aber wegen Entfernung des Orts vom Deiche, oder aus andern Gründen nicht angeht, da sind eigene Wachthäuser von Seiten der Herrschaft gebauet. Diese giebt auch nach ihrer gewohnten Milde Feurung und Licht, und oft Schöhlbusch und andere Materialien und Werkzeuge her, welche um und in den Wachthäusern aufbewahrt werden.

Wenn die Wachen aufgezogen sind, so steckt der Deichälteste an jedem Ende seines Distrikts einen gabelförmigen Stock in die Deichkappe, und hängt Abends auf jedem einen aus Weidenreisern künstlich geflochtenen Kranz. Ist der zu bewachende Distrikt groß, und die Wachtstube in der Mitte desselben, so gehen die Wachen zu beiden Seiten zugleich an den Deich. Jede nimmt des Nachts einen künstlich geflochtenen Kranz aus Stroh mit, diesen hängt sie auf den vorhin erwähnten gabelförmigen Stock, und bringt den darauf hängenden Weidenkranz zur Ueberzeugung des Deichältesten, daß sie wirklich bis zu Ende des Distrikts gegangen sey, wieder zurück.

Ist vom Wellenschlage oder vom Ueberlaufe nichts zu besorgen, so geht die Wache des Nachts, mit einer Leuchte und Schaufel in der Hand,

so

sowohl hin als zurück an der Binnen- oder Land-Dossirung, und untersucht sorgfältig, ob sich auch eine schadhafte Stelle am Deiche zeige. Ist dies der Fall, so eilt sie zurück und benachrichtiget davon den Deichältesten. Dieser trifft sofort die Anstalten, welche er für die dienlichsten hält, und säumt nicht, zumal wenn ihm die Sache bedenklich scheint, den etwa in der Nähe sich befindenden Deichinspektor, Deichconducteur oder Deichvogt zu benachrichtigen.

Die Deichvögte sind angewiesen, so lange kein Schade an den Deichen ihrer Vogteien vorgekommen ist, sich so viel als möglich in der Mitte ihrer Deichdistrikte an bekannten Orten aufzuhalten. Die Oberdeichbediente halten sich da auf, wo ihre Gegenwart am nöthigsten zu seyn scheint.

Es ist indeß nicht genug, daß die Deichältesten die Wachen gehörig an den Deich schicken, sondern sie müssen ihre Distrikte bei Nacht und bei Tage von Zeit zu Zeit selbst beobachten. Haben sie Ursache zu vermuthen, daß die Wachen des Nachts nicht aufmerksam genug sind, so gehen sie denselben in einiger Entfernung ohne Leuchte nach. Ueberdem bekommt jede an den Deich gehende Wache ein Horn, worin sie ab- und zustößt, und dadurch ihre Wachsamkeit zu erkennen giebt.

Bei wachsender Gefahr müssen die Wachen dergestalt verstärkt werden, daß sofort zwei Wachen wieder ausgeschickt werden können, wenn die an dem Deich gewesenen zurückgekommen sind. So lange jedoch nicht viel zu besorgen ist, pflegen die Deiche des Nachts nur ein Paarmal nachgesehen zu werden.

Nicht weniger ists bei zunehmender Deichgefahr gerathen, die erforderlichen Deich-Defensionsmaterialien, als Mist, Busch, Pfähle u. s. w. an solche Deiche bringen zu lassen, die von Orten entfernt sind. Bei nahe an Orten gelegenen Deichen kann man sich in Ansehung des Mists begnügen, wenn jeder Deichinteressent einen mit Mist beladenen Wagen auf seinem Hofe hat.

Fehlt es aber dennoch einem nothleidenden Deiche an Materialien, so nimmt man sie, wo sie am geschwindesten zu bekommen sind, es versteht sich jedoch von selbst, daß der Eigenthümer des schadhaften Deichs die verwandten Materialien demnächst bezahlen müsse.

Die vorkommenden Deichbrüche können seyn

1. **Strombrüche.** Unter einem Strombruche versteht man einen solchen Deichbruch, der in einem Schaardeiche, das ist, in einem solchen Deiche vorgekommen ist, dessen Fuß unmittelbar am Strome herausstreicht; oder wenn das Vorland eines gebrochenen Deichs mit durchgerissen ist und der Strom unmittelbar, auch nachdem sich das Wasser schon in seine gewöhnlichen Schranken zurück gezogen hat, in das Land tritt.

Diese

Diese Brüche sind in ihren Folgen die schrecklichsten von allen, indem dadurch ganze Felder oft immer durch Uebersandung verdorben werden. Solche Schaardeiche müssen deswegen besonders gut im Stande erhalten und zur Zeit des hohen Wassers besonders sorgfältig beobachtet werden.

2. **Grundbrüche.** Man sagt von einem Deichbruche, daß er ein Grundbruch sey, wenn nicht allein der Deich durchbrochen, sondern wenn auch ein Loch, Kolk oder Brack ausgerissen ist.

Diese Brüche sind an Strömen, wo der Druck nicht von der nur wenige Stunden dauernden Fluth, sondern vom Oberwasser herrührt, welches zuweilen mehrere Wochen vor dem Deiche steht, gewöhnlich. In ältern Zeiten scheinen sie hier sehr häufig gewesen zu seyn. Man darf sich hierüber auch nicht wundern. Ohne Zweifel waren die mehrsten gegenwärtigen Flußdeiche anfangs Sommerdeiche, von bei weitem geringerer Höhe und Stärke, als die gegenwärtigen sind; der Druck des Wassers konnte daher auf die Deiche nicht sehr bedeutend wirken, und es kam auf die Güte der Deicherde weniger an, als jetzt. Nachher, als man die Sommerdeiche in Winterdeiche verwandelte, brachen sie an ihren unhaltbaren Stellen; hier wurden sie auf eine dauerhaftere Weise wieder hergestellt. Man sah ein, daß zur Vermeidung der Deichbrüche nicht allein gute Erde genommen werden müsse, sondern daß diese auch müsse gut verarbeitet werden; daß keine heterogene Theile, als Holz, Steine ꝛc., welche sich mit der Erde nicht gut verbinden, mit eingedeicht werden dürfen, und daß man, um den nachtheiligen Stau zu vermeiden, einen festen Boden zum Fuße des Deichs auswählen müsse.

Nach diesen und mehreren andern Grundsätzen, wovon hier nicht kann geredet werden, sind die Deiche dieses Distrikts nach der Zeit behandelt, besonders aber haben sie in den letzten 20 Jahren durch die Bemühungen des Herrn Oberdeichinspektors Wehrkamp gewonnen.

3. **Deichbrüche.** Wenn ein Deich nur bis auf das Mayfeld oder den Boden, worauf der Deich liegt, weggebrochen ist, so nennt man einen solchen Bruch nur blos einen Deichbruch.

Solche Brüche kommen jedoch an Flüssen wenig vor, sondern es wird aus einem Deichbruche gewöhnlich ein Strom- oder Grundbruch. Fällt indeß das vor dem Deiche stehende Wasser, nachdem dasselbe angefangen hat, den Deich wegzuspühlen, schnell weg, und ist das Mayfeld fest und zähe, so kann es wohl bei einem bloßen Deichbruche sein Bewenden behalten.

Die vorhin angeführten drei verschiedenen Deichbrüche unterscheiden sich nur in ihren Folgen und werden gewöhnlich veranlaßt

a) durch Deichabsackungen,
b) durch Kappstürzungen,
c) durch Wellenschlag oder Beschädigungen vom Eise und daher ent-

entstandener Schwächung des Deichs.

Von jedem dieser drei Buchstaben wird nachher besonders geredet werden.

d) durch Holz, Wurzeln und überhaupt durch im Deiche befindliche heterogene Theile, welche sich, wie schon bemerkt ist, mit der Erde nicht innig verbinden, und wenn sie verfaulen, Röhren zurücklassen;

e) wenn horizontal angebrachte Lagen schlechter Erde sich im Deiche befinden, oder wenn die Erde nicht gehörig gestampft und verarbeitet ist;

f) wenn Maulwurfsröhren, Mäuse- oder Rattengänge quer durch den Deich gehen.

Wird man an der Binnendossirung eines Deichs eine Leckstelle gewahr, so muß man sofort den Wasserstand bemerken und dann untersuchen, ob klares oder trübes Wasser durch den Deich dringt. Im erstern Falle, wenn des durchdringenden Wassers nicht viel ist, versucht man wohl, ob eine solche Stelle sich nicht von selbst wieder zuziehen will; dies geschieht zuweilen durch das Sinken der obern Erde. Eine solche Stelle darf aber, wenn sie auch nicht für gefährlich zu halten ist, nicht vernachlässigt werden, sondern man muß stets ein aufmerksames Aug darauf haben.

Den Wasserstand bemerkt man deswegen gleich anfangs, damit man, wenn nachher Vorkehrungen nöthig werden, auch beim fernern Anwachse des Wassers wissen könne, wie hoch man die Leckstelle nicht suchen müsse.

Dringt aber trübes Wasser durch den Deich, wäre es auch nicht viel, so ist dies ein Zeichen, daß es nicht wie vorhin durchschwitzt oder durchstauet, sondern daß es schon wirklich durchfließt; alsdann müssen eiligst Gegenanstalten getroffen werden.

So wie das Wasser durch den Deich fließt, so folgt es dem Zuge der Schwere. Es kann daher sehr wohl seyn, daß das Wasser, welches an der Landseite an der halben Höhe des Deichs oder noch niedriger herausdringt, eben unter dem Wasserspiegel an der Wasserseite in den Deich getreten ist. Bei ruhigem Wetter wird man dann die Stelle an einem kleinen Wirbel entdekken können, welcher sich dort zu zeigen pflegt, und man hat nur nöthig, das Loch mit der Hand aufzusuchen und mit Hede oder Mist zu verstopfen.

Kann man aber auf diese Weise das Loch in der Aussendossirung nicht auffinden, so gräbt man an der Wasserseite, in der Kappe des Deichs, der schadhaften Stelle gegenüber, eine etwa anderthalb Fuß breite Rille, so tief und lang, bis man auf die Röhre kömmt, wo das Wasser durchdringt. Hat man sie gefunden, und ist Holz die Ursache, so hauet man solches heraus, sonst verstopft man die Röhre bloß mit Hede oder Mist und füllt die Rille mit feiner trockener Erde wieder an, welche dann recht tüchtig gestampft wer-

werden muß, Bei diesen Stellen, welche demnächst nachgegraben und ausgebessert werden müssen, läßt man Pfähle schlagen, damit man selbige desto leichter wieder finden könne.

Diese Röhren, besonders wenn sie von Maulwürfen und anderm Ungeziefer herrühren, gehen jedoch oft so kreuz und quer durch den Deich, oder liegen so tief, daß man sie auch durch das Aufgraben des Deichs nicht treffen kann. In diesem Falle macht man aussen Deichs einen Halbenmond oder Verschlag, um die Gegend, wo man vermuthet, daß das Wasser in den Deich tritt. Man schlägt nemlich in etwa 3füßiger Entfernung Pfähle in einem halben Zirkel um die verdächtige Gegend, und senkt binnenwärts an denselben Flecken, welches Zaunstücke von 12 bis 16 Fuß lang und 4 Fuß hoch sind, oder Buschwaasen herab. Der eingeschlossene Raum wird alsdann mit Mist belegt und mit Erde beschüttet, bis dieselbe zu Tage kömmt, und hierauf fest gestampft. Sollte die Röhre hiedurch nicht gleich getroffen werden, so kann man den Verschlag sehr leicht weiter ausdehnen.

Gewöhnlich trifft man auf diese Weise die schadhafte Stelle, welche dann durch dieses Mittel völlig hergestellt ist.

Oft findet man auch die Röhren an der Aussendossirung, wenn man an zwei Ecken eines kleinen Segeltuchs zwei lange Stangen befestigt und dasselbe mittelst derselben dicht auf der Dossirung herunter schiebt. Statt des Seegeltuchs kann man auch Bretter nehmen, und solche ebenfalls dicht auf der Dossirung herunterschieben.

Während dies geschieht, läßt man die laufende Stelle beobachten; läßt sie nach mit laufen, so ist man gewiß, die Röhre aussen Deichs getroffen zu haben, und man kann dann zweckmäßiger und mit wenigerm Zeitaufwande arbeiten. Man kann sich allenfalls auch eines an einem Stocke befestigten Mistwisches bedienen und damit auf der Aussendossirung herum rühren; färbt sich das durchlaufende Wasser, so hat man die Gegend der Röhre aussen Deichs getroffen.

Alles Zustopfen und Zurammen einer solchen schadhaften Stelle an der Binnendossirung ist unsicher, indem das Wasser, was dennoch in dem Deiche bleibt und denselben, wie man zu sagen pflegt, auflöset, sich einen andern Ausweg neben dem vorigen zu verschaffen weiß. Eben so wenig darf man in der Mitte eines solchen Deichs Bretter oder Thüren einrammen, wie wohl hin und wieder geschieht, weil sich das Wasser zwischen dem Holze und der Erde durchdränget.

Der Schluß folgt.

Hannöverisches Magazin.

50tes Stück.

Montag, den 24ten Jun. 1805.

Von den Deich-Defensionsarbeiten an der Oberelbe.

(Schluß.)

Bei Aufführung neuer Deiche trifft es sich zuweilen, daß man solche auf Sand legen muß. In diesen Elbgegenden, wo alle gute Erdlagen, die oft nicht 6 Zoll stark sind, auf Sand liegen, kömmt so etwas häufig vor. Man gräbt dann zwar den Boden in der Deichlinie einige Fuß aus und führt dann erst den Deich von guter Erde auf; allein das den Saaten verderbliche Stauwasser wird dadurch nicht völlig zurückgehalten, sondern man trifft, zumal wenn der Frost vor Ankunft des Wassers schon aus der Erde ist, Stellen oft mehrere Ruthen hinter dem Deiche, wo das Wasser durchsickert und zuweilen, wie man es bei gewöhnlichen Quellen sieht, mehrere Zolle hoch in die Höhe sprudelt. So gefährlich dies auch manchem zu seyn scheinen mag, so ist dennoch für den Deich wenig zu besorgen, wenn derselbe nur haltbar und gut ist. Will man aber etwas thun, so läßt man Mist, Bretter, Bauholz oder andere schwere Sachen nach diesem Orte fahren, bedeckt die schadhafte Stelle etwa 1 Fuß hoch mit Mist, legt Bretter darüber und belastet das Ganze mit den angefahrnen schweren Sachen.

Sollte kein Mist, statt dessen aber Busch zu bekommen seyn, so kann man allenfalls auch eine Lage Busch auf den Boden legen und diese belasten. Es soll hier weiter nichts, als das Auswerfen des Sandes oder der Erde verhindert werden; das durchsickernde Wasser kann man nicht zurück halten.

Alles Verstärken durch Erde ist in solchen Fällen von keinem Nutzen, indem diese sogleich zu Schlamm wird, so wie sie angebracht ist. Ueberdem wird durch das Treten des schweren Viehes und durch das Einschneiden der Wa-

genräder die Narbe noch mehr beschädigt und loser gemacht.

4. Deichabsackungen. Wenn Deichabsackungen vorkommen, so trifft man sie gewöhnlich da an, wo ein Deich zwischen zwei Grund oder Buschbetten durch ein Brack geführt ist; oder da, wo die Binnenseite des Deichfußes hart an einem solchen Bracke herstreicht, und wo deswegen ein Buschbette statt der Berme des Deichs geführt ist.

Versackt ein solches Buschbette, oder ist es zu steil angelegt, daß es durch den Druck des vor dem Deiche stehenden Wassers überkippt; so verliert der Deichfuß und, im Verhältnisse der Tiefe des Bracks, ein Theil des Deichs selbst, seine Unterstützung trennt sich von dem übrigen Deichkörper und stürzt mit dem versackten Grundbette ins Brack.

Ferner ist schon vorhin bemerkt worden, daß der Sand und sandige Erde das Wasser durchläßt. Besteht nun ein Deich aus solcher Erde und steht das Wasser in ansehnlicher Höhe lange vor demselben, so schwitzt oder dringt dasselbe am Fuße durch und veranlaßt anfangs die Auflösung der Erde, und bald darauf die Absackung des Deichfußes.

Da es im erstern Falle an einem haltbaren Deichfuße fehlt, so ist leicht einzusehen, daß alle Verstärkung landwärts unnütz seyn würde; diese muß daher stromwärts angebracht werden. Dies geschieht, indem man vor dem abgesackten Deiche so geschwind und gut man kann, so breite und so viele Buschlagen absenkt, bis man den Deich für gehörig gesichert hält.

Wie solche Lagen gelegt werden, ist an Strömen bekannt und kann hier nicht gezeigt werden.

Ein Glück ist es, wenn eine solche Absackung in einer Gegend vorkömmt, wo sogleich Menschen und Materialien genug zu bekommen sind, weil jeder Zeitverlust gefährlich werden kann.

Das Rammen der Pfähle hinter einem abgesackten Deiche nützt in den mehrsten Fällen nicht allein nichts, sondern schadet vielmehr oft, weil der übrig gebliebene Deich dadurch erschüttert und loser gemacht wird.

Im andern Falle habe ich bemerkt, daß man das Absacken oder Abschießen des Deichs durch auf die schwammige Dossirung gelegten Mist und Bretter und darauf gebrachte Belastung zu verhindern suchte, welche Belastung dann noch wohl durch Pfähle niedergespannt wurde, die unter einem sehr spitzen Winkel mit der Dossirung in den Deichfuß gerammt und an oben in den noch trocknen Theil der Dossirung eingeschlagene kürzere Pfähle befestigt waren. Oder man belegte solche schwammige Stellen mit Mist und fuhr tüchtig Erde darauf.

Ich will diesen Notharbeiten ihren Werth nicht ganz absprechen, allein das Rammen der Pfähle in einen schwammigen Deich sollte wenigstens unterbleiben, weil der Deich dadurch auf eine schädliche Weise durchlöchert und erschüttert wird. Auch sollte man

den.

den Mist nicht durch Erde belasten, weil diese von dem durchschwitzenden Wasser aufgelöset und weggeschwemmt wird.

Vor allen Dingen aber darf auf einer solchen Dossirung nicht gefahren werden, weil das Einschneiden der Wagenräder und das Treten des Viehes das Uebel vergrössert.

Verschlimmert sich aber ein solcher schadhafter Deich bedeutend und ist zu besorgen, daß derselbe durch seine zunehmende Auflösung zu sehr werde geschwächt werden, so ist wohl kein anderes Mittel übrig, als aussen Deichs eine solche Verstärkung anzubringen, von welcher schon die Rede gewesen ist.

Im Frühjahre wird ein Deich, dessen Fuß mit dem hintergelegten Grundbette abgesackt ist, stromwärts verstärkt, wenn das Lokale dahin vorzurücken gestattet, sonst muß dies binnenwärts auf eine freilich kostbarere Weise geschehen.

Einem Deiche hingegen, dessen Fuß durch den Stau aufgelöset ist, nimmt man binnenwärts die schlechte Erde und bringt statt dieser bessere Erde an, oder verstärket ihn auch wohl durch einen sogenannten Fußdeich.

Zuweilen trifft man jedoch Borsten in einem Deiche an, die bloß von vorhergegangenem heftigen Froste herrühren und daher Frostborsten heißen; oder auch Abborstungen, welche an einem neu dossirten Deiche vorzukommen pflegen, wenn die neu angebrachte Erde sich gelagert hat. Hierbei ist wenig zu besorgen. Man gräbt denselben nach und füllt sie, so weit sie herunter gehen, mit feiner trockner Erde wieder an, welche tüchtig gestampf. und angeschlagen werden muß.

Ist eine solche Borste in der Aussendossirung vorgekommen, so muß diese Stelle neu besodet werden, damit die Wellen bei wiederkommendem hohen Wasser keine Gelegenheit finden, in den Deich eingreifen zu können.

5. **Kappstürzung** n. Wenn ein Deich durch überlaufendes Wasser nur einige Fuß hoch weggespühlt ist, so wird eine Ausspühlung des Deichs eine Kappstürzung genannt.

Diese kann veranlaßt werden

a) durch Eisstopfungen und dadurch bewirkte partielle Anschwellung des Stroms, oder

b) durch allgemein höhere Erhebung des Stroms als die Deiche.

Wenn ein Ueberlauf lange anhält, oder in einer Deichgegend vorkommt, wo der Deich aus loser und leichter Erde besteht, so wird aus einer Kappstürzung ebenfalls gewöhnlich ein Strom- Grund- oder Deichbruch. Man muß deswegen jeden Ueberlauf sorgfältig zu verhindern suchen.

Der Seitendruck des Wassers ist bekanntlich dem halben Quadrate der Druckhöhe proportional, dieser kann deswegen in einer geringen Tiefe unter dem Wasserspiegel nur unbedeutend seyn, und man ist daher im Stande, das Wasser eines Stroms auch dann noch zurückzuhalten, wenn es gleich

die Höhe der Deiche um etwas übersteigen sollte. Freilich wird es schlimmer und oft unmöglich, wenn auch starker Wind auf solche Deiche steht, indem die Wellen dann unaufhaltbar über den Deich rollen. Ist der Deich dann flach dossirt und besteht er aus zäher Kleierde, so erträgt er einen solchen Ueberlauf wohl einige Stunden ohne auszuspühlen und zu brechen; besteht er aber aus schlechter Deicherde, so bricht der Deich gewiß, wenn dem überstürzenden Wasser nicht bald Einhalt geschieht. Man muß deswegen, wenn der Deich an mehreren Stellen überläuft, besonders auf diejenigen Deichgegenden achten, wo ein Deichbruch am nachtheiligsten seyn würde und wo die Deicherde am schlechtesten ist.

Bei einer allgemeinen höhern Erhebung des Stroms als die Deiche, welche indeß bei uns nicht zu besorgen ist, dürfte es jedoch an Deichbrüchen nicht fehlen, indem schwerlich Menschen und Materialien in erforderlicher Menge herbeizuschaffen seyn würden.

So lange es indeß möglich ist, muß dem Wasser entgegen gearbeitet werden. Dies geschieht, indem man Bretter, Fleeken, Wagenleitern oder Bau- und anderes Holz, Buschwaasen u. s. w. an der Wasserseite der Kappe herausstreckt und befestiget; erstere werden zwischen Pfähle auf die hohe Kante genagelt, hinter die Bretter ꝛc. wird Mist gestampft und dieser wird dann mit Erde beschwert.

Sind in der Geschwindigkeit die erforderlichen eben benannten Sachen nicht herbeizuschaffen, so muß man sich in diesem Nothfalle begnügen, die Binnenkante der Deichkappe abzustekken und die Erde auf den Deich zu werfen. Wird während eines Eisganges Eis auf die Deichkappe geschoben, so wird solches entzwei geschlagen und fortgeschafft, damit die Passage auf dem Deiche nicht unterbrochen werde.

6. **Schölung.** Auch der Schölung muß beim hohen Wasser fleißig entgegen gearbeitet werden, weil sonst die Deiche bei der ungeheuren Kraft der Wellen sicher ein Opfer derselben werden würden. Es müssen deswegen Fleeken vorräthig seyn, welche mittelst kurzer etwa drittehalbfüßiger Hakenpfähle auf die Dossirung des vom Winde angefallenen Deichs dergestalt genagelt werden, daß die eine lange Seite einer Fleeke eben unter die Oberfläche des Wassers reicht. So wie das Wasser fällt, so müssen die Pfähle ausgehoben und die Fleeken weiter herunter geschoben und wieder befestigt werden. Diese Fleeken kann man geschwind befestigen und von einem Orte zum andern bringen; sie sind daher in solchen Deichgegenden zu empfehlen, wo viel Wellenschlag vorkommt.

Kann oder will man keine Fleeken gebrauchen, so bedient man sich des Schölbusches. Dieser ist gewöhnlicher Stackbusch, am besten ist der schwere Fuhrenbusch, so lange er grün ist.

Man

Man breitet ihn auf der Dossirung aus einander, so daß Reis an Reis zu liegen kömmt, und nagelt Faschinen, Latten u. dgl. darüber her.

Oft wird er auch in ganzen Waasen oder Bünden auf der Oberfläche des Wassers an dem Stammende durch 1 oder 2 Pfähle dergestalt befestigt, daß die Schwippen die Richtung mit dem Strome bekommen.

Man muß indeß zu verhüten suchen, daß der Busch sich an den Pfählen nicht auf- und niederziehen kann und deswegen Haken- oder durchbohrte Pfähle gebrauchen, denn sonst schadet man dadurch mehr als man nützt.

Die vorhin angegebenen Mittel sind, so viel mir bekannt ist, diejenigen, welche man hier an der Oberelbe bei der Deichdefension anzuwenden pflegt.

Sollten jedoch Deichgegenden vorkommen, von welchen man unbezweifelt vorhersehen könnte, daß das Profil der Deiche zu schwach sey, um den Drucke des Wassers zu widerstehen, so ist freilich kein anderes Mittel übrig, Deichbrüchen zuvorzukommen, als so viel Wasser ins Land, wo herein es sonst doch ganz brechen würde, mittelst Schützschleusen, wenn solche vorhanden sind, oder Ueberläufe über nicht hohe und flach dossirte Kleideiche zu lassen, bis die Deiche durch den Gegendruck des eingelassenen Wassers hinlänglich gesichert sind.

Der Gebrauch dieses Mittels ist zwar an sich schon ein Unglück und es muß daher mit Vorsicht angewendet werden; allein man verhindert doch dadurch Deichbrüche, welche kostbar wieder herzustellen sind, und Verwüstungen von Orten und Besandungen der Felder.

Hat aber ein Deichbruch nicht verhindert werden können, so muß man doch suchen, selbigen in seinen Folgen so wenig verwüstend als möglich zu machen. Die Deichwachen dürfen sich daher nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß des die Inspektion habenden Deichbedienten entfernen, was selbige in solchen Fällen nur gar zu gern thun.

Ist ein Strombruch vorgekommen, so muß, nachdem besonders das untere Ende des stehen gebliebenen Deichs mit Busch tüchtig befestigt ist, der Strom sobald als möglich coupirt werden, damit der Besandung der Felder Einhalt geschehe.

Alle Leute und Materialien, welche nöthig und in der Nähe zu haben sind, müssen zu Hülfe genommen werden, und, weil hier Alles auf die geschwindeste Beendigung der Arbeit ankommt, so wird und darf Niemand, er sey reich oder arm, seine persönliche Hülfe versagen.

Vertheidigung der Berberis.

Zum 42ten Stück dieses Magazins Seite 671.

Die Berberis, in unsern Gegenden Saurach genannt, weil die Beere eine starke, dabei etwas bittere Säure hat, steht bei uns eben in der Blüthe, kömmt aber in andern Jahren früher, wenn die Witterung günstiger ist. Man zieht diese Staude in Hecken zwischen anderm Gebüsch, woselbst sie mit ihren starken Dornen ihren Platz sehr verwahrt. Das ältere Holz erstirbt bald, und neues treibt an desselben Stelle hervor. Ob dies die Ursache ist, warum man keine ganze Hecke dieses Gebüsches, sondern stets eine Mischung von anderm Heckenholze mit demselben wahrnimmt, kann ich nicht sagen. Auch wird es nicht leicht gepflanzt, weil es bei seiner knolligen Wurzel leicht abstirbt. Es scheint, als wenn nur Vögel oder Mäuse das Gewächs mittelst seiner Beeren fortpflanzen, deshalb es gleich dem Schlehdorn und der Wachholder nur hie und da steht. Wo ihm indeß der Boden günstig ist, wird es recht stark. Es wäre wohl der Mühe werth, ganze Lasten von Beeren in Linien zu legen und Hecken davon zu ziehen. Indeß sind mir keine Beispiele davon bekannt; auch dürfte der Versuch in weiter nach Norden liegenden Gegenden wohl vergeblich seyn, weil man es dort nicht wild wachsen sieht. Sollte es sich in den celleschen Heiden ziehen lassen, so wäre der Nutzen wichtig für die Bienenzucht, weil dies Insekt die Blüthe davon über alle Maaße liebt. Die Blüthe erscheint nicht eher, bis sie volle Wärme findet, und also schadet ihr der Frost nicht. Die Beere aber wird nicht vollkommen reif, wenn früher Frost zur Herbstzeit eintritt. In diesem Fall bleibt sie dick und mastig. Wenn ihr aber der Herbst günstig ist, so schrumpft sie sich am Stamme ein wenig zusammen, und alsdann ist sie recht gut. Man bereitet mit dieser Beere in den Apotheken kleine Zuckerkuchen, welche zur Blutsreinigung empfohlen werden. So ausgezeichnet die Säure der Beere ist, so fällt sie doch ein wenig ins Widrige, dagegen die Blüthe einen höchst süßen und zugleich widrigen Geruch hat.

Vor dem letztern Kriege war das Gewächs viel häufiger in unsern Gegenden, als jetzt. Die Ursache ist, weil vielleicht durch Kriegsleute Nachrichten über die Wurzel des Gewächses bekannt geworden waren. Man sah fremde Leute herumschleichen, welche das Gewächs mit der Wurzel tief ausstießen und die Wurzel in Säcken davon trugen. Die Wurzel ist gelb und enthält einen starken orangefarbenen Saft, welcher durch Kochen herausgebracht wird.

Daß übrigens ein an sich so reines Gewächs den Brand ins Getreide

brin-

bringen sollte, steht nicht zu glauben. Brand kommt ins Getreide, wo auch keine Berberis steht; und findet sich nicht stärker, wo sie steht. Er müßte doch wohl von der Mischung des Saamenstaubes mit der Kornblüthe kommen, da beiderlei Blüthe beinahe gleichzeitig ist.

Aber wie kömmt der Brand in Gerste und Hafer, welche weit später blühen? In unsern Gegenden hat noch nie jemand die Berberis in einen solchen Verdacht gezogen; und niemand hat es gesehen, daß in der Nähe einer Berberis jeder Kornhalm Brand geführt hätte. Brand drückt hier den Weitzen stärker, als das Korn. Wenn der Weitzen blüht, ist die Berberis mit ihrer Blüthe vorüber. Der Brand trifft besonders die Mehl führenden Gewächse. Sollte nicht bei der Wurzel eines Halmes die Ursache zu suchen seyn, welche die Säfte verdirbt und das Mehl ganz schwarz macht. Wenn der Brand wie Mehlthau fiele, oder von dem Verderben durch andere Gewächse entstände, so müßte er häufiger und nicht so einzeln gefunden werden.

Wezlar,
den 3ten Junius 1805.

F. A. Rimrod.

Ob die Berberitzenstaude das Befallen verursache?

Ob die Berberitzenstaude das Befallen unserer Halmfrüchte verursachen könne, oder nicht, scheint für so ganz ausgemacht noch immer nicht angenommen werden zu wollen; wenigstens ist noch in dieser Zeit in drei verschiedenen Zeitschriften zugleich manches für und wider darüber geschrieben worden.

Ich theile daher eine im Großen gemachte Erfahrung davon mit, von deren Wahrheit sich ein Jeder hier leicht überzeugen kann.

Als ich im Jahre 1795 hier antrat, fand ich in einem der besten Felder, worin der hiesige Haushalt etwas über 200 Morgen an einem Stücke hat, eine ungefähr 500 Fuß lange Hecke von Berberitzensträuchern. Das Feld befiel fast jährlich; und auch ich litt in den Jahren 1795 und 1796 beträchtlichen Schaden davon. Nun hielt ich zwar diese Sträucher an der gedachten Krankheit des Getreides für sehr unschuldig; gleichwohl schien mir die Hecke hier unnöthig, und ich ließ sie daher noch in dem Jahre 1796 ausrotten.

Die Heckenstelle wurde mit zu Lande gemacht; ist nachher jährlich mit

mit beackert worden, und es findet sich jetzt darauf gewiß keine Spur mehr von einem Berberitzenstrauche. Das Befallen hat aber darum nicht aufgehört, sondern es erfolgt noch immer fast alle Jahre — nach wie vor.

Weende,
den 1ten Jun. 1805.

C. F. G. Westfeld.

Anfrage.

Wo findet man Anweisung, aus Brunnen, in welchen das Wasser blos quillt, und in welchen es also nicht vermittelst eines Falles durch Röhren geleitet wird, das Wasser zu schöpfen, nach Anleitung derjenigen Art und Weise, wie die Weinschenker mittelst eines Hebers den Wein abzapfen, oder auf andere mit nicht viel größeren Kosten verbundene Art? Da auf grossen Gütern, zu Zeiten für hundert und mehrere Stück Vieh, das Wasser aus den Brunnen mittelst der gewöhnlichen Pfosten und Druckwerke, jedoch mit menschlicher Hülfe, gepumpt werden muß, welches jedoch mit vielem Kostenaufwande und zugleich besonders im Winter, mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden ist; so wird durch eine dergleichen Erfindung, nach welcher das Wasser von selbst sich aus dem Brunnen hebt, ein großer Kostenaufwand gespart werden, und dem Publikum dadurch ein großer Vortheil erwachsen; zumal dadurch auch veranlaßt werden würde, daß das Wasser in den Brunnen nie stinkend wird, sondern solches stets als frisches und gesundes Quellwasser gebraucht werden könnte.

Z.

Hannöverisches Magazin.

51tes Stück.

Freitag, den 28ten Junius 1805.

Die Vorzüge der Stallfütterung des Rindviehes, nebst einigen Bemerkungen über die Behandlung desselben.

Die großen Vortheile der Stallfütterung sind zwar von einsichtsvollen und erfahrnen Landwirthen schon oft und eindringend genug dargethan worden. Allein ob sich gleich ein jeder ohne Mühe überzeugen könnte, daß diese Fütterungsart mit unendlichen Vorzügen sowohl für die bessere Nutzung des Rindviehes und dessen Gedeihen und Wohlbefinden, als für die Emporbringung des Ackerbaues überhaupt verbunden sey; so sind doch noch die meisten Landwirthe gegen ihr wahres ökonomisches Beste zu blind, als daß sie es über sich vermögen sollten, vom alten Herkommen abzugehen. Man sehe nur um sich her, wie viele Dorfschaften, ja selbst wie viele Landgutsbesitzer giebt es, die den verderblichen Weidegang mit der von allen Seiten sich empfehlenden Stallfütterung vertauscht hätten? Ist auch hin und wieder einer, der vernünftig genug war, sie in seinen Wirthschaftsplan aufzunehmen, so sind wieder Hunderte, die noch immer mit Vorurtheilen dagegen eingenommen sind, und wenn man sie zur Einführung derselben ermuntert, hinter allerlei Vorwände und thörichte Einwendungen sich verkriechen. Die Wenigsten kennen sie. Es wird daher gewiß kein ganz überflüßiges Unternehmen seyn, die Vortheile der Stallfütterung von neuem in einer kurzen Uebersicht darzulegen.

Der Weidegang des Rindviehes hat mannigfaltige unleugbare Nachtheile für jede einzelne Haushaltung, wie für den ganzen Staat in seinem Gefolge. Der Nutzen, den diese Viehgattung dem Landwirthe gewähren kann und soll, geht dabei, wo nicht ganz, doch zum größten Theile verlohren. Man erwäge nur folgendes:

1) Man kömmt um einen großen Theil des Düngers, den das Vieh auf der Weide und auf den Wegen dahin ver-

verschleppt, wo er zu nichts hilft, und höchstens noch dem Hirten, der ihn sammelt, zu gute kömmt. Die erste und angelegentlichste Sorge des Landmannes muß aber dahin gerichtet seyn, recht vielen und guten Dünger für seinen Acker zu gewinnen, und gerade in den Frühlings- und Sommermonaten, wo das Vieh, das mit grünen Kräutern genährt wird, den schönsten und fettesten Dünger bereitet, verliert er ihn. Welch ein großer, gar nicht zu berechnender Verlust!

2) Kühe werden hauptsächlich der Milch und Butter wegen gehalten. Allein wie viel liefert eine Kuh, die auf einer kümmerlichen Weide, an dürren Gebirgen oder in Gehölzen ihre nothdürftige Nahrung suchen muß? Es ist wahrlich der Rede nicht werth. Ich habe selbst den Versuch gemacht, und eine Kuh mit dem Hirten getrieben, die andere aber auf dem Stalle behalten. Jene gab mir über die Hälfte weniger und bei weitem schlechtere Milch, als diese, die noch dazu, weil die Fütterung nicht im Ueberflusse da war, nur sparsam mit Klee gefüttert werden konnte. — Will man eine Hirtenkuh noch einigermaßen bei Kräften und Milch erhalten, so muß man sie des Morgens, ehe sie ausgelassen wird, und des Abends, wenn sie zu Hause kömmt, reichlich mit Gräsern füttern. Was gewinnt man also beim Weidegange? Nur den vierten, höchstens den dritten Theil des Futters erspart man; an Milch büßt man augenscheinlich ein; und für das schöne Morgenfutter, das die Kuh noch im Stalle verzehrt, bekömmt man nichts, nicht einmal den Mist. — Wo die Kühe den ganzen Tag draußen bleiben, muß Mittags eine Magd hingeschickt werden, um die Paar Tropfen Milch zu hohlen. Diese braucht dazu wenigstens zwei Stunden Zeit, und bringt denn, wenn es hoch kömmt, Ein Maaß Milch zu Hause. Ihr Verdienst ist also, wenn man der Magd alles rechnet, und für das Morgenfutter der Kuh nichts abzieht, ein baarer Gutergroschen. Welch ein Verhältniß gegen die angewandte Zeit, Mühe und Kosten? — An andern Orten kömmt das Vieh des Mittags zu Hause, um seine Milch abzuliefern, und die heißesten Stunden im Stalle zuzubringen. Die Hirtenkuh erhält ihr volles Mittagsfutter, und geht darauf wieder hinaus. Sie bekömmt also Morgens, Mittags und Abends ganz dasselbe Futter, womit sich auch die eigentliche Stallkuh recht gut behelfen kann. Behielte man sie nun ganz zu Hause, so erhielte man für seinen Futteraufwand wieder etwas von ihr. So aber muß sie fort, um ihre Kräfte auf den mühsamen Wegen zuzusetzen, sich von der Sonne stechen, von Insekten martern zu lassen! Ist es doch ordentlich, als ob man von seinem Vieh absichtlich nichts haben, und den Untergang desselben beschleunigen wollte!

3) Selbst in den fettern Gegenden an der Leine, Weser und Elbe, wo das Kuhvieh gute und reichliche

Nah-

Nahrung findet, (wenn es nur nicht so vieles verträte und beschmutzte!) kömmt beim Weidegange das nicht heraus, was bei der Stallfütterung würde gewonnen werden. Mir sind Oerter bekannt, wo die Kühe mit Anfang Mai auf die Weide gelassen, und nicht eher als Ende Septembers wieder zu Hause gebracht werden, von welcher Zeit an sie denn nur am Tage die Weide besuchen. Fünf Monate lang bleiben sie also beständig unter freiem Himmel, sind dem Nebel, der Kälte, dem Winde, Regen und Sonnenschein ununterbrochen ausgesetzt; — kann das ihrer Gesundheit zuträglich seyn? Ich zweifle sehr. Doch ich will zugeben, daß dies Ausdauren in jeder noch so schnell abwechselnden Witterung ihrem Wohlbefinden nicht schade, und daß sie eben so viele und gute Milch geben, wie andere, die auf dem Stalle stehen; den Dünger von fünf Monaten muß doch einmal der Eigenthümer zum größten Nachtheil seines Feldes geradezu entbehren; und dann, welche Umstände und Zeitversäumniß verursacht nicht an solchen Orten das Einhohlen der Milch! Jeder Hauswirth muß für dieses Geschäft fast allein eine eigne Magd halten. Da täglich dreimal gemolken wird, und es einmal so hergebracht ist, daß die Herrschaft zu dieser Arbeit, die ganz bequem in einer halben oder dreiviertel Stunden abgethan werden könnte, der melkenden Magd jedesmal zwei volle Stunden bewilligen muß, die sie denn ganz nach ihrem Gefallen anwenden kann; so gehen dadurch tagtäglich sechs Stunden, auch wohl noch drüber, für den Haushalt verlohren. Wie theuer wird die Milch durch diese Zeitverschwendung! Und welche Gefahr ist nicht für die guten Sitten von diesem unthätigen langen Zusammenseyn der Milchmädchen zu besorgen, die so die schönste Gelegenheit haben, zu klatschen, Thorheiten zu treiben, sich gegen ihre Herrschaften aufzuhezzen, und eins das andere moralisch zu Grunde zu richten!

4) Das Kuhvieh muß nothwendig Ruhe und Zeit zur Verdauung haben. Seine ganze Natur fordert dieses. Wenig Futter, und dabei Ruhe, bekömmt demselben besser, als viel ohne diese. Man beobachte doch nur die Kuh im Stalle. Kaum hat sie sich satt gefressen, so legt sie sich nieder, und fängt an, die genossenen Nahrungsmittel durch Wiederkäuen feiner zu zermalmen, um die darin befindlichen Säfte besser herauszuziehen, und in Blut, Milch, Fleisch u. s. w. zu verwandeln. Wo findet aber diese so nöthige Ruhe das arme Thier beim Weidegange? Kaum hat sie des Morgens ihr Futter hinuntergeschluckt, so wird sie ausgetrieben, und muß sogleich einen Weg von einer halben Stunde und weiter machen. Ihre Nahrung geht, ohne den Körper genützt zu haben, halbverdauet wieder ab. Auf der Weide selbst findet sie diese gewünschte Ruhe auch nicht. Beständig umhergehend, muß sie ihre Speise mühsam zusammensuchen, hier ein Laubblatt,

dort ein Grashälmchen pflücken. Dazu kommen Mücken, Fliegen, Bremsen, die sie unaufhörlich plagen, und in steter unruhiger Bewegung erhalten. Kann das ihrem Gedeihen förderlich seyn? Kann unter solchen Umständen das Verdauungsgeschäft gehörig von statten gehen? Das arme geplagte Thier muß froh seyn, wenn es sein Leben hinhält. An Milchgeben, Fleischansetzen ist da nicht zu denken! Das lehrt auch jeden der Augenschein. Kühe, welche Weiden der gewöhnlichen Art besuchen, sind unansehnliche, zu Gerippen entstellte, struppige, unlustige Thiere, denen man es auf den ersten Blick ansieht, daß sie ihrem Herrn wenig Vortheil bringen. Und ist ja eine noch einigermaßen im Stande, so muß die Pflege zu Hause das Beste thun.

5) Das Weidegehen kann auch schon der Natur der Sache nach dem körperlichen Wohlseyn der Kühe nicht günstig seyn. Den Winter hindurch in einem warmen Stalle eingeschlossen, werden sie im Frühjahre sogleich und auf einmal jeder Witterung bloßgestellt. So wenig ein so plötzlicher Wechsel dem menschlichen Körper dienlich ist, eben so wenig kann er auch dem Kuhkörper seyn. Ferner: auf den weiten Wegen zum Weideplatze und auf den Weiden selbst werden sie ermüdet und abgemattet. Sie müssen oft auf nassen, sumpfigten Stellen sich niederlegen, oft bis an den Leib im Kothe waten, ohne daß sich jemand die Mühe giebt, sie davon wieder zu reinigen. Sie schlucken oft ungesunde Nebel, fressen bereiftes, von ihren eigenen Auswürfen und Fußtritten besudeltes Gras; trinken, noch dazu oft erhitzt, aus Pfützen unreines und verschlammtes Wasser; werden von Insekten verfolgt und umhergejagt, daß sie sich nicht zu retten wissen. Jetzt brennt sie die Sonnenhitze, dann durchnäßt sie wieder ein kalter Regenguß u. s. w. Kann das alles von guten Folgen für die Gesundheit seyn? Ist es Wunder, wenn so manche treffliche Kuh von der Weide sich tödtliche Krankheiten hohlt, faul wird, Keichhusten bekömmt, von der Milch läßt, verkalbt? Und hat nicht schon manches Stück Vieh, durch die beschwerlichen Insekten in heftiges Laufen gesetzt, Hals und Bein gebrochen? Ist nicht schon manche Kuh, von andern gestoßen, ihrem Herrn verkrüppelt von der Weide heimgebracht? — Dies alles sind unausbleibliche Wirkungen des Weideganges. Schon aus Barmherzigkeit sollte man die armen Thiere von diesem vielfachen Ungemach befreien, da man es so leicht kann.

Andern Viehharten, z. B. dem Schaafe, scheint das freie Herumgehen auf einer gesunden Weide, auf Bergen und Anhöhen, zuträglich zu seyn. Sie bleiben so leichter von den Pocken verschont. Aber mit der Natur des Rindviehes verträgt sich der Weidegang durchaus nicht. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Rindviehseuche in dem Grade abnimmt, in welchem die öffentlichen Hütungen ver-

min-

vermindert werden. Selbst der gänzliche Mangel an Bewegung schadet ihnen, der Erfahrung zufolge, nicht im geringsten.

6) Gemeine Hut und Weide erfordert auch einen Hirten, der von der Weidegenossenschaft gelohnt wird. Dieser hat denn noch einen oder ein Paar Gehülfen nöthig, die ebenfalls von der Gemeine der Reihe nach gestellt werden müssen, und wozu denn gewöhnlich Knaben genommen werden, denen es besser wäre, wenn sie die Schule besuchten, als daß sie hinter dem Vieh die Zeit in Unthätigkeit hinbringen. Ein großer Nachtheil, den die Menschheit bei Weidetristen noch in den Kauf bekömmt.

7) Wo Holzweiden sind, da ist ausserdem, daß die im Schatten gewachsenen Gräser nur eine elende Nahrung gewähren, auch noch der beträchtliche Schaden, daß das Vieh den Holzwuchs verhindert, und alle jungen Sprossen in einem fort abfrißt. Da sollte schon von Forstwegen der Weidegang bei Strafe untersagt werden.

8) In Ermangelung guter Weiden helfen sich wenigstens die großen Bauern an manchen Orten damit, daß sie die milchen Kühe des Morgens in große, mit Hecken umgebene Kämpe treiben, die Milch Mittags abhohlen, und das Vieh Abends wieder in den Stall bringen. Das ist nun zwar nicht ganz so nachtheilig, als der öffentliche Weidegang. Man erspart das Hirtenlohn, die Kühe brauchen keine so weiten Wege zu machen, und sind nicht in Gefahr, von fremdem Vieh gestoßen zu werden. Da aber in diesen Kämpen, weil man gewöhnlich zur Beförderung des Graswuchses nichts thut, das Vieh seine nöthige Nahrung nicht findet, so müssen sie immer noch nebenher im Stalle gefüttert werden und der Dünger geht dem Bauer auf alle Fälle verlohren. Zudem werden auch in diesen Kämpen die Kühe unaufhörlich von Fliegen gepeinigt, und in ihrer Ruhe gestöhrt, sind Wind, Regen und Sonnenschein den ganzen Tag über ausgesetzt, und müssen ebenfalls verunreinigtes Gras fressen, und auf Stellen, die sie heute schon kahl genagt und zertreten hatten, morgen und übermorgen ihr Futter von neuem suchen. Nicht selten geschieht es auch, daß die Kühe, von Hitze, Durst und Insekten geplagt, durch die Hecken brechen, und in den Saatfeldern ungeheuren Schaden anrichten, den denn der Eigenthümer (den Verdruß ungerechnet) mit schwerem Gelde wieder ersetzen muß. Bleiben solche in Kämpen geweidete Kühe gleich besser bei Fleische, und geben mehr Milch, als die mit dem Hirten getriebenen, so ist es doch ohne Widerrede wahr, daß sich das Vieh weit besser stehen, und dem Bauer größere Vortheile zuwenden würde, wenn er dergleichen Kämpe, oft mit Dornen und Distelu bewachsene ansehnliche Flächen von gutem Boden, mit Futterkräutern besamte, und damit sein Vieh im Stalle unterhielte. Das sieht auch der Landmann ganz wohl ein, wenn man mit ihm darüber

spricht.

spricht. Aber es würde etwas Neues seyn; seine Bequemlichkeitsliebe findet ihre Rechnung nicht dabei; darum läßt er es lieber beim Alten.

Alle diese vom Weidegange unzertrennlichen Nachtheile fallen bei der Stallfütterung gänzlich weg. 1) Man behält in der schönsten Jahrszeit den herrlichsten Dünger, dessen man, wenn nur fleißig untergestreut wird, unglaublich viel machen kann. Welch ein Vortheil für den Acker, der so zu einem reichlichern Ertrage gehoben wird! 2) Kühe, auf dem Stalle mit spanischem Klee, Luzerne, Esparsette oder grünem Hafer gefüttert, geben die fetteste Milch in großer Menge. Meine Kühe, die beständig auf dem Stalle bleiben, liefern mir, nach Verhältniß ihrer Güte, täglich 10 bis 13 Maaß, und in den ersten Wochen nach dem Kalben noch drüber. Dabei sezzen sie auch noch Fleisch, und haben das munterste Ansehen. Das ist eine ausgemachte Erfahrung, eine Stallkuh ist in Rücksicht ihrer Nutzung eben so viel werth, als zwei oder drei von gleicher Güte, die auf magere, weitentlegene Weiden getrieben werden. Die Thiere genießen so mehr Ruhe; sie können stehen, sich niederlegen, wie es ihnen gut dünkt, und das Verdauungsgeschäft mit Gemächlichkeit verrichten. In einem schattigten, dunkel gehaltenen Stalle leiden sie nicht von Sonnenhitze und von Insekten. Sie können immer gesundes Getränk und unbeschmutztes Futter erhalten, erhitzen sich nie, laufen sich nicht müde, sind vor gefährlichen Sprüngen, vor Stoßen und Ansteckung sicher. 3) Daß dies alles, bei einer regelmäßigen Fütterung, außerordentlich viel beitrage, um sie länger zu erhalten, und vor Krankheiten zu bewahren, wird man mir ohne Beweis glauben. Man hat sie so unter beständiger Aufsicht, kann mithin alles Schädliche von ihnen abhalten, und gleich, wenn man etwas Auffallendes an einem Stücke wahrnimmt, vorbauen. Meine Kühe, die nun schon sieben Jahre auf dem Stalle stehen, sind in der ganzen Zeit nie krank gewesen. Ich frage kühn, wo ist eine Weidekuh, die sich eines solchen Glücks rühmen könnte? 4) Bei der Stallfütterung sind der Hirt und die Nachhirten, die hinter dem Vieh eben nichts Gutes lernen, natürlich ganz überflüssig. Man behält also nicht nur das Jahr hindurch einige Thaler mehr in der Tasche, sondern sichert auch die Moralität der Schulknaben. Eben so braucht man auch zum Einhohlen der Milch keine besondere Magd. Das Vortragen des grünen Futters erfordert nicht viel Zeit und Mühe; selbst Kinder können dazu helfen, wenn nur dafür gesorgt wird, daß das Kleefeld in der Nähe der Wohnung ist, was sich ja auf dem Lande fast in jeder Haushaltung ohne Schwierigkeit bewerkstelligen läßt. Wo weit entlegene Weidegänge sind, da wird das Gesinde, und wenn es auch noch so gut ist, der größten Gefahr ausgesetzt, von schlechten Dienstboten, womit es bei dem täglichen Milchhohlen in nähere Ver-

Verbindung kömmt, allerlei Unarten anzunehmen, und durchaus verdorben zu werden. Und wenn auch dies nicht wäre, so ist eben die Unthätigkeit, wozu es bei diesem Geschäfte gewöhnt wird überaus nachtheilig für dasselbe, und der Herrschaft strömt aus jener Quelle täglich neuer Verdruß zu. Schon das ist bei der Stallfütterung von unendlichem Werthe, daß man seine Leute beständig unter Aufsicht behält, und schlechte Gesellschaft und Beispiele verhüten kann. Ist das Eintragen der Fütterung besorgt, so kann das Mädchen sogleich zu andern Verrichtungen angestellt werden, bleibt also nie müßig.

Das einzige Unangenehme, das bei der Stallfütterung bisweilen vorfällt, ist, daß manche Kuh nicht rindert. Daran ist aber die Stallfütterung selbst nicht Schuld, denn die Brunst findet sich auch auf dem Stalle ein; sondern das Nichtrindern kömmt lediglich daher, weil die Viehwärter die Kennzeichen der Brunst entweder nicht kennen, oder nicht gehörig darauf achten. Nicht bei allen Thieren sind die Kennzeichen dieselben, bei dem einen äußert sich das Rindern so, bei dem andern auf eine andere Weise. Wenn aber eine Kuh in übrigens gesundem Zustande, bei gutem und reichlichem Futter wenig oder gar nicht frißt, anhaltend blökt, unruhig vor der Krippe hin und her läuft, sich nicht niederlegt, immer um sich her sieht, oder an der Kette entweder auf ihren Wärter, oder beim Auslassen zur Tränke auf anderes Vieh aufspringt, so kann man schon schließen, daß ein Verlangen nach dem Stammochsen da sey. Wo sich nun eins oder mehrere von diesen Merkmahlen äußern, da muß man das Thier einige Tage hinter einander mit dem Ochsen zusammen bringen. Unterbleibt dieses, so vergeht die Brunst, und die Schuld hat man sich also selbst beizumessen. — Jeder Viehwärter muß daher mit diesen Kennzeichen des Rinderns bekannt gemacht werden.

Alles Angeführte redet doch wohl für die Stallfütterung laut genug. Warum führt man sie doch nicht allgemein ein, und schafft die Hürungen ab? Es ist wirklich unverantwortlich, daß der Mensch, der als denkendes Wesen immer zum Vollkommneren fortschreiten, und das bemerkte Bessere zu seinem Vortheile benutzen soll, so träge und selbstgenügsam auf einem Flecke stehen bleibt, und für das, was um ihn her vorgeht, weder Auge noch Sinn hat. Von vielen Menschen heißt es auch hier: Sie haben Augen, und sehen nicht, Vernunft, und gebrauchen sie nicht. Freilich kann man es dem Landwirthe nicht verdenken, wenn er bei neuen Vorschlägen etwas mistrauisch ist, nicht sogleich rasch zufährt. Das, wovon das meiste Geschrei gemacht wird, bewährt sich oftmahls in der Ausführung am allerwenigsten, und man sieht sich oft genöthigt, das gepriesene Neue wieder zu verlassen, und zu dem Alten zurückzukehren. Etwas Mistrauen, einiges Zaudern und Zusehen, wie das

Ding

Ding gehe, steht daher einem jeden wohl zu rathen. Aber bei der Stallfütterung ist durchaus nichts zu fürchten. Sie ist nichts Neues mehr, sondern bereits durch dreißigjährige Erfahrung in allen Gegenden Deutschlands als zweckmäßig und vorzüglich befunden worden. Hier sollte man also das alte Sprüchelchen: „das geht bei uns nicht, da haben wir die Lage nicht nach," ein Sprüchelchen, hinter welchem sich die Bequemlichkeit nur gar zu oft verbirgt, nicht mehr hören. Stallfütterung ist überall, auf leichtem und schwerem Boden anwendbar: sie gewährt dem Thal- wie dem Bergbewohner, dem Sand- wie dem Marschländer, die augenscheinlichsten Vortheile. Versucht es, und es wird keinem gereuen!

Allenthalben, vor Städten, Flecken und Dörfern, sieht man noch große Strecken Landes, das, wenn es angebaut würde, die ergiebigsten Erndten liefern würde, öde und ungenutzt liegen. Dornen, Disteln und Buschwerk haben es überzogen, keinem kömmt davon etwas zu Nutze. Wahrlich, es ist Undank, wenn der Mensch Gottes Geschenke so wenig achtet! Warum vertheilt man diese oft so weitläuftigen Flächen nicht unter die Einwohner zu Gärten, Wiesen und Ackerland? Warum pflügt der Bauer seine viele Morgen haltenden Wiesen nicht um? Von einem Reviere, das jetzt in seinem veränderten, sich selbst überlassenen Zustande kaum drei oder vier Kühe nothwendig ernährt, würde er deren neun bis zwölf auf dem Stalle reichlich füttern. Und wie wohl würden Küche, Boden und Keller dabei sich befinden! Warum werden da, wo die großen geschlossenen Weideplätze noch sind, diese nicht unter die Interessenten verhältnißmäßig vertheilt, so, daß ein jeder seinen Antheil nützen könnte, wie er wollte? Da ist z. B. ein Anger von vierhundert Morgen des besten Landes. Diese werden etwa von hundert Stück Vieh begangen. Welch ein Unrath? Man vertheile sie, gebe jedem davon nach der Anzahl Vieh, die er darauf zu treiben berechtigt ist, mehr oder weniger. Er kann denn seinen Viehstand ansehnlich erweitern, oder falls er das nicht will, seine vorige Anzahl Kühe nicht nur reichlicher nähren, sondern wird noch vielleicht zwei Drittel zu Heu und Körnern übrig behalten.

(Der Schluß folgt.)

Hannöverisches Magazin.

52tes Stück.

Montag, den 1ten Jul. 1805.

Die Vorzüge der Stallfütterung des Rindviehes, nebst einigen Bemerkungen über die Behandlung desselben.

(Schluß.)

Viehzucht ist die Seele des Ackerbaues. Ohne jene kann dieser, und dieser wieder ohne jene nicht bestehen. Beide stehen in der unzertrennlichsten Verbindung und Gegenwirkung. Je mehr Vieh man halten kann, desto besser kann man düngen. Je besser der Acker gepflegt wird, desto mehr kann und wird er an Körnern und Stroh abgeben. Das ist ohne Beweis klar. Man spricht und schreibt so viel über Verbesserung des Ackerbaues; aber ohne verbesserte und vermehrte Viehzucht ist und bleibt es ewig damit Stückwerk. Der Weidegang ist ein Haupthinderniß des Ackerbaues und der Viehzucht. Man schaffe ihn doch je eher je lieber ab, und füttere sein Vieh auf dem Stalle; hebe alles, was Gemeinheit heißt, auf, theile die Weideplätze, — und alles wird den erwünschtesten Fortgang haben. Ich berufe mich auf die Pfalz, Hessendarmstadt, und so viele andere Gegenden, wo der Ackerbau im höchsten Flor ist. Keiner andern Ursache, als der durchgängig eingeführten Stallfütterung, verbunden mit der Aufhebung der Gemeinheiten und den weisen Ackergesetzen, haben diese glücklichen Gegenden ihren Wohlstand zu verdanken. Aus Hohenlohe, einem Ländchen von neun Meilen lang und vier Meilen breit, werden jährlich für zwei bis drei Millionen Gulden Mastochsen ausgetrieben, und wenigstens noch für eine Million zwei- bis dreijährige Mastrinder werden im Lande verzehrt. *) Wie wäre dies möglich, wenn nicht Stallfütterung eingeführt wäre, und jedes

*) Vergl. Mayers Vorrede zum 2ten Theile seines schätzbaren Buches: Das Ganze der Landwirthschaft.

jedes Fleckchen von den betriebsamen Einwohnern aufs sorgfältigste benutzt würde.

Nicht jede Art der Behandlung des Rindviehes ist aber dem Gedeihen desselben, und dem davon zu hoffenden Nutzen angemessen. Ich will daher auch hierüber noch einiges bemerken, was nicht allgemein befolgt wird.

Diejenige Behandlung des Viehes, die seiner Natur am meisten entspricht, sein Wohlbefinden möglichst befördert, Krankheiten abhält und hindert, seine Nutzbarkeit erhöht, ist unstreitig die vorzüglichste und beste.

1) So wie nun dem menschlichen Körper nichts zuträglicher ist, als eine gewisse bestimmte Lebensordnung, so befindet sich auch das Vieh am besten, bei dessen Wartung eine gewisse Regelmäßigkeit und Einförmigkeit beobachtet wird. Vieh, das heute viel, morgen wenig erhält, heute um die, morgen um eine andere Zeit gefüttert und getränkt wird, bald im Ueberfluß lebt, bald wieder hungern muß, — solches Vieh kann sich schlechterdings nicht wohlbefinden. Die Natur geräth in Unordnung, und früher oder später erfolgt Krankheit. In diesem Stück versieht es der Landmann bald auf die eine, bald auf die andere Art, und daher kömmt es, daß sein Vieh selten recht munter und frisch aussieht, und daß er davon bei weitem den Vortheil nicht hat, den er davon haben könnte. Eine gewisse Ordnung, von der man so wenig als möglich abweicht, ist bei der Fütterung unumgänglich nothwendig. Man muß sich gewisse Stunden festsetzen, wo man das Vieh besorgt, und diese Stunden so wählen, daß das Thier in der Zwischenzeit gehörig verdauen, sich wieder ausleeren, und neue Freßlust sammeln kann. Ein stets vollgepfropfter Magen taugt für kein Geschöpf. Wenn man daher in 24 Stunden dreimahl von acht zu acht Stunden, etwa Morgens um 4 Uhr, Mittags um 12 Uhr, und Abends um 8 Uhr jedesmahl völlig satt füttert, so möchte das für die Gesundheit des Viehes am besten seyn. So behält das Vieh von einer Fütterungszeit zur andern Musse genug, um das Genossene nach den Bedürfnissen seines Körpers zu verarbeiten. Das wieviel jedesmahl läßt sich wohl schwerlich ganz genau bestimmen. Es kömmt dabei auf den innern Gehalt der Nahrungsmittel, wie auch auf die größere oder geringere Freßbegierde der Thiere gar vieles an. Jeder thut daher am besten, wenn er sein Vieh genau beachtet, und sich darnach in Absicht des Futterungs-Quantums richtet. Nur überfüttere man ja nicht. Das Zuviele kann nicht verdauet werden, giebt ungesunde, verdorbene Säfte, und zieht Krankheit und Tod nach sich. Auch suche man das gierige Fressen und Saufen sorgfältig zu verhüten. Das erste geschieht, wenn man dem Viehe seine Mahlzeit nicht auf einmahl, sondern nach und nach in kleinern Portionen vorlegt. Das letzte wird bewirkt werden, wenn man etwas Gras

oder

oder Heu in das Trinkgefäß legt, und dadurch saufen läßt.

2) Auf gesundes Futter kömmt zum Wohlseyn des Viehes außerordentlich viel an. Wenig und dabei gesund, bekömmt ihm besser, als viel und ungesund. Verdorbenes, naß eingeerndtetes, schimmlicht und riechend gewordenes Heu und Stroh gebe man ihm ja nicht. Solche ungesunde Nahrung kann unmöglich andere, als unreine und ungesunde Säfte absetzen, muß das Wohlseyn des Viehes nothwendig untergraben, es siech und elend machen. Besonders muß man des Sommers bei der Kleefütterung behutsam und vorsichtig seyn. Der junge, noch vor dem Blühen abgeschnittene Klee ist zwar ein sehr nährendes Futter, das auch von dem Kuhvieh sehr geliebt wird; aber sein Genuß kann demselben sehr schädlich, ja sogar tödtlich werden. Sie schlingen ihn zu begierig hinein, und es erfolgen gar zu leicht Verstopfungen, die, wenn man nicht augenblicklich zu Hülfe kommt, das Leben in Gefahr setzen. Um diesem vorzubeugen, gebe man den noch sehr jungen Klee entweder mit Gras vermengt vor, oder lasse ihn auf der Schneidelade, mit Stroh vermischt, fingerlang abschneiden. Mit geringerer Gefahr kann man schon den blühenden Klee reichen, nur darf man ihn nicht lange auf einem Haufen liegen lassen, sondern muß ihn auf der Tenne dünne aus einander streuen, damit er sich nicht hitze.

3) Noch etwas sehr Nöthiges bei der Fütterung ist dieses: So oft gefüttert werden soll, müssen zuvor die Krippen nachgesehen, und von allen Ueberbleibseln des vorigen Futters gereinigt werden. Sehr viele Mägde und Hausfrauen haben die üble Gewohnheit, daß sie nie zusehen, ob auch das Alte ganz aufgefressen ist; sie schütten das Neue gedankenlos hinzu. Das taugt aber durchaus nicht. Das vom Vieh übergelassene, und mit seinem Speichel besudelte muß jedesmahl herausgenommen werden. Geschieht das nicht, so geräth es in Fäulniß, die Krippe wird mit einem widrigen Geruche angefüllt, der sich dem neu zugeworfenen Futter mittheilt, dem Vieh das Fressen verekelt, und einen nachtheiligen Einfluß auf seine Gesundheit hat.

4) Auch das Salzen darf nicht unterbleiben, wenn man von seinem Vieh viele und gute Milch zu erhalten wünscht. Das Salz vermehrt nicht nur die Freßlust, sondern befördert auch die Verbindung der wässerichten und Fettheilchen, woraus die Milch besteht. Ein mäßiger Löffel voll Salz, den man über das Futter in die Krippe streut, ist für eine Kuh täglich genug. Man kann auch das Salz im Wasser auflösen, und damit das Futter besprengen; oder auch einen Salzstein in die Krippe legen, woran das Thier nach belieben lecke. Gleichviel, wie man es mache; aber ungesalzen muß billig keine Kuh bleiben.

5) Eben so nöthig, als gesundes, reichliches und regelmäßiges Füttern ist auch das Tränken, das bei keiner Fütterung unterlassen werden muß, und dem Vieh wohl am zweckmäßigsten zwischen dem Fressen zu reichen seyn möchte. Die Natur bedarf auch Flüssigkeiten, um die in den Nahrungsmitteln enthaltenen Oehle aufzulösen, zu verfeinern, und in die Saftkanäle desto besser zu vertheilen. Reines, gesundes Bach- und Brunnenwasser dürfte dem Vieh am gedeihlichsten seyn, und das kalte (nur nicht eiskalte) vor dem gewärmten den Vorzug verdienen. Das letztere schwächt die Gefäße, und hindert mithin die Verdauung; dahingegen jenes etwas Erfrischendes, Zusammenziehendes und Stärkendes hat, und eine leichtere und schnellere Verdauung zu Wege bringt. Muß aber das Getränk, das wir dem Vieh geben, gesund seyn, so ergiebt sich daraus schon von selbst, daß die beliebten sogenannten Spühltonnen, die man noch in so mancher Küche sieht, und worin alles ohne Unterschied, Süßes und Saures Reines und Beschmutztes geschüttet wird, um es dem Kuhvieh als ein besonderes Labsal zu verabreichen, schlechterdings nicht zu dulden sind. Alles Faulende, Uebelriechende, in Gährung übergegangene muß den Kühen vorenthalten werden. Was für ein ekelhaftes Gemisch ist aber der Inhalt jener Spühltonnen! Es wird einem schon übel, wenn man sich dem Gefäße nur nähert; und doch können sich manche einbilden, daß solch ein trüber, stinkender Mischmasch dem Viehe nicht nur nicht schade, sondern gar nahrhaft und zuträglich sey!

Wenn man das Vieh zur Tränke hinaustreibt, so muß vor allen Dingen darauf gesehen werden, daß es sich nicht durch Laufen und Rennen erhitze; und eben so muß auch das Vieh langsam von der Tränke wieder in den Stall zurückgebracht werden. Das Erhitzen vor dem Saufen und starke Bewegung nach demselben schadet gleich sehr. Am besten bleibt es allemahl, man bringt dem Viehe einzeln seinen Eimer voll Wasser in den Stall selbst. Da kann man am sichersten jene Nachtheile verhüten; auch weiß man dann gewiß, daß jedes seinen Trank richtig erhält, was bei der allgemeinen Tränke, wo eins das andere wegdrängt, nicht immer der Fall ist.

6) Zu der Lebensordnung, wozu wir das Vieh zu gewöhnen haben, gehört auch **regelmäßiges Melken.** Ist die Verdauung vollbracht, so ist auch der Euter mit Milch angefüllt, und es ist Wohlthat, sie dem Thiere abzunehmen. Die Zeit des Fütterns muß also auch die Zeit des Melkens seyn. Durch Unordnung in diesem Stück versetzt man das Thier in einen unbehaglichen, schmerzlichen Zustand, und es können daraus mancherlei bedenkliche Zufälle entstehen. Auch tritt die nicht zu rechter Zeit weggenommene Milch wieder ins Blut zurück, und entgeht also dem, der sie verschmähte. Besonders müssen die Dienstboten angewiesen werden, jedesmahl

mahl rein auszumelken. Soviel, als man ein- oder ein Paarmahl im Euter zurückläßt, ströme nachher weniger zu, so daß man z. B. von einer Kuh, die zwei Maaß Milch gab, gewiß künftig nicht mehr als ein Maaß erhalten wird, wenn man ihr nur einige Mahle nur ein Maaß abmelkte, und das Uebrige im Euter zurückließ. Die vortrefflichste milchreichste Kuh kann durch ein so regelloses Verfahren dermaßen verdorben werden, daß sie nichts mehr werth ist.

7) Eine Hauptsache, worauf man bei der Stallfütterung unumgänglich zu sehen hat, ist Reinlichkeit sowohl des Viehes als des Stalles. Man beobachte doch nur jedes Thier im Stande der Freiheit, wie es sich beständig leckt und putzt, wie es jedem Schmutze sorgfältig ausweicht, und wenn es sich ja beschmutzt hat, sich alsbald wieder zu säubern sucht! Ist es nicht höchst billig, daß wir Thieren, die wir der Freiheit beraubten, diesen Dienst leisten, den sie sich selbst nicht leisten können? Ist es nicht wahre Grausamkeit, sie in Schmutz und Unrath verkommen zu lassen? Wahrlich, wer sich weigerte, seinem Vieh diese so nöthige Reinlichkeit zu verschaffen, dem sollte eigentlich gar nicht verstattet werden, Vieh zu halten.

Wenn wir auch nicht aus Pflicht für möglichste Reinlichkeit zu sorgen hätten, so sollten wir es schon unsers eigenen Vortheils wegen thun. Denn ein reinlich gehaltenes Thier bleibt gesunder, lebt länger, und bringt mehr ein, als ein anderes, wobei das Gegentheil statt findet. Reinlichkeit ist halbes Futter, sagt das Sprichwort, und dies ist so wahr, daß, wer daran zweifeln wollte, Mangel an Erfahrung zu erkennen geben würde. Gutes Futter allein thut es nicht, beides muß beisammen seyn, und das Thier vergilt diese ihm gewidmete Aufmerksamkeit reichlich.

Daß man Tröge und Krippen rein halten müsse, ist schon vorhin erinnert worden. Nicht weniger nöthig ist es, daß man für beständig reine und trokkene Streu sorge, und den Stall so einrichten lasse, daß der Harn immer frei auf die Miststätte abschieße, und nicht lange im Stalle stehen bleibe. Die natürlichen Auswürfe des Viehes müssen, so oft gefüttert wird, zurückgeworfen, und der Stall öfters ganz rein ausgekehrt werden. Wo dieses alles unterbleibt, da sind die Kühe genöthigt, sich in ihren eigenen Koth hineinzulegen. Wie eckelhaft werden sie dadurch! Und sollte wohl dieß Liegen auf einem feuchten und schmutzigen Lager ihrem Befinden zuträglich seyn? Darf man sich beschweren, wenn solche Kühe nicht zunehmen wollen, und im Verhältniß gegen das viele Futter, das sie genießen, nur wenig Milch geben? — Läßt man den Mist lange im Stalle sich anhäufen, (was manche gar absichtlich thun, weil sie das für gesund halten,) so geräth derselbe in Fäulniß; es steigen böse Dünste auf, und die Luft, in der das Vieh leben soll, wird verpestet. Wer

sieht also hier nicht ein, daß man durch Nachlässigkeit in den angeführten Dingen auf den Ruin seines Viehes hinarbeite, und zu seinem eigenen Schaden handle? Also: man so gut für Harnabzüge, lasse fleißig unterstreuen, den Stall oft ausmisten, und befreie so sein Vieh von der Marter, durch schädliche Ausdünstungen nach und nach vergiftet zu werden. Diese Mühe ist wirklich ein Geringes in Vergleichung mit den Vortheilen, die man dadurch gewinnt. Das gesundere, und wenn ich so sagen darf, zufriedenere Aussehen des Viehes, grössere Ergiebigkeit an Milch wird unmittelbare Folge davon seyn.

Mit dieser äußern Reinlichkeit muß nun aber ganz vorzüglich auch die Sorge für möglichste Reinlichkeit des Kuhkörpers selbst gleichen Schritt halten, indem man ihn öfter schwemmt, kämmt, bürstet und abstäubt. Den Pferden erweist man diese Wohlthat unausgesetzt, weil man ganz richtig urtheilt, daß sie sonst nicht bestehen würden. Aber sie auch dem Kuhvieh zu erweisen, wem kömmt das in den Sinn? In wie vielen Kuhställen findet man wohl Kamm, Bürste, Staubtuch? Und doch sind diese Werkzeuge und deren täglicher Gebrauch hier eben so unentbehrlich, wie im Pferdestalle. Oder dünstet vielleicht die Kuh nicht, wie das Pferd und jeder Thierkörper ohne Ausnahme, durch die Haut aus? Muß die Natur nicht auch bei ihr manche unreine schädliche Säfte auf diesem Wege ausführen? Und wenn nun die Schweißlöcher mit Staub und Unflath wie verkleistert sind, wird da nicht die Natur in ihren Verrichtungen gehemmt? Muß nicht die gehinderte Ausdünstung Quelle mancher Krankheit werden?

O gewiß, so nachtheilich Unreinlichkeit auf das Wohlseyn des menschlichen Körpers wirkt, so nachtheilich wirkt sie auch auf den Kuhkörper. Sie hält das Wachsthum des Thieres auf, benimmt ihm Ruhe und alles Gedeihen, und verringert seine Nutzbarkeit ungemein. Der fressende Staub, der bei manchem Thiere so dick aufliegt, daß er mit den Haaren gleich ist, wird eine fruchtbare Mutter vieler zerstöhrender Krankheiten, erzeugt Läuse, Eiterbeulen, Grind und andere Hautausschläge. Da schreit man denn über Behexung, wendet die allerwidersinnigsten und albernsten Mittel an, statt daß man zu den wirksamsten von allen, dem Striegel, greifen sollte. Wie unbehaglich mag sich so ein armes Thier nicht fühlen, dem so eine drückende Last auf dem Rücken liegt, ohne seine Noth klagen, oder etwas zu seiner Erleichterung thun zu können! Und Menschen, die es fesseln, wollen nicht helfen.

Ob man gleich denken sollte, daß kein Gedanke dem Menschen näher liegen könne, als der: „Sorge vor allen Dingen für möglichste Reinlichkeit deines Viehes;" so wird doch diese Sorge noch so sehr und so allgemein vernachlässigt, daß man wohl gar ausgelacht, und mit großen Augen angesehen

sehen wird, wenn man einen fragt, ob er auch seine Kühe fleißig striegle und abstäube? — Nichts ist ausgemachter, als dieß: So lange wir fortfahren, in der Behandlung des Rindviehes so sorglos zu Werke zu gehen, daß wir ihm sogar die Reinigung versagen, so lange wird es auch mit unserer Viehzucht, diesem so wichtigen Zweige des häuslichen Wohlstandes, erbärmlich genug aussehen! Was ist der Grund von der wohlberühmten Viehzucht der Schweizer? Neben der gesunden Nahrung des Rindviehes unstreitig das sorgfältige unausgesetzte Striegeln und Reinigen desselben. Ahme sie in dieser löblichen Methode nach, und du wirst in kurzem auch deinen Viehstand verschönern und blühend machen.

8) Ueberhaupt muß man alles von seinem Vieh zu entfernen suchen, was dessen Ruhe stöhrt. Reicht man immer gesunde Nahrung im gehörigen Maaße, füttert, tränkt, melkt man regelmäßig; giebt man die nöthige Zeit zur Verdauung, sorgt man für möglichste Reinlichkeit, so hat man allerdings schon viel für die Ruhe seines Rindviehes gethan. Allein jeder animalische Körper bedarf zu seinem Wohlbefinden auch reine gesunde Luft, die man also nothwendig auch seinen Kühen zuführen muß. Schon durch fleißige Wegräumung der natürlichen Auswürfe wird dieß sehr befördert. Man würde aber seinen Zweck nur halb erreichen, wenn man das Vieh in einem engen, dicht verschlossenen, niedrigen und überfüllten Stalle neben einander hinstellte. Da würde das Vieh erhitzte, von Dünsten geschwängerte, und ihrer Nahrungstheile beraubte Luft athmen, es würde keichen und schwitzen, und dem Ersticken fast nicht entgehen können. Der Kuhstall muß daher nothwendig nicht zu niedrig und so geräumig seyn, daß das Vieh bequem neben einander Platz findet, ohne sich zu drängen und zu drücken. Außerdem müssen hinter demselben oben in der Wand unter der Decke hinlängliche Luftlöcher angebracht werden, durch welche der Dunst aus dem Stalle ungehindert abziehen, und frische Luft von außen zuströmen könne. Oeffnet man nun noch täglich einige Stunden die Thüren, so ist für gesunde Luft zur Gnüge gesorgt.

Nichts fällt dem Kuhvieh im Sommer beschwerlicher, als Sonnenhitze und Insekten. Um deswillen ist auch der Weidegang schlechtweg zu verwerfen, weil sich da das Vieh auf keine Weise vor diesen Feinden seiner Ruhe sichern kann. Im Stalle kann man es nun zwar vor der drückenden Hitze ziemlich bewahren, insbesondere wenn die Rückseite gegen Norden liegt, und der Stall folglich nur auf der Ost- und Westseite in den Morgen- und Abendstunden von den Sonnenstrahlen erreicht werden kann; aber die Insekten verfolgen das Vieh auch in den Stall. Um es gegen diese sicher zu stellen, ist kein wirksameres Mittel, als den Stall möglichst dunkel zu halten. Daher müssen auch die hinter dem Vieh angebrach-

brachten Luftlöcher nicht zu groß seyn, und hoch an der Decke angelegt werden, damit sie nicht zu viel Licht in den Stall werfen. Das Vieh befindet sich dann wenigstens in einem Helldunkel, wo die Mücken und Fliegen schlafen.

Bei Beobachtung dieser wenigen Regeln, die sich um so mehr empfehlen, je einfacher und natürlicher sie sind, wird sich (eine siebenjährige Erfahrung bürgt mir dafür) das Rindvieh immer sehr wohl befinden, manche Krankheit, die vom Weidegange unzertrennlich ist, wird vorüber ziehen, und der Nutzen an Milch und Dünger wird der größte seyn!

Holtensen. G. Stelzner.

Hohes Alter.

Petracz Czartan, geboren 1539, soll in dem Dorfe Köfrösch, vier Meilen von Temeswar, am 5ten Januar 1724 ein 185jähriges Leben geendigt haben. Gleich nach seinem Tode wurde von diesem merkwürdigen Greise ein ausführlicher Bericht aus Temeswar erstattet. Er hatte in drei Jahrhunderten unter 10 Kaisern, von der Regierung Carls V. bis auf Carl VI. gelebt. Als die Festung Temeswar von den Türken erstürmt, und die Tartarn daraus vertrieben wurden, rettete er die Viehheerde seines Vaters, indem er sie in Gebirggegenden trieb. Er war großer Statur, und fast einen Kopf höher, als sein Sohn Stephan, der, wie der Vater starb, 89 Jahr alt war. Er beobachtete streng die in der griechischen Religion üblichen Fasten bis an seinen Tod. Milch und sogenannte warme Kolatschen von türkischem Weizen waren seine gewöhnlichen Gerichte, wozu er täglich eine Portion von dem dasigen Branntewein trank. Das Fleisch um seine Augen war roth, der Kopf und Bart sahen zuletzt grünlich weiß aus, wie Brodschimmel. Als er starb, hatte er noch einige Zähne. Er beschäftigte sich viel mit seinen Urenkeln, die er häufig auf den Armen umher zu tragen pflegte.

Der Kaiserliche General-Feldmarschall-Lieutenant Franz Paul von Wallis ließ diesen merkwürdigen Greis durch einen deutschen Maler, der damals in Temeswar einige Zeit sich aufhielt, kurz vor seinem Tode in Lebensgröße abmalen. Der Kaiserl. Feldmarschall ꝛc. Johann Philipp Eugen zu Wien ließ nachher von diesem Gemälde eine Kopie nehmen, nach welcher es darauf in Kupfer gestochen wurde. Man siehet diesen Kupferstich in dem Merkwürdigen Wien, im Märzstück von 1727. bei S. 142, wo auch die Nachrichten über den Greis sich finden.

Der gedachte Feldmarschall Eugen besaß auch ein Gemälde von einem eben so merkwürdigen alten Ehepaar. Der Mann, Janos Rowin, wurde 172, die Frau, Sara, 164 Jahr alt. Sie waren beide gebürtig aus Szabova, in dem Caranfebeser Distrikt des Temeswarischen Bannats, wo sie auch wohnten. Sie lebten in der Ehe 147 Jahr, und bekannten sich beide zur griechischen Religion. Von ihren Kindern lebten im Jahr 1727 noch 2 Söhne und 2 Töchter. Der jüngste Sohn war damals 116 Jahr alt, und hatte 2 Urenkel, einen von 35, den andern von 27 Jahren. Den Kupferstich, der dieses graue Ehepaar darstellt, findet man ebenfalls im Merkwürdigen Wien, März 1727, S. 144.

Hannöverisches Magazin.

53tes Stück.

Freitag, den 5ten Julius 1805.

Schilderung der wahren und falschen Kuhpocken, mit ihren charakterischen Kennzeichen, für aufmerksame Eltern.

Mitgetheilt vom Stadt- und Landphysikus Dr. Müller zu Uelzen.

Folgendes veranlaßte mich, aufmerksame Eltern, denen das Wohl und Wehe ihrer Kinder am Herzen liegt, mit dieser Schilderung der ächten und unächten Kuhpocken bekannt zu machen, damit sie selbst urtheilen können, ob ihre vaccinirten Kinder gegen Menschenblattern gesichert wären oder nicht.

Nachdem seit vorigem Herbst die Menschenblattern in der Gegend um Uelzen sich bald hie bald da, und zwar nicht allenthalben auf die gelindeste Art gezeigt, auch dadurch wohl manchen schwierigen Landmann bewogen hatten, seine Kinder an der wohlthätigen Schutzblattern-Impfung Theil nehmen zu lassen, so blieben die Menschenblattern von unserer Stadt bis jetzt doch wenigstens eine Stunde entfernt. Es verbreitete sich aber vor kurzem bei uns das dem Vacciniren, besonders beim gemeinen Manne, allen Eingang benehmende Gerücht, daß in der Gegend um Wittingen viele Kinder, die die Schutzblattern gehabt hätten, von den dort herrschenden Menschenblattern befallen würden; welches dann auch die Folge hatte, daß viele Eltern in und um Uelzen, die vorher entschlossen waren, ihre Kinder vacciniren zu lassen, nun sich weigerten.

Anfangs widersprach ich diesem Gerüchte geradezu; aber bald wurde ich durch die Versicherungen glaubwürdiger Leute überzeugt, daß etwas Wahres daran seyn müsse; auch zeigten die eingezogenen Nachrichten, daß man hie und da in jenen Gegenden sich nach geschehener Vaccination um die Impflinge nicht weiter bekümmert hatte, und daß sogar an einigen Orten unwissende Leute so dreist gewesen waren, sich mit dem Impfgeschäfte der Kuhpocken zu befassen, welche der vaccinirten Kinder in jenen Gegenden es

seyn mußten, die von Menschenblattern konnten angesteckt seyn. Denn Kinder, die ächte Kuhpocken gehabt hatten, konnten es nicht seyn, und es kann, nach allen Beobachtungen, Versuchen und Thatsachen, die uns bis jetzt über die Natur der Kuhpocken und deren Uebertragung aufs Menschengeschlecht bekannt sind, nicht mehr davon die Rede seyn, daß Kinder, die die wahren Kuhpocken ordentlich gehabt haben, noch könnten von Menschenblattern befallen werden.

Aber man wird leicht einsehen, daß wenn die Kuhpocken gegen die Menschenblattern schützen sollen, die Impfung jener vollkommen gelungen seyn müsse, und wie nöthig und wichtig es sey, daß der Impfarzt nach geschehener Vaccination die Impflinge wieder sehe und genau untersuche, ob wahre Kuhpocken aufgeblühet sind oder nicht, da bei der sorgfältigsten Operation die Impfung mißlingen kann. Man kann denken, wie unangenehm es zu Zeiten mir seyn mußte, wenn ich mir bei einigen Eltern es sauer werden lassen mußte, sie zu überzeugen, daß mein zweiter Besuch, die Impflinge wieder zu sehen, durchaus nothwendig sey.

Am 3ten, auch wohl vierten Tage nach der Impfung, und zu Zeiten noch später, erhebt sich die Impfstelle und wird roth. Es bildet sich ein Bläschen auf dem höchsten Theil dieser Röthe; dies Bläschen ist aber in der Mitte eingedrückt oder gesenkt, während dessen sich die Circumferenz um den eingedrückten Mittelpunkte dieses Bläschens wie eine Wasserblatter (Phlyctene) erhebt. Das Bläschen, das diese Wasserblatter bildet, gleicht aber den gewöhnlichen Wasserblattern nicht, worin sich die Oberhaut ganz über das Zellgewebe der eigentlichen Haut erhebt, und in ihrer Höhle, welche sie bildet, eine seröse, lymphatische, trübe Flüssigkeit enthält, die, sobald die Blatter geöffnet wird, herausläuft, und macht, daß sie zusammenfällt, sondern die Wasserblatter der rechten Kuhpocke ist zellicht im Innern, und man entdeckt, wenn man sie scharf in der Nähe betrachtet, äusserlich geringe, von den zellichten Durchwebungen gebildete Unebenheiten. Daher dringt auch nur, wenn die Wasserblatter der ächten Kuhpocke durch einen Stich oder Einschnitt geöffnet wird, sehr langsam ein Tröpfchen hervor, der bloß aus dem Stich oder Einschnitt selbst, so weit dieser in die zunächst liegende Zellulosität drang, kömmt. Nie läuft aber, wie bei andern Wasserblattern, alle Flüssigkeit auf einmal heraus, wodurch sie, wie jene, schnell zusammen fallen würde. Die Flüssigkeit der ächten Schutzblatter ist hell, ungefärbt und vollkommen durchsichtig. Sie hat eine klebrichte, mehr oder weniger flüssige Consistenz, je nachdem es die von dem Individuum, worauf sich die Pustel bildet, abhängenden Umstände mit sich bringen. Jederzeit ist sie aber klebricht, wie Wasser, worin

worin Gummi aufgelöset ist, und wird auf eben die Art, wie ein sehr reines Gummi, trocken.

So wie sich die Kuhpocke ganz ausbildet, bemerkt man gewöhnlich eine leichte, sieberische Bewegung, oder wenigstens eine besondere Vermehrung der Lebhaftigkeit der Bewegungen und aller Handlungen des Individuums, welches besonders bei den Kindern bemerkbar ist. Sie bekommen unter den Achseln Schmerzen. Ist die Blatter völlig ausgebildet, so werden sie wieder ruhig, und diese Ruhe dauert bis zu dem Augenblicke, wo ein rother Hof um die Pocke herum entstehen soll. Dies geschieht den 8ten Tag nach der Impfung, wenn die Pocke sich schon am 4ten Tage nach der Impfung gezeigt hatte. Alsdann kommt wieder ein mehr oder weniger lebhafter Fieberanfall, der 24 Stunden lang dauert. Es umgiebt ein rother Ring die Pustel; er wird sehr breit, und oft durch einen andern äussern und von jenem deutlich etwas abstehenden verdoppelt. Dies ist, was man Hof nennt. Unter diesem Hofe ist die Haut tief geschwollen und hart. Die in der Pustel enthaltene Flüssigkeit verliert ihre Durchsichtigkeit, die Geschwulst zertheilt sich und verschwindet mit der Röthe. Von dem niedergedrückten Mittelpunkte der Pocke aus verbreitet sich die Vertrocknung nach und nach in der ganzen Blatter und in der ganzen darin enthaltenen Flüssigkeit. Endlich wird diese verdickte Flüssigkeit, die mit dem sie bedeckenden Oberhäutchen zusammenhängt, hart, und bildet eine braune, glatte und glänzende Kruste, die auf der Haut feste auf sitzt, und nur gegen den 14ten oder 18ten Tag sich los macht, und eine unbedeutende runde Narbe, die entweder immer auf der Haut zu sehen ist, oder nur sehr spät verschwindet, hinterläßt.

Dieses ist die Schilderung der ächten Kuhpocke, wie sie sich beständig allen Beobachtungen bisher gezeigt hat. Die unächte falsche Kuhpocke weicht auffallend davon ab. Es scheint aber, daß sich die Umstände, unter denen die Entwickelung der Kuhpocken nicht recht von statten gehen, und unter denen man die unächten auch für die ächten halten kann, unter zwei Fälle bringen lassen. Der erste Fall ist dieser, daß ein vaccinirtes Individuum, sey es, daß es entweder die Kinderpocken schon gehabt hat, oder daß es aus irgend einer andern Ursache, durch die Impfung angesteckt zu werden, unfähig ist, die wahren nicht mehr bekommen kann. Der andere Fall besteht darin, daß die Impfmaterie unter ungünstigen Umständen genommen und auf irgend eine Art in ihrer Natur oder in ihren wesentlichen Eigenschaften verändert wurde. Die Impfung schlägt in beiden Fällen sehr oft fehl; aber oft gelingt sie auch, wiewohl nicht nach Wunsch, so daß sie durch den trügerischen Schein leicht jemand hintergehen kann.

Dieſes Gelingen zeigt ſich unter zwei verſchiedenen Formen. Die erſte, die nicht einmal den Namen der unächten Kuhpocke verdient, hat folgende Erſcheinungen zu Begleitern: Schon den andern Tag nach der Impfung zeigt ſich eine Röthe, ein Jucken, und es werden ſogar Schmerzen unter den Achſeln empfunden. Die Röthe nimmt bis zum 4ten Tage zu. Der Impfſtich erhebt ſich in eine Spitze, und bekommt kaum ein ſehr kleines Bläschen. Die Röthe nimmt endlich wieder ab, und alle Symptome verſchwinden bald. Es würde ſehr ſchwer halten, irgend eine Flüſſigkeit aus der Spitze dieſer Puſtel zu erhalten, und man darf kühn annehmen, daß man ſich derſelben niemals zum Impfen bedient haben könne. Daher bin ich der Meinung, daß man dieſen Ausſchlag nie unächte Kuhpocken nennen darf. Man kann ſich in ſeinem vollkommenen Zuſtande irren, und auch ſchon vor dieſem kann der abſolute Unterſchied zwiſchen ſeinem Gange und dem bei den wahren Kuhpocken keine Täuſchung verurſachen.

Die unächte Kuhpocke im Gegentheil iſt eine wahre Puſtel, die ſich aber auf folgende Art von der ächten und wahren Kuhpocke unterſcheidet. Sie fängt ſchon von dem 2ten Tage der Impfung an, ſich wirklich zu entzünden, worauf bald ein Bläschen folgt. Dieſes iſt aber irregulär, nicht völlig rund, in ſeiner Mitte wie in ſeinem Umfange gleich erhoben, iſt nicht in Zellchen abgetheilt, und nicht wie ein runder Polſter geformt. Es enthält eine trübe lymphatiſche Feuchtigkeit, die die Natur eines Ichors (einer Jauche) annimmt. Sie trocknet nicht ganz aus, wie die gummöſe Feuchtigkeit der ächten Kuhpocke. Kurz, ſie bildet ein wahres kleines Geſchwür. Ihre Feuchtigkeit erzeugt wieder, wenn man damit impft, eine unächte Kuhpocke, und kann auf dieſe Art diejenigen, die ſich kein Bild von der wahren Kuhpocke, aus ihren unterſcheidenden Charakteren abſtrahiren können, durch ihre jederzeit ſich gleichenden, wiewohl immer trüglichen Reſultate, unglücklicher Weiſe ſicher machen.

Auflösung

einer im: Versuch eines Magazins für die Arithmetik, von Georg Friedrich Petersen, 1785, befindlichen Aufgabe und Ersuchen.

Man lieset in diesem Hefte Seite 156 folgende

Aufgabe und Ersuchen.

„Es giebt Aufgaben, welche dem gemeinen Rechner vorkommen können, und die er ohne Hülfe der Algebra schwerlich auflösen kann. Folgende ist eine von dieser Art. Es kauft jemand Korn, und zwar zum ersten Mahle 10 Malter Weitzen, 6 Malter Rocken und 4 Malter Gersten für 96 Thl.; zum andern Mahle 12 Malter Weitzen, 3 Malter Rocken und 7 Malter Gersten für 105 Thl.; zum dritten Mahle 13 Malter Weitzen, 19 Malter Rokken und 2 Mlt. Gersten für 160 Thl., und zwar immer zu gleichem Preise. Wie viel galt das Malter von jeder Kornart? Algebraisch es aufzulösen, weiß jeder Algebraist; aber wie für den gemeinen Rechner? Man giebt hiezu die Regel: man solle eine von den drei gegebenen Angaben mit einer Zahl multipliciren oder dividiren, daß, wenn man das Produkt oder den Quotienten von einer der andern Angaben subtrahirte, oder auch diese Angaben von jenem Produkte oder Quotienten, alsdenn 2 Glieder davon sich aufheben und daher die Rechnung vermindern. Z. B. dividirt man hier den ersten Kauf mit 2, so entsteht 5 Mlt. Weitzen, 3 Mlt. Rocken, 2 Mlt. Gersten = 48 Thl., und subtrahirt man diesen Quotienten von dem zweiten Kauf, so bleibt 7 M. Weitzen, 5 M. Gersten = 57 Thl. Diese Operation muß nun mit zwei andern Angaben zu demselben Endzweck verrichtet werden, und so weiter, bis man so weit gelangt, daß nach der Subtraktion nur ein Glied oder Kornart, und zugleich etwas von dem Preise über bleibt. Ich will der Deutlichkeit wegen die ganze Auflösung hersetzen:

1te Angabe	10	M.	W.	6	M.	R.	4	M.	G.	96	Thl.	
div. mit 2	5	M.	W.	3	M.	R.	2	M.	G.	48	Thl.	
dies von d. 2. A.	12	:	:	3	:	:	7	:	:	105	:	
A. bleibt	7	M.	W.			und	5	M.	G.	57	Thl.	

die

die 1te Ang.	10	M.	W.	6	M.	R.	4	M.	G. 96 Thl.
mult. mit $3\frac{1}{16}$.	$31\frac{2}{3}$	M.	W.	19	M.	R.	$12\frac{2}{3}$	M.	G. 304 Thl.
davon d. 3. Ang.	13	:	:	19	:	:	2	:	: 160 :
bleibt	$18\frac{2}{3}$	M.	W.	und			10	M.	G. 144 Thl.
oder B.	56	M.	W.	und			32	M.	G. 432 Thl.
Nun A. mit $2\frac{2}{3}$ mult.	56	M.	W.	und			40	M.	G. 456 Thl.
u. B. dav. abgez. kömmt							8	M.	G. 24 Thl.

Das ist 8 Malter Gersten kosten 24 Thl., folglich $\frac{24}{8} = 3$ Thl. kostet 1 Mlt. Gersten. Nun läßt sich nach A. und einer der Angaben der Preis des Malters von Weitzen und Rocken leicht finden. — Aber was ist hier nicht alle zu beobachten? und wer sagt dem Rechner, wenn er auch die Zahlen, womit er multipliciren und dividiren muß, weiß, wer sagt ihm, welches Glied er am ersten ausfallen lasse, um seiner Rechnung die beste und leichteste Wendung zu geben. Sollte jemand sichere Regeln dazu besitzen, der wird recht sehr ersucht, die Güte zu haben, sie zum Besten seiner Mitbrüder bekannt zu machen, wozu dies Magazin Gelegenheit darbietet. P.

Der Verfasser hat ganz richtig angegeben, daß man suchen müsse 2 Glieder wegzuheben, um dadurch den Preis des 3ten zu erfahren, aber jene Auflösung ist zu vielen Schwierigkeiten unterworfen und mit zu vieler Ungewißheit verbunden, als daß selbige brauchbar seyn könnte. — Es giebt aber für dergl. Aufgaben eine ganz sichere Regel, die ich mir die Freiheit nehme, hiedurch dem Publikum mitzutheilen:

1te Angabe ist 10 M. W. 6 M. R. 4 M. G. 96 Thl.
2te Angabe ist 12 : : 3 : : 7 : : 105 :

Man suche zuerst den Weitzen wegzuheben; dies geschieht dadurch, daß man die 1te Angabe mit 12 M. W. und die 2te Ang. mit 10 M. multiplicirt, oder auch die erste Angabe mit 6 und die 2te mit 5, da in beiden 2 aufgeht; die Multiplication geschieht folgendermaaßen:

10 — 6 — 4 — 96
mit — 6

ist Facit 60 — 36 — 24 — 576

und 12. 3 — 7. 105
mit 5

kömmt 60 — 15 — 35 — 525

Jetzt steht bei beiden 60 M. Weitzen, und es bleiben folglich nur 2 Glieder übrig, diese werden B von A subtrahirt, als

36 M. R. 24 M. G. 576 Thl.
15 = = 35 = = 525 =

bleibt 21 M. R. minus 11 M. G. 51 Thl.

Die 35 war nicht möglich von 24 abzuziehen; um sie nur zu egaliſiren, hätte man 11 M. Gerſten (nemlich 24 von 35 bleibt 11) von den 36 M. Rocken leihen müſſen, d. h. den Werth von 11 M. Gerſten, — es gehen alſo an den übrig bleibenden 21 M. Rocken 11 M. Gerſten ab, und es ſteht:

21 M. R. ÷ 11 M. G. 51 Thl.
oder 21 M. R. ÷ 51 Thl. plus 11 M. G.

Jetzt muß man dieſelbe Operation mit zwei andern Angaben wiederhoſen. Wir wollen die erſte und dritte dazu nehmen, gleichwohl kann man auch die zweite und dritte nehmen.

1te Ang. 10 M. W. 6 M. R. 4 M. G. 96 Thl.
3te Ang. 13 = = 19 = = 2 = = 160 =

Die 1te mit 13 multiplicirt und die 3te mit 10, kömmt

3te Ang. 130 M. W. 190 M. R. 20 M. G. 1600 Thl.
1te Ang. 130 = = 78 = = 52 = = 1248 =

ſubtrahirt bleibt — 112 M. R. minus 32 M. G. 352 Thl.

Die Urſache iſt die ſchon oben angeführte. — Wir wiſſen jetzt, daß

112 M. R. minus 32 M. G. koſten 352 Thl.
und 42 = = = 22 = = = 102 =

Nun müſſen wir noch ein Glied ausheben; es geſchieht ſolches abermals durch Multiplication der beiden Columnen, nemlich die 1te mit 42 und die 2te mit 112 oder da beide in 2 aufgehn, die 1te mit 21 und die 2te mit 56. Die Produkte ſind:

2te Col. 2352 M. R. minus 1232 M. G. 5712 Thl.
1te Col. 2352 = = = 672 = = 7392 =

Durch dieſes Verfahren wird auch der Rocken weggehoben; es bleibt 560 M. G. und 1680 Thl. — Weil bei der erſten Col. nur 612 M. Gerſten und alſo 560 M. weniger an Rocken abgehen als bei der zweiten, darum ſtehen auch bei der erſten 7392 Thl., und alſo 1680 Thl. mehr als bei der zweiten; hieraus erſieht man augenſcheinlich, daß die 1680 Thl. den Werth der 560 M. G. ausmachen. Nun frägt man

? —— 1 M. G.
560 —— 1680 Thl.
Facit 3 Thl. ein Malter Gerſten.

Jetzt frage man weiter

? —— 7 M. G.
1 —— 3 Thl.
Facit 21 Thl.

und ? —— 2 M. G.
1 —— 3 Thl.
Facit 6 Thl.

Dieſe

Diese subt. als 105 — 160 Thl.
21 — 6 =
restirt 84 — 154 Thl.

Es kosten also
12 M. W. 3 M. R. — 84 Thl.
und 13 = = 19 = = — 154 =

Die erste Reihe mit 13 und die zweite mit 12 multiplicirt kömmt
2te Reihe 156 M. W. 228 M. R. 1848 Thl.
1te Reihe 156 = = 39 = = 1092 =
subtrahirt — — 189 M. R. kosten 756 Thl.

frage ? —— 1 M. R.
189 —— 756 Thl.
Facit 4 Thl. ein M. Rocken.

Jetzt ist der Preis des Weitzens leicht zu finden, nemlich
? —— 6 M. R. — 5 M. G.
1 —— 4 —— 3
Facit — 36 Thl.

subtrahirt 96 Thl.
36 =
bleibt 60 Thl.

frage ? —— 1 M. W.
10 —— 60 Thl.
Facit 6 Thl. ein Mlt. Weitzen.

Man konnte den Preis des Rockens auch dadurch erfahren, daß man fragte:
? —— 672 M. G.
1 —— 3 Thl.
Facit 2016 Thl.

Diese zu 7392 addirt, kömmt 9408 Thl.
? —— 1 M. R.
2352 —— 9408 Thl.
Facit 4 Thl. ein Malter Rocken.

Die Probe ist äusserst leicht und einfach, man kann nur eine der Angaben nehmen, als:
? —— 10 M. W. 6 M. R. 4 M. G.
1 —— 6 Thl. 4 Thl. 3 Thl.
Facit 96 Thl.

Alle ähnliche Aufgaben können nach dieser geformt werden. Wenn man nur 2 Angaben hat, kann man immer die von Hrn. Petersen angegebene Formel gebrauchen, welche bei so kleinen Aufgaben sehr leicht ist.

L.

Hannöverisches Magazin.

54tes Stück.

Montag, den 8ten Jul. 1805.

Fortgesetzte Nachricht
von der bei Northeim entdeckten Schwefelquelle,

von dem Dr. Diederichs, Stadtphysikus daselbst.

Im 58sten Stück des vorigjährigen hannöv. Magazins theilte ich über den Ursprung des hiesigen Schwefelwassers dem Publikum die bis dahin bekannten Umstände mit, und bemerkte, daß man sich damit beschäftige, den Teich, in welchem die Mineralquelle befindlich seyn müsse, abzulassen, um derselben näher nachzuspüren. Durch die Aufmerksamkeit des hiesigen wohllöblichen Magistrats, besonders aber durch die Thätigkeit des Herrn Senator Reddersen wurden, nachdem man verschiedene Vertiefungen und Gräben auf den Stellen in dem Teiche hatte machen lassen, wo man vorher die mehrsten Spuren eines schwefelhaltigen Wassers bemerkt hatte, bald zwei Adern einer Quelle aufgefunden, welche reines Schwefelwasser führten, und ungefähr in vier Minuten einen Eimer voll davon lieferten. Das Wasser ist von einer klaren gelblichen Farbe, und daß dasselbe einen großen Theil Schwefel aufgelöst enthält, oder mit einer beträchtlichen Menge von geschwefeltem Wasserstoff-Gas geschwängert ist, beweisen folgende Umstände ohne Zweifel:

1) Der Geruch des Wassers.

Bei warmen Wetter, wo überhaupt alle Mineralwasser eine größere Stärke haben, als im Winter, oder bei feuchter und kühler Beschaffenheit der Atmosphäre, hat unser Schwefelwasser einen solchen starken Geruch, wie man ihn nur durch eine gesättigte Auflösung der Schwefelleber im Wasser hervorbringen kann, und der dem Geruch fauler Eier am mehrsten gleichkömmt. Mehrere, die die Nendorfer und die hiesige Schwefelquelle kennen, behaupten, der Geruch nach geschwefeltem Wasserstoff-Gas sey bei dieser, wo nicht stärker, doch gewiß eben so stark wie bei jener.

2) Legt man polirtes Silber in das hiesige Schwefelwasser, so bemerkt man fast augenblicklich eine Angegriffenheit seines Glanzes, und nach 3 bis 4 Minuten ist er ganz verschwunden, und die Oberfläche ist gelbbraun geworden. Angestellte vergleichende Versuche in einer starken Auflösung von Schwefelleber und dem hiesigen Schwefelwasser ergaben, daß das letztere die glänzende Silberfarbe viel geschwinder in eine gelbbraune umänderte, als die erstere dies bewirken konnte; folglich muß eine größere Menge Schwefel in unserm Wasser enthalten seyn, oder, welches wahrscheinlicher ist, das Medium, in dem die Schwefeltheile in unserm Wasser sich aufgelöst befinden, muß feiner und schärfer eindringend seyn, als es bei einer gewöhnlichen Auflösung der Schwefelleber im Wasser der Fall ist.

3) Mischt man dem hiesigen Schwefelwasser eine Auflösung von Bleizukker bei, so wird derselbe alsbald durch eine dunkelbraune Farbe aus derselben niedergeschlagen. Diese Erscheinung kann nur von einem durch Laugensalz oder Kalktheile im Wasser auflöslich gemachten Schwefel, oder von dem, dem Wasser beigemischten geschwefeltem Wasserstoff-Gas herrühren. So gewiß man daraus auf die Gegenwart des Schwefels im Wasser schließen darf, so zuverlässig muß derselbe beträchtlich darin sich vorfinden, da der braune Niederschlag, der durch die Vermischung des Schwefelwassers mit einer Auflösung des Bleizuckers entsteht, äußerst dunkel ist, ja fast schwärzlich aussieht.

4) Bei dem Ausfluß, den die beiden entdeckten Canäle der Schwefelquelle nehmen, bemerkt man, daß sich auf der Oberfläche des Wassers sowohl, als auch da, wo dasselbe kurz nach seiner Erscheinung über Holz oder andere feste Körper hinfließt, in kurzer Zeit eine gelblich weiße Kruste ansetzt, die gesammelt und getrocknet, auf glühende Kohlen geworfen, im Dunkeln mit einer blauen Flamme brennt, und durch den eigenen Geruch den Schwefel deutlich zu erkennen giebt.

Aus diesen angeführten Umständen wird es wohl zweifellos, daß die hier entdeckte Mineralquelle ein wahres und starkes Schwefelwasser liefere. In der Entfernung mehrerer Meilen von Northeim hat man verschiedentlich das Wasser der hiesigen Schwefelquelle untersucht, und nur einen geringen, so wie nach andern Gerichten, gar keinen Schwefelgehalt darin finden wollen; deswegen habe ich die obigen Umstände angeführt, die auf treuer Wahrheit und ungetäuschten Erscheinungen beruhen, und die ein jeder an der Quelle selbst, zu allen Zeiten beobachten kann. Es ist wahr, daß, wenn das Wasser eine längere Zeit in nicht ganz verschlossenen Gefäßen oder gar offnen Behältern steht, man alsdann die unter 1, 2 und 3 angeführten Data für die Gegenwart eines beträchtlichen Antheils von Schwefel in unserer Quelle, nur in einem schwächern Grade bemerkt, welches die Vermuthung giebt, daß

es

es größtentheils geschwefeltes Wasserstoff-Gas seyn müsse, welches dem Wasser die berührten Eigenschaften mittheilt, das bei schlechter Verwahrung entweder mehrentheils verfliegt, oder mit den in ziemlich großer Menge in dem Wasser befindlichen Kalktheilen durch längeres Stehen vielleicht eine Verbindung eingeht, die das Gas zu neutralisiren vermag. An der Quelle selbst aber wird jeder Zweifler sich sehr bald überzeugen können, daß unser Wasser wirklich ein wahres Schwefelwasser sey. Ein jeder Zweifel aber hierüber, im Fall er noch Statt findet, muß nun bald gänzlich gelöst werden, da Deutschlands erster Mann im Fache chemischer Zerlegung mineralischer Wasser, der Herr Bergcommissair **Westrumb** in Hameln, jetzt damit beschäftigt ist, unser Schwefelwasser zu untersuchen, und in seine Bestandtheile zu zerlegen. Noch mehr und genauer wird alsdenn das Publikum über die Natur und den Bestand des hiesigen Schwefelwassers belehrt werden. Auch wird alsdenn der Umstand in ein helleres Licht gesetzt werden, ob wirklich Eisentheile in diesem Wasser enthalten sind, und es so ein Nendorf und Pyrmont in Einem werden könne.

Erinnert man sich des Umstandes, dessen im 58sten Stück des vorigjährigen hannöv. Magazins erwähnt ist, daß sich bei der chemischen Untersuchung des gelben Körpers, der sich in den Rinnen angesetzt hatte, durch welche das Schwefelwasser floß, wirklich ein, jedoch unbestimmt gebliebener, Antheil von Eisen fand, und erwägt man, daß an den abgestochenen Ufern des Teichs, in welchem sich die Schwefelquelle befindet, häufig Stellen angetroffen werden, aus denen ein Wasser siekert, welches wahren Ocker absetzt, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß auch in dem Wasser der Schwefelquelle Eisentheile enthalten sind. Auch hierüber werden wir nun bald nähere Aufklärung erhalten.

Wie man die beiden Gänge der Schwefelquelle im vorigen Jahre entdeckt hatte, so faßte man sie nothdürftig ein, theils um wilde Wasser davon getrennt zu halten, theils aber auch um eben so nothdürftig der wirklich grossen Anzahl von Kranken und Gebrechlichen zu willfahren, sich des Schwefelbades in dem Sommer noch bedienen zu können. Zu dem Ende wurden in dem nahe gelegenen Försterhause Vorkehrungen getroffen, daß 6 bis 10 Kranke daselbst wohnen, und in den dazu eingerichteten Zimmern sich des Schwefelbades bedienen konnten. Allein mit diesen Veranstaltungen reichte man nicht zu; es wurde deswegen noch durch die Vorsorge des Herrn Senators **Reddersen** in der Nähe der Quelle ein dichtes hölzernes Zelt mit zwei Badewannen aufgesetzt, und nahe dabei ein Ofen angebracht, um das Wasser zu den Bädern gehörig erwärmen zu können. Zu Ende des Jul. waren diese Badewannen vom Morgen bis zum Abend fast immer besetzt, ja es wohnten sogar in dem Zelte Kranke, die in dem Försterhause kein Unterkom-

men mehr haben konnten, und denen es zu beschwerlich fiel, aus der Stadt täglich zum Bade zu wandern.

Es ist wohl niemals eine kaum entdeckte Heilquelle so geschwind in einen solchen Wunderruf gekommen, als unser Schwefelwasser. Aus der Nähe und Ferne stellten sich Kranke ein, die ihre Genesung hier sicher zu finden glaubten; es hielt schwer, auch nur einige davon abzuhalten, das Bad zu gebrauchen, ungeachtet man oft mit Gewißheit sagen konnte: in diesem Falle ist es unmöglich, daß ein Bad helfen kann. Taubstumme, in früher Jugend in einem hohen Grade Verkrüppelte, Blinde aller Art u. s. w., die sich bei mir zum Gebrauch des Bades meldeten, baten so dringend um die Zulassung zu demselben, daß es unmöglich war, es ihnen allen zu versagen, so sehr dies auch die Politik einer Badeanstalt anrathen mußte. Kurz der Glaube an die Heilkraft des Schwefelwassers war so groß, daß viele Kranke nichts weniger glaubten, als den Teich Bethesda gefunden zu haben.

Noch viel größer war die Zahl derjenigen, die das Wasser in die Nachbarschaft sowohl, als auch in entferntere Orte hohlen ließen, um es in der Heimath bald als Bad, bald in Umschlägen bei Geschwüren, bei Ausschlägen aller Art, bei örtlichen Schmerzen, bei Augenentzündungen u. s. w. anzuwenden, oder es auch gegen andere Uebel zu trinken.

Eben so außerordentlich der Ruf und die mannigfaltige frühe Anwendung des Schwefelwassers war, eben so außerordentlich hart war natürlich die Probe, die die Heilkraft des Wassers zu bestehen hatte. Aber sie ist bestanden, und wirklich durch Erfolge bestanden, die die gehegten Erwartungen übertroffen haben. In manchen noch zu erörternden Fällen bewirkte die Anwendung der hiesigen Schwefelbäder Heilung, und in noch mehrern eine Erleichterung, die zum künftig zu wiederhohlenden Gebrauch sehr einladend war. Um so mehr waren solche Erfolge nicht zu erwarten, da die Badeanstalten bis dahin sehr beschränkt, die Erwärmung des Wassers sehr mangelhaft, und überhaupt die ganze Einrichtung noch sehr unvollkommen war, auch andre Umstände und Beiwirkungen gänzlich fehlten, die bei andern vollkommneren Badeanstalten von einem so heilsamen Einfluß auf das Befinden der Kranken, und so mithelfend zu ihrer Wiederherstellung sind. Um wie viel mehr muß man daher nicht der Kraft unsers Wassers zuschreiben, da es größtentheils allein wirken mußte, und wie viel würde davon zu erwarten seyn, wenn die Umstände es verstatteten, Einrichtungen und Verfügungen zu treffen, die zu einer Vollkommenheit gediehen, wie sie die Wirksamkeit des Schwefelbades verdiente.

Vorzüglich glaube ich die heilende Kraft des Wassers dem ihm so lose anhängenden, feinen und flüchtigen geschwefelten Wasserstoff-Gas zuschreiben zu müssen, da die Kranken dann am mehrsten den wohlthätigsten Einfluß

fluß von den Bädern merkten, wenn bei sehr warmen Wetter eine größere Menge dieses Brunnengeistes dem Wasser beigemischt war, der durch den pikantern Geruch eine größere Flüchtigkeit verrieth, und eine stärkere und leichtere Penetrabilität in den Körper gestattete.

Am wirksamsten, aber auch am häufigsten, war die Anwendung des Schwefelwassers in der Form lauwarmer Bäder, und am hülfreichsten zeigten sich diese:

1) Gegen Hautausschläge, besonders flechtenartiger Natur. Ein Kranker mit feuchten, und zwei andere mit trocknen Flechten wurden durch den Gebrauch der lauwarmen Schwefelbäder von diesem Uebel befreiet, und das übrige Befinden blieb gut. Drei Beobachtungen sind freilich noch keine zuverlässige Erfahrung, und geben noch keine Gewißheit über die unausbleibliche Heilkraft eines Mittels, aber doch immer viel Wahrscheinlichkeit dazu.

2) Wider gichtische Beschwerden und solche Uebel, die von Gicht ihre Entstehung hatten. Vorzüglich bei festsitzenden Gichtschmerzen ohne Fieber, zeigte das Bad eine vorzügliche Hülfe; hingegen that es nichts, oder verschlimmerte wohl gar das Uebel, wenn es mit Fieber begleitet war. Ein Kranker, der mehrere Jahre an Gichtschmerzen in den Beinen gelitten hatte, dem das Gehen ohne Hülfe fast unmöglich war, der viel Schmerzen ausgestanden, und vorher mancherlei gebraucht hatte, wurde in dem Maaße hergestellt, daß seine Schmerzen verschwanden, und er ohne Beihülfe gehend bei seiner Abreise das Bad verließ. Einige andere Kranke mit ähnlichen Uebeln reisten, wenn nicht ganz geheilt, doch erleichtert wieder ab.

3) Gegen Steifigkeit, Nervenschwäche und Lähmung einzelner Glieder gab die Anwendung der Schwefelbäder erleichternde Hülfe; auch verminderten sie die Steifigkeit und den Geschwulst bei einer Kranken, die seit vielen Jahren einen starken Schwamm am Kniegelenke gehabt hatte.

4) Gegen mancherlei rheumatische Beschwerden wurde das Bad häufig und vielfältig mit gutem Erfolge gebraucht.

Dies waren vorzüglich die Krankheitsformen, in denen im vorigen Jahre das hiesige Schwefelbad eine ihm eigenthümlich zuzuschreibende Wirksamkeit äußerte. In einem Sommer kann natürlich die Sammlung richtiger Beobachtungen über die Heilkraft eines Mineralwassers, das zum erstenmahl als Arzneimittel angewandt wird, nicht besonders reichhaltig seyn, aber die eben angegebenen Fälle müssen doch schon aufmuntern zu ferne er und ausgedehnterer Anwendung. Sind nun erst durch genaue chemische Zerlegungen des Wassers seine Bestandtheile ge-

nauer ausgemittelt, so kann man auch mit größerer Zuverlässigkeit nach analogen Erfahrungen bestimmen, ob in diesen oder jenen Fällen das hiesige Schwefelbad wirksam seyn könne, oder nicht. Das Drängen der Kranken zur Anwendung unsers Wassers im verflossenen Sommer nöthigte zu einem verkehrten Verfahren, nemlich zu seinem Gebrauche ohne vorhergegangene genaue Ausmittelung seiner Bestandtheile, die man freilich im Allgemeinen, aber doch nicht so gewiß kannte, als dies bei einem Heilmittel erforderlich ist, um es mit Bestimmtheit in diesem oder jenem Falle empfehlen zu können.

Zum Trinken war die Anwendung des Schwefelwassers selten, weil es theils sehr widerlich zu genießen ist, und theils, weil ein häufiger Genuß heftige drastische Folgen hatte, oft Erbrechen und Durchfall verursachte. Genoß man es mäßig, so spürte man bald und längere Zeit anhaltend ein Aufstoßen, bei dem das durch die Magenwärme schnell und stark entwickelte geschwefelte Wasserstoff-Gas, durch den Geruch sich zu erkennen gab. In der Folge werden gewiß auch über den innern Gebrauch des Schwefelwassers, eines a priori gewiß sehr kräftigen Mittels, Erfahrungen gemacht werden, die seine künftige Anwendung näher bestimmen können.

Nächst dem Försterhause, worin 3 bis 4 Zimmer eingerichtet sind, hat der Herr Senator **Reddersen** nahe bei der Quelle noch ein kleines Haus bauen lassen, in dem noch 2 Badestuben angebracht sind, so daß dadurch für dieses Jahr eine zwar kleine, aber doch nützliche Vergrößerung der Badegelegenheiten veranstaltet ist.

Landwirthschaftliche Gebräuche bei verschiedenen Völkern.

(Fortsetzung. S. St. 45. d. Mag. v. d. J.)

Die Butaner bedienen sich, wie Turner erzählt *), einer Art Branntewein, den sie **Chong** nennen. Dieses geistige Getränk wird aus Reis, Weizen, Gersten, oder andern Getreide bereitet, und hat einen etwas säuerlichen Geschmack. Bei der Verfertigung wird eine von diesen Kornarten

*) S. An Account of an Embassy to the Court of Tishoo Lama in Tibet, containing a Narrative of a Journey through Bootan and a part of Tibet, by Captain Samuel Turner. London 1800.

arten in Wasser geschüttet, so daß das Wasser eben darüber steht. Diese Vermischung wird in einem Topf oder andern Gefäß aufs Feuer gesetzt, bis sie zu kochen anfängt; hierauf wird der Topf vom Feuer genommen, das Wasser abgegossen, und das eingeweichte Getreide auf Matten oder groben Tuch ausgebreitet, bis es kalt geworden ist. Jetzt krümelt man einen Klumpen von zusammengerollten Blüten der Cacalia Saracenica, den die Butaner **Barra** nennen, auf die Körner, und mischt beide gut durcheinander. Ein Klumpen von der Größe einer Muskatennuß ist für zwei Pfund des vorher eingeweichten Getreides hinreichend. Beides wird nun in Körbe, mit Blättern ausgelegt, verpackt, und mit den Händen eingedrückt, um die Feuchtigkeit ablaufen zu lassen, das Ganze in Blätter und Tücher gewickelt, die äußere Luft abzuhalten, und an einen warmen Ort gesetzt, wo es drei Tage stehen bleibt. Man setzt den Korb hernach in trockne irdene Gefäße, benetzt den obern Theil der Masse mit kaltem Wasser, und verpicht die Mündung des Gefäßes sorgfältig. So muß alles wenigstens zehn Tage stehn bleiben, ehe man daraus Chong bereiten kann. Je länger es in den irdenen Gefäßen wohl verwahrt steht, desto besser wird der Chong. Um dies Getränk zu bereiten, wird etwas von der gegohrnen Masse nach Belieben in ein großes Gefäß gethan, darauf heißes Wasser gegossen, und das Ganze gut durch einander gerührt. Nach einer kurzen Zeit setzt man einen kleinen Korb in die Mitte des Gefäßes, in welchen das fertige Getränk hineindringt; dasselbe wird mit Löffeln aus kleinen Kürbisschaalen herausgefüllt, in hölzerne Schaalen gegossen, und hierauf getrunken. Destillirt man den Chong auf gewöhnliche Art, so erhält man einen hitzigen, stark berauschenden Branntewein, den man in Butan Arra nennt.

Zur Verfertigung des Papiers braucht man in Butan die Rinde von einem Baume, der in großer Menge auf den Gebirgen wächst, und Deah heißt. Die Rinde wird in schmale Streifen zertheilt, und in einer Lauge von Holzasche gekocht; hierauf legt man sie zum Trocknen haufenweise auf einander, schlägt sie auf einem Stein mit einem hölzernen Hammer bis zu einem ganz feinen Brei; diesen wirft man in ein Gefäß, mit Wasser angefüllt, rührt beides gut um, und reinigt ihn von den groben und schmutzigen Partikeln, die oben schwimmen; der Brei wird hierauf noch einmal in reinem Wasser abgespült, bis alle Theile zergehen, und das niedersinkende Zeug wie Gallert anzufühlen ist. Nun schöpft man die Masse mit ordentlichen Formen von Rohr, läßt das Wasser ablaufen, und das Papier in der Form halbtrocken werden; nachher wird es bogenweise auf Stricken oder Fäden gehängt. Dieses

ses Papier ist weit fester, als das unsrige oder das indische. Es läßt sich auch vergoldet in seidene Zeuge verweben und wird zu diesem Zweck nach China ausgeführt.

Bei den Ehsten, noch häufiger aber bei den Finnen, werden die Quecken nicht nur zum Thee sondern auch zu Brodt benutzt. Sie hacken die Wurzeln klein, trocknen sie stark im Ofen, und mahlen sie mit Korn vermischt. Dies gewonnene Mehl soll ein gesundes, schmackhaftes Brodt, und gute Mehlspeisen geben. *)

Die Rinde der Erlen benutzen die Ehstinnen zum Schwarzfärben. Sie schälen sie frisch ab, kochen sie in Wasser, und werfen nach einigen Sieden einen Theil der ausgekochten Rinde weg. Darauf werfen sie etwas Hefen und Schleifschlamm hinein, und stellen den Absud an einen warmen Ort. Hier legen sie das leinene oder wollene Zeug in die Brühe, die in eine Art von Gährung geräth, und das Zeug oder Garn in zwei bis drei Tagen schwarz färbt. Aus der Rinde der Esche brennt man bei Narwa ein Oel, das, zu einem halben Löffel voll genommen, vielen Krankheiten widerstehen soll, und welches die Finnen äußerlich als Salbe gebrauchen. Sie halten sehr viel auf dieses Mittel, und sind von dessen Heilkraft fest überzeugt.

*) S. Dr. Joh. Christoph Petri Esthland und die Ehsten ꝛc. 1r Th. Gotha 1802.

(Die Fortsetzung ein andermal.)

Anfragen.

Einige leidenschaftliche Garten- und Blumenfreunde wünschen von irgend einem erfahrnen Gärtner über folgende zwei Fragen eine gründliche Belehrung in diesen Blättern zu lesen:

1) Welches ist die beste Art des Anbaues und der Wartung der Artischocken?

2) Welches sind die zuverlässigsten Vorschriften zur Cultur der Anemonen, und wie erhält man diese Blumen in der größten Vollkommenheit?

Ueber beide Fragen siehet man einer ausführlichen Belehrung in diesen Blättern mit Verlangen entgegen.

H. u. C.

Hannöverisches Magazin.

55tes Stück.

Freitag, den 12ten Julius 1805.

Ueber die Anwendung des Oehls bei chirurgischen Operationen.

Vos lene consilium et datis, et dato
Gaudetis, almæ!

HORAT.

1) Jedes chirurgische Instrument, auch das schärfste und glätteste, ist nicht vollkommen scharf und glatt, sondern es ist vielmehr in seinen feinsten Theilen auf seiner Schneide und seiner Oberfläche rauh und eckig; und fast jedes Instrument ist zugleich auf seiner Oberfläche hart und trocken, (nicht weich und schlüpfrig).

2) Jede chirurgische Operation mit einem auf seiner Schneide und Oberfläche rauhen, eckigen, harten, trocknen Instrumente ist schwerer, schmerzhafter, und weniger glücklich, als wenn das Instrument vollkommen scharf und glatt, oder, da diese Vollkommenheit durch die Natur an sich unmöglich ist, (kein Körper ist vollkommen dicht) auf seiner Schneide und Oberfläche durch einen Mittelkörper gedeckt, oder in ihn gehüllt, weich und schlüpfrig gewesen wäre.

3) Aus diesen Worten folgt der nachstehende Grundsatz der Wundarzneikunst:

Jedes Instrument, mit dem der Wundarzt stechen, schneiden, bohren, sägen, trennen, eindringen oder untersuchen will, befeuchte oder bestreiche er kurz vor der Operation vollkommen mit reinem, fettem Oehle,

und

jede chirurgische Operation wird dem Kranken weniger schmerzhaft, dem Wundarzte leichter, im Erfolge glücklicher seyn; (auch der Schärfe und der Güte des Instruments weniger schaden).

4) Von diesem, im Einzelnen bei einigen Instrumenten und Operationen schon angewandten, als Grundsatz, neuen Lehrsatze der Wundarzneikunst ist die Lanzette oder die Nadel zum Einimpfen der Kuhpocken, weil das Oehl den Kuhpockenstoff unwirksam machen würde, ausgenommen. Einige andere Ausnahmen finden auch noch Statt.

5) Da man dem gesunden Menschenverstande sich oft nicht einfach und deutlich genug, daß ihm die Wahrheit auf den ersten Blick einleuchte, ausdrücken kann; so will ich das Folgende noch anführen. Daß die Nadel, der Nagel, das Messer, die Scheere, der Meißel, das Beil, der Hobel, die Säge, der Bohrer, die Feile, oder daß jedes Instrument, wenn man es mit Oehl oder Fett befeuchtet oder bestrichen hat, schärfer, reiner (weniger quetschend oder zerreißend), und leichter steche, schneide und trenne, und glätter, weicher, schlüpfriger und leichter ein- und durchdringe, (das Instrument selbst auch weniger stumpf werde,) als ohne Oehl, ist eine Wahrheit, die nicht dem mindesten Zweifel unterworfen ist, und die von der täglichen Erfahrung im Leben gelehrt und bestätigt wird; (mit dem schärfsten, härtesten Bohrer soll man in reines Silber und reines Kupfer ohne Oehl kein Loch bohren können).

6) Auch von Seiten der Chemie könnte man Beweise für die Wahrheit meines Grundsatzes, oder für die große Nützlichkeit des Oehls bei chirurgischen Operationen führen.

7) Reines Mandelöhl, das weder Geruch noch Geschmack hat, oder in einigen Fällen, eine reine fette Salbe *), ist wohl am besten zum Befeuchten oder Bestreichen sowohl des schneidenden, als auch des stumpfen Instruments, der Sonde und des untersuchenden oder leitenden Fingers.

8) Das Instrument, das möglich vollkommen seyn, und das, damit es durch seine Kälte nicht schade, **zur Blutwärme erwärmt werden sollte**, wird kurz vor der Operation mit dem Oehle oder der Salbe befeuchtet oder bestrichen, nachdem der Zweck es erfordert.

9) Der Wundarzt sollte bei vielen Operationen (z. B. Amputationen, dem Kaiserschnitte), zur noch größeren Erleichterung derselben, **auch die Haut an der Stelle, wo er sie durchschneiden will, kurz vorher mit Oehl oder Salbe bedekken und geschmeidig machen.**

10) Die Meinung, daß das chirurgische Instrument, sobald es in Fleisch oder in Höhlen des menschlichen Körpers eindringe, mit Blut, Lymphe oder Schleim befeuchtet werde, und daß

*) Die Salbe könnte aus 8 Theilen Mandelöhl, und 2 oder 3 Theilen Cacao-Butter bestehen.

daß daher das Befeuchten des Instruments mit Oehl wohl unnöthig und unnütz seyn möchte, ist irrig. Denn 1) das Instrument wird erst nur dann mit Blut, Lymphe oder Schleim befeuchtet, wenn es in den Körper schon eingedrungen ist, und schon gewirkt und geschadet hat; 2) diese Befeuchtung oder das Ankleben des Bluts, der Lymphe und des Schleims an das trockne Instrument geschieht weder augenblicklich bei der ersten Berührung, noch vollkommen; und 3) das Oehl vertheilt sich viel leichter und weiter, füllt und deckt alle Vertiefungen und Rauhigkeiten viel richtiger und vollkommener, und macht viel weicher, sanfter, geschmeidiger und schlüpfriger, als Blut, Lymphe und Schleim (und schützt auch das Instrument viel besser vor dem Stumpfwerden, als das, das Eisen und den Stahl so leicht rosten machende, Blut.)

11) Die Sorge, daß beim Eindringen des Instruments das Oehl gänzlich zurückgedrückt, und das Instrument des Oehls beraubt werde, und daß folglich das Bestreichen nur den Hautschnitt erleichtere, ist ohne Grund; denn das Oehl bleibt in den vielen Vertiefungen und auf der Schneide und der Oberfläche des Instruments haften, und behält auch im Fortgange der Operation seine wohlthätige Wirkung.

12) Die Vermuthung, daß die Heilung der Wunden, die ohne Eiterung geschehen soll, durch das Oehl des Instruments möchte verhindert werden, ist ohne Grund und irrig. Denn beim Eindringen des Instruments in den menschlichen Körper drückt sich das überflüssige Oehl zurück, und das, nicht viel betragende, mit dem Instrumente eingebrachte, Oehl wird von dem Blute und der Lymphe wieder weggewaschen. Ja, es ist im Gegentheil vielmehr wahrscheinlich, daß eine solche, vermittelst des Oehls, scharf und rein geschnittene Wunde, weil sie am wenigsten gequetscht, und am wenigsten zu starker Entzündung mit nachfolgender Schwäche und Desorganisation geneigt ist, am leichtesten ohne Eiterung heilen werde.

13) Manche machen vielleicht noch den Einwurf des Stolzes. Wenn, dem Vorgeben nach, das Oehl bei den chirurgischen Operationen sehr gut und nützlich, ein Schritt zur Vollkommenheit, und ein Grundsatz der Wundarzneikunst seyn sollte, so würde es unbegreiflich seyn, daß die Wundarzneikunst, die seit undenklichen Zeiten ausgeübt und gebildet wurde, und die auch wirklich einige Instrumente (den Troikart *), die Staarnadel, die Geburtszange) mit Oehl bestrich, die gleiche, so leichte Erfindung nicht gemacht

*) Daß der Bauchstich, auch mit dem schärfsten Troikart, schwer und schmerzhaft, oder daß der Troikart stumpf sey, lehrte das Gefühl den Wundarzt und den Kranken, und man rieth daher, den Troikard mit Oehl zu befeuchten.

macht und vollführt, und daß der Wundarzt diese Erfindung zur Verminderung der Leiden der Menschen nicht angewandt, und zum Grundsatze erhoben hätte; man kann daher an der Richtigkeit jenes Vorgebens zweifeln. O! es giebt der unbegreiflichen Dinge unzählige in der Welt und im Leben (welches Menschen Herz kann Unrecht, Unsittlichkeit, Unterdrückung begreifen? und sie geschehen täglich, und im Großen — o der Unglücklichen!), und wir Menschen, die wir die Schwere und die Bahnen der Planeten maßen und berechneten, wir sind, am häufigsten in den gemeinsten Dingen und den ersten Angelegenheiten der Menschheit oft unbegreiflich kurzsichtig, uns selbst fremd. Irre ich nicht, so war es Franklin, der dem Schiffe die tosenden Wogen des stürmenden Meers mit Oehl besänftigen wollte; dieses war, abgesehen von der Ausführbarkeit, ein grosser, des Mannes, der den Blitz wandte, würdiger Gedanke; den viel leichteren, näheren Gedanken, dem Menschen (auch dem Thiere) das harte Instrument und die blutende Wunde mit einem Tropfen Oehl zu besänftigen, dachte man aber nicht. Die Unbegreiflichkeit ist im vorliegenden Falle wohl nur scheinbar. Die gute Lanzette, das gute Bistouri, (das gute Staarmesser), und gute Instrumente scheinen dem unbewaffneten Auge sehr scharf und glatt zu seyn, die chirurgischen Operationen sind gewöhnlich nicht mechanisch schwer, sie erfordern in den mehrsten Fällen wenig körperliche Kraft, der Wundarzt empfindet nicht die Schmerzen der Kranken, die Kranken, voll Vertrauens auf die Menschlichkeit und die Kunst des Wundarztes, glauben, es könne wohl nicht anders seyn, und die leichteste, den Menschen vor den Augen liegende Erfindung ist oft die schwerste, die späteste. Mit dem Stolze können und wollen wir es also gut seyn lassen.

14) Und gesetzt denn auch, daß durch das Oehl der Schnitt und Stich mit der Lanzette, dem Bistouri, (auch mit dem Staarmesser) und die mehrsten chirurgischen Operationen nur um den 10ten, oder gar nur um den 100ten Theil (Eine Linie — Ein Procent) leichter, weniger schmerzhaft und glücklicher würden; so wäre durch die unzählichen Operationen, die überhaupt und besonders mit der Lanzette, dem Bistouri (auch mit dem Staarmesser) von jetzt und in aller Zukunft über der Erde gemacht werden, das Bestreichen mit Oehl doch ein sehr großer Gewinn. — Eine kleine Größe, auch wenn sie klei-

ten Ist denn die feinste englische Nähnadel vollkommen spitz, nicht stumpf? Man sehe sie durch ein Vergrößerungsglas, oder vergrößert in dem Leretuch'schen Bilderbuche Nr. 40, als „einen rauhen löcherigten Pfahl" — und daher der so empfindliche Schmerz, den die Nadel des Wundarztes dem Kranken verursacht.

keinen Fuß und keinen Zoll, sondern, wie gesagt, nur Eine Linie beträgt, unzählige Mahle genommen, giebt eine unendliche Größe — und um Eine Linie die Wundarzneikunst der Vollkommenheit nähern — die Leiden der Menschheit bei chirurgischen Operationen um Ein Procent vermindern, auch das wäre — —

15) **Die Menschlichkeit**, die mit ihren Freuden und Leiden uns alle umschließt, die Beistand, Mitleiden, Erbarmen und Hülfe bald fordert, bald giebt, und die so gern den eigenen Schmerz gelindert wünscht, den fremden lindert — diese Menschlichkeit, die Alles hält, könnte nun noch die Fragen aufwerfen: „Wird jeder Wundarzt wohl ein so verständiger und so menschlicher Mann, ohne Stolz und Uebermuth, seyn, daß er im vorliegenden Falle der Wahrheit und der Belehrung offen und fähig wäre? und wenn durch das Oehl auch nur um Ein oder einige Procente die mehresten chirurgischen Operationen leichter, weniger schmerzhaft und glücklicher, und die Instrumente vor dem Stumpfwerden geschützt würden, sollte man dann hoffen können, daß jeder Wundarzt in jedem einzelnen gegebenen Operationsfalle gern und freudig dieses Mittel ergreifen, und (sich seinem Instrumente und) dem Leidenden einen Tropfen Oehl zum Opfer bringen werde?" — Auf diese Fragen weiß ich nichts zu antworten, als: daß die Anwendung des Oehls nur dann nicht mehr zufällig und ungewiß seyn, und auf dem Verstande und der Menschlichkeit des Wundarztes beruhen werde, wenn die Wundarzneikunst — von der Menschheit und dem Schmerze angerufen — als Göttinn die Anwendung des Oehls bei chirurgischen Operationen zu einem ihrer ersten Grundsätze erheben, und wenn dieser wissenschaftliche Grundsatz den Menschen allgemein bekannt werden, und von der Vernunft und der öffentlichen Meinung so sanctionirt seyn wird, daß jeder Mann, der auf den edlen Namen: Wundarzt, Ansprüche macht, ihm huldigen muß.

16) Schon vor 8 Jahren ließ ich bei der Amputation eines im Fußgelenke geschmetterten Unterschenkels eines alten, dem Trunk ergebenen Mannes die Charpie in Mandelöhl tränken, und die Entzündung und Eiterung war mäßig, die Heilung glücklich.

17) Im April 1804. wollte in meinem Beiseyn der hiesige Land-Chirurgus Kunoeber ein sogenanntes Haarseil (Eiterband) legen; ich bat ihn, die Lanzette mit Mandelöhl zu befeuchten, und sie durchschnitt die starke, zusammengefaltete Haut äußerst leicht, mit sehr wenig Schmerz. Ein Aderlaß, den derselbe vor wenigen Tagen in meinem Beiseyn mit einer Lanzette mit Oehl bestrichen, verrichtete, ging sehr leicht von statten, und der Kranke

sagte,

sagte, daß ein scharfer Fliegenstich mehr schmerze. *)

18) Eine vorzüglich glückliche Anwendung meines Oehls findet bei dem Staarmesser zur Ausziehung des grauen Staars Statt.

19) Das Glück der Ausziehung des grauen Staars hängt vorzüglich von den folgenden 3 Punkten ab: vom richtigen (für den leichten Durchgang der Staarlinse, der so wichtig ist, gehörig-) großen, reinen, glücklichen Schnitte durch die dicke, harte, zähe Hornhaut; vom nicht zufrühzeitigen Ausfließen der wässerigen Augenfeuchtigkeit, und daß keine nachfolgende Entzündung das Auge oder die Sehkraft zerstöhre.

20) Und alle diese 3 Punkte: der richtige, große, reine, glückliche Schnitt durch die dicke, harte, zähe Hornhaut; die Verhütung des zu frühzeitigen Ausfließens des Augenwassers; und daß (ob der so sanften Behandlung keine gefährliche Entzündung nachfolge, werden, wie 3 Erfahrungen an 3 Augen bei 2 Menschen mich lehrten, durch das Bestreichen des Staarmessers mit Oehl bewirkt.

21) Mein gelehrter, verdienstvoller Freund, der Medicinalrath und Physikus Dr. Borges zu Minden (er hat bis auf den heutigen, der Menschheit heiligen Tag 3,968 Menschen vaccinirt), der Staar-Operationen zu einem Lieblingsgeschäfte sich gemacht hat, und dieselben ruhig und langsam, mit fester Hand, sehr vortrefflich verrichtet — dieser vortreffliche Augenarzt befolgte in meinem Beiseyn meinen Grundsatz bei seinen neuesten drei Staar-Operationen, und die angeführten, äußerst wichtigen 3 Punkte wurden auf das glücklichste erreicht, so erreicht, daß Borges und sein Gehülfe, der Landchirurgus Wagenführer, auch Rousseau (der Name des Wirths, bei dem die Staarkranken zu wohnen pflegen) sich wundern und gestehen mußten, daß jede dieser 3 Operationen sehr viel leichter und glücklicher, als jede der vorhergegangenen Operationen, vollbracht worden sey, und daß die Ursache wohl in dem Oehle liegen müsse. (Den so wichtigen Punkt, daß das Oehl des Staarmessers das Ausfließen des Augenwassers verhüte, bemerkte mein Freund zuerst, und er setzt, wie recht, einen sehr hohen Werth darauf. Daß das Messer durch das ausfüllende, weichmachende Oehl viel genauer in und an den Hornhautschnitt schließe, als ohne Oehl, ist einleuchtend.)

22) Borges operirte am 17ten Nov. das rechte, am 3ten Dec. 1804. das linke Auge des 64jährigen, am grauen Staar blinden hessischen Landmanns, Adolph Ladage, aus Erten in der Grafschaft Schaumburg. Das

*) Auch den Aderlaß-Schnäpper, dieses so gefährliche Instrument, sollte man mit Oehl bestreichen: dabei aber eingedenk seyn, daß der Schnäpper alsdann viel leichter, also auch wohl tiefer schlage, und daß man folglich sich hüten müsse, zu tief zu schlagen, oder gar eine Schlagader zu treffen.

Das Weidmannsche Staarmesser *), mit Mandelöhl vollkommen bestrichen, durchstach und durchschnitt mit seinem Schnäbel beim Eingange in das Auge sehr leicht die Hornhaut ohne Ausfliessen des Augenwassers; beim leichten Ausgange des Schnäbels lief des Augenwassers äußerst wenig, nicht mehr, als der im Auge befindliche Schnabel des Staarmessers Raum einnahm, aus; der, beim sanften, leichten Fortrücken des Messers, verbunden mit sehr wenigem Ausfluß des Augenwassers, halbmondförmig aufgeschnittene Lappen der Hornhaut war groß, und ganz vortreflich gerathen; die Staarlinse trat bald nach eröffneter Kapsel und einem sanften Druck aufs Auge in die vordere Augenkammer, und ging leicht durch die große Hornhautöffnung hindurch; und am 5ten Tage nach der Operation, bei und nach welcher der Kranke fast gar keine Schmerzen empfunden hatte, war das Auge hell und klar, und ohne Entzündung, der aufgeschnittene Hornhautlappen war angewachsen, das Auge wieder mit seinem Wasser gefüllt, und der mehrjährige Blinde erfreute sich des Lichts.

23) Mit dem Verlaufe und dem Erfolge der Operation am linken Auge verhielt es sich eben so; nur daß durch einen Fehler in der Diät eine sehr leichte Entzündung sich einstellte, die um den 10ten Tag sich gänzlich verlor. Vor 6 Wochen, da ich zu Erten war, besuchte ich **Ladage'n**, und ich fand ihn bei der mit beiden Augen vortrefflich wiedererlangten Sehkraft in guter, wieder aufgeblühter Gesundheit heiter, froh und glücklich.

*) Eine gute Abbildung dieses Staarmessers, nebst dessen Beschreibung, (die aber in der deutschen Uebersetzung viele Fehler in der Angabe der Maaße hat) und einer sehr vortrefflichen Abhandlung des verehrten Prof. **Weidmann** über die Ausziehung des Staars findet sich in Hymlys und Schmidt's ophthalmol. Biblioth. 1 St. S. 109–130. — Wie jener berüchtigte Satz **Popen's**, eben so erbärmlich ist der Satz, daß jeder Augenarzt mit dem Messer, an das er sich gewöhnt habe, am besten operire. Das ist eine arge, Verderben bringende Unwahrheit. Denn jede Größe ist bestimmt, das Verhältniß zweier Größen zu einander ist unabänderlich, und einzig nur durch das Staarmesser, das in Verhältniß zum Auge überhaupt, und im vorliegenden Falle und zur Operation vollkommen geformt ist, ist die Möglichkeit, am besten zu operiren, gegeben. Nach **Boraes** und meinem Ermessen ist das Weidmannsche Staarmesser, von dem vortrefflichen Künstler **Zitzler** zu Mainz meisterhaft verfertigt, bis jetzt das vollkommenste.

(Der Schluß folgt.)

Beantwortung

der in dem hannöv. Mag. v. d. J. im 46. St. geschehenen Anfrage,

Im 46ten Stück dieser Blätter hat ein Taubenfreund folgende von ihm gemachte Bemerkung;

„Die jungen Tauben, besonders die im Frühjahre von der ersten Brut, erhalten um die Zeit, wenn ihnen

die

die ersten Federn wachsen, am Halse dicht unter dem Schnabel ein Geschwür, woran sie im kurzen sterben;"

öffentlich vorgelegt, und wünscht hievon die Ursache und etwanige Mittel dagegen kennen zu lernen.

Ich freue mich, daß meine seit mehreren Jahren gemachten Beobachtungen der Tauben und deren Fortpflanzung mir Gelegenheit geben, dem ungenannten Anfrager darüber, wenigstens in etwas, befriedigenden Aufschluß ertheilen zu können.

Was die Ursache dieser Krankheit anbetrifft, so ist sie lediglich im unreinen schimmlicht gewordenen Futter zu suchen. Ich habe wenigstens dieselbe nur, als ich, in dem Wahne, es schade nichts, solches einmal futterte, bemerkt, und nachdem ich es nachher sorgfältig vermied, so lange meine Tauben nicht feldeten, sie nicht wieder verspürt.

Warum diese Krankheit gerade nur die erste Brut im Frühjahr trifft, (welche Bemerkung der geehrte Anfrager gewiß nur bei feldenden Feldtauben gemacht hat; denn nach meiner Erfahrung traf diese Krankheit eine andere Brut, meine Tauben aber feldeten noch nicht.) Dies ist also ganz deutlich zu erklären, da solche gewöhnlich noch vor der Säezeit fällt, und alsdann die Tauben wegen Mangel an Futter auf dem Felde den Dünger durchsuchen und das darin sich findende verdorbene Getreide fressen. Bei Hoftauben, die nicht felden, hat man daher diese Krankheit, wenn sie nemlich reines Futter erhalten, nie zu fürchten.

Diese Bemerkung, welche ich, nachdem ich meine Tauben felden lassen, zu wiederholten Mahlen gemacht habe, ist auch von mehreren Beobachtern, denen ich sie mittheilte, als richtig bestätigt worden; ich kann um desto gewisser sie als wahr empfehlen.

Die Ursache, warum diese Krankheit gerade dann die jungen Tauben trifft, wenn ihnen die ersten Federn wachsen, ist wohl theils darin zu suchen, weil alsdenn gewöhnlich zufällig der Zeitpunkt eintritt, in welchem die alten Tauben, aus Mangel an Futter, dem Dünger zusprechen müssen, theils weil man sie nachher bei den stärker werdenden Federn leicht übersieht und die Tauben ununtersucht wegwirft.

Mittel gegen diese Krankheit habe ich bis jetzt noch nicht auffinden können, so viele Versuche ich auch selbst gemacht habe und von Andern gemacht weiß. Der Tod ist immer unvermeidlich, da das Geschwür sehr bald so stark wird, daß der Hals den Tauben davon zugeht, und sie auf diese Art ersticken. Ich sehe mich in Hinsicht dieses letzten Punktes daher nicht im Stande, den Wunsch des geehrten Anfragers, Mittel gegen diese Krankheit in Erfahrung zu bringen, zu erfüllen und zweifle fast, daß derselbe je erfüllt werden kann, obgleich mir ebenfalls sehr viel daran liegen würde.

Lüneburg. v. Dassel.

Hannöverisches Magazin.

56tes Stück.

Montag, den 15ten Jul. 1805.

Ueber die Anwendung des Oehls bei chirurgischen Operationen.

(Schluß.)

24) Die 3te Operation verrichtete mein Freund den 22ten März d. J. an dem linken Auge des Schaumburgischen Landmanns Löseke aus Lindhorst. Er hatte in beiden Augen den grauen Staar. Da aber der Blinde, (ein Mann voll Muths) plötzliche Abwechselungen von Schatten und Licht, wenig oder gar nicht unterschied; und da die Pupillen äußerst klein und unbeweglich waren; so war die Ausziehung der Staarlinse sehr schwierig, und Borges versprach sich keinen glücklichen Erfolg. Nach vortrefflich gemachtem Hornhautschnitt des (linken) Auges erweiterte sich die so enge, von der dicken Staarlinse stark hervorgetriebene Pupille ganz und gar nicht, und die Linse konnte nicht durchgehen; Borges machte mit der Richterschen Scheere den erforderlich weiten Schnitt in die Iris; jetzt folgte nach einem leichten Druck auf das Auge die große, weiche, braune, undurchsichtige Staarlinse, der Blinde konnte aber und lernte nicht sehen, weil er bei und neben dem grauen auch den schwarzen Staar hatte, welchen unglücklichen Umstand man vor der Operation, die der muthvolle Mann gern an sich machen ließ, nicht mit Gewißheit voraussehen konnte, und welches schwarzen Staars wegen auch der graue Staar des rechten Auges nicht operirt wurde. Uebrigens aber war die Operation — der Schnitt durch die Hornhaut, die Verhütung des Ausfließens des Augenwassers, daß der Operirte, dessen Iris auch weit aufgeschnitten werden mußte, (um den 12ten Tag war diese künstliche Oeffnung wieder zusammengeheilt) fast gar keine Schmerzen und keine nach-

folgende Entzündung im Auge bekam, und daß am 5ten Tage der Schnitt in der Hornhaut geheilt, und das Auge wieder gefüllt war, — oder auch diese Operation des grauen Staars an und für sich war eben so glücklich, wie beim **Ladage**. *)

25) Man stelle, wie ich es that, an Augen **todter** Menschen und Thiere Versuche an, und Gesicht, Gefühl und Gehör werden beweisen, daß **ohne Oehl** die Spitze des Staarmessers (wie jene Spitze der Nadel, „ein rauher löcheriger Pfahl") nachdem sie die Hornhaut erst beträchtlich eingedrückt hat (durch welchen Widerstand bei Staar-Operationen das Auge auf eine sehr nachtheilige Art gedreht, und nach der Nase gedrückt wird), sehr schwer in und durch die Hornhaut dringe; wie schwer, rauschend und ruckweise das Messer die dicke, harte, zähe Hornhaut durchschneide, und wie leicht das Augenwasser auslaufe, die Iris geschnitten werde, und der Versuch misglücke. Und man stelle diese Versuche bei Todten und **Lebendigen mit Oehl** an, und Gesicht, Gefühl und Gehör werden das Gegentheil lehren, der glückliche Erfolg bei Lebendigen wird die große Wohlthätigkeit des Oehls beweisen.

26) Oder alles Vorhergehende dem gesunden Menschenverstande kurz zusammengefaßt. Wahr ist und bleibt es: daß, mit dem Mikroskop betrachtet, die Lanzette, das Bistouri, das Staarmesser auf der Oberfläche voll rauher Vertiefungen, und auf der Schneide uneben, eingeschnitten, und äußerst fein gezahnt, eine Art Säge sey; da jedes schneidende Werkzeug des Wundarztes, wie eine Säge — nicht durch senkrechten Druck, (der, wie immer, drückt und quetscht nur, schneidet und hilft nicht), sondern durch ein allmähliges, horizontales, mit einem richtig-verhältnißmäßigen Aufdrücken verbundenes Fortrücken (diagonal) — wirke; daß die Lanzette, das Bistouri, das Staarmesser mehr oder weniger gut, scharf und rein schneide, nachdem es eine mehr oder weniger äußerst feine Säge sey; und daß diese Säge — die Lanzette, das Bistouri, das Staarmesser — **mit Oehl befeuchtet**, um Vieles besser, leichter, sanfter, schärfer und reiner schneide, und dem Kranken viel weniger Schmerzen verursache, **als ohne Oehl**, ist und bleibt ewig wahr.

27) Ja! der Wundarzt, der nicht, wie jener Priester und Levite, beim Leidenden vorübergeht, sondern in die Wun-

*) Auch die 4te, heute (den 27ten Mai) mit Oehl vorgenommene Staar-Operation glückte vollkommen, die Frau konnte sehr gut sehen, und Borges sagte zu mir: „Ich werde künftig nie ohne Oehl operiren."

Wunden auch des Armen und des Fremdlings, gern Wein und Oehl gießt — oder der Wundarzt, der jetzt in der Freude seines Herzens von der nun milderen Wundarzneikunst mit der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts (Moses I. 8, 11.) ausrief:

„und siehe! ein Oehlblatt
„hatte sie abgebrochen, und
„trugs in ihrem Munde."

— dieser und künftig alle Wundärzte werden fast jedes chirurgische, vorher erwärmte, Instrument, (oft auch die Haut an der Stelle, wo sie durchschnitten werden soll), der Augenarzt wird das Staarmesser mit reinem sanften Oehle befeuchten oder bestreichen; und künftig wird fast jede chirurgische Operation leichter, sanfter, milder, weniger schmerzhaft und glücklicher seyn — die allermehrsten, von einem vortrefflichen Manne, mit geschickter, geübter Hand, und dem rechten Messer operirten Blinden werden das Licht

O! eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges — Alle Wesen leben
Vom Lichte! Jedes glückliche Geschöpf —
Die Pflanze selbst — kehrt freudig sich zum Lichte.

Schiller (Wilhelm Tell).

wiederbekommen.

Bückeburg,
den 14. Mai 1805.

B. C. Faust, Dr.

Das Stift Catlenburg.

Wer Scenen der Vergangenheit liebt, der bereise den Harz und dessen umliegende Gegenden; eine reichliche Ausbeute seiner Bemühungen ist sein Lohn. Verfallene Burgen und Vesten, zerstöhrte Raubschlösser und Klöster erheben sich bald hier bald dort als ein Ueberbleibsel grauer Vorwelt auf den hohen Felsenmassen empor.

Lehrreich und angenehm ist es, sich mit solchen Denkmählern des Alterthums zu beschäftigen, und ihrer Entstehung und Gründung, wo möglich, nachzuforschen. Wohl daher dem Freunde der vaterländischen Geschichte, dem dieser Zweig des Alterthums Vergnügen und Unterhaltung gewährt. Auch nach seinem Dahinscheiden wird man sein Andenken verehren, in seinen Werken lebt er fort, wenn unlängst seine irdische Hülle zu Staub gefördert ist. Auch ich bereiste einst den Harz, vorzüglich aber dessen benachbarte Ge-

gend, und hatte Gelegenheit, mich über manches Ueberbleibsel grauer Vorwelt aufzuklären, manche schöne Denkwürdigkeit der vergangenen Zeit in mein Tagebuch einzutragen, unter denen auch die nachstehende ihren Platz finden mußte.

Die unermeßliche Kette des Harzgebirges theilt sich bekanntlich in den Ober und Unterharz. Nach dem erstern zu liegt Catlenburg, welches zwar noch keinen Theil des Harzes ausmacht, wo indeß Sitten, Gebräuche und Sprache schon viel von dem Harze entlehnt haben, und die Gegend eben so sehr mit Bergketten, Klippen und Felsenmassen übersäet ist, wie der eigentliche Harz.

Mahlerisch ist hier die Gegend, und unermüdet ruht das Auge auf den lieblichen Abwechselungen dieser reitzenden Prospekte. Unermeßliche Felsen erheben sich zu beiden Seiten der Straße, und manches schöne Wiesenthal bildet sich freundlich an deren Abhange, durch welches die murmelnde Ruhme sich spiegelnd hindurchwindet. Das Romantische nimmt von der Seite nach Osterode hin noch mehr zu, bis endlich das Thal in einem Kessel von Bergen zusammenläuft, über welches wilde Felsen herabhängen, und an deren Ausgange das Dorf Catlenburg, dem Schlosse oder jetzigen Amtgebäude gegenüber, mahlerisch liegt.

Trefflich wußte hier der Baumeister die Natur und die alten Rudera des verfallenen Schlosses zu benutzen; ein freundliches und angemessenes Gebäude ersetzt die Stelle der alten Veste, welches schon in der Ferne dem Wanderer einen erfreulichen Anblick gewährt. Doch ich verfehle meinen Zweck, nur von dem, was nicht mehr ist, denke ich zu erzählen; denn das zu schildern, was man bei dem Anblick einer reitzenden Gegend sieht und empfindet, dazu ist mein Pinsel zu schwach.

Ueber den Ursprung des Namens **Catlenburg** weiß man bis jetzt noch keine bestimmte Auskunft zu geben. Einige entlehnen ihn von den Catten oder jetzigen Hessen, die bekanntlich in der lateinischen Sprache Catti benannt werden. Diese sollen, nemlich zu der Zeit, da Catlenburg erbauet ist, sehr häufig nach der Bielshöhle gewallfahrtet seyn, um den alten Gott Biel, der nach ihrer Meinung seinen Aufenthalt in jener Höhle hatte, daselbst zu verehren. Andere kennen der Derivationen noch mehrere, und behaupten, daß Catlenburg von dem Namen eines alten Gottes, Namens Cadan, abzuleiten sey. Welche dieser Ableitungen die meiste Wahrscheinlichkeit für sich habe, das lassen wir dahin gestellt seyn. Meines Erachtens führt Catlenburg den Namen von einem kleinen Fluß, der Cattle oder Catel, die einen Theil des Orts durchströmt, und wahrscheinlich schon bei der Erbauung des Orts diesen nemlichen Lauf behauptete.

Schon in dem 11ten Jahrhundert war die Grafschaft Catlenburg mit ihrem

rem Beschützer und umliegenden Dorfschaften den benachbarten Fürsten und Grafen furchtbar. Man erwähnt mehrere Fehden, die sie mit denen von Northeim und andern geführt haben, worin sich die von Catlenburg durch Muth und Entschlossenheit sehr vortheilhaft ausgezeichnet haben. Dazu kam, daß ihre Veste, das Schloß oder die Burg Catlenburg der Grafschaft eine mächtige Schutzwehr gewährte, die der Gewalt der Waffen, ohne merklichen Verlust, lange Trotz zu bieten vermochte.

Von den Bewohnern dieser Burg verdient zuvörderst Albrecht von Catlenburg einer rühmlichen Erwähnung. Die Thaten, die seine Laufbahn mit Lorbeeren bestreueten, übergehen wir hier mit Stillschweigen, indem wir ein mehreres von seiner Gemahlin Gesa zu reden haben. Diese war es, welche in dem 11ten Jahrhundert das Stift oder Kloster zu Catlenburg gegründet haben soll. Da sie nemlich schon nach dem Tode ihres Mannes an einer schweren Krankheit einst darnieder lag, so flehete sie den heiligen Alexander um Hülfe an, und gelobte ihm zugleich, ein Stift zu erbauen, wo man seinen Namen ewig verehren sollte. Der heilige Alexander ließ sich demnach durch ihr inständiges Flehen erweichen, und schenkte ihr die verlohrne Gesundheit wieder. Allein ohnerachtet Gesa nun schon mehrere Jahre wieder genesen war, so blieb die Vollziehung des Gelübdes noch unerfüllt. Hierüber ist der heilige Alexander natürlich nicht wenig aufgebracht geworden, und hat sie von neuem mit einer schwerfälligen Krankheit behaftet, die ihr sodann den Tod zuzog. Vor ihrem Ende eröffnete sie noch ihrem Sohne Diedrich, wie sehr sie den Heiligen durch die Verzögerung eines zu erbauenden Klosters beleidigt habe, und ertheilte ihm zugleich den Auftrag, ihren weiblichen Schmuck nunmehr zu verkaufen, und mit dem daraus gelöseten Gelde ein Stift zu Ehren des heiligen Alexanders zu erbauen. Nachdem hierauf der Sohn Diedrich die geliebte Mutter in der Catlenburger Schloßkapelle zur Erde bestattet hatte, so säumte er nicht lange, die Wünsche der Verstorbenen unverzüglich in Erfüllung zu bringen. Schon nach Verlauf eines Jahrs erblickte man am Abhange des Schlosses, unweit der Ruhme, ein geräumiges und freundliches Domstift, dem zu seiner fernern Existenz weiter nichts, als eine hinlängliche Anzahl von Bewohnern zu fehlen schien. Doch die brauchte man auch nicht lange zu requiriren, und schon im Jahr 1064 erschienen zu dessen Einweihung einige Canonici, die das Kloster zu ihrem fernern Wohnort erkohren. Indeß äußerten sich bei der fernern Unterhaltung desselben mehrere Unbequemlichkeiten, welches den Graf Diedrich in der Folge bewog, sein Stift nach Einbeck zu verlegen. Dies geschah nemlich auf das Gesuch einiger seiner Blutsfreunde, der Grafen von Dassel,

wel-

welche daselbst wohnten. Indeß verblieben zu Catlenburg noch immerhin eine hinlängliche Anzahl von Canonicis, auch der Ort unter dem Schlosse behielt den Namen des Doms, und ist noch Anno 1649 an der Stelle, wo einst das Kloster stand, das Fundament desselben gefunden. Uebrigens war das Catlenburger Kloster eins der reichsten Stifter jener Gegend, denn es besaß sogar einige Dörfer eigenthümlich, wovon wir noch nachgehends reden werden.

Das fernere Leben des Grafen Diedrich des ältern ist ohne weitere Merkwürdigkeiten. Seine Mißhelligkeiten mit dem Kaiser Heinrich IV. sind dem Kenner der vaterländischen Geschichte hinlänglich bekannt. So brauchte ich eigentlich nicht zu wiederholen, daß er einst im Jahr 1075 mit mehreren sächsischen Bischöfen und Herren in das Exilium geschickt sey, und sodann seines Landes entsetzt worden. Wer kennt nicht seine nachdrückliche Rede, womit er die Sachsen, nachdem er seine Freiheit wieder erhielt, zu einem Kriege gegen den Kaiser aufforderte?

Der Sohn Diedrichs des ältern war Diedrich genannt der jüngere, welcher sich mit der Gräfinn Adela, Conrads von Northeim Tochter, vermählte. Eine enge Freundschaft knüpfte ihn an Heinrich V., den Sohn und Nachfolger Heinrich IV., den man zu eben dieser Zeit des Throns für verlustig erklärt hatte. Graf Diedrich begleitete ihn auf allen seinen Feldzügen, unter andern auch mit vor Cöln, welche Stadt ihm aus der Rücksicht verhaßt war, weil sie seinen Vater, der aus der Gefangenschaft von Ingelheim entflohen war, mit vielen Freudenbezeugungen aufgenommen hatte. Es wurde deshalb ein Heer gerüstet, und die ihm verhaßte Stadt belagert. Diedrich von Catlenburg begab sich gleichfalls vor Cöln, und da eine gewisse Ahndung ihm sagte, daß er seine Heimath nicht wieder sehen werde, so beschenkte er sein Kloster zuvor mit dem Dorfe Walbrechthausen und dessen Zubehör, welche Schenkung von dem Probst Edlern von Nörten confirmirt ist. Das kaiserliche Heer vor Cöln hatte indeß, wie aus der Geschichte hinlänglich bekannt ist, mit mancherlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Die Gegend ist nemlich dort sumpfig und morastig; mephytische Dünste steigen in Wolken aus dem feuchten Erdboden empor, und erzeugen Krankheiten mancherlei Art; kein Wunder also, daß ein grosser Theil dieser Armee durch Ansteckungen ihr Leben hier einbüßte. Dazu kam, daß es ihnen an Lebensmitteln der bessern Art gänzlich gebrach, und die Stadt Cöln ihnen auf alle Weise Abbruch zu thun wußte. Unser Held hatte demnach nicht die geringste Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und schon war er im Begriff, auf sein geliebtes Calenburg heimzuziehen, als er gleichfalls von einer dieser Krankheiten befallen wurde, welche seiner ruhmwürdigen

digen Laufbahn ein Ende machte. Sein Körper ruht indeß in dem Kloster zu Catlenburg, wohin man ihn von jenen Gefilden des Schreckens und Elends vor Cöln hatte bringen lassen.

L. J.

Landwirthschaftliche Gebräuche bei verschiedenen Völkern.

(Fortsetzung. S. St. 54. d. Mag. v. d. J.)

Nirgend findet man mehrerlei verschiedene Arten von Umzäunungen und Befriedigungen, als in den vereinigten nordamerikanischen Staaten, wo man beinahe jeden Augenblick eine neue Manier davon antrifft, und den erfinderischen Geist der Einwohner in diesem Stück bewundern muß. Man nimmt aber bei Anlegung derselben mehr auf Ersparung der Mühe, als des Holzes, des Raums und auf Dauer bedacht. Gewöhnlich sind es nur todte Befriedigungen, entweder dünne Stangen, oder gespaltene Bäume, auf verschiedene Weise unter einander verbunden, oder übereinander gelegt, oder aufrecht stehende Pfähle, gegen- und ineinander, so und anders geschränkt. Die sogenannten Wurmzäune (Vorm-fences) sind die allergemeinsten. Man wählt, wenn es zu haben ist, Kastanienholz dazu, weil es das leichteste ist, und geschält langedauert. — Lebendige Zäune sind äusserst selten, und nur etwa um einige Städte anzutreffen; sie zu pflanzen und zu unterhalten, findet man zu mühsam. Doch weiß man in einigen Gegenden dieses Landes einen lebendigen Zaun auf die bequemste Art anzulegen. Man wählt, um ein Stück Land einzuschließen, die dort herumstehenden Bäume, und findet man nicht eine zulängliche Anzahl in der zu begränzenden Linie, so pflanzt man noch einige, um die Reihe auszufüllen, sie müssen alle zart und biegsam seyn, und so viel möglich nahe beisammen stehen. Man macht sodann einige Schuhe über der Erde einen tiefen Einschnitt in den Stamm, und beugt ihn herabwärts, daß er horizontal zu liegen kommt, und mit seinem Stammende einen rechten Winkel macht; so wird allen mitgefahren, und einer über den andern hingebogen; die Wunde vernarbt sich, und dieser Theil des Stammes giebt in der Folge ein gutes Kniestück zu allerlei Geräthschaften. Die Bäume wachsen übrigens gut fort, ihre Aeste breiten sich aus, verschränken sich unter einander, und

mas-

machen mit Beihülfe der aus dem Stamm und Wurzeln austreibenden Sprossen eine ziemlich enge und dauerhafte Befriedigung. Dergleichen Zäune trift man vorzüglich in einigen Gegenden Long-Eylands an. *)

In Amerika verstehen sich die meisten Landleute auf das Gerben, und bereiten den größten Theil ihres nothdürftigen Lederwerks selbst in kleinen Gräben. Man wählt als vorzüglich dazu die Rinde der Kastanieneiche, weil sie dem Leder eine höhere und reinere Farbe giebt, als die Rinden der übrigen Eichen, und überdem sich durch einen besondern angenehmen Geruch auszeichnet, den sie dem Wasser mittheilt. Auch haben diese Amerikaner von den Indianern eine leichte und flüchtige Art, das Wild- und anderes Leder zu bereiten, angenommen. Sie nennen es Hirn-Garmachen. Die Häute werden geschabt; das Hirn des Wildes oder Bären mit dem Fette der Thiere geröstet, dann mit Wasser verdünnt, und mit dieser Brühe werden die Häute einigemal tüchtig eingerieben und sodann geräuchert. Sehr reinlich fällt die Arbeit freilich nicht aus, aber doch wird das Leder geschmeidig zu allerlei Gebrauch, und haltbar. **)

*) S. Joh. Dav. Schöpf Reise durch einige der mittlern und südlichen nordamerikanischen Staaten ꝛc. Erlangen 1788. Th. 1.

**) S. ebendas.

(Die Fortsetzung folgt ein andermal.)

Benutzung des Saamens aus gelben Hederich.

Bei dem beinahe gänzlichen Abgange des Wintersaats, und dem Anblicke des gelben Hederichs (Harks), der in den diesjährigen Sommerfrüchten ungewöhnlich häufig blühet, dürfte wol die Bekanntmachung der Erfahrung nicht ganz zwecklos seyn: daß aus dem Saamenkorn dieser Pflanze ein sehr gut brennendes Oel geschlagen werden kann, der Himten desselben wohl 10 Pfund giebt, und folglich die Mühe, welche auf das Absondern verwandt werden müßte, reichlich belohne.

Eldagsen. Strecker.

Hannöverisches Magazin.

57tes Stück.

Freitag, den 19ten Julius 1805.

Vorlesung

des Herrn Geheimen Justizraths Heyne

in der Societäts-Versammlung am 28ten Junius 1800.

Als Gedächtnißrede

auf den verstorbenen Herrn Hofrath Abraham Gotthelf Kästner. *)

Aus dem Lateinischen übersetzt.

Daß ich nach Gatterer **), der durch die Universität, durch unsere Societät und Freundschaft, innigst mit mir verbunden war, nun auch noch zum Andenken Kästners, meines Landsmannes und Collegen, hier reden würde, hätte ich, obgleich die Verschiedenheit unsers Alters und das Gesetz der Natur daran erinnern konnte, doch nie geahndet oder erwartet, da er durch eine festere Gesundheit und größere Lebhaftigkeit des Geistes mich übertraf, ich aber, wiewohl 10 Jahre jünger, ihm nicht mit gleichen Schritten folgte.

Doch, worauf dürfte man bei der Hinfälligkeit des menschlichen Lebens bestimmt rechnen, das nicht durch Zufall

*) Der Herausgeber dieser Blätter wünscht, daß dieselben auch dazu dienen mögen, die Verdienste ausgezeichneter Männer in hiesigen Landen bekannter zu machen, und ihr Andenken zu erhalten. Zu diesem Zwecke wird dieser vor fünf Jahren im Originale erschienene Aufsatz mitgetheilt, welcher noch jetzt allen Liebhabern der Wissenschaften und Freunden der Universität zu Göttingen interessant seyn wird.

**) Man vergleiche: Neues hannöv. Mag. Jahrg. 1799. St. 45. wo die auf Gatterer gehaltene Gedächtnißrede, übersetzt von Zinserling, abgedruckt ist. Anmerkung des Uebersetzers.

fall oder durch das mit unserm Scharfsin keineswegs zu ergründende Gesetz der Schicksale der Sterblichen unversehens und unvermuthet vereitelt werden könnte? Dies ist es dann auch, was uns, da wir künftige Ereignisse vorauszusehen nicht vermögen, rathen möchte, für die Zukunft unbesorgt zu seyn, weit aussehende Hoffnungen aufzugeben, und uns zu beeifern, wirklich zu leben, indem wir jeden einzelnen Tag für ein ganzes Leben schätzen.

Unser Kästner war es auch vorzüglich, der so gut, wie nur irgend einer, das Leben zu gebrauchen verstand, zu leben lernte, je länger er lebte, und Stunden und Tage so benutzte, daß er Denkmäler hinterließ, wodurch er es bewies, gelebt zu haben. Den Wissenschaften und den schwersten Disciplinen gewidmet, hatte er sich frühzeitig so eingerichtet, daß er keinen Theil seines Lebens für sein Studium unbenutzt verstreichen ließ, einen rechten und vorsichtigen Gebrauch der Zeit aber unter die ersten Weisheitslehren und Lebenspflichten rechnete. Und da er das gelehrte Leben erwählt hatte, so entzog er sich allen Geschäften des öffentlichen Lebens, und gab sich seinen Studien so ganz hin, daß er es für seine Bestimmung hielt, nur ihnen allein zu leben. — Wie er zu diesen Studien gelangte, und wie er es anfing, daß er sowohl in Hinsicht derselben den ersten Platz einnahm, als auch mit ihnen so mannigfaltige Schätze der Gelehrsamkeit verband, mag jetzt — geehrte Zuhörer! — kürzlich der Gegenstand unserer Untersuchung seyn. —

Begabt mit einem sehr großen und glücklichen Genie, wodurch er sich schon alsbald in den Knabenjahren auszeichnete, und solches Staunen erregte, daß man ihn unter die Kinder zählte, deren Verstand sich vor der Zeit entwickelt, genoß er eine solche häusliche Erziehung, daß er unter der besondern Aufsicht seiner Aeltern lebte, da sie nicht mehrere Kinder hatten, und ihre ganze Sorge sich nur darauf beschränkte, ihn zu erziehen und zu pflegen, und daß er nie der Sorge eines andern oder dem öffentlichen Unterrichte übergeben wurde. Er befand sich weder in glänzenden, noch in zu armseligen Glücksumständen, da seine Mutter eine sehr fleißige und sparsame Frau war, sein Vater aber, als Doctor der Rechte sich ganz der Sorge hingab, durch das Lehren der Rechtswissenschaft und durch Privatvorlesungen seine Familie zu ernähren. Dieser unterrichtete auch theils selbst seinen Sohn, theils bemühete er sich, durch nützliche Unterredungen seinen Verstand zu wecken, und mit mannigfaltigen Begriffen zu bereichern. Dazu kam ein Oheim von mütterlicher Seite, ein sehr gelehrter Mann und berühmter Advocat, ein großer Kenner der neuern Sprachen, und Besitzer einer großen und trefflichen Bibliothek, der seinen Neffen außerordentlich liebte. So geschah es denn, daß der Knabe durch das Beispiel und den Umgang, den er zu Hause genoß, frühzeitig daran gewöhnt

wöhnt wurde, sein den gelehrten Studien gewidmetes Leben vorzüglich im Hause zuzubringen, wo er dann von allen äußern Gegenständen, die ein zartes Herz leicht zu den Freuden und Vergnügungen des Lebens hinreißen könnten, unberührt und unversucht blieb.

So trat er dann bei diesem Jugendunterrichte, und bei einer weder zu strengen, noch zu gelinden Erziehung — denn durch erstere würden, wegen eines immerwährenden unzeitigen Studirens, die Körperkräfte geschwächt, durch letztere aber eine verderbliche Trägheit und Weichlichkeit bewirkt worden seyn, in das Jünglingsalter hinüber, und genoß — ein seltenes Geschenk der Natur und des Glücks! — zwei Vorzüge des Lebens: daß ihm nemlich erstlich stets und ununterbrochen Gesundheit zu Theil ward, und daß er zweitens, weder im Ueberfluß noch in Armuth geboren, an eine gleichmäßige Lebensart gewöhnt, und durch häuslichen Unterricht und häusliches Beispiel zu den Beschäftigungen mit Wissenschaften geführt, sich, von lästigen Sorgen befreiet, allein den Studien widmen konnte. Denn was bei vielen, die das gelehrte Leben gewählt haben, den Körper und die Kräfte schwächt, und die Gesundheit untergräbt, ist nicht sowohl das anhaltende Studiren, als vielmehr die Last eines von Kummer und Sorgen für die zum Leben und zu den Studien erforderlichen Hülfsmittel niedergebeugten Gemüths, oder elende Nahrung und Pflege, oder die Noth eines durch schwere Leiden gedrückten Lebens. Derjenige daher, dem durch die Güte der göttlichen Vorsehung so viel ertheilt ward, daß er von nagenden Sorgen befreiet ist, während er sich mit einigem Eifer den Wissenschaften hingiebt, hat nicht sehr Ursache zu fürchten, daß er durch das Sitzen über den Büchern seiner Gesundheit schade, wenn er nur nicht auf das entgegengesetzte geräth, und mit zu großen Hülfsmitteln des Lebens und Reichthümern ausgerüstet, oder sich wenigstens damit begabt wähnend, bald durch die Lockungen des Vergnügens bezaubert, sich mit Speise und Trank überladet, bald durch Trägheit und Müssiggang seinen Körper entnervt. Kästner daher behielt auch, in mäßige Glücksumstände, die sich zu keinem Extreme hinneigten, versetzt, und daher weder mit den Wollüsten noch mit den Sorgen des Lebens vertraut, sehr leicht jene Freiheit und Heiterkeit des Geistes, wodurch er zum Lachen und Scherzen sich so aufgelegt fühlte.

Was Kästners Geist in der Gesellschaft seiner Aeltern und seines Oheims, und in dieser häuslichen Einsamkeit gebildet, und den Funken aufgeregt zu haben scheint, ist das Lesen vieler und mannigfaltiger Bücher. Hiernach sehr begierig, erhielt er frühzeitig Begriffe von unzähligen Dingen, die nun bei seinem reiferen Verstande, und bei hinzukommendem ernsthafteren Unterrichte, als ein bereiteter Stoff in ihm lagen, wodurch er die Vorschriften und Lehrsätze der Disciplinen,

nen, die entweder nach ihrem Hauptumrisse, oder nach ihrer ganzen Ausführlichkeit vorgetragen wurden, gleich mit passenden Beispielen — gleichsam mit Saft und Leben — ausfüllen und belegen konnte. Eben diese häusliche Einsamkeit zwang auch den Knaben, der so begierig war, zu lesen, und sich von so mannigfaltigen Dingen Kenntnisse zu erwerben, vieles ohne Lehrer durch eigenes und angestrengteres Studiren zu lernen, und sich zu eigen zu machen, welches dann vornemlich seinen Verstand schärfte, und täglich seinen Eifer anfachte. In unsern Zeiten hingegen herrscht ein Hauptfehler in unserer Erziehung und bei dem Jugendunterrichte, daß wir uns nemlich zu viele Mühe geben, alles zu lehren, zu verdeutlichen, zu erläutern und wenig, oder nichts dem eigenen, angestrengteren Nachdenken überlassen; wiewohl die Nachlässigkeit und Trägheit unserer Zeitgenossen uns leicht befürchten lassen möchte, daß unsere Nachkommen ohne alle wissenschaftliche Kenntnisse seyn würden, wenn wir nicht diese Maaßregel ergreifen wollten. Durch die erwähnte Erziehung ward Käſtners Geist, obgleich von Natur aufgeweckt, feurig und lebhaft, doch zu den ernsteren Wissenschaften geschickt. Und auch noch in späteren Jahren, da zu jener Zeit noch nicht so viele und so große Instrumente und Hülfsmittel der mathematischen Wissenschaften, und unter diesen besonders der Astronomie bei der Hand waren, als jetzt erfunden und, selbst Käſtners Lehrer hiemit noch nicht sehr versehen waren, kam ihm jene Gewöhnung vortrefflich zu Statten. Durch seinen Scharfsinn erfand er nemlich selbst diejenigen Hülfsmittel, die im Nothfalle, so lange noch keine bessere da waren, substituirt werden konnten.

Käſtner, so von Jugend auf in Wissenschaften erzogen, hatte auch ein anderes Glück, das den wenigsten zu Theil wird. Da er in Leipzig geboren und erzogen wurde, so hatte er in jedem Fache die geschicktesten Lehrer, so oft man ihrer begehrte, so hatte er nachahmungswürdige Beispiele vor Augen, und genoß überhaupt in seinen Studien die trefflichsten Unterstützungen. Auch dies wiederfuhr ihm, daß er, obgleich er die Rechtswissenschaften zu studiren anfing, sich doch frühzeitig ganz denjenigen Studien hingeben konnte, zu welchen sein Geist von Natur gleichsam gemacht, oder an welche er durch den Umgang gewöhnt schien. Auch konnte er sich frühe dem academischen Leben, für welches er sich bestimmt hatte, so ganz widmen, daß er sich zum Lehren Uebung, und Kenntniß der zu lehrenden Gegenstände verschaffte, und, durch einiges Vermögen wenigstens unterstützt, dessen gänzlicher Mangel andere zwingt, sich auf andere Weise Unterhalt zu verschaffen, hatte er nicht nöthig, sogleich um des Brodes willen Unterricht zu geben, oder aus Bedürfniß und nach der Laune und dem Wunsche Anderer sich über alle Zweige der Wissenschaften zu verbreiten. Kurz,

ihm

ihm war alles verliehen, wodurch das academische Leben, als unter glücklichen Auspicien, begonnen werden kann.

Unterdeß war sein Leben in jene Zeiten gefallen, in welchen die alte Rauhigkeit unserer Muttersprache abgestreift ward. Durch Zufall kam er in Gottscheds Schule; durch sein munteres und lebhafteres Temperament ward er dann auch bald zu den weniger ernsthaften Studien geleitet, beschäftigte sich sehr viel mit der Eleganz und Poesie unserer Muttersprache, und strebte vorzüglich nach jener Gattung der Annehmlichkeit und des Witzes, wodurch er sich allenthalben einen so großen Namen erwarb, daß er den meisten Menschen mehr wegen seiner Scherze und seines Witzes bekannt war, als wegen jener Wissenschaften, in welchen er leicht der erste seyn mochte. Ueberließ er sich jenen vielleicht zuweilen ein wenig unvorsichtig, so muß man dies der Schwäche der menschlichen Natur zu gute halten; denn es ist schwer, in solchen Dingen Maaß zu halten, wodurch man die Bewunderung Anderer erregt; ist nun das, wodurch man Aufsehen macht, so beschaffen, daß es viele Menschen anzieht, und daß sowohl der gelehrte als auch der ungelehrte Haufen Beifall giebt, wer sollte dann nicht durch die Neigung, zu gefallen, oder durch die willfährige Leichtigkeit seines Genies hingerissen, auch zuweilen die Gränzen überschreiten? Wie viel leichter ist es doch, die Blendwerke des Lobes und des Rufs nach seinem, und nicht nach dem Urtheile Anderer, auch in ernsthafteren Wissenschaften zu schätzen, in welchen wir nur ernsthaftere, gelehrte und gesetzte Männer haben mögen, denen wir uns zu empfehlen wünschen, und denen unsere Bemühungen zu gefallen scheinen!

(Der Schluß folgt.)

Bitte.

In der Gegend von Gifhorn soll es Handmühlen geben, worauf die rohen Kartoffeln zum Brodbacken gemahlen werden (wahrscheinlich bedient man sich ähnlicher Maschinen beim Stärkemachen aus Kartoffeln) wodurch man des langwierigen und beschwerlichen Reibens überhoben wird. Endesunterschriebener wünscht eine solche Mühle fürs allgemeine Beste zu besitzen, und ersucht daher denjenigen, der hievon Kenntniß hat, ihm den Preis bekannt zu machen, oder falls er zu weit von hier entfernt ist, die Zeichnung davon gegen baare Bezahlung einzusenden, oder dieselbe zur allgemeinen Kenntniß diesen Magazinstücken beizulegen.

Haimar, im Amt Ilten. H. F. Strauß, Schullehrer.

Me-

Meteorologische Beobachtungen in Göttingen.

Monat Mai 1805. *)

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind.		
1	5	29 58	32	0	d. W.	N	0 —	1
	2	29 63	48	7	l. W.	N	0 —	1
	10	29 58	38	3	h.		0 —	1
2	5	29 48	38	3	r.	NNO	0 —	1
	2	29 48	51	8	tr.	NNO	0 —	1
	10	29 55	41	4	l. W.	—	0 —	1
3	5	29 60	34	1	l. W.	O	0 —	1
	2	29 61	56	11	w.	OSO	1 —	2
	10	29 50	44	5	vl. R.	—	1 —	
4	5	29 39	45	6	vl. R.	NW	1 —	
	2	29 52	47	7	r.	N	1 —	2
	10	29 76	38	3	tr.	—	1 —	
5	5	29 83	38	3	tr.	N	—	1
	2	29 92	52	9	d. W.	N	1 —	
	10	29 87	41	4	l. W.	N	0 —	1
6	5	29 87	39	3	R.	O	0 —	1
	2	29 97	54	10	l. W.	S	0 —	1
	10	29 98	42	4	h.	—	0 —	1
7	5	29 96	42	4	d. W.	SW	0 —	1
	2	29 91	59	12	r.	SW	1 —	
	10	29 83	50	8	tr.	—	0 —	1
8	5	29 69	47	7	R.	S	0 —	1
	2	29 61	68	16	d. W.	S	1 —	2
	10	29 50	52	9	w.	—	—	1
9	5	29 36	52	9	r.	SW	1 —	2
	2	29 32	49	8	r.	W	1 —	2
	10	29 47	41	4	l. W.	—	0 —	1
10	5	29 58	39	3	w.	WSW	1 —	2
	2	29 59	50	8	r.	SW	2 —	
	10	29 55	45	6	tr.	—	2 —	
11	5	29 50	45	6	d. W.	SW	—	2
	2	29 50	59	12	r.	SW	1 —	
	10	29 48	50	8	w.	—	1 —	2

*) Die Anzeige und Beschaffenheit der Instrumente und Maaßen, deren man sich

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind		
12	5	29 47	48	7	R.	SW	1	—
	2	29 55	56	11	tr.	SW	2	—
	10	29 64	46	6	tr.	—	1	—
13	5	29 74	40	4	w.	WSW	0	— 1
	2	29 83	59	12	d. W.	SW	1	—
	10	29 88	49	8	d. W.	—	0	— 1
14	5	29 90	45	6	tr.	NW	0	— 1
	2	29 88	56	11	tr.	NO	1	— 2
	10	29 81	47	7	tr.	—	1	—
15	5	29 64	47	7	R.	NW	1	—
	2	29 58	50	8	R.	W	1	— 2
	10	29 62	48	7	vl. R.	—	0	— 1
16	5	29 65	47	7	v. R.	WNW	0	— 1
	2	29 70	55	10	vl. R.	N		— 1
	10	29 72	50	8	R.	—	0	— 1
17	5	29 73	48	7	r.	W	0	— 1
	2	29 77	53	9	vl. R.	W	0	— 1
	10	29 77	48	7	r.	—	0	— 1
18	5	29 76	48	7	tr.	WNW	0	— 1
	2	29 78	66	15	d. W.	S	1	—
	10	29 79	54	10	d. W.	—	0	— 1
19	5	29 82	48	7	tr.	N	0	— 1
	2	29 88	61	13	R.	N		— 1
	10	29 87	53	9	w.	—	0	— 1
20	5	29 88	52	9	w.	N	0	— 1
	2	29 89	66	15	d. W.	N	1	— 2
	10	29 89	60	12	w	—	0	— 1
21	5	29 90	56	11	l. W.	N	0	— 1
	2	29 88	72	18	d. W.	W	1	—
	10	29 81	55	10	h.	—		— 1
22	5	29 70	52	9	d. W.	NW		— 1
	2	29 59	63	14	w.	NW	1	— 2
	10	29 53	51	8	w.	—	1	—
23	5	29 43	47	7	d. W.	W		— 1
	2	29 42	57	11	d. W.	NW	1	— 2
	10	29 52	43	5	d. W.	—		— 1

Tage	Stunden	Barometer	Therm. R.	Wetter	Wind		
24	5	29 62	32 0	h.	NW	0 —	1
	2	29 72	53 9	tr.	WNW	1 —	
	10	29 76	44 5	w.	—	—	1
25	5	29 76	44 5	r.	NW	1 —	
	2	29 83	56 11	d. W.	W	1 —	2
	10	29 83	48 7	d. W.	—	0 —	1
26	5	29 86	36 2	l. W.	NW	0 —	1
	2	29 91	58 12	l. W.	NW	—	1
	10	29 89	47 7	h.	—	1 —	
27	5	29 89	37 2	l. W.	W	0 —	1
	2	29 93	64 14	w.	W	1 —	
	10	29 97	50 8	d. W.	—	1 —	
28	5	30 02	43 5	d. W.	NW	1 —	2
	2	30 07	58 12	h.	NW	1 —	2
	10	30 07	47 7	h.	—	1 —	
29	5	30 09	35 1	h.	N	0 —	1
	2	30 11	62 13	l. W.	N	0 —	1
	10	30 07	44 5	h.	—	0 —	1
30	5	30 02	40 4	l. W.	N	0 —	1
	2	29 94	68 16	d. W.	W	1 —	
	10	29 91	48 7	w.	—	—	1
31	5	29 91	46 6	d. W.	NW	1 —	2
	2	29 97	56 11	d. W.	W	2 —	
	10	29 98	48 7	d. W.	—	1 —	2

F. C. W.

Hannöverisches Magazin.

58tes Stück.

Montag, den 22ten Jul. 1805.

Vorlesung

des Herrn Geheimen Justizraths Heyne

in der Societäts-Versammlung am 28ten Junius 1800.

Als Gedächtnißrede

auf den verstorbenen Herrn Hofrath Abraham Gotthelf Käſtner.

Aus dem Lateinischen übersetzt.

(Schluß)

Da Käſtner mit den schwereren Wissenschaften einige Uebung in der Muttersprache verband, und unter denen, die durch ihre Bemühungen sie zu verbessern und auszubilden, berühmt geworden waren, sich gleichfalls einen gewissen Namen gemacht hatte, so gab dies die glückliche Veranlassung, daß, da die Buchhändler einen Gelehrten suchten, der die Bücher ausländischer Schriftsteller, welche durch die darin abgehandelten schwereren Wissenschaften Andere, die sonst wohl zu dieser Arbeit bereit und geneigt waren, abschreckten, ins Deutsche übersetzen könnte, es Käſtner war, den alle einstimmig nannten, und dem dies Geschäft übertragen wurde. Auf diese Weise erlangte er eine außerordentliche Gewandheit in der Sprache, eine größere Kenntniß der mannigfaltigsten Gegenstände, eine gewisse Leichtigkeit in der Feder, und eine bewunderungswürdige Schnelligkeit des Geistes. Dies alles hatte dann wiederum auf vieles andere den wohlthätigsten Einfluß. Indem er demnach so viele Werke aus dem Schwedischen, Englischen, Französischen und Holländischen in unsere Muttersprache übersetzte, so zog er davon den Vortheil, seinen Verstand bereichert, und sich

einen Stil gebildet zu haben, der, wenn auch nicht ganz rein, doch ganz würdevoll, gerade, sententiös, nicht verwickelt, und, wenn er nicht nach Scherz und Witz haschte, auch nicht affektirt war. *) Deswegen ward er dann auch für den Schöpfer seiner Muttersprache in mathematischen und physikalischen Schriften mit Recht gehalten, und wegen seiner Eigenthümlichkeit und Deutlichkeit sehr berühmt.

Vorzüglich lehrte Kästner durch sein Beispiel, wie heilsam und nöthig es einem Gelehrten sey, sich schon frühe davor zu hüten, daß er sich nicht aller andern Wissenschaften gänzlich entschlage, während er Einem Fache oder Einer Wissenschaft — wie es auch Pflicht ist — den bei weitem größten Theil seiner Kräfte oder seines Lebens widmet. Denn wer dies thut, beraubt sich selbst unzähliger Früchte, die er aus andern Wissenschaften sammlen könnte; er schneidet sich selbst die Erweiterung seiner Verstandeskräfte ab, beraubt sich der natürlichen Heiterkeit des Geistes, und entzieht sich selbst die Nahrung des Faches, das er sich erkohren hat. Man muß in seiner Wissenschaft zu Hause seyn, sich aber nicht wie eine Spinne in dem Winkel ihres Gewebes begraben und verbergen; man muß vielmehr auch heraustreten, zuweilen als Fremder an den Gränzen verweilen, und in die Nachbarschaft Excursionen machen. So erholt sich wiederum der Geist, den die Beschäftigung mit einerlei Gegenständen mit Ueberdruß erfüllt und abgestumpft hatte. Und wenn er dann zu seinen eigentlichen Studien zurückkehrt, so fühlt er sich gestärkt, erquickt, mit Kenntnissen aus fremden Gebieten wie mit neuen Reichthümern beladen, und wird seinen Arbeiten desto geschickter und fähiger wieder gegeben. Doch war Kästner auf der andern Seite auch nicht so weit vom Wege abgewichen, daß er — ein Fehler, in den viele unserer Landsleute durch ihre Bemühung, ausländische Werke in die Muttersprache zu übersetzen, und die Gedanken Anderer zu übertragen, gerathen — selbst von allem eigenen Denken abgeleitet wäre. Vielmehr ließ er nie ab, auf das Studium, auf die Erläuterung, auf das Lehren seiner Disciplinen einen ununterbrochenen Fleiß zu verwenden.

Da er schon wegen seiner Gelehrsamkeit und wegen seines Genies einen nicht gemeinen Ruhm erlangt hatte, zumal, wenn man sein Alter in Anschlag bringt — er war nemlich erst 36 Jahre alt — so wurde er von jenem unsterblichen Manne, dem scharfsin-

*) Zu dem, was hier über Kästners Schreibart, über seine Gewandheit und heitere Laune gesagt ist, ist schon in diesen Blättern, unter andern Jahrgang 1799. Nr. 78. 79. durch die von ihm gehaltene, von einem andern ins Deutsche übersetzte und hier abgedruckte Gedächtnißrede auf Lichtenberg ein artiger Beleg gegeben. Anmerk. des Uebers.

sinnigsten Prüfer der Geister, von Münchhausen, auf unsere Georgia Augusta gerufen, und gleich unter ihre vorzüglichen Zierden, und endlich für ein hellleuchtendes Gestirn derselben gehalten. Denn der Ruf seines Namens erschallte bis an die äußersten Gränzen von Europa, und verbreitete nicht weniger den Ruf unserer Academie. Wie sehr aber literärische Institute durch die Berühmtheit der Männer, die in ihnen leben, selbst an Ruf gewinnen und Vortheile schöpfen, läßt sich nicht leicht zählen oder messen, noch überhaupt bestimmt nach allen Ursachen und Veranlassungen angeben. So kann es sich dann nicht selten zutragen, daß sie, wenn sie selbst vielleicht durch das eigentliche Lehren und den Vortrag ihrer Wissenschaften weniger Nutzen stiften, und einen geringern Ruf haben, als Andere, doch durch den Ruhm ihres Namens es bewirken, daß aus entfernten Gegenden viele herbeieilen, die sich dann nicht ihrem Unterrichte selbst anvertrauen, sondern ganz verschiedene Fächer der Gelehrsamkeit erwählen.

Keiner meiner hier versammleten Zuhörer wird so leicht erwarten, daß ich hier so sehr abschweifen, und Kästners mannigfaltige Gelehrsamkeit und Verdienste um die mathematischen und physikalischen Wissenschaften aufzählen und rühmen werde. Auch bin ich selbst nicht so unbesonnen, daß ich eine so große Last, die ich so sehr wie nur irgend einer zu tragen unvermögend bin, auf mich nehmen sollte. Es giebt dagegen noch Andere, die dies mit größerem Glücke unternehmen, den Geist und die Gelehrsamkeit dieses großen Mannes treffender darstellen, und dem Andenken der Nachwelt übergeben werden. *) Mich geht hier nur der Theil seiner Verdienste an, welche unserer Societät der Wissenschaften vornemlich zur Zierde und zum Ruhme gereichten.

Schon ehe er von Leipzig auf unsere Academie gerufen war, war er unter die Freunde der Societät aufgenommen; sobald er aber hieher kam — es war das sechs und funfzigste Jahr dieses Jahrhunderts — erhielt er mit Recht seinen Platz unter den ordentlichen Mitgliedern. Schon damals waren die Mitglieder durch Streitigkeiten in ihrer Mitte erbittert, da sie bemerkten, daß einer aus derselben durch geheime Künste sich den Weg zum Directorio bahne. Dieser nemlich war 4 Jahre nach Hallers Weggange Secretair der Societät gewesen, jetzt aber plötzlich ordentliches Mitglied geworden, und Hamberger an dessen Platz gerückt. Nun schwang der Streit über den dem neuen Mitgliede an-

*) Das Merkwürdigste hat er selbst in seinem Leben erzählt, das in Baldingers Nachrichten von jetzt lebenden Aerzten und Naturforschern eingerückt ist, und in des berühmten von Zach Ephemeriden sind vorzüglich seine astronomischen Arbeiten niedergelegt.

anzuweisenden Platz aufs neue die Fakkel des Aufruhrs. Ordentliche Mitglieder waren damals Hollmann, Gesner, Mayer und Michaelis, der sich den Rang vor Mayer angemaaßt hatte, außerordentliche aber Achenwall, Röderer, Zinn, Lowitz, Franz und von Justi. Da es nun sehr gerathen schien, alle diese unter die ordentlichen Mitglieder zu versetzen, wurde wider alles Vermuthen und Erwarten beschlossen, diese alle auch ferner auf den Sitzen der außerordentlichen Mitglieder zurückzulassen, und Käſtner allein unter die ordentlichen aufzunehmen. Als nun hiedurch so viele sehr gelehrte und verdiente Männer sich der ihnen gebührenden Ehre beraubt und zurückgesetzt sahen, so wurde, wie leicht zu erachten, jedes Band der Gesellschaft und eines vertrauteren Umganges zerrissen. Hiezu kam noch ein anderes unangenehmes Ereigniß. Es entstanden nemlich über den Druck der Commentarien und Anzeigen neuer Bücher Streit zwischen Michaelis und Luzac, dem Verleger dieser Werke. So wurden mehrere Jahre hindurch entweder gar keine oder doch sehr wenige Vorlesungen gehalten. Die weitere Verbreitung der Commentarien aber war ganz abgebrochen. Auch Michaelis konnte, da er nach Gesners Tode seines Wunsches gewährt war, und das Directorium für immer im Jahre 1761 erhalten hatte, aller Bemühungen unerachtet, den Verfall keineswegs abwenden. Als es nun um die Societät so schlimm stand, und auch Hollmann sich davon getrennt hatte, sahe ich bei meiner Ankunft in diese Stadt vor 37 Jahren von der älterern Zahl in unsrer Zusammenkunft Niemanden ausser Michaelis und Käſtner, denen kurz zuvor in aller Eile nur noch Walch und der ältere Murray beigefügt waren.

Käſtner ging mir mit seinem guten Rathe bei der Wiederherstellung der Societät an die Hand, und von dieser Zeit an machte er sich durch seine unveränderliche Sorgfalt und durch seine Arbeiten sehr um die Societät verdient. Es ist von vielen bemerkt worden, daß in vorigen Zeiten überhaupt das Band der Collegien und Gesellschaften viel enger gewesen sey, als in unsern Tagen, daß vorzüglich aber diejenigen, an deren Stelle wir getreten sind, die Rechte des akademischen Collegiums, und die Bande und Pflichten der Societäten viel heiliger geachtet und sorgfältiger beobachtet hätten, als es nach unserm jetzigen Betragen der Fall zu seyn scheine. Daher beobachtete dann Käſtner, der den Ruf der Akademie und den Fortschritt der Wissenschaften schätzte, die Pflichten der Societät treu und redlich, und achtete sorgfältig darauf, daß ihr kein Stoß versetzt werden möge. Es sind von ihm sehr viele Abhandlungen geschrieben und vorgelesen worden. Ihre

Zahl

Zahl beläuft sich, wenn ich recht gerechnet habe, auf sieben und vierzig. *)

Ueberdies arbeitete er sehr fleißig an den gelehrten Anzeigen, wetteiferte in dieser Hinsicht mit Haller, und übertraf ihn auch der Zahl nach. Aber die Verschiedenheit der Disciplin und der Wechsel der Zeit — da nemlich in Hallers Periode vorzüglich Anatomie und Physiologie mit Eifer studirt wurden — war ihm zugegen, so daß die Anzeigen mathematischer Bücher weder auf gleiche Weise berühmt werden, noch die Leser zu einem gleichen Studio auffordern und fesseln konnten. Doch empfahlen sich viele seiner Recensionen durch Scherz und Witz, besonders solchen Menschen, die einen Hang zur Satyre hatten. — Wie er übrigens überhaupt einen schnellen Blick besaß, und durch Uebung Fertigkeit erlangt hatte, so war er dann auch vor allen Dingen geschickt und gewandt, diejenigen Bücher leicht zu unterscheiden, die irgend einiger Aufmerksamkeit würdig waren. Gerieth er auf solche, die nur gewöhnliche, zuweilen auch gemeine Dinge, die man vielleicht besser gar nicht sollte erwähnt haben, sehr genau aus einander setzten, so war er nicht sehr bemüht, die Fehler zu tadeln, sondern begnügte sich, im Allgemeinen das darin Abgehandelte anzugeben. Doch beschränkte er sich nicht bloß auf wissenschaftliche Bücher, sondern unterwarf auch, da er ein Mann von unermeßlicher Belesenheit war, Schriften von niederem Range, auch leichtere, besonders launige, kurzweilige und witzige, seiner Critik. Denn diese Art Bücher pflegte er, zur Erholung und Aufheiterung des Geistes, zurückzulegen. Keine Stunde, auch selbst die nicht, die der Muße und dem Frohsinne gewidmet war, ließ er verstreichen, ohne etwas zu schreiben, zu lesen oder zu durchdenken.

Während er durch diese Abwechselung in seinen Arbeiten seinen Geist erheiterte, und eine feste und starke Gesundheit genoß, deren Mangel vielen eine anhaltende Beschäftigung mit ernsthafteren Wissenschaften auf die Länge unmöglich macht, wurden ihm noch überdies seltene Glücksgüter zu Theil. Er führte nemlich ein Leben, das durch keine häusliche, oder wenigstens doch durch keine langwierige Sorgen und Leiden, noch durch andere öffentliche und Privatkümmernisse getrübt ward. In seiner Einsamkeit lebte er so, daß er mit den gelehrtesten Männern aller Zeiten umging, indem er ihre Bücher las. Doch sahe er auch

*) Nemlich 14 in den Jahren 1756 bis 1766., die er selbst in Einem Bande 1771. herausgegeben hat; 13 in den Novis Commentariis, und 20 in den Commentationibus. Die letzte war: Specimen analyseos geometricae cum algebraica comparata. Er las sie voriges Jahr am 6ten Jul. vor, und sie ist auch schon im 14ten Bande der Commentationen abgedruckt.

auch gerne Freunde bei sich, nahm diejenigen, die zu ihm kamen, um ihm ihr Compliment zu machen, mit heiterer Miene auf, und unterhielt sie mit Scherz und Witz.

Doch, was von seinem Privatleben zu erwähnen, oder zum Theil zu entschuldigen seyn möchte, kann hier an diesem Orte und in diesen Augenblicken nicht ausführlich abgehandelt werden. Wie Käſtner, der gar wohl wußte, daß er ein Mensch sey, glaubte, daß alles Menschliche auch auf ihn seine Anwendung leide, so traf auch dies bei diesem großen Manne zu, daß die Schwäche der menschlichen Natur auch über ihn ihr Recht ausübte. Diese kleinen Flecken aber standen ihm um so mehr an, **je größer und zahlreicher die Tugenden waren, durch die er sie wieder verwischt.** Ich hasse den Menschen, der von andern fordern kann, gleichsam den Menschen auszuziehen. Denn ist einmal die Menschlichkeit abgelegt, so giebt es keine andere Natur, die man wieder anlegen könnte. Zwar kann man die Maske einer übermenschlichen Natur anlegen, aber keineswegs die Person oder Rolle selbst spielen.

Rechnen wir nun dies alles zusammen, so müssen wir bekennen, daß Käſtner ein so glückliches Leben geführt habe, wie man es selten antrifft. Es wurden ihm so viele und so große Naturgaben, so viele Geschenke des Glücks zu Theil, er ward von der Vorsehung an einen solchen Ort gestellt, daß er den, durch Genie und Gelehrsamkeit erlangten Ruf seines Namens durch Genie und Gelehrsamkeit bis ins höchste, aber keinesweges ganz abgestumpfte, Greisenalter erhielt. Ja, als seine Körperkräfte schon abnahmen, war er doch noch stark am Verstande und am Geiste, und war desselben bis auf den letzten Hauch seines Lebens mächtig.

Man erzählt hin und wieder viel von Völkern, die ihre Verstorbenen mit Musik und frohen Gesängen zur Erde zu bestatten pflegten, wobei sie selbst bekränzt erschienen, und bald darauf zum Schmause und zu Trinkgelagen zurückkehrten. Als Ursache sollen sie angegeben haben, sie müßten sich freuen, daß Menschen von dem Elende und von den Beschwerden dieses Lebens befreiet seyen. Aber bei diesem Manne — obgleich selbst die Ueberzeugung, daß er an den Ort und zu einer solchen Gesellschaft gelangt sey, wo er mit den weisesten und tugendhaftesten Geistern das seligste Leben genießen wird, noch größere Veranlassungen zur Freude darreicht — dürfte doch auch schon dies uns zur Heiterkeit und zum Glückwünschen stimmen, daß er nach einem glücklich vollbrachten Leben auch ein solches Ende nahm, wie ein jeder es sich nur wünschen möchte. Denn er verschied so sanft, so ruhig, daß er seinen Tod

nicht

nicht einmahl fühlte, und nicht ahndete, daß er sterben werde. Er hätte sich daher auch mit Ennius diese Grabschrift setzen können:

Nemo me lacrimis decoret nec funera fletu
Faxit; cur? volito vivus per ora virum.

L. B.

Ueber die Orientalische Grappfärberei.

Der berühmte Pallas theilt in seinen Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Stadthalterschaften des Russischen Reichs in den Jahren 1793 und 1794, im 1ten Theil Leipzig 1799. S. 203. folgende Beschreibung der Orientalischen Grappfärberei mit, worin er, genauer in Astrachan durch einen Freund unterrichtet, dasjenige ergänzt und berichtigt, was er im St. Petersburger Journal und in den Nordischen Beiträgen über diese sonst geheim gehaltene Kunst vorhin hatte drucken lassen.

Gemeiniglich fängt man eine Partie gesponnener Baumwolle Sonnabends an vorzubereiten. Sie wird alsdann zum ersten Male in Fischfett, welches man mit der Auflösung von Sodesalz (Kalakar) milchen läßt, eingetränkt, und so bis zum Montage in Haufen gelassen, da sie sich sehr merklich erhitzt.

Montags wird sie dann ausgespült, getrocknet, und nochmals, wie auch den Dienstag zum dritten Male in die Fettemulsion eingetränkt und aufgehängt, wenn kein Regenwetter hindert. Die vier übrigen Tage der Woche bekömmt sie noch eben so viele Laugen von der bloßen Kalakarauflösung.

Darnach giebt man ihr die erste olivengrüne Farbe mit den Blättern Belge oder Cotinus. Man kocht nemlich, um zehn Pud Baumwolle zu färben, in großen Kesseln, die 40 bis bis 43 Russische Eimer (Wedro) Wasser halten, 3 Pud 30 Pfund Belgeblätter, zu 15 Pfund nemlich auf das Pud Baumwolle gerechnet. Die Tinctur wird durch Siebe abgeläutert, die Kessel gereinigt, das Koschel wieder hineingegossen, und ein Pud Alaun darin aufgelöst. Mit dieser Beitze wird das Baumwollengarn stückweise in kleinen Schaalen oder Töpfen heiß eingetränkt, dann zum Trocknen aufgehängt, darauf gewaschen, und abermals getrocknet.

Nun schreitet man mit der also vorbereiteten Baumwolle zum Rothfär-

färben. Man nimmt von der gemahlnen Röthe oder Grappwurzel auf jedes Pud Baumwolle 1 Pud, oder, nach deren Güte, etwas weniger, knetet diese Quantität mit einem halben Eimer Blut, und thut darauf eben diese Quantität in jeden Kessel zum Kochen. In die gekochte Farbe wird die Baumwolle gelegt, und muß damit aussieden.

Wenn sie nun also wohl durchgefärbt ist, wird sie getrocknet, und kommt dann in die Töpfe mit dem alkalischen Wasser, wo sie wohl untergetaucht gelinde sickern muß, und das Uebersiedende, welches durch eine angebrachte Rinne abläuft, immer wieder durch frische Auflösung von Sodesalz ersetzt wird. Nach dieser Aussiedung und noch nochmahligem Trocknen und Waschen ist das Baumwollengarn fertig, wozu gewöhnlich 21 Tage gehören.

Die Türken sollen zum Beschlusse die gefärbte Baumwolle, um ihr eine schönere Farbe und Glanz, auch mehr Gewicht zu geben, aufs neue mit Oehlemulsion eintränken, und damit, unter einem Gewichte gepreßt, trocknen lassen; wie denn gemeiniglich Baumöhl die Stelle des Fischfettes vertreten muß. Ueberhaupt ist jedes Oehl oder flüssiges Fett, das mit Kalekar oder Sodasolution vollkommen milcht, zu dieser Färberei tauglich.

Erfahrung an einem Windofen.

An einem auf einem Saale, in der Mitte dessen langer Seite, gegen 5 Fenstern über stehenden, sehr großen und breiten Windofen, dessen Ofenloch zum Einheitzen und Luftzuge in der Mitte seiner breiten Seite gegen den Fenstern über ist, woran sich eine ungemein weite Röhre mit zwei Knieen zum Abführen des Rauchs in den Schornstein befand, und der bei allen Winden nicht gut zog, ließ ich, statt der eben beschriebenen, eine Röhre von gewöhnlicher Weite mit einem Knie anbringen. Nun war das Uebel ärger; der Rauch drang nicht nur bei jeder Oeffnung der Ofenthür durch dieselbe, sondern auch durch alle Ritzen des Ofens heraus. — Der hiesige wegen seiner Geschicklichkeit bekannte Bauermeister **Ader** fand bei angestellter Besichtigung bald, daß der Heerd in dem Ofen viel niedriger lag, wie das Zugloch in der Ofenthür.

Der Heerd wurde darauf mit der untern Horizontal-Linie des Zuglochs in gleiche Höhe gebracht; nun zieht der Ofen so gut, daß der Rauch nicht mehr durch die Ofenthür und Ritzen dringt, sondern durch die neu angelegte Röhre in den Schornstein abzieht.

Das mag wohl der unerkannte Fehler an manchem Windofen seyn, der nicht gut zieht.

Hannover. **Grote.**

Hannöverisches Magazin.

59tes Stück.

Freitag, den 26ten Julius 1805.

Edle Wohlthätigkeit.

Unter den gegenwärtigen Zeitumständen, da das ganze hiesige Land und die meisten einzelnen Communen unter dem schweren Drucke einer mehr als zwei,ährigen Einquartirungslast fast erliegen, und da die Ergreifung aller derjenigen Maaßregeln, durch welche zu andern Zeiten bei gleicher Theurung der Kornpreise und der übrigen nothwendigen Lebensbedürfnisse den Nothleidenden und Hülfsbedürftigen eine Unterstützung verschafft werden konnte, mit größern Schwierigkeiten verknüpft ist, muß es für das Herz eines jeden biedern Hannoveraners eine doppelt erfreuliche und beruhigende Wahrnehmung seyn, daß ungeachtet aller dieser Schwierigkeiten die Nothleidenden und Hülfsbedürftigen des hiesigen Landes einer, wenigstens gleichen milden Vorsorge sich zu erfreuen haben, als die Einwohner anderer benachbarter Länder, welche für diesen Augenblick in einer glücklichern Lage sich befinden, und, daß diese allgemeine Vorsorge durch einzelne Menschenfreunde auf eine eben so uneigennützig thätige, als wahrhaft patriotische Weise unterstützt wird.

Es ist Pflicht, ausgezeichnete Beispiele letzterer Art an das Licht zu ziehen, damit sie andern zu einem schönen Vorbilde eines würdigen Nacheifers dienen, und so mögen denn die Männer, welche in der Stadt Hameln ihre nothleidenden Mitbürger so menschenfreundlich und so thätig unterstützen, einem Unbekannten es verzeihen, wenn er ohne ihr Vorwissen in diesem Blatte ihre wohlthätige Handlungsweise allgemein bekannt macht.

Der Kaufmann **Georg Wilhelm Stolzheise**, der Bäckermeister **Gerhard Bolte**, und der Knochenhauermeister **Julius Fischer** zu Hameln, welche für die dortige französische Garnison das Brod liefern, lassen nämlich bereits seit dem 1ten des vorigen Monats Jun. an diejenigen Armen ihres Orts, welche das Armengeld erhalten, und deren Anzahl auf 336 Personen sich beläuft, täglich 1 Pfund

Brodt für 1 Mgr. Conv. Münze austheilen, und mithin, nach der dort getroffenen Einrichtung, den Himten Rocken, welcher gegenwärtig in Hameln mindestens 2 Rthlr. 6 Mgr. kostet, zu 1 Rthlr. 6 Gr. verbacken.

Die Austheilung geschieht alle drei Tage durch die Armenväter, und wer die Bezahlung nicht sofort bei dem Empfange zu leisten vermag, dem wird sie von seinem Armengelde vorgeschossen.

Außerdem bekommen noch 1032 andere hülfsbedürftige Einwohner daselbst größtentheils von den, dem Magistrate aus dem Landes-Magazine ertheilten Zuflüssen gleichfalls täglich ein Pfund Brodt zu 1 Mgr. Conventions-Münze, jedoch wird solches zu eben diesem Preise 12 Personen, welche unter jener Anzahl mit begriffen sind, auf Kosten eines Armenvaters, des Patricius von Reiche, verabreicht.

Durch diese wohlthätigen Einrichtungen, welche bis zu dem Zeitpunkte fortdauern sollen, daß die Armen durch große Bohnen und Kartoffeln sich selbst zu helfen vermögen, ist den nothleidenden Einwohnern der Stadt Hameln ihre Subsistenz erleichtert und gesichert.

Möchte doch dieses schöne Beispiel christlich edler Wohlthätigkeit auch an vielen andern Orten unsers Vaterlandes Nacheiferer erwecken! Möchten doch allenthalben wohlhabende Einwohner zusammentreten, und ihre hülfsbedürftigen Mitbrüder kräftig unterstützen.

Der Segen einer zahlreichen Menschenklasse, Hochschätzung aller Edlen des Ein- und Auslandes, und der Beifall ihres eigenen Herzens wird ihr Lohn, glücklich aber unser Vaterland zu preisen seyn, in welchem bei so vielen und so großen Drangsalen dennoch die wahrhaft christlichen Tugenden der Menschenliebe und milden Wohlthätigkeit mit ächt patriotischem Eifer fortwährend geübt werden.

H.

Ueber Rumfordsche Suppe.

Bei dem gegenwärtigen großen Mangel und überaus hohen Preise aller Lebensmittel, wovon sich der Handwerker, Tagelöhner und Landmann vorzüglich nährt, scheint jeder, auch noch so geringe Beitrag zur Minderung der drückenden Noth, Pflicht zu seyn. Ich wage es daher, einige Bemerkungen über die am 22ten vorigen Monaths hier eingeführte Rumfordsche Suppe bekannt zu machen.

Es werden täglich 900 Portionen, jede zu 1½ Pfund, ausgegeben und damit, Kinder und Erwachsene zusammen gerechnet, wenigstens 1200 Menschen gespeiset.

Zu diesen 900 ganzen Portionen

oder

oder 1575 Pfunden werden genommen: 1400 Pfund Wasser,

80	:	Gerstengraupen,
80	:	Erbsen,
80	:	Vitsbohnen,
48	:	Brod,
12	:	Fleisch,
34	:	Biereſſig und
14	:	Salz, überhaupt

1748 Pfund, und verkochen also nur 173 Pfund.

Die Zubereitungsart ist folgende: den Abend vorher werden die Hülsenfrüchte in die beinahe halb mit Wasser gefüllten Kessel gegeben und aufgekocht. Sobald als sie anfangen zu kochen, wird das Feuer zurückgezogen, das Aschenloch verschlossen und der Kessel mit einen genau passenden hölzernen Deckel versehen. Alsdann findet man den nächsten Morgen die Masse so aufgequollen und in Gallert verwandelt, daß sie ganz steif ist und geschnitten werden kann. Diese Art des Aufquellens ist der gewöhnlichen in kaltem Wasser weit vorzuziehen.

Soll nun um 11 Uhr gegessen werden, so wird gegen 5 Uhr das zur Anfüllung der Kessel noch fehlende Wasser hinein getragen und das Feuer angemacht. Dieses darf nicht stärker seyn, als eben zum langsamen Kochen erforderlich ist, und muß vermindert werden, wenn die Masse angefangen hat zu kochen. Es ist nur wenig Feurung nöthig, um dieselbe im Kochen zu erhalten.

Haben die Graupen und Hülsenfrüchte zwei bis drittehalb Stunden langsam gekocht; so wird das in kleine Würfel gehackte Fleisch hinzu gegeben; und etwa eine Viertelstunde vor dem Auffüllen wird der Essig hinein gegossen.

Das Brod, welches möglichst alt seyn muß, wird in kleine Würfel geschnitten und erst bey dem Aufgeben der Speise hinzu gethan. Dieß geschieht deswegen, damit es nicht weich werde und das zur bessern Verdauung nothwendige Käuen befördere; daher dasselbe auch, wenn es nicht alt zu haben ist, mit Fett geröstet werden muß.

Während des Kochens wird die Masse, besonders im Anfange oft gerührt, um sie seimiger zu machen und das Anbrennen zu verhüten. Zu jenem Ende müssen auch die Kessel immer verschlossen seyn, und deshalb deren Deckel ein Loch haben, durch welches der Stiel der Rührkrücke geht. Auch zu diesem Zwecke werden sie vor dem jedesmahligen Gebrauche mit Speck überrieben.

Es ist überflüssig, zu der Suppe, oder richtiger Brei, noch Brod zu essen, da sie dieses enthält und ihrer Nahrsamkeit nichts hinzu gesetzt werden kann. Hier ißt auch niemand Brod dazu, und jede desfallsige Anfrage erledigen die Percipienten mit den Worten: warum sollten wir Brod essen, es ist ja Brod darin!

Ihre Nahrsamkeit ist allgemein anerkannt, und viele Holzarbeiter haben das Vesperbrod, welches sie in den ersten Tagen des Genusses dieser Speise wie gewöhnlich mitnahmen, zurück gebracht, weil sie den ganzen Nachmittag keinen Hunger bekommen hatten. In der Regel wird ein gesunder starker Mann von einer Portion völ-

lig

lig satt, und nur sehr wenige können anderthalb Portionen oder 2⅛ Pfund verzehren; für Kinder reicht eine halbe Portion hin.

Das Essen ist sehr schmackhaft, wenn es reinlich und sorgfältig zubereitet wird, und wenigstens 6 Stunden langsam kocht. Dasselbe findet auch einen solchen ungetheilten Beyfall, daß täglich mehr gefordert wird, als gekocht werden kann, und Leute aus ein bis zwei Stunden entlegenen Dörfern darnach kommen.

Gerstengraupen und Erbsen, nicht aber Kartoffeln, wie in vielen Schriften behauptet wird, sind die Hauptzuthaten, die nie weggelassen werden dürfen. Kartoffeln können entbehrt werden; die Suppe wird ohne sie eben so wohlschmeckend, eben so nahrhaft und eben so gallertartig, als mit denselben. Will man sie gebrauchen; so läßt man die Hälfte der Hülsenfrüchte weg und nimmt für ein Pfund Erbsen oder Vitsbohnen 2 Pfund geschälte Kartoffeln. Der Graf Rumfort selbst machte zu München die ersten Versuche dieser Speise ohne Kartoffeln. Die Gerstengraupen dürfen nie fehlen und von den Hülsenfrüchten, kann nur eine Hälfte durch Kartoffeln ersetzt werden, eine Hälfte derselben muß bleiben.

Soll das Essen noch mehr breiartig seyn; so werden die Erbsen und Vitsbohnen geschroten. Dieß gibt aber einen starken Geschmack und veranlaßt leicht Anbrennen. Deshalb ist das Schroten nur dann rathsam, wenn die Erbsen nicht mürbe werden wollen.

Was das Fleisch betrift, so ist Rindfleisch und Schaaffleisch, besonders eingepöckeltes, das beste, und Schweinefleisch das schlechteste.

Fett ist ganz und gar nicht nöthig und hier noch nie gebraucht. Bei gehöriger Behandlung wird die Suppe so feimig und angenehm, daß hiesige wohlhabende Einwohner glaubten, es werde viel Fett hinzu gethan, und behaupteten, daß in ihren Küchen nicht so fett gekocht werden könne.

Auch Knochen sind entbehrlich, und vielleicht nicht einmal rathsam, wenn das richtig ist, was im 318ten Stücke des Reichsanzeigers von 1803 über Knochendekokte im papinianischen Topfe gesagt wird.

Suppenkräuter, Zwiebeln, Lauch und Pfeffer, imgleichen etwas getrocknetes Obst, sind wohlfeile Mittel zur Veränderung und Vermehrung des guten Geschmacks.

Zur sättigenden Kraft dieser Speise ist wesentlich nöthig, daß sie auf die obige Art zubereitet werde, und wenigstens 6 Stunden bei gleichem gelinden Feuer langsam koche, damit sich das Wesser durch die mehlartigen Substanzen allmählig fixiren, und Kraft erhalten könne.

Wird dieses nicht aufs genaueste beobachtet, so ist es gar nicht mehr die Speise, von der jetzt die Rede ist. Hievon habe ich vor 3 Jahren einen Beweis gehabt. Es sollte nämlich auch damals allhier Rumfordsche Suppe gekocht werden, und man wählte dazu einen der ländlichen Kochkunst bei Hochzeiten und Kindtaufen erfahrnen Fleischer. Derselbe wich von den angegebenen Grundsatze ab, und der Versuch mißlang.

Das

Das Kochen geschichet hieselbst in vier gewöhnlich eingemauerten kupfernen Kesseln. Die Anlage eines solchen Kessels ist sehr leicht, das Einmauern kann in 6 Stunden geschehen, und gleich darauf ist es möglich, mit dem Kochen anzufangen. Die Kessel werden dabei nicht verderben, und sind nach aufgehobener Suppenanstalt zum Waschen und Brauen eben so brauchbar, als vorher. Mithin kann es nicht schwer fallen, die nöthigen Kessel geliehen zu erhalten. Hier ist dies geglückt, und jeder, der einen brauchbaren Kessel hatte, gab ihn mit zuvorkommender Bereitwilligkeit her, um denselben da einmauern zu lassen, wo gekocht wird.

Außer den Kesseln werden weiter keine Geräthe gebraucht, als die dazu verfertigten hölzernen Deckel, die Krücken zum Rühren und zwei Kellen, wovon die eine $1\frac{3}{4}$ und die andere $\frac{7}{8}$ Pfund faßt.

Es ist also sehr leicht, die Rumfordsche Suppe mehr einzuführen, als bisher geschehen ist, vorzüglich da die Kosten derselben, der enormen Preise aller Bedürfnisse ungeachtet, nicht sehr bedeutend sind. Eine Portion von $1\frac{3}{4}$ Pfund kommt hier nur auf $6\frac{1}{2}$ Pf. in Conv. Münze, und wird für 4 Pfennige verkauft. Ohne baare Bezahlung wird nichts verabfolgt, weil die Sache dadurch das Ansehen einer Armenspeisung gewinnen, und nicht den ausgebreiteten Nutzen gewähren würde, welcher in der gegenwärtigen Noth zu wünschen ist.

Der Zuschuß erfolgt von milden Beiträgen, und dem gnädigst erlassenen Licent für die Früchte, welche nach Vorschrift einer landesväterlichen Verfügung eines hohen Cammer-Collegii zur Versorgung eines großen Theils der Amtseinwohner verbacken werden, imgleichen von dem Ueberschusse, der in der Brodtrechnung dadurch entsteht, daß Bruchpfennige nicht gehoben werden können, und dafür ein ganzer Pfennig genommen werden muß.

Von den vielen vortrefflichen Aufsätzen über Rumfordsche Suppe fallen mir folgende bei:

Des Grafen von Rumford kleine Schriften, Bd. 1, S. 245. ff. (Weimar 1800.)

Unterricht zur Bereitung der Rumfordschen ökonom. Suppen (Leipzig im Joachimschen literarischen Magazin.)

Korrum über Rumfordsche Suppe. (Duisburg 1802.)

Nachrichten von der Einrichtung und dem Fortgange der Hamb. Armenanstalt. Bd. 2.

Historische Darstellung der Hamb. Armenanstalt. Hamb. 1802.

Ueber Speisung der Armen in London und Hamburg. In dem Hannov. Magazin von 1800. S. 414. ff. Und

des Herrn Bergcommissair Westrumb zu Hameln Abhandlung über Rumfordsche Suppe im 53ten Stücke des hannöv. Magazins von 1802.

Herzberg,
den 15ten Julius 1805.

Hauß.

Mey

Meteorologische Beobachtungen in Göttingen.

Monat Jun. 1805. *)

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind.		
1	5	30 00	43	5	tr.	NW	—	1
	2	30 04	55	10	d. W.	NNW	2	—
	10	30 06	45	6	d. W.	—	1	—
2	5	30 05	44	5	d. W.	N	0	— 1
	2	30 07	53	9	d. W.	N	1	— 2
	10	30 06	43	5	w.	—		— 1
3	5	30 04	43	5	tr.	NW		— 1
	2	29 95	63	14	l. W.	WNW		— 1
	10	29 80	51	8	w.	—	0	— 1
4	5	29 67	50	8	R.	NW	1	— 2
	2	29 75	56	11	d. W.	NW	2	—
	10	29 76	43	5	w.	—	0	— 1
5	5	29 77	37	2	w.	NW	1	—
	2	29 82	59	12	d. W.	NW		— 2
	10	29 85	44	5	w.	—	0	— 1
6	5	29 85	37	2	w.	W	0	— 1
	2	29 77	61	13	w.	O		— 1
	10	29 75	49	8	l. W.	—		— 1
7	5	29 81	40	4	l. W.	W		— 1
	2	30 00	65	15	tr.	W	1	—
	10	30 08	50	8	h.	—	0	— 1
8	5	30 08	41	4	l. W.	W	0	— 1
	2	30 04	76	20	l. W.	WSW	1	—
	10	30 03	57	11	l. W.	—	0	— 1
9	5	30 03	49	8	w.	SW	0	— 1
	2	29 98	81	22	w.	SW		— 1
	10	29 90	68	16	w.	—		— 1
10	5	29 87	55	10	w.	W	0	— 1
	2	29 71	88	25	Gew. W.	SW	1	— 2
	10	29 62	69	16	w.	—	0	— 1
11	5	29 58	65	15	r.	SSW	0	— 1
	2	29 59	63	16	tr.	S	1	— 2
	10	29 75	55	0	h.	—		— 1

*) Die Anzeige und Beschaffenheit der Instrumente und Maaßen, deren man sich bedient, s. St. 59. d. Mag. v. J. 1802. S. 929.

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind		
12	5	29 87	52	9	l. W.	S	1	—
	2	30 02	74	19	w.	W	1	— 2
	10	30 11	55	10	h.	—	0	— 1
13	5	30 16	46	6	w.	W	0	— 1
	2	30 18	78	20	w.	SW	0	— 1
	10	30 12	58	12	l. W.	—	0	— 1
14	5	30 03	51	8	d. W.	S	1	—
	2	29 88	82	22	d. W.	S	1	—
	10	29 70	65	15	l. W.	—	0	— 1
15	5	29 58	67	16	r.	SW	0	— 1
	2	29 61	71	17	tr.	SW		— 2
	10	29 81	54	10	tr.	—		— 2
16	5	29 88	49	8	tr.	NW	1	—
	2	29 97	67	16	d. W.	WNW	1	— 2
	10	29 97	53	9	tr.	—		— 1
17	5	29 91	47	7	w.	W	0	— 1
	2	29 91	64	14	w.	W	1	—
	10	29 88	55	10	w.	—	0	— 1
18	5	29 80	53	9	d. W.	SW	1	— 2
	2	29 70	58	12	R.	SSW		— 2
	10	29 63	50	8	d. W.	—	1	— 2
19	5	29 63	50	8	tr.	W		— 2
	2	29 75	56	11	r.	WNW	2	—
	10	29 81	50	8	w.	—	1	—
20	5	29 82	49	8	r.	NW	1	— 2
	2	29 85	57	11	tr.	WNW	1	—
	10	29 85	48	7	l. W.	—	0	— 1
21	5	29 86	46	6	w.	NW	0	— 1
	2	29 87	67	16	w.	W	0	— 1
	10	29 85	[illegible]	[illegible]	[illegible]	NO	1	—
22	5	29 86	48	7	d. W.	NO	1	— 2
	2	29 92	60	12	tr.	—	1	—
	10	29 96	49	8	w.	NW	0	— 1
23	5	29 98	49	8	tr.	—		— 1
	10	29 97	55	10	tr.			

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	R.	Wetter	Wind		
24	5	29 88	51	8	r.	NW	—	1
	2	29 86	62	13	tr.	W	—	1
	10	29 77	55	10	w.	—	0 —	1
25	5	29 68	49	8	l. W.	WSW	0 —	1
	2	29 58	76	20	d. W.	WSW	1 —	2
	10	29 55	59	12	r.	—	0 —	1
26	5	29 54	56	11	d. W.	W	0 —	1
	2	29 68	65	15	Strich R.	WNW	—	2
	10	29 82	50	8	tr.	—	0 —	1
27	5	29 84	50	8	d. W.	NNW	—	1
	2	29 87	67	16	w.	W	1 —	
	10	29 83	55	10	l. W.	—	0 —	1
28	5	29 80	48	7	l. W.	W	0 —	1
	2	29 82	66	15	d. W.	SW	1 —	2
	10	29 78	54	10	tr.	—	0 —	1
29	5	29 78	51	8	tr.	W	0 —	1
	2	29 87	59	12	tr.	WNW	1 —	2
	10	29 98	50	8	w.	—	0 —	1
30	5	30 01	44	5	l. W.	NW	0 —	1
	2	30 06	63	14	tr.	NW	—	1
	10	30 00	52	9	d. W.	—	0 —	1

F. C. W.

Druckfehler. In dem vorigen Stück S. 930, Zeile 14 von unten lese man Maurermeister statt Bauermeister.

Hannöverisches Magazin.

60tes Stück.

Montag, den 29ten Jul. 1805.

Ueber Dr. Galls Schädellehre.

Vom Professor Osiander in Göttingen.

Die Lehre des Dr. Galls von den Verrichtungen des Gehirns, und von der Möglichkeit, Anlagen, Fähigkeiten und Neigungen des Menschen aus gewissen äußerlichen Erhöhungen und Vertiefungen des Schädels zu erkennen, hat in den letzt verflossenen Jahren und Monaten ein allgemeines Aufsehen erregt, und noch sind viele auf die neue Theorie äußerst begierig, solche theils aus seinem Munde, theils aus seinen versprochenen Schriften *) zu vernehmen. Mit Recht verdient eine solche Lehre die Aufmerksamkeit sowohl desjenigen Theils des Publikums, welcher im Stande zu seyn glaubt, sie beurtheilen zu können, als desjenigen, der sich nicht anmaßt sie zu verstehen, aber einen Kopf hat, über den diejenigen, welche die Lehre zu verstehen glauben, ein Urtheil zu fällen sich anmaßen möchten. Für die unpartheiischen Forscher dieser Lehre ist es für jetzt noch unmöglich ein vollkommenes Urtheil zu fällen, da die Lehre, welche in verschiedenen kleinen Schriften von ehemaligen Schülern des Dr. Galls vorgetragen ist, nach seinen Aussagen inzwischen mancherlei Veränderungen und Verbesserungen erhalten hat, und das Anhören des mündlichen Vortrages des Dr. Galls den Zuhörer in beständige Gefahr setzt, ihn nur halb zu verstehen, oder, da seine Worte und Benennungen zuweilen ganz andere Bedeutungen für ihn haben **) als für andere, und er weder Definition noch Bestimmung davon vorausschickt, ihn völlig unrecht zu verstehen.

*) Lehre über die Verrichtungen des Hirns und über die Möglichkeit der Anlagen mehrerer Geistes- und Gemüths-Eigenschaften aus dem Baue des Kopfes und des Schädels des Menschen und der Thiere zu erkennen. 2. Vergleichende Anatomie des Gehirns.

**) Wie dies in Berlin mit dem Wort Ganglion der Fall war, erzählt

Es würde daher am Ende manche gewagte Anfechtung seiner Lehrsätze auf Wortstreite hinauslaufen, und für die Wissenschaft kein Gewinn davon seyn.

Nur alsdann, wenn die angezeigten Schriften erschienen sind, und mit Bedacht gelesen und wieder gelesen werden können, ist es möglich, darüber sein Urtheil vollkommen zu fällen, und zu zeigen, ob und was an der Gallschen Lehre neu und gut oder alt und irrig, schädlich in seinen Folgen und daher verwerflich sey oder nicht.

Da indessen der Dr. Gall von Stadt zu Stadt reiset, um seine neue Lehre Gelehrten und Ungelehrten öffentlich und für Geld vorzutragen, so muß es auch jedem im Publiko erlaubt seyn, seine Meinung über das, was man bis jetzt unvollkommen von dieser Lehre weiß, öffentlich zu sagen. Denn es gilt doch nicht gleich viel, ob man erst das Publikum, wie in Berlin, auf die lobpreisenden Ankündigungen eines Journalisten etliche tausend Thaler an den unberufenen Lehrer bezahlen, und dann eben dieses Publikum die Köpfe zusammen stecken und sich fragen lässet: was es denn auch für die ausgegebenen paar Tausend Thaler Nützliches gehört, gesehen und gelernt habe? — Wie, wenn nun das Resultat das wäre, daß das hohe und niedere Publikum viele schöne Wachspräparate, Schädel und Hirn gesehen habe, von denen der eine Theil durchaus weder vor noch nach etwas Anatomisches der Physiologisches wußte und kennte, der andere Theil aber, der vorher die Anatomie des Schädels und Hirns kannte, jetzt so viel wüßte, daß das, was Dr Gall vortrug, ihn in seiner vorher gehabten Ansicht von diesen Theilen um nichts weiser gemacht habe; wenn ferner der eine Theil der Zuhörer von nun an glaubte, über jeden Schädel seines Nebenmenschen ein Urtheil fällen zu können, der andere sich aber ein Gewissen daraus machte, bei der Einsicht der Ungewißheit der Gallschen Lehrsätze, durch den Schädel den Kopf und das Herz seines Nebenmenschen zu beurtheilen, um der lieblosen und gefährlichen Entdeckung zu entgehen, den für einen des Diebstahls oder Mords fähigen Menschen zu halten, den er zuvor als einen redlichen und menschenfreundlichen Menschen kannte. Wenn dieses alles das Resultat von der Wirkung des Gallschen Unterrichts wäre, welches wirklich aus allen Nachrichten davon hervorzugehen scheint, so ist es klar, daß das Publikum seine Neugierde zu einem sehr theuren Preis befriedigt, aber bis jetzt keinen reellen Gewinn davon hatte *) Dr. Gall soll zwar zweierlei Absicht bei seinem Unterricht auf seinen Reisen haben: 1) Zu lehren, und 2) zu lernen.

Da das Lehren aber den Lernenden nur mit nützlichen Kenntnissen bereichern

*) Wir nehmen die Journalisten und Münzgraveure, die Gastwirthe und Miethskutscher davon aus.

chern muß, so ist das entgegen gesetzte Lehren schädlich, Zeit, Geld, Kopf und Herz verderblich; und: Nisi utile est, quod facimus, stulta est gloria. Und wenn man durch Lehren lernen will (wie es denn wahr ist: docendo discimus) so muß das Lehren um zu lernen nicht auf Gefahr derjenigen geschehen, die zum Lernen die Kosten beitragen sollen. Ehe man nun das Publikum an andern Orten sein Geld für eine neue Lehre ausgeben lässet, ist es billig, ihm darzuthun, ob es nach dem, was man bis jetzt von der Lehre weiß, durch die Anhörung dieser neuen Lehre einen wahren Gewinn reeller und nützlicher Kenntnisse zu hoffen, oder sich wohl gar unnütze und Herzverderbliche Kenntnisse zu erwerben befürchten müßte. Dieß zu zeigen ist die Absicht gegenwärtigen Aufsatzes, und scheint mir um so nothwendiger, je näher uns Dr. Gall kömmt, und auch hier an Geld und Kenntnissen zu gewinnen hoffen mag. Sein Lehren kann zweierlei Gesichtspuncte haben: ein Mahl, eine vergleichende Anatomie zwischen Menschenschädel und Thierschädel, und zwischen Menschenhirn und Thiergehirn zu lehren. Bei einer solchen Lehre, und ihrem, auf Zergliederung gegründeten, durchdachten und systematischen Vortrag *) würde jeder Anatomiker, Zoolog, Arzt und Naturforscher gewinnen, hingegen kein Laie, der sich um die Kenntniß vom Baue des Schädels und Gehirns des Menschen vorher nie bekümmert hätte. Es müßte daher auch nur als Charlatanerie angesehen werden, wenn man eine solche Lehre Vornehmen oder Geringen, die nichts, ganz nichts von Anatomie verstehen, für Geld vortragen, und sie glauben machen wollte, sie können dabey etwas Nützliches lernen. Es wäre ja gerade, als wenn man demjenigen einige Stunden über die Algebra geben wollte, der das Ein mal Eins nicht einmal kennte, und ihn jedoch versicherte, daß er nicht ohne Nutzen diese fremde Lehre anhören werde. Der Lehrer und der Lernende handeln in solchem Fall als unredliche Menschen, wovon der erstere die Neugierde und die Leichtgläubigkeit des andern zu seinem Vortheil benützt; der andere sich das Ansehen geben will, als hätte er etwas gelernt, was er ohne gewisse Vorkenntniß nie begreifen kann.

Wenn hingegen Dr. Gall in der Absicht herumreiset, Anatomie-Verständigen eine neue Ansicht vom Gehirn und seinen Verrichtungen durch vergleichende Anatomie zu geben, so muß man ihm Dank wissen, ihn hören, und die Naturwissenschaft wird, wenn er wirklich neue Wahrheiten vorträgt, gewinnen. Zwar könnte man sagen:

*) Ein Referent aus Dreßden schreibt: „Sein Vortrag ist ohne alle Ausschmückung, und wenn die Kunst gut zu sprechen besonders in der logischen Ordnung der Gedanken liegt, so dürfte dies gerade das seyn, was ihm bei seinen Vorträgen am meisten abgeht.“ S. Abendzeitung. 1805. 52 St.

„Gall solle nur seine vergleichende Anatomie im Druck herausgeben, so könne man mit mehr Muße sich eine Kenntniß von dieser neuen Lehre verschaffen.“ Allein, wenn Dr. Gall durch Vorzeigen von Schädeln und Gehirn verschiedener Menschen und Thiere seinen mündlichen Vortrag jogleich erläutert, so wird dieser für den Sachverständigen bei weiten überzeugender, einleuchtender und erwünschter seyn, als ein schriftlicher Vortrag mit den schönsten Kupfern. In dieser Hinsicht ist also gar nicht abzuläugnen, daß Galls mündlicher Vortrag Anatomie und Zootomie verständigen Naturforschern nützlich werden kann. Nur muß man sich wundern, daß noch kein Anatomiker und Zootomiker auftrat und öffentlich bekannte, daß er durch die Gallschen Vorlesungen nicht nur neue, sondern gründliche und nützliche Einsichten in die Lehre vom Bau des Schädels des Gehirns und der Nerven erhalten habe. Wenn dieß wirklich der Fall wär, so ist das baldige öffentliche Bekenntniß davon Pflicht. Das aber, was der Anatomiker **Walter** in Berlin in seiner ersten Schrift *) bekannt machte, ist nicht von der Art, daß es einen guten Begriff von den Einsichten des Hr. Galls in die Hirn- und Nervenlehre erwecken kann, und das, was Gall darauf antwortete, und im 97sten Stück des Freimüthigen bekannt gemacht hat, ist auch noch nicht dafür geeigner, außer jetzt noch scheinbaren Paradoxien, eine hellere Einsicht in die Schädel- Hirn- und Nervenlehre zu geben, als wir durch die Schriften eines Campers, Hunters und Blumenbachs von den Schädeln, und eines Malpighi, Willis, Malacarne, Haller, Wrisberg, Walter, Sömmering, Fischer, Reil, Haase, Arnemann, Vicd'Azyr, Scarpa und Cuvier über Hirn und Nerven bereits erhalten haben. Wir müssen es also abwarten, ob sein mündlicher oder schriftlicher Vortrag von Schädel, Hirn und Nerven wirklich ganz andere Ansichten von diesen Theilen giebt, als die benannten Männer nach ihren Untersuchungen gegeben haben, die sich meines Wissens nicht gerade rühmen **) dem Tausend nach, wie der Herausgeber des Freimüthigen vom Dr. Gall rühmt, aber wohl manche davon, wie Sömmering und

*) F. G. Walter Etwas über Herrn Doctor Galls Hirnschädellehre. Berlin 1805. 8. Die zweite Schrift, die herausgekommen seyn soll, habe ich noch nicht gelesen.

**) Die Anhänger Galls glauben wunder, was dies für ein demente sey, daß de 16 wasserköpfigen Schädel im ehemaligen Walterischen Kabinet alle unzerlegt sehen, und Walter doch habe über Beschaffenheit des Wasserkopfs urtheilen wollen. Sollte denn Walter sonst keine Wasserköpfe zum Untersuchen je bekommen haben, als die 16, die er unzerlegt aufbewahrt hatte? Die Wasserköpfe sind ja in Berlin gar nicht selten.

und Walter, dem Hunderte nach sorgfältig zergliedert zu haben. *)

Was aber die Schädellehre in Hinsicht auf die daraus hervorgehende Möglichkeit, Anlagen, Fähigkeiten und Neigungen der Menschen aus Erhabenheiten und Vertiefungen der Schädel zu erkennen, betrift, so halte ich diese Lehre erstlich, wie alle älteren Kopf- und Antlitz-Beschauungs-Lehren, für höchst unsicher, zweitens für die Sitten und Ruhe der Menschen sehr gefährlich, und für die Erziehung und Arzneikunde für ganz unnütz.

Ich will es gar nicht in Abrede seyn, daß nicht die Total-Ansicht des Kopfes eines Menschen Anlagen, Fähigkeiten, Neigungen und Leidenschaften desselben verrathe. Dies hat man in allen Zeitaltern für ausgemacht gehalten. Schon Aristoteles und nach ihm Plinius urtheilten über die großen und kleinen, breiten und schmalen Stirnen. Adamantius, Albertus, Porta, Gratarolorus, Hacecius, Andreas Corvus Mirandulanus, Rivius, Samuel Fuchs und andere, die über die Metoscopie und Physiognomik schrieben, bis auf Lavater herab, haben ihr Urtheil über die verschiedenen Formen der Stirnen gefällt, und den Ausdruck verschiedener Eigenschaften, Leidenschaften und Anlagen aus denselben vermuthet, auch zum Theil bestimmt angegeben. Ja Petrus de Montagnana hat schon vor 300 Jahren durch einen Holzschnitt eine Schädellehre in nuce dargestellt, wo der Sensus communis, die Cellula imaginativa, die Cellula estimativa, seu cogitativa et rationalis, und die Cellula memorativa sich befinde. Und merkwürdig ist es, daß er den Sensus communis da andeutete, wo Gall das Organ des vergleichenden Scharfsinns vermuthet, seine Cellula imaginativa aber ungefähr da ist, wo Galls Organ des Witzes sich befindet; seine Cellula estimativa et rationalis hingegen, wo Galls Organ der Darstellung, und seine Cellula memorativa, wo Galls Organ der Schlauheit seyn soll. **) Aber wir sind selbst nach Lavaters scharfsinnigen Beurtheilung aller äußern Zeichen des Menschen, die auf seinen Seelenzustand schließen lassen, noch in eben der Unge-

*) Es ist eine für den Kenner sehr unbedeutende Empfehlung einer neuen Lehre, wenn nur diejenigen viel davon rühmen, die am wenigsten davon zu verstehen im Stande sind. Das Lob der Schöngeister in anatomischen und physiologischen Dingen, ist das Lob der Unmündigen und Säuglinge, durch die man sich freilich oft eine größere Macht zubereiten kann, als durch das Laudari a viris.

**) Petrus de Montagnana fasciculus medicine. Impress. Venetiis per Joannem et Gregorium de Gregoriis fratres. Anno 1500. fol. die 8te Tafel.

gewißheit ihrer Anwendung auf individuelle Fälle, als man zu den Zeiten des Aristoteles und Samuel Fuchs war. Letzterer schrieb schon vor bald 200 Jahren, daß alle Schriftsteller vor ihn über die Bedeutung der Stirnenformen sehr verschieden urtheilen;*) ob er gleich den Ausdruck der Geistesgaben und Anlagen eben so sicher aus Höhe und Tiefe, Breite und Länge, Hügeln und Tiefen der Stirne zu errathen glaubte, als in unsern Tagen der Dr. Gall. Man lese nur die merkwürdige Stelle: Latentem aedium dominum indicant vestibuli mimae et turres, vagosque undique corpore nervos illic securus accipit portus. Unde merito ex angusta vel augusta frontis forma, ex capacitate, rotunditate, depressione, laxitate, diffusione de viribus totius hominis omniumque efficacia sensuum fertur judicium, cum tales sint sensus et actiones ex iis fluentes, qualia organa, et organorum temperies." **) Und wie kommt es denn, daß, obgleich alle Metoposcopen und Physiognomen so viel von den großen Nutzen ihrer Wissenschaft zu rühmen wußten, und z. B. Sam. Fuchs, gerade wie Galls Schüler die Schädellehre, jener die Metoposcopie den Erziehern, Lehrern, Aerzten und Künstlern so nützlich hielt,***) dennoch niemand in die Länge sich auf diese Wissenschaft legen noch sich praktisch damit abgeben mochte? Ohne Zweifel kommt es daher, weil jeder, der sich eine Zeitlang damit abgab, bald einsah, wie höchst unsicher, undankbar, Haßerregend, Schadenbringend, beunruhigend und Pflichtverletzend die Ausübung dieser sogenannten Wissenschaften und Künste sey, nemlich, der Beurtheilungskunst des innern Menschen aus seinem ganzen Aeußeren, (Physiognomie) und aus dem Angesicht allein,****) (Metoposcopie.); und daß man damit nicht

*) Samuelis Fuchsii Cuslino-Pomerani Metoposcopia et Ophthalmoscopia. Argent. 1615. 8. p. 20. „Omnes enim, num magnitudo frontis bonum vel malum animi indicium prae se ferat, mente diversissima contendunt."

**) Derf. S. 10.

***) Derf. S. 17 — 19. Quamvis vel obiter aspicienti mox summa utilitas metoposcopiae imo felicitas se offert, quae quidem sine hac affecta esse potest, perfecta non potest, nisi alterum oculum ei impertiat. Und den dicendi et vivendi Magistris, sagt er, nütze diese Lehre: ne literaria respublica scopulis plena totque juvenum naufragiis infamis reformidetur etc. Caeterum, schließt er, Medici, quam hinc ferant utilitatem, praeterea Sculptores et Aurifabri, notissimum est, nec longiori indiget narratione."

****) Derf. S. 7. Τῆς φυσιογνωμονίας velut pars est τὸ μετωποσκοπικόν. Huic enim

nicht besser fahre, als mit des seiner Zeit so berühmten Cardanus Wahrsagen aus Gesichtslinien, mit der Chiroscopie, Uranoscopie und andern zu ihrer Zeit immer hochbelobten Divinationskünsten. *)

Und was blieb denn von dem so viel Lärmen erregenden kostbaren physiognomischen Werke des guten Lavaters für eine Wirkung und für ein Nutzen für das Publicum übrig, als daß sich der Vornehme und der Gelehrte eine Zeitlang mit den schönen Kupfern amüsirte, die Kinder und die verdorbenen Maler Schattenrisse machen lernten, und die Weiblein sich die Zeit damit vertrieben, daß sie sich erzählten, wie der fromme Lavater sich da und dort als Herzenskündiger gezeigt, und an einem andern Orte sich sehr geirrt, und die Silhouette des Mörders für die des Menschenfreundes gehalten habe.

Zwar soll nach öffentlichen Nachrichten Dr. Gall sich durch Erklärung dafür verwahrt haben, als wolle er nicht aus den Schädel wahrsagen lehren. Aber was that er denn in den Gefängnissen und Zuchthäusern zu Berlin und Spandau? War es nicht das Wahrsagen aus den Schädeln der Gefangenen, daß dieser ein Mörder, jener ein Dieb, dieser ein Theosoph, jener ein Kunstgenie sey? Und brauchten nicht Galls Herolde die vielen Beyspiele von dem glücklichen Errathen der Neigungen und Anlagen der Gefangenen, als starken Beweis von der Wahrheit der Gallschen Lehre?

Man

enim sola facies, illi totum est corpus propositum, in quod tanquam ἐκκεκλιμενον intuetur.

*) La Metoposcopie de H. Cardan, Medecin Milanois. Comprise en treize livres, et huit cens figures de la face humaine. à Paris. 1658. fol. Die Vorrede des Verf. hebt merkwürdig also an: Toutes les disciplines et les Arts, qui contemplent les chose corruptibles, s'attachent principalement à celles, qui arrivent les plus ordinairement: Ainsi qu'on remarque en l'art de Naviger, et en l'Agriculture; et sur tout en Medecine, la quelle encore qu'elle soit grandement ingenieuse, ne predit pas tousjours avec certitude les choses futures. C'est pourquoy on ne peut non plus adjouster une ferme croyance aux choses à venir, par l'inspection de la figure de la tête, n'y par celles de lignes du front. Mais nous prédisons, ainsi qu'aux autres arts, les choses lesquelles arivent le plus frequemment; sçavoir celles, qui sont les plus manifestes, pour ce qui regarde les forces de l'esprit; celles, qui sont les plus obscures, pour ce qui concerne les évenemens et celles qui tiennent le milieu, pour ce qui est des effects. — C'est d'ailleurs un très-fort argument pour la verité de cet art, qu'il ne se rencontre jamais aucun mechant homme, qui soit totalement exempt des signes malins et continuels, et qu'il n'y a aucun homme de bien, qui en soit en façon quelconque entaché.

Man sage, was man will; es ist und bleibt gewiß, der größte Theil der Nichtärzte und Nichtnaturforscher von Galls Zuhörern geht aus keiner andern Absicht hin, die neue Lehre zu hören, als, auch etwas von dieser Wahrsagerkunst zu lernen, und es abzulauern, ob er nicht auch so glücklich, wie Gall, durch den Schädel des lieben Nebenmenschen in dessen Herz sehen könnte, und denkt weder mit Walter an die Bewunderung der Allmacht Gottes, noch an die dort zu erwerbenden anatomischen und physiologischen Kenntnisse.

Es ist eine gar zu reizende Sache, ein Guckfensterchen in das Herz des Nebenmenschen zu bekommen, und wenn man denn da eine recht arge Verkammer von bösen Anlagen erblickt, sich wie der Pharisäer den Bart zu streichen und zu beten: Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute, oder wie dieser Zöllner!

Unser göttlicher Lehrer sagte aber einem solchen Ophthalmoscopen ins Angesicht, daß er nichts von seinem Beschauen halte: „Was siehest du, spricht er, den Splitter in deines Bruders Auge, und den Balken in deinem Auge wirst du nicht gewahr? Du Heuchler! zeug zuvor den Balken aus deinem Auge.“

Alle Schüler Galls stimmen darüber ein, daß Gall in seinen Vorlesungen als einen Hauptnutzen der Schädellehre, den angebe: man werde dadurch in den Stand gesetzt, frühe zu wissen, zu welchem Berufe ein Knabe Anlage habe, und ihn also zu demjenigen Stande zu bestimmen, in welchem er einst etwas Nützliches leisten könne. Den Knaben mit dem hervorstehenden Organ des Farbensinns z. B. zum Mahler oder Schönfärber, mit dem Tonsinn zum Organisten oder Stadt-Zinkenisten, mit dem Kunstsinn zum Uhrmacher oder Architekten u. s. w.

Wir wollen nun annehmen, daß dem Menschen die Fähigkeiten und Neigungen angeboren sind, diese ihren Sitz im Gehirn haben, diese Sitze aber nach Verschiedenheit der Fähigkeiten und Neigungen in verschiedne Theile des Gehirns vertheilt, und jeder Eigenschaft ein besonderer Hirntheil angewiesen sey, welcher Hirntheil, wenn er die ihm zugetheilte Fähigkeit reichlich besitze, sich wölbe, einen Eindruck im Schädel mache, und auf der äußern Fläche des Schädels eine merkliche Erhabenheit, im entgegengesetzten Falle aber eine Vertiefung hervorbringe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hannöverisches Magazin.

61tes Stück.

Freitag, den 2ten August 1805.

Ueber Dr. Galls Schädellehre.

(Fortsetzung.)

Angenommen, daß dies alles wahr wäre, (was doch sehr schwer zu glauben ist *) und daß man durch Gesicht und Gefühl beim lebenden Menschen schon in der Kindheit die hervorstechenden Anlagen erkennen könne, (was noch schwerer zu glauben ist) und ein Vater erwürbe sich die genaueste Kenntniß und Fertigkeit des Schädel-Betastens und Beurtheilens, so daß er im Stande wäre, die vorzüglichen Anlagen seines Sohnes frühe aus der Kopfform des Knaben zu erkennen, welcher Gewinn würde es für den Vater seyn? — Gesetzt, er entdeckte an seinem Sohn den Ton-, Farben- oder Darstellungssinn, als die hervorstechendsten Anlagen; kann es ihm zur Beruhigung gereichen, seinen Sohn deshalb zum Maler, Musiker oder Schauspieler zu bestimmen, weil Gall versichert, an einzelnen Köpfen großer Musiker, Maler und Schauspieler diese bestimmte Erhabenheit bemerkt zu haben. Muß er nicht nach Zeit-, Orts- und Vermögensumständen es bedenklich finden, seinen Sohn eine solche Kunst lernen zu lassen, die eine sehr unsichere Aussicht auf künftige Versorgung giebt, und bei dem etwaigen Mangel an Bedachtsamkeit, oder bei dem daneben hervorleuchtenden Leichtsinn den Sohn in einen Stand führen würde, wo Leichtsinn, Verschwendung, Ausschweifung und Mangel im Alter nicht selten zu Hause sind. Ist es nicht rathsamer, den Sohn einem Berufe zu bestimmen, wo er bei mit-

*) Wie wenn nun die Erhabenheit am Schädel nicht von darunter liegendem gesunden sondern kranken Hirn, oder nicht einmahl von der Hirnmasse, sondern von Drüsen, Blutgefäßen, ja gar von Würmern, Taenia hydatis cellularis, herkäme?

mittelmäßigen Anlagen ein ehrlicher Mann werden und bleiben kann, als ihn auf eine schlüpfrige Laufbahn eines Lebens zu führen, wo er mit glänzendem Genie sich frühe ins Elend und ins Grab stürzt. Das hervorstechende Talent geht selten verlohren ohne elterliche Bestimmung, und besteht oft sehr gut neben einem andern gewählten Beruf. Man kann z. B. ein guter Dichter, Musikus, Kupferstecher, Zeichner, Maler, Mechanikus, Astronom u. dgl. neben Geschäften seyn, die ganz entgegengesetzte Talente erfordern, wie das Amt eines Kreissteuereinnehmers, eines Professors der Botanik und Anatomie, eines Arztes, Predigers, Beamten oder Regenten, und kann deswegen doch alle diese Aemter musterhaft verwalten. *) Man kann es mir nicht verdenken, wenn ich auch bei einigen Beispielen verweile, welche mein kleines Vaterland seit Jahrhunderten so reichlich lieferte. Der verstorbene Pfarrer Hahn zu Echterdingen im Wirtembergischen war ein guter Prediger, ein gewissenhafter Seelsorger, und daneben der geschickteste Uhrmacher, Verfertiger von den künstlichsten astronomischen Uhren, Rechenmaschinen und andern mechanischen Kunstwerken, und trieb diese Kunst mit vielen Gehülfen neben seinem Pfarramte bis ans Ende seines Lebens. Wäre er nicht von seinen Eltern zum geistlichen Stande bestimmt worden, sondern gleich zu einem Uhrmacher, so wäre er höchstwahrscheinlich ein Handwerker vom gewöhnlichen Schlage geworden; aber mit den mathematischen Vorkenntnissen, welche er in den Klosterschulen erlernen mußte, wurde er der große Mann, dessen Kunstwerke an die Kaiserhöfe zu Petersburg und Peking kamen. Johannes Osiander **) zu Tübingen war zu gleicher Zeit Abendprediger, Professor der griechischen Sprache, Oberkriegskommissarius, Generaladjutant des Herzogs von Wirtemberg und Commandant der Stadt und Festung Tübingen; ***) nachher Director des Consistorii, Geheimer Rath, Visitator der Universität Tübingen, Kriegsrath, Gesandter am englischen, schwedischen und polnischen Hofe, schwedischer und polnischer Kirchenrath, Prälat zu Hirschau, und Vor-

*) Ein Weiße, Haller, Camper, Fischer, Hoffmann, Schröder, Herzog von Gotha und König von England sind Beispiele davon.

**) S. Lebensbeschreibung Johann Osianders, (vom Prof. Abel in Tübingen.) Tübingen 1795. 8.

***) Fast zu einer und derselben Zeit versah er das Amt eines Predigers und Professors, schrieb einen noch vorhandenen Commentar über den Thucydides, führte die Kaiserliche Armee durch Wirtemberg an die Donau, unterhandelte mit dem feindlichen französischen General, und trug des Nachts die Pulverfäßchen unter seinem Schlafrock aus den Minen der Festung Tübingen, und rettete dadurch die Stadt.

vormundschaftlicher Rath der Wirtembergischen Prinzen. Und alle diese so ganz verschiedene Aemter verwaltete er mit Ehre, Gewissenhaftigkeit und bleibendem Nachruhm. Es war kein Unglück für ihn, daß ihn sein Vater dem geistlichen, und nicht dem Militair- oder Civilstande bestimmt hatte, und seinen Muthsinn hatte er dem ungeachtet Gelegenheit in etlich und vierzig Lebensgefahren, als Kriegsmann und Gesandter oft zu erproben, und seinem Vaterlande in den gefährlichsten Zeiten nützlich zu werden. Zuverläßig wäre er nicht die Hälfte von dem geworden, hätte ihn sein Vater nicht dem geistlichen Stande bestimmt. Denn seine Sprachkenntnisse und seine gelehrten Kenntnisse, welche er sich als Theologe und Hofmeister eines schwedischen Baron Horns erwerben mußte, legten den Grund zu den erlangten Aemtern und Würden. Ja seit hundert Jahren sind die meisten Wirtemberger, welche sich, außer dem geistlichen Stande, als Gelehrte anderer Fächer oder Staatsmänner auszeichneten, ursprünglich der Theologie gewidmet gewesen, und würden zuverlässig das nie geworden seyn, was sie waren, hätten sie nicht als Theologen den Vorbereitungsunterricht genossen, der dort, obgleich auswärtig als pedantisch verrufen, doch so erwiesen nützlich ist. Der französische Gesandte Rheinhardt, der General von Seeger, die Geheimen Räthe Spittler und Lang, die Juristen Hofr. Maier in Tübingen und Gros in Erlangen, die berühmten Aerzte Mauchard, Sigwart, Reuß, Coß, Jäger ꝛc., die Philosophen La Motte Bardili, Schelling, der ehemalige Musikus, Dichter und Theaterdirektor Schubart, der Astronom Bohnenberger, der Schauspieldichter Henseler in Wien und andere mehr waren ehedem Wirtembergsche Theologen. Und hat nicht die französische Revolution genugsam gezeigt, daß Männer aus Ständen, welche gar keine Talente zu Staatsmännern, Kriegshelden u. dgl. erwarten ließen, und in welchen sie sich zuvor ausgezeichnet hatten, in kurzem die tapfersten Helden und berühmtesten Staatsmänner und Generale wurden. Mögen sich daher Eltern beruhigen, die nichts von der Gallschen Schädellehre verstehen, und ihre Kinder nur nicht zu einem Stande zwingen, wozu sich die entschiedenste Abneigung und der Mangel an Anlagen aus ganz andern Merkmalen, als der Schädelform äußert; und mögen Eltern nur dafür sorgen, daß ihre Kinder frühe solche Kenntnisse sich erwerben, die ihnen nachher in jedem Stande wohl anstehen, welchen sie auch wählen werden, oder worein sie die Vorsehung führen mag.

Wie unglücklich hingegen müßte sich ein Vater fühlen, der mit den Kenntnissen der Gallschen Schädellehre bei allen seinen Kindern, oder auch nur bei einem das Organ des Diebs- und Mordsinns entdeckte. Würde er nicht in Versuchung gerathen, bei dieser

Entdeckung in den schrecklichen Wunsch auszubrechen: „Ach daß du nie geboren wärest!“ Wie ist nun zu helfen? Soll man mit Schraubenmaschinen den Kopf einpressen, daß die bösen Organe nicht aufkommen können? Oder wie soll man den Dieb- und Mordsinn durch vorzügliche Erweckung anderer Anlagen unterdrücken? Wehe dem Vater, der spät erst die Gallsche Schädellehre lernt, und nun erst am erwachsenen Sohn die hervorstehenden Diebs- und Mordshügel entdeckt! Wird nicht der, welcher an diese Lehre glaubt, von Stund an mit Schaudern an seinen Sohn denken, und von Besorgniß, wie von Furien Tag und Nacht geplagt, sein Leben hinbringen, es möchte einmal das erstarkte Diebs- und Mords-Organ über alle eingeprägten guten Grundsätze die Oberhand gewinnen, und zum tödtenden Gram für das Vaterherz mit Galgen und Rad endigen? Und hat das Diebs- und Mordsorgan sich einmal im harten Schädel deutlich ausgedrückt, wird es nicht das ganze Leben hindurch sichtbar, und der Mensch dadurch, als des Diebstahls oder Mords fähig, von der Natur gebrandmarkt bleiben? Wenn er nun auch den Diebs- und Mordsinn durch die größte Aufmerksamkeit auf sich, auf seine Leidenschaften und Sitten unterdrückt hätte; wenn das weiche Hirn durch den Sieg über die angeborne Diebsnatur endlich an der bösen Organstelle gesunken und fast verschwunden wäre, so würde ja doch die harte Hirnschaale nicht nachsenken, sondern noch immer von aussen auf das denten, was von innen die Erhabenheit nach außen veranlaßt hat, aber nun nicht mehr da ist. Es würde also Menschen geben, die ein kompletes Merkmal des Diebs- und Mordsinns am Schädel hätten, aber denen jedoch die Organe, zu stehlen und zu morden, völlig mangeln, oder doch so verkleinert und verringert seyn könnten, daß die Menschen sanft, treu und fromm ihr Leben hinbrächten. Wie unglücklich sind alsdann diese Menschen, wenn der Glaube an die Gallsche Schädellehre, und die Sucht, sie zu erlernen und auszuüben, so allgemein wie ehedem das Schattenrißmachen würde! Ein Jüngling mit geschornem Kopf, guten Schulkenntnissen und rechtschaffenem Herzen geht auf die Universität, um zu studiren, und seine durch Galls Reisen in die Schädellehre eingeweihten Commilitonen lassen ihn wegen den an seinem Kopfe bemerkten Diebs- und Mords-Organen nie ungeneckt; er ist daher genöthigt, sich alle Augenblicke zu schlagen, und erhält darüber das Consilium abeundi. Er will die Handlung erlernen, und kein Kaufmann (denn auch diese haben die neue Lehre studirt) will den Jüngling aufnehmen; er wendet sich an einen Handwerker, aber kaum hat ihm die Frau Meisterin auf den Kopf gefühlt, so weiset sie ihm die Thüre. Er meldet sich bei einem Herrn von, der einen Attaché in Dienste sucht. „Um Gottes willen, flüstert der Secretair seinem Herrn in das Ohr, nehmen Sie den

Men-

Menschen nicht, Sie wären keinen Augenblick des Lebens mehr; Stehlen und Morden sieht ja dem Kerl aus dem Kopf heraus." Der Jüngling eilt in der Verzweiflung zu einem Werber; die Recruten werden vorgeführt, und der Compagnie-Chirurgus Cupido, der in Berlin die Gallschen Vorlesungen fleißig frequentirt, und am besten capirt hat, meldet: „Ihr Gnaden, Herr Hauptmann, belieben zu ersehen, daß der Mensch das Diebs- und Mords-Organ ganz verzweifelt hoch hervorstehen hat; es ist gewiß der in den Zeitungen beschriebene Mörder und Straßenräuber." Der Hauptmann befiehlt, und der arme Jüngling wird festgeschlossen, und an den Ort geschickt, woher die Requisition kam, auf den entsprungenen Mörder zu achten. Nach näherer Untersuchung wird er für unschuldig erkannt, und nun läuft er in Angst und Schrecken bis an das Ende des festen Landes. Er wird Matrose, und schon glaubt er allen barbarischen Schädelbeguckern entgangen zu seyn. Aber zum Unglück ist ein Mediciner auf dem Schiffe, der von Wien nach London geht. Ein Mediciner von der ersten Größe der Craniosopen. Dieser macht die schreckliche Entdeckung von dem Diebs- und Mordorgan des Matrosen, und sagt dem Capitain: „Wissen Sie denn auch, welchen höchst gefährlichen Menschen Sie auf dem Schiffe haben? Einem Menschen mit einem completen Haifischkopf. Wenn der Kerl nicht schon mehr als einmal gemordet und gestohlen hat, so will ich nicht der Dr. Venus seyn!" Die Matrosen hören es. Einen solchen Menschen an Bord zu haben, das kann keine glückliche Fahrt abgeben. Man jagt ihn daher über Bord, und er ist froh, das Ufer zu erreichen, nachdem ihm die Drohungsworte von Aufhängen am Mast schrecklich in den Ohren erschallten. Verzweifelnd geht er umher; und ungeachtet ihm indessen die Haare zu einem dicklockigen Tituskopf angewachsen sind, so drückt er doch jedesmal den Hut tief in die Stirne, und läuft queerfeldein, sobald er einen Menschen erblickt, den er für einen Schädelbetaster hält. Ein Bauer, der sich durchaus nicht auf die Schädellehre, aber desto besser auf ein ehrliches Gesicht versteht, und den der überall verstoßene und bedrohte Jüngling um Aufnahme bittet, ladet ihn freundlich in seine Hütte ein, bietet ihm Essen und Trinken an, läßt ihn ohne Argwohn bei sich ruhen, und erklärt seinem Weibe, daß er dem Menschen recht gut sey, und daß er ihn wohl als Knecht behalten möchte. Der Jüngling, der sich mit seinen unglücklichen Organen überall in Gefahr sieht, wo die Schädellehre hingedrungen ist, hält sich auf dem Dorfe am sichersten, und wird der ehrlichste und arbeitsamste Bauerknecht. Aber unglücklicher Weise führt der Böse den jungen Doktor Cranium auf den Hof des Bauern, um dessen Kinder zu vaccinieren. Der Knecht soll die unbändigen Jungen seines Meisters festhalten.

Kaum

Kaum erblickt ihn der Doktor, so macht er große Augen; er eilt mit dem Vacciniren, und brennt für Begierde, die Jungen und den Knecht zu gallisiren. Sobald der Doktor die Hände nach dem Kopfe des Knechts ausstreckt, will dieser entfliehen; der Doktor aber hält ihn beim Schopfe, und gallisirt links und rechts. Der kalte Schweiß tritt dem Knecht auf die Stirne; der Doktor zuckt die Achseln, und sagt mit tief herauf geholter Stimme: „Das ist abscheulich!" Er will noch einmal betasten, aber der Knecht ist entwischt. — „Hat er gesehen, mein Freund, wie seinem Knechte der kalte Schweiß auf der Stirne stand? fragt er den Bauren." — „Wie so?" — „Woher hat er diesen verruchten Menschen, und wie lange hat er ihn?" — „Schon Jahr und Tag." — „Und ihm ist noch nichts in der Zeit entwendet, nichts umgebracht worden?" — „Gott bewahre!" — „Nun so kann er von Glück sagen; denn glaub' er mir, sein Knecht ist der gefährlichste Mensch, den er im Hause hat, der Tag und Nacht mit Dieb- und Mordgedanken umgeht." Der Bauer will es durchaus nicht glauben, sondern besteht darauf, daß sein Knecht die ehrlichste Haut sey, und daß er ihm noch für keinen Heller vertraut habe. Der Doktor will ihn durchaus überweisen. Und sie gerathen darüber in einen heftigen Streit, dem der Nachbar Schulmeister zuhört, und hinzutritt. Dem Schulmeister ist die neue Lehre, aus den Zeitungen nicht unbekannt geblieben. Längst hatte er große Lust, von der edlen Kunst etwas zu lernen, um den Bauernjungen die Nativität stellen zu können; er giebt dem Doktor in allen Stücken recht, ungeachtet er noch nicht weiß, von wem eigentlich die Rede ist. Der Doktor wendet sich von dem Ungläubigen an den Gläubigen; er demonstrirt dem Schulmeister haarklein, daß des Bauern Knecht ein ausgemachter Dieb und Mörder sey, und um seiner Behauptung das Siegel der Wahrheit aufzudrücken, zieht er seinen Almanach aus der Tasche: „Venus und Cupido; oder freimüthiger und vollständiger Unterricht in der Gallischen Schädellehre für die elegante Welt, auf das Jahr 1806, mit feinen Kupfern und Wachspräparaten von Schädeln des Cains, Hamans, Holofernes, der Judith und der heiligen Magdalena; zu haben im Industrie-Comtoir." — Er schlägt auf, und ersucht den Schulmeister, selbst die Stelle S. 7. nachzulesen, und dann mit dem Kopfe des Knechts zu vergleichen. Der Schulmeister liest laut, als müßte er der ganzen Gemeinde vorlesen: „Wehe dem und der Menschheit, der hier eine Vertiefung hat, es ist das tiefste Brandmahl menschlicher Verworfenheit, an Robespierres und Neros Köpfen sichtbar!" Zweimal liest er die letzten Worte, und mit erblaßtem Gesicht giebt er den Almanach zurück. „Schluß er mand seinen Knecht kommen," spricht er zum

Nach-

Nachbar. Man nist ihn, man sucht ihn, aber er ist auf immer entflohen. —

„Mit dem Diebsorgan muß es jedoch seine Richtigkeit haben, auch mit dem Mordsinn. Hat es ja der Dr. Gall in den Zuchthäusern und Gefängnissen zu Berlin und Spandau den Hundert nach sogleich herausgefunden, und wie man die jungen Diebe zusammenstellte, so waren ihre Köpfe, wie in Einem Modell gegossen. Und wahr muß es seyn, steht es ja im Freimüthigen gedruckt." — „O! das ist noch nichts. Ich will die Diebe und Nichtdiebe dem Tausend nach am Geruch erkennen." „Ist nicht möglich." — „Doch! aber freilich die Probe ist etwas schwer. Es wird dazu nichts Geringeres erfordert, als eine Reise um die Welt. Wir gehen nach Brasilien, von da um das Kap Horn, und landen auf den Aleutischen Inseln. Ich rieche einen einzigen Aleuten, und nun verbinden Sie mir die Augen, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich am Geruch errathen will, wes Geistes Kinder die übrigen Aleuten sind. Nicht ein einziger hat das Diebsorgan, noch das Organ der Theosophie; aber das Organ der Unreinlichkeit, der Faulheit, der Gutmüthigkeit, der Gastfreundschaft, des guten Verstandes und des vergleichenden Scharfsinnes. Spielen Sie mit dem stinkendsten Aleuten Schach, und Sie mögen Philidor seyn, so verlieren Sie die Partie. *) Wir reisen weiter, und landen auf den Marquesas Inseln, den Gesellschafts- und Freundschafts-Inseln, und ich rieche nichts als Diebe und Mörder. Hunderte und Tausend Diebe! Männer, Weiber, Jünglinge und Mädchen, (denn Jungfern giebt es da nicht) alles stiehlt, und wenn es diese Diebe ankommt, so schlagen sie uns auch todt, ob wir ihnen gleich noch vor wenigen Stunden alles geschenkt hätten, was wir bei uns hatten. — So lange wir an der Küste und den Inseln des östlichen und südlichen Oceans herumreisen, so ist es gerade, als wären wir in den Zucht- und Arbeitshäusern von Berlin, Spandau und Torgau." — „So werden diese Menschen gewiß alle das Diebs- und Mord-Organ haben?" — „Das versteht sich. Denn da diese beiden Organe zu beiden Seiten des Kopfes sich befinden, diese Völker aber ihren Kindern die Köpfe von vornen nach hinten platt kneten und pressen, so wird das Hirn an den Seiten nach außen gedrückt, das Diebs-Organ hervorgeschoben, und folglich werden die armen Kinder mit Gewalt zu Dieben und Mördern gemacht. Und daß dies sich wirklich so verhält, sollen Sie an den Schädeln auf den Morais oder Begräbnißplätzen der Südseeinseln sehen, wo sich eine ganz vorzügliche Gallsche Schädelsammlung befindet." — „Das ist aber abscheulich ruchlos, die Kinder mit Gewalt zu Dieben und Mördern

zu

*) Nach dem Zeugniß Sarutschews.

zu kneten. „Man könnte sie ja eben so leicht in eisernen Gallschen Schädelformen, wie Waffelkuchen, zu guten Menschen modeliren.“ — Das läßt sich hören. Aber ich dächte, man machte sie zugleich nach Graf Rumfords Vorschlag durch guten Unterricht in nützlichen Dingen zu bessern Menschen. Denn man hat längst wahrgenommen, je kindischer, ungebildeter und roher eine Nation war, desto mehr war sie auch zum Stehlen und Morden geneigt. Und dieß gilt noch heutiges Tages vom einzelnen Menschen sowohl, als von ganzen Haufen und Nationen. Ein jegliches europäisches Corps von wilden und rohen Menschen, denen alle Libertinage gestattet wird, raubt und mordet, ohne und mit Diebs- und Mord-Organen. Dieselben Menschen unter Corps gesteckt, wo strenge Zucht und gute Ordnung herrscht, und ihre Diebs- und Mords-Organe werden ohne Kopfformen und Kopfbinden in Organe des Ehrgefühls, des Muths und der Gutmüthigkeit umgeschaffen. — Der General Luckner, welcher im siebenjährigen Kriege ein Freicorps commandirte, pflegte zu sagen: „Meine Husaren sind wie die Kinder; alles was sie sehen, das, meinen sie, müssen sie haben.“ Man klopfe aber die Kinder auf die Finger, und erziehe sie zu Männern von Ehrgefühl, so wird das kindische Begehren sich von selbst verlieren, und das Diebsorgan wird verschwinden, mag auch über dem Ohr ein noch so großer Höcker den Schädel verunstalten. — „Das ist alles gut; aber man hat doch Beispiele, daß Menschen das Stehlen durchaus nicht lassen konnten, man mochte sie auf die Finger klopfen, so oft man wollte. Das muß doch in der Natur gesteckt haben.“ — Allerdings, wie der Katze das Mausen. Aber muß es gerade in einer kleinen Portion Gehirn über den Ohren stecken? Ich dächte, der Trieb zum Stehlen säße oft weit tiefer, als das Hirn. Wenn der Hungrige Speisen stiehlt, so sitzt sein Diebsorgan zuverlässig im Magen. Und wenn die Köchin der Herrschaft entwendet, um den schönen Grenadier, der sie von Zeit zu Zeit besucht, zu tractiren, so sitzt das Diebsorgan noch tiefer. Und wenn die Frau, wie Gaubius bemerkte, in jeder Schwangerschaft das Stehlen nicht lassen kann, so sitzt ihr das Diebsorgan gewiß auch nicht im Kopfe. *)

*) Professor Zechini zu Bologna in s. Buche della dialectica delle Donne. Bol. 1771. 8. suchte zu beweisen, daß der Sitz der Seele bei dem weiblichen Geschlechte in der Gebärmutter sey, daher die sonderbare Denkungsart, wunderlichen Einfälle und Launen des Frauenzimmers.

(Der Schluß folgt.)

Hannöverisches Magazin.

62tes Stück.

Montag, den 5ten August 1805.

Ueber Dr. Galls Schädellehre.

Vom Professor Osiander zu Göttingen.

(Schluß.)

„Aber, wie war es möglich, daß die vielen Diebsjungen alle das hervorstechende Diebsorgan in Spandau und Berlin hatten; sind sie doch nicht von Einem Vater gezeugt?" — Bewahre Gott! Der eine zeugt dies, der andere das. Adam zeugte einen Theosophen, den Abel, und einen Mörder, den Kain. Jacob zeugte Mörder, welche ihren Bruder Joseph umbringen wollten, und seine Nachkommen zeugten Diebe, welche die Aegyptier bestahlen. Aber man sperre tausend Kinder Israel und tausend Christen eine Zeitlang nach Spandau, so werden sie zuverlässig alle nach und nach das Diebsorgan bekommen. Denn sehen Sie nur ein Mahl dahin, wo das Diebsorgan an dem Gallsch-Hagedornschen Gipskopf sitzt, und bedenken Sie, daß man in Spandau nicht bei Restaurateurs die Speisen auswählen kann. Lassen Sie allen diesen Nachkommen Adams erst das Fleisch auf den Knochen abnehmen, so wird das Diebsorgan gewiß zum Vorschein kommen, es mag diesen Menschen, wie dem Schinderhannes, ein Zwickelbeinchen über dem Ohr sitzen oder nicht. —

„Also wäre wohl für die Basedove, Salzmänner und andere Erziehungskünstler kein Gewinn von der Schädelbetastungskunst. Aber glauben Sie nicht, daß diese edle Kunst deshalb verwerflich ist. Bedenken Sie, welche Revolution diese Lehre in wenigen Jahren im Staat, in Künsten, Wissenschaften, dem Handel und Gewerbe machen wird. Welcher Gewinn z. B. für den Militairstand, wenn man mit einem Griff bey der Auswahl wissen könnte, welche Soldaten bey dem ersten Treffen davon laufen würden! Und ein Corps von lauter Recruten mit den eminenten Organen des Muths, der Ruhmsucht und der Beharrlichkeit; nicht einen einzigen darunter mit dem

Organ der Feigheit, der Liebe zum Leben und des Nahrungstriebes; was könnte man mit solchen Auserwählten ausrichten! Welcher Nutzen für den Advokaten, wenn er seinen Clienten gleich das Organ der Beharrlichkeit und Freigebigkeit an der Stirn ansehen kann; wenn der Beamte an dem Kläger den Wahrheitssinn mit Händen greifen, der Richter das Organ der Schlauheit und Gutmüthigkeit an dem Inquisiten durch den Gefangenwärter, wie ein aufgebranntes Galgenzeichen, ausmitteln und ad notam nehmen kann. Welch eine Revolution in peinlichen Gerichten, wenn es jetzt nicht mehr gleichgültig ist, was für ein Fähigkeitsorgan einer dem andern im Kopfe zerschlägt! Ein großer Unterschied in der Strafe wird es künftig seyn, ob der Cajus dem liederlichen Titius das Diebsorgan lahm schlägt oder ob er ihm das Organ der Lebenskraft und des Nahrungstriebes zu Nichte macht. Im ersten Fall könnte der Thäter noch auf B[illigung] Anspruch machen. Und welch erstaunlichem Vortheil hat vollends die Medicin von der neuen Lehre zu erwarten! Wenn man z. B. nur auf das Organ der Lebenskraft eine flüchtige Salbe einreiben darf, um Scheintodte zum Leben zu wecken; wenn man dem Melancholischen nur einen trockenen Schröpfkopf auf das Organ der Liebe zum Leben setzen darf, um ihn von seinen selbstmörderischen Gedanken abzubringen; wenn man dem Faulen das Organ des Nahrungstriebes und Fleißes mit ein wenig Senfteig in Thätigkeit setzen, dem feigen Soldaten den Muthsinn mit einem Pechpflaster hervorziehen und einem kinderlosen Ehepaar durch ein Spanisch-Fliegenpflaster, auf das Organ des Geschlechtstriebs gelegt, zu der Freude der Nachkommenschaft verhelfen kann! — Bedenken Sie, welche neue Nahrungsquellen künftig entstehen werden! Ein Handel mit sonst wenig geachteten Missethäterschädeln zu Gallschen Sammlungen in alle Weltgegenden. Kleine niedliche wächserne und gypserne Hirnschädelcabinettchen zur Unterhaltung der lieben Jugend, und des schönen Geschlechts. Hübsche Bilderbüchelchen und Almanache mit der Schädellehre zu Weihnachtsgeschenken. Gallsche Mützen und Bänder à la Todtenkopf, Lieblingsorgane des geliebten Gegenstandes, wie Silhouetten in Ringe und Halsgeschmuck gefaßt, und Schädelfarbe auf Wolle, Seide oder Leinwand! Die wichtigste Nahrungsquelle aber werden sicher die Haarkräusler bekommen; denn wer schickt sich unter allen Menschen am besten zu den Jüngern dieser Lehre, als die Friseurs? Wer kommt den Köpfen der Nebenmenschen so nahe, als diese? Wer darf sie von oben und von den Seiten, von hinten und vorne so oft und viel beschauen und betasten, als diese Menschen? Wer wird eine größere Fertigkeit und Dreistigkeit in der Ausübung dieser Kunst erhalten, als diese Haarkünstler? An wen wird man sich also künftig am sichersten wenden können, wenn z. B. über den Kopf, die Talente

und das Herz einer Braut oder eines Bräutigams Auskunft zu erhalten, als an die Künstler? Ja, wie wird sich die gesunkene Haarkräuselkunst emporheben!! — „Wir wollen es ihr herzlich gönnen. Ein Wissen und Können, was so wenig Wahres in sich faßt, als die Hirnschädellehre und ihre Anwendung, mag sich immerhin an eine Kunst anschließen, die mit der Mode steigt und fällt. Aber die Verehrer reeller Künste und Wissenschaften möchten wir bei der gepriesenen Hirnschädellehre an das erinnern, was Paulus an die Philipper schrieb: „Was wahrhaftig ist, — ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach!“ *)

*) Bei dem Schlusse dieses Aufsatzes kommt mir das 1te Heft des 2ten Bandes vom Nordischen Merkur, Berlin 1805, in die Hände, worin 1) Dr. Galls Hirnschädellehre vom Geh. Rath Walter in Berlin sammt einer Nachschrift von dem Herausgeber des N. M. (K. J. Lange), 2) Noch etwas über Galls Vorlesungen, 3) Doktor Gall und Doktor Leppentin, enthalten sind, und woraus ich meinem Aufsatze noch folgendes beizufügen für gut finde. S. 36 heißt es: „Seit dreißig Jahren, da der Dr. Gall sich mit seiner neuen Theorie beschäftigt, hat er noch nicht für gut befunden, eine schriftliche Belehrung darüber der Welt zu schenken.“ Und S. 39: „Galls Leitfaden zu seinen Vorlesungen über die Gehirnlehre, welche er im Verlage des Freundes vom Professor Eschke, „einem, wie er sich selbst nennt, mit unnennbarer Anhänglichkeit ergebenen Schüler des scharfsinnigen Erfinders der Gehirn- und Schädellehre,“ herauszugeben versprochen hat, ist nicht erschienen. — Warum? Ist etwa Walters Prophezeihung: daß Gall ganz gewiß nichts über die Hirnschädellehre in Druck geben werde, daran schuld? Ein böses Prognosticon für die Erfüllung des Verspruchs der zwei großen Werke!

Endlich, so freuet es mich, daß doch auch ein Mann ausser Walter, ein gelehrter und erfahrner Arzt, ein bekannter und geachteter Schriftsteller, Dr. Leppentin in Hamburg, den Muth hatte, in den gemeinnützigen Kenntnissen von und für Hamburg 1805. Nr. 34 — 37. über Dr. Galls Schädellehre eine andere Meinung öffentlich zu bekennen, als seine „mit unnennbarer Anhänglichkeit ergebenen Schüler.“ S. 97 bekennt nemlich Dr. Leppentin, „daß er die Gallsche Lehre für die einzige Doktrin halte, welche im Publikum Schaden bringen wird, ohne je im Allgemeinen etwas zu nützen.“

Wie merkwürdig stechen dagegen die Lobeserhebungen seiner Anhänger ab. Der eine bekennt, wie schon gemeldet worden, daß logische Ordnung im Vortrage das sey, worauf Dr. Gall am wenigsten Anspruch machen könne; der andere, etwan nach Dr. Galls eigener Versicherung, schreibt †), daß Gall in seiner Jugend seine Schüler von starker Gedächtnißkraft bei Ausarbeitung von Gegenständen, welche mehr Beurtheilung und logische Ordnung der Ideen erforderten, weit hinter sich zurückgelassen habe. Auch meint eben dieser Anhänger, „die Gehirnschädellehre werde die segensreichsten Folgen für die Menschheit überhaupt, und für die Erziehung der Jugend insbesondere haben.“

†) Dr. Galls Gehirnschädellehre von W. Knoblauch, Med. Bac. in der Beilage zu Nr. 79. der Zeitung für die elegante Welt. 1805.

Ist die im Göttingischen und in einigen andern Gegenden von Niedersachsen übliche Methode beim Aufbinden und Aufstellen des Getreides allgemein zu empfehlen oder nicht?

Vom Pastor Dr. Wundram zu Eboldshausen.

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß der Erfolg des Ackerbaues, die Erndte, lediglich auf einer richtigen Theorie der Landwirthschaft, welche sich jedoch nach dem jedesmaligen Locale modificirt, beruht, und daß der Landwirth ohne die richtige Anwendung einer solchen Theorie immer ungewiß geht, und folg ich der Erfolg seiner Bemühungen und seines Fleißes alsdann vom Glück oder vom Zusammentreffen günstiger Umstände und günstiger Witterung abhängt. Allein wie selten ist dieses in der Oekonomie der Fall! Ein Beweis davon ist die vorigjährige Witterung bei der Erndte. Letztere fieng voriges Jahr bei uns den 6ten August an, nachdem wir sehr lange anhaltende, trockene, fruchtbare Witterung gehabt hatten. Auf die große Hitze des Julius und im Anfang Augusts folgten häufige Gewitter mit vielem Regen. Die Erndte begann, und Jedermann lebte in zuversichtlicher Hoffnung einer günstigen Zeit zur Vollendung derselben. Allein es erfolgten seit dem 7ten bis den 23ten August täglich mit Sonnenschein abwechselnde Regenschauer, wodurch die Roggenerndte hiesiger Gegend in nicht geringe Gefahr gerieth, zu verderben. Auch fieng das Korn schon häufig an auszuwachsen. Manches hätte indeß wohl weniger naß und feucht eingebracht werden, manches auch wohl länger auf dem Halm stehen bleiben können, wenn nicht, leider! auch hierüber der Schlendrian und das alte Herkommen ihre alten Rechte erstreckten. — Doch zur Sache. Ich kann nicht umhin, hier bei dieser Gelegenheit einen verjährten Mißbrauch, der mit einer für unsre Gegend passenden Theorie des Ackerbaues geradezu im Widerspruche steht, zu rügen. Es ist bekannt, 1) daß ein lehmiger, thoniger Boden mehr ausdünstet, als ein magerer und sandiger, und 2) daß das Getreide in einer Gegend, wo die Kornfelder zwischen hohe Berge theils eingeklemmet sind, theils an diesen Bergen liegen, nicht so bald reift, als in weitläuftigen Plänen, wo Sonne und Luft mit vereinten Kräften wirken können. Beide Fälle finden in unsrer Gegend statt; unsre Feldmark besitzt ganz die obigen Eigenschaften, und man muß also auch diesen gemäß bei der Erndte zu Werke gehen.

Der erste Fehler, den die hiesigen Landleute begehen, ist der, daß sie das ab-

abgeschnittene oder abgemähete Korn zu lange auf dem Boden ausgebreitet liegen lassen, ohne es gehörig zu wenden. Bekanntlich dünstet der Boden viele Feuchtigkeiten aus und theilt solche dem unmittelbar darauf liegenden Korn mit, besonders wenn man die Stoppel nicht ein Paar Zoll hoch stehen läßt, und dadurch wird denn erst zum nachherigen Auswachsen des Getreides der Grund gelegt. Hat das Getreide etwa 6 bis 8 Tage gelegen, dann bindet man es in große Bunde, die oft so schwer sind, daß sie ein Mann mit der Heugabel kaum auf den Wagen heben kann. Hiebei bedient man sich zum Binden noch obendrein eines einarmigen Hebels, den man den Bundestock nennt, steckt den einen Arm desselben unter das mit der Hand zusammengedrehete Seil, und drehet nun mittelst dieses Hebels dasselbe so fest zusammen, daß das Stroh unter dem Seile so dicht und nahe bei einander zu liegen kommt, als möglich. Nun setzt man das gebundene Getreide zu Haufen, jeden zu 10 Bund, und zwar so auf einander, daß das oberste Bund gleichsam das Dach aller übrigen ausmacht. Hiedurch entsteht nun ein doppelter Nachtheil; 1) können die dicken Bunde in der Mitte schlechterdings nicht durchtrocknen, weil die Luft nicht bis auf die Mitte eindringen kann, folglich alle Feuchtigkeit daselbst zusammengehalten wird; 2) dringt bei einfallendem Regen das Wasser vermöge seiner Schwere in den Haufen ein und zieht sich durch denselben bis auf den Boden hinunter; das Korn wird erhitzt und wächst aus. Man ist alsdann bei nassen Erndten genöthigt, die Bunde wieder aufzumachen, kleine Garben zu binden und aufzustellen, wobei aber nicht nur ein großer Zeitverlust, sondern auch ein beträchtlicher Abgang an Körnern und Aehren entsteht, besonders wenn dabei die nöthige Vorsicht verabsäumt wird. Es ist also meiner Einsicht nach weit vortheilhafter und für unser Locale sicherer, das Korn nur einige wenige Tage zum Absterben des darunter befindlichen Futters liegen zu lassen, es dann in kleine Garben ganz locker, jedoch so, daß es nicht aus einander fällt, in einfache Seile zu binden, und den sogenannten Bindestock, als höchst zweckwidrig und nachtheilig, zu verbrennen. Dann stelle man je 10 und 10 oder 20 und 20 Garben folgendergestalt, wie ein Kartenhaus, zusammen. Man setze sechs Spann vor einander und richte an das Gebäude auf jeder der beiden Seiten 3, und hinten und vorn 1 Garbe auf, streiche jedoch die Aehrenenden recht ordentlich zusammen. Dann kann Luft und Sonne durchziehen, das Regenwasser läuft von den Aehren ab, und das Getreide wird in höchstens 3 bis 4 Tagen zum Einfahren in die Scheune hinlänglich trocken. Hält der Regen zu lange an, dann stiege man das Getreide um, und setze diejenigen Garben, welche aussen angerichtet standen, innerhalb und die inwendigen ausserhalb, um auch diese gehörig trocknen zu können. Ich bin überzeugt, daß

durch

durch diese höchst einfache und für jede Gegend passende Methode mancher Schaden und Nachtheil am Korn verhütet werden kann. Auf die andern Feldfrüchte, als Weitzen, Gersten, Hafer u. s. w., ist sie ebenfalls anwendbar, wie ich selbst aus mehrjähriger Erfahrung weiß. *)

Auch stimmen mehrere erfahrne und berühmte landwirthschaftliche Schriftsteller mit meinem Vorschlage überein, und ich kann diese Bemerkungen wohl nicht besser schließen, als mit einer Stelle aus des verstorbenen Herrn Oekonomieinspektors Hatzel Handbuche der Landwirthschaftslehre ꝛc. B. 1. Heilbronn 1800, gr. 8., welche sich hauptsächlich auf die Rockenerndte bezieht, die aber ebenfalls bei den andern obgenannten Getreidearten ihre nützliche Anwendung findet. Er sagt Seite 196, 197 u. 198 seiner Schrift: „Der Rocken ist reif, sobald die Körner anfangen hart zu werden, alsdann ist es Zeit, ihn zu erndten. Es ist nicht nöthig, daß die Körner vollkommen hart sind, sondern wenn sie nur ihre mehlichte Eigenschaft vollkommen haben und der Kern ganz weiß aussieht, so ist der Rocken reif genug zur Erndte. Wenn man besonders viel Rocken zu erndten hat, so darf man nicht auf den höchsten Grad der Reife warten, sonst möchte der letzte stark ausfallen, und überhaupt ist es besser, mit der Erndte zu eilen, weil er doch auf dem Felde möglichen Unfällen, (z. B. Wetterschlag,) ausgesetzt ist. Der Rocken kann sowohl mit der Sichel abgeschnitten, als mit der Getreidesense abgemähet werden. Auf die letzte Art geht es freilich geschwinder, aber es gehören hiezu besondere Handgriffe und Geschicklichkeit, sonst giebt es eine unsaubere Arbeit. Der abgeschnittene Rocken bleibt einen oder etliche Tage, bis er dürre genug ist, ausgebreitet liegen, alsdann wird er in Garben gebunden und eingeheimset (eingebracht.) Es ist zwar sehr gewöhnlich, die Garben auf Hausen zu setzen, und diese 8 bis 16 Tage, oft noch länger auf dem Felde stehen zu lassen und alsdann gelegenheitlich einzufahren. Dieses Verfahren verdient aber gewiß den Beifall nicht, den man demselben so gerne giebt. Fallen starke Regen, so wird immer der größte Theil der Garben vom Wasser stark durchdrungen, die sich alsbald erhitzen, wodurch die Körner desto mehr gezwungen werden, Keime zu treiben. Reißt man die Hausen aus einander, welches schlechterdings nothwendig ist, wenn man den Rocken nicht ganz dem Verderben überlassen will, so verursacht dies nicht nur Mühe und unnöthigen Zeitverlust, sondern es entsteht dadurch auch ein großer Abgang an Körnern und

*) Diese Methode ist in der Gegend von Hannover allgemein üblich, wo ein jeder Landmann von der Nutzbarkeit derselben überzeugt ist.

und Aehren, besonders wenn damit nicht behutsam umgegangen wird, welches von gemietheten Arbeitern nicht leicht zu erwarten ist. Dennoch hält es schwer, die durchaus naß gewordenen Garben wieder gehörig trocken zu bringen, und man ist oft genöthigt, die Garben wieder aufzumachen, um dem Auswachsen der Körner Einhalt zu thun. Da man doch einmal den Rocken einheimsen (einbringen) muß, so ist es gewiß besser, denselben sogleich in die Scheune zu schaffen, sobald man ihn gehörig abgedorret in Garben gebunden hat; man erspart auf diese Weise unnöthige Arbeit und verhütet den im möglichen Falle daraus entspringenden Schaden. Warum soll man das Getreide dem möglichen Verderben aussetzen, wenn man es gut haben kann? — Eben so wenig und aus eben den Gründen ist der oft gethane Vorschlag, daß man während einer großen Erndte das Getreide gleich nach dem Abschneiden in Garben binden und auf Haufen setzen soll, zu billigen. Eben durch dieses Verfahren wird das, was verhütet werden soll, nemlich das Auswachsen des Getreides, erst recht befördert. Ohnehin taugt das Zusammenbinden in Garben gleich nach der Sichel nichts, wenn die Körner nicht schon hart und dürre genug sind, welches in nassen Erndten selten der Fall seyn wird, und viel Gras unter dem Getreide ist. Weit besser wird man sich gegen die übeln Folgen einer nassen Erndte sichern, wenn man während anhaltendem Regenwetter mit dem Abschneiden des Getreides nicht eilt. Auf dem Halme ist das Getreide am wenigsten dem Verderben ausgesetzt, weil die Luft hier am leichtesten ihre trocknende Wirkung äussern kann. Erst suche man immer das abgeschnittene Getreide während schönen Tagen in Sicherheit, d. h. in die Scheune, zu bringen, ehe man mit dem Abschneiden weiter fortfährt. Schneidet man aber dennoch in der Hoffnung auf bessere Witterung den Rocken ab, so liegt er ausgebreitet (in Gelegen) weit besser als in Garben auf Haufen. Der ausgebreitet liegende Rocken wird immer von Zeit zu Zeit von der Luft und der Sonne abgetrocknet, und hat ihn der Regen fest auf den Boden gedrückt, so darf man ihn nur umwenden und auf die Stoppeln locker legen, welches eben keine mühsame und Schaden bringende Arbeit ist. Kommt unterdessen ein schöner Tag, so wird der in Gelegen liegende Rocken sehr leicht zum Einheimsen (Einfahren) trocken genug, wozu das Umwenden beförderlich seyn kann. Man bringt also auf diese Weise immer einen Theil um den andern in Sicherheit, während man die auf Haufen liegenden Garben dem Regen und dem Verderben auf dem Felde ausgesetzt lassen muß, weil man sie nicht so geschwind wie den ausgebreiteten Rocken trocken bringen kann.“

Künstlicher Torf.

In Rußland hat man, wie Pallas erzählt,*) in den deutschen Colonien am Karamysch, und in einigen der holzlosen Colonien an der Ilowla seit etwa 15 Jahren, bei gänzlichem Mangel an Feurung, angefangen, auf den Rath eines aus der torfreichen Insel Rügen gebürtigen Colonisten Friedrich Risch in Ust-Salicha, einen künstlichen Torf aus Mist und Stroh zu verfertigen. Da nemlich auf dem dasigen leichten schwarzen Acker, der sich durch das Brachen genug verbessern läßt, kein Dünger nöthig ist, so wird dem Viehe fleißig Stroh untergestreuet, und der Mist nach und nach auf Haufen gebracht, wo er den Winter über zusammenbrennt. Wenn im Frühlinge die erste Feldarbeit verrichtet ist, fährt man ihn an das Wasser, auf einen trocknen Platz, einige Fuß hoch zusammen, begießt ihn mit Wasser und läßt ihn, mit etwas Stroh vermischt, durch Pferde oder Ochsen stark zusammen treten. Dann sticht man ihn, sobald er etwas trocknet, wie Torf in Stücke, die man aufstapelt, trocknen läßt, und so zum Vorrathe auf den folgenden Winter nach Hause bringt.

Dieser bei den Crymmischen Tataren vorlängst gebräuchliche Misttorf brennt beinahe wie Steinkohlen, mit einer Flamme, und heißt besonders die Backöfen vortrefflich aus; nur muß der etwas stinkende Rauch davon nicht in die Wohnstuben kommen, welches jedoch schwer zu verhindern ist. Fünf bis sechs Stücke sind hinlänglich einen Ofen zu heitzen, und einige Personen mit einigen Paaren Ochsen oder Pferden können sich in 8 Tagen ihren ganzen Wintervorrath bereiten.

Ohne dieses Brennmaterial wären die meisten Colonien wegen der Feurung in großer Verlegenheit, da sie im Anfange das wenige auf ihren Ländereien vorräthige Holz unwirthschaftlich weggehauen und an die Zukunft nicht gedacht haben.

*) S. P. S. Pallas Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Statthalterschaften des russischen Reichs, in den Jahren 1793 und 1794. 1ter Band. Leipzig 1799.

Hannöverisches Magazin.

63tes Stück.

Freitag, den 9ten August 1805.

Beiträge

zur Geschichte der Erfindung des Lumpenpapiers, und des Verhältnisses der geschwornen Papiermacher und Papierhändler zur hohen Schule in Paris.

Vom Hofrath Meiners zu Göttingen.

Unter allen Geschichtforschern und Geschichtschreibern einzelner hoher Schulen ist keiner lehrreicher, als Düboullai, der Verfasser der seltenen, aus sechs Foliobänden bestehenden historia universitatis Parisiensis. Indem ich schon vor mehreren Jahren dieses Werk durchstudirte, fand ich im fünften Bande eine Urkunde, welche mir über die Erfindung des Papiers überhaupt und besonders über die Einführung der Papierfabrikanten in Frankreich ganz neue Aufschlüsse zu enthalten schien. Ich verglich die Data dieser Urkunde mit den Resultaten der gelehrten Forschungen des Herrn von Wehrs. a) Diese Vergleichung lehrte mich, daß die Urkunde beim Düboullai mit mehreren der eigenthümlichen Meinungen und Vermuthungen des genannten verdienstvollen Schriftstellers unvereinbar sey.

Mehrere von mir angeführte Nachrichten, sagt Herr von W. zuerst, b) deuten auf die Vermuthung hin, daß die Kunst, Lumpenpapier zu machen, nicht vor dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts in Frankreich aufgenommen worden sey. Zweitens ist Herr von W. geneigt, die Erfindung des

a) In der bekannten Schrift vom Papier u. s. w. Halle 1789. 8.

b) S. 225. 226. Eben dies sagte schon Breitkopf in seinem Versuch den Ursprung der Spielkarten u. s. w. zu erforschen. I. 78 S.

des Lumpenpapiers unserm deutschen Vaterlande zuzueignen, c) so viele Umstände er auch selbst anführt, die es höchst wahrscheinlich machen, daß die Bereitung des Lumpenpapiers in Italien entdeckt, und daß die ersten bekannten Papierfabrikanten zu Fabriano in der Anconitischen Mark, und bei der Stadt Treviso errichtet worden. d) Drittens läßt er es dahin gestellt seyn, ob die Italiänischen Papiermanufacturen, welche um das Jahr 1340 vorhanden waren, Papiermühlen gewesen seyen, indem man Papier auch ohne Papiermühlen habe machen können. e)

Mit allen diesen Aeusserungen streitet die Urkunde beim Duboullai. Die Urkunde selbst ist ein Beschluß, welchen die hohe Schule im J. 1414 bei Gelegenheit eines Gesuchs der Papierhändler und Papiermacher in und nahe bei Paris faßte. Ich theile die Urkunde absichtlich in lateinischer Sprache mit, wie Duboullai sie hat abdrucken lassen. f)

Universis harum seriem litterarum inspecturis Rector, et universitas Magistrorum et Scholarium Parisius studentium, salutem in filio Virginis gloriosae, et praesentibus indubiam dare fidem. Notum facimus, quod in nostra generali congregatione apud sanctum Bernardum Parisius solenniter celebrata personaliter constituti providi et honesti viri Bartholomaeus Recent, Petrus le Camus, Cives Trecenses, Jacobus de la Chenaye dictus Layrre, Joannes Deligant, Martinus Mousse, et Joannes Carnificis Parisius commorantes Papetarii et de mercaturis Papyri se intromittentes nobis in publica audientia exposuerunt, et exponi fecerunt, quod licet ipsi et sui Praedecessores semper fuerint, et sint de numero supposítorum nostrorum, praesertim a sexaginta annis et citra, a quo tempore etiam privilegiis et indultis tam papalibus, quam regalibus nobis concessis in hoc Franciae regno in duobus locis duntaxat, videlicet apud Trecas et Essonem Dioec. Paris. in favorem et utilitatem nostri studii et supposítorum nostrorum Papetarii, molendina, et alia instrumenta ad haec necessaria fuerint primitus instituta, quoniam Papyrus per extraneos mercatores de Lombardia per antea multo carius vendebatur, et quod ex eisdem Privilegiis omnibus impositionibus, et quibusvis aliis pecuniarum exactionibus seu solutione pro factione, emtione, venditione papyri hujusmodi ipsi, et praedecessores sui Papetarii fuerunt et erant

c) S. 344. 45. Eben so Breitkopf, l. c. I. S. 85. 87. 92., wiewohl er S. 106. weniger entscheidend, als Herr von W. spricht.

d) S. 298. 299. 302. 303. 313.

e) S. 346.

f) v. 278. 279. 280.

erant exemti, quitti, liberi penitus, et immunes pariter, ſicut pergamenarii, librarii, et alii jurati noſtri, quodque ſimiles mercatores, ſeu Papetarii tanquam librarii et jurati noſtri ab impoſitione et exactione contra firmarios, impoſitione duodecim denariorum pro libra coram electis et commiſſariis ex parte D. noſtri regis in villa, civitate et Dioeceſ. Pariſ. ſuper facto ſubſidiorum ordinatorum pro guerra, apud S. Eligium in judicio contradictorio fuerant ſententialiter abſoluti, prout per patentes hujusmodi ſententiae litteras hodie coram nobis exhibitas, tribus ſigillis dictorum Commiſſariorum in cera rubea ſigillatas ſanas et integras, et de data anni 1389 die Mercurii 18. menſis Auguſti praemiſſa vidimus plenius contineri; ac nobis extitit legitime facta fides. Quodque etiam a dicto tempore 60 annorum citra in villis, Paſſagiis, et aliis locis, in quibus, exactio ſeu impoſitio aliarum mercaturarum exigitur, tamen a mercaturis et mercatoribus Papyri tam in regno, quam extra nihil penitus exigitur, nec exigi conſuevit, ſed mercatura et mercatores hujusmodi a ſolutione hujusmodi, et quibusvis aliis exactionibus fuerunt ſemper, et eſſe conſueverunt quitti, liberi et immunes; nihilominus ſicut ipſorum exponentium aſſertio continebat, ſunt nonnulli impoſitores, ſeu impoſitionis firmarii de privilegiis et libertatibus hujusmodi ignorantiam praetendentes, ſicut dicunt, et qui ſub velamine et praetextu ignorantiae nituntur de facto ab eisdem exponentibus impoſitionem 12 denar. pro libra pro mercaturis papyri exigere, et pecunias extorquere, ipſique jam ſuper hoc moleſtaverunt, et vexarunt damnis, laboribus, et expenſis, et intendunt gravius moleſtare in noſtrum et dictorum privilegiorum noſtrorum, libertatum, franchiſiarum contemptum ipſorumque exponentium damnum non modicum et gravamen; nobis praeterea humiliter ſupplicantes, quatenus ad conſervationem privilegiorum, et indultorum hujusmodi veritatis teſtimonio, defenſionis praeſidio ſibi aſſiſtere, et alio juris remedio providere dignaremur opportuno. Quocirca nos conſiderantes, quamquam plures tales et conſimiles firmarii fervore avaritiae ſuccenſi per vias interdictas contra formam et tenorem privilegiorum noſtrorum praedictorum praeſumpſerint et de die in diem praeſumant graviter attentare de juratis et ſuppoſitis per citationes, vexationes, et alias moleſtias indebitas comminationes atque jacturas, et alia gravamina eisdem ſuppoſitis illata, et inflicta pecunias damnabiliter extorquere, excommunicationis ſententiam et alias poenas et ſententias contra tales autoritate apoſtolica, et tam ab homine, quam a jure promulgatas damnabiliter incurrendo, prout nonnullae graves querimoniae fuerunt, et ſunt ad Nos, et audientiam noſtram nunc et alias devolutae. Volentes propterea, ne praetextu ignorantiae libertates et privilegia noſtra tales et conſimiles

marii praetextu, et velamine factae, aut fictitiae ignorantiae infringere, ac poenas et sententias praedictas damnabiliter incurrere, ac juratis et suppositis nostris damna, gravamina, vexationes, molestias et jacturas inferre, seu impendere praesumant, in hujusmodi nostra generali et solemni congregatione, matura deliberatione praehabita per quatuor nationes et facultates, ut moris est, concorditer deliberavimus, voluimus, et concluximus dictis exponentibus, et aliis suppositis praemissis pro conservatione dictorum Privilegiorum omni possibili defensionis et protectionis praesidio assistere, et eos in et sub protectione nostra et salva-gardia speciali conservare, et ad omne dubium et scrupulum singulorum deinceps in perpetuum tollendum ipsos exponentes et alios Papetarios et Papyri mercatores, voluimus, declaravimus, et decrevimus, volumus, declaramus, et decernimus per praesentes fuisse et esse de consortio et numero juratorum et suppositorum nostrorum et ipsos eisdem et similibus privilegiis, franchisiis et libertatibus uti et gaudere posse et debere, nec per quoscunque firmarios, impositores, aut exactores alios ratione venditionis, vel emtionis papyri posse vel debere quomodolibet molestari. Quae praemissa omnia et singula universis et singulis, ad quos praesentes literae pervenerint, significamus et fideliter attestamur, omnes et singulos universos principes, comites, barones, milites et alios dominos et judices, ac judiciarios tam papales, quam regales, et tam ecclesiasticos, quam saeculares D. nostri regis, benevolos et subditos in nostri subsidium attente requirentes et rogantes ubilibet constitutos, quatenus dictos exponentes, et quemlibet ipsorum in observantia privilegiorum ipsorum nostrorum praedictotum; ac sub nostra praedicta protectione et salvagardia ab omni exactione et solutione impositionis hujusmodi et quibusvis aliis exactionibus viriliter protegant, et conservent, nec eos permittant ratione praemissorum indebite molestari, aut alias contra formam privilegiorum nostrorum praedictorum quomodolibet attentari: quod si secus factum fuerit, illud ad debitum et pristinum statum reduci procurabimus, et viriliter revocari. In cujus rei testimonium sigillum nostrum praesentibus litteris duximus apponendum. Datum Parisius in congregatione nostra apud S. Bernardum solenniter celebrata anno Domini 1414 die undecima Martii.

Nach den Worten dieser im Jahre 1414 ausgestellten Urkunde wären vor sechzig und mehreren Jahren, d. h. um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, die ersten Papiermühlen mit allem dazu gehörigen Geräth in den beiden Städten Troyes und Essone angelegt worden. Frankreich hatte also unleugbar ein halbes Jahrhundert früher Papiermühlen, als Breitkopf und Herr von Wehrs sie annehmen zu können glaubten.

Bevor die ersten französischen Papiermühlen in Troyes und Essone errichtet wurden, verkauften Lombarden, oder Kaufleute aus dem obern Italien das Papier in Paris ungleich theurer, als es nachher von den inländischen Papierfabrikanten geliefert wurde. — Es waren nicht deutsche, auch nicht fremde Kaufleute überhaupt, welche das Papier nach Frankreich brachten, sondern Lombarden; und diese Lombarden verkauften das Papier so theuer, wie gewöhnlich Waaren verkauft werden, welche man ausschließlich verfertigt, oder zu verkaufen hat. — Wenn man das Vaterland der ersten Kaufleute, welche Papier nach Paris brachten, und den hohen Preis dieses Papiers zu den übrigen Gründen hinzufügt, die man in der Schrift des Hrn. von Murr nachlesen kann; so ist fast nicht mehr zu zweifeln, daß das Lumpenpapier zuerst in Italien erfunden, und auch eine Zeitlang nach der Erfindung allein in diesem Lande verfertigt worden.

Da Frankreich um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts Papiermühlen erhielt; so kann man kaum in Abrede seyn, daß dergleichen schon um das Jahr 1340 und noch früher in Italien erbaut gewesen seyen.

Die ausserordentlichen Privilegien, womit man die ersten einheimischen Papiermacher und Papierhändler in Frankreich begnadigte, beweisen eben sowohl, daß die Verfertigung des Papiers in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts für ein wichtiges Geheimniß, als daß die Verringerung der Papierpreise durch inländische Fabriken für eine große Wohlthat gehalten worden. In Rücksicht auf die Vortheile, die dem ganzen Reiche, und zunächst der hohen Schule zu Paris g) durch einheimische Papierfabriken zuwachsen würden, schenkten Päbste und Könige den ersten Papiermachern zu Troyes und Essone, so wie den geschwornen Papierhändlern in Paris und deren Nachkommen auf ewige Zeiten eine gänzliche Befreiung, vermöge deren sie von allen Papieren, welche sie machen, kaufen und verkaufen würden, nie die geringste Abgabe zu entrichten haben sollten. Ein noch viel ausgezeichneteres Privilegium aber war dieses, daß nicht nur die Papierhändler in Paris, sondern auch die Papiermacher ausser Paris für Angehörige der Universität erklärt wurden. Als Angehörige der hohen Schule genossen die Papierhändler und Papiermacher nicht nur ein privilegirtes Forum, sondern auch eine allgemeine Befreiung von allen Abgaben, welche die übrigen Einwohner des Reichs von ihren Gütern und Einkünften, oder von den Dingen, welche sie brauchten, zahlen mußten. Die königlichen Einnehmer und die Pächter königlicher Einkünfte fochten die den Papiermachern und Pa-

g) — in favorem et utilitatem nostri studii.

Papierhändlern verliehene Steuer- und Zollfreiheit schon im J. 1389, und auch in den folgenden Zeiten oft an; allein die Papiermacher und Papierhändler behaupteten ihre Immunität bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein, und die hohe Schule stand ihren Angehörigen aus allen Kräften bei. h)

Im J. 1414, in welchem die Universität zu Paris das von mir abgeschriebene Statut machte, baten nur zwei Papierfabrikanten, und vier Papierhändler darum, daß man sie bei ihren Privilegien schützen möge. Die Zahl der Papierhändler blieb beständig dieselbige; die der Papiermacher ward in der Folge bis auf sieben vermehrt, von welchen drei in Troyes, zwei in Essone, und eben so viele in Corbeil ihre Mühlen hatten. i) Im J. 1522 theilte sich die Universität zu Paris bei der Wahl eines ihrer geschwornen Papierhändler. Die theologische Facultät, und drei Nationen, die Fränkische, Germanische und Picardische, gaben ihre Stimmen einem gewissen Rolland, der bisher einen ansehnlichen Papierhandel geführt hatte; die Normännische Nation hingegen sammt den Facultäten der Medicin und des geistlichen Rechts einem reichen Kaufmann Lievre. Der Rector, selbst ein Normann, glaubte, daß er mit zwei Facultäten und Einer Nation gegen Eine Facultät, und die drei übrigen Nationen concludiren könne, und erklärte den Kaufmann Lievre für wirklich gewählt. Man bestritt die Gültigkeit dieser Wahl selbst in der Versammlung, in welcher die Wahl geschah, und mißhandelte den Rector durch Worte und Thaten so sehr, daß er krank davon wurde. k) Rolland appellirte von der, wie er vorgab, partheiischen und ungültigen Wahl des Lievre an das Parlement, und führte folgende Gründe für sich, und gegen seinen Nebenbuhler an. Er berief sich zuerst auf ein Statut des Cardinals von Estouteville, nach welchem die Universität zu ihren Aemtern nur solche Männer wählen dürfe, die dazu tüchtig seyen, und sie in eigener Person verwalten könnten. Ich selbst, sagte er, habe mich seit sechszehn Jahren mit nichts, als mit dem Papierhandel beschäftigt. Lievre ist ein reicher Kaufmann, der mit allen übrigen Waaren, nur nicht mit Papier gehandelt hat, und also auch diesem Handel nicht gewachsen ist. Der Hauptgrund, warum er die Stelle eines Papierhändlers der Universität zu erhalten wünscht, liegt in dem Besitze von hundert und zwanzig Morgen Weinberge, deren Er-

h) Bulaeus VI. 558. 649.

i) Man s. Bul. V. 787, auch die Acten von 1522 beim Bulaeus VI. 150, und die von 1537 ib. p. 313 — 324. Im letztern Jahre hatte die hohe Schule zu Paris auch 24 librarios juratos.

k) VI. 145 — 150. Bulaeus.

— (g

Ertrag er, wenn er ein Angehöriger der hohen Schule wird, ohne alle Abgaben im Kleinen verkaufen kann. Zweitens, fuhr er fort, ist es ausser allem Zweifel, daß der bei weitem größte Theil der Mitglieder der hohen Schule für mich gestimmt hat, und daß also der Rector nicht gegen mich hätte concludiren sollen. Die theologische Facultät, die 80 — 100 Mitglieder enthält, stimmte einmüthig für mich. In der Facultät der Künste, die aus mehr als viethundert Meistern besteht, gaben drei Nationen mit ihrer Stimme; und vermöge dieser Majorität müßte der Rector auch die Facultät der Künste als eine solche ansehen, die für mich gestimmt habe. Was aber die Facultät der Künste mit Einer der höheren Facultäten beschließe, das wird nach den Statuten als ein Beschluß der ganzen Universität betrachtet. Dies Statut ist nie mehr in der Natur der Dinge gegründet, als wenn die Facultäten der Künste und Theologie zusammenstimmen. Beide haben zwanzigmal mehr Mitglieder, als die Facultäten der Medicin, und des geistlichen Rechts. In der letztern sind jetzt nur zwei, in der erstern dreizehn stimmende Mitglieder vorhanden. Selbst von diesen dreizehn haben die sechs ältesten mir ihre Stimmen gegeben. Die Normannische Nation kann nicht gegen mich angeführt werden, da sie nicht das Recht hat, für sich allein oder besonders zu stimmen. l) Das Parlement entschied gegen das Ende des J. 1424 zu Gunsten von Roland. m)

Um eben die Zeit, als der Streit über die zweideutige Wahl eines geschwornen Papierhändlers entstand, bemerkte man zuerst, daß die Papiere, welche man nach Paris brachte, und in Paris verkaufte, schlechter wurden, als sie bisher gewesen waren. Die Universität hoffte, den Klagen über die Verschlechterung des Papiers abzuhelfen, wenn sie verordne, daß die Papiere, welche die geschwornen Papiermüller nach Paris lieferten, von den geschwornen Papierhändlern untersucht, und die gut befundenen mit einem Stempel gezeichnet würden. n) Der Erfolg zeigte, daß diese Maaßregel nicht hinlänglich war. Einer der vier geschwornen Papierhändler selbst meldete im J. 1532 der Universität, daß die Mißbräuche bei der Verfertigung des Papiers, und bei dem Papierhandel je länger, je mehr zunähmen, und eine ernstliche Untersuchung verlangten. o) Die hohe Schule beschloß, daß eine solche Untersuchung vorgenommen, und zwar auf Unkosten ihrer Papierhändler vorgenommen werden solle. Von diesem Beschluß appellirten drei Papierhändler

l) l. c. p. 148.
m) ib. p. 171. 172.
n) VI. 235.
o) VI. 313 — 324 p.

Händler an das Parlement. Das Parlement trug dem Procureur général du Roi auf, den Grund der Klagen über die Verschlechterung des Papiers sorgfältig zu prüfen. Der Procureur général hörte viele Zeugen ab, und entwarf nach den Zeugenverhören ein Gutachten, dessen Inhalt aus mehreren Ursachen verdient, hier angeführt zu werden.

Das Papier, heißt es in diesem Gutachten, was man in den Mühlen zu Troys, Essone, Corbeil, Dreup, Estampes und an andern Orten verfertigt, hat weder die Güte, noch die Größe, welche dasselbe haben sollte. Im Gegentheil ist es fließend, rauh, brüchig und eben so schlecht gemischt, als geleimt. p) Ein jeder Papiermacher sollte sein eigenes Zeichen haben, an welchem man den Verfertiger erkennen könnte. Schon über zwanzig Jahre hat man die Zeichen verfälscht oder nachgemacht. Man wird also hintergangen, wenn man sich auf die Zeichen der Rose oder des großen Topfs q) verläßt, welche man sonst nur den besten Sorten des Papiers gab. Auch ist das Papier seit zwanzig und mehreren Jahren um einen Zoll kleiner geworden; und doch ist das Rieß dieses kleinern und schlechtern Papiers jetzt um 3 — 5 Sols theurer, als das bessere und größere vormals war. Jedes Buch sollte 25 Bogen, jedes Rieß 20 Buch enthalten. Auch diese Zahl wird nicht mehr richtig beobachtet. Es fehlen häufig zwei bis sechs Bogen an einem Rieß Papier, und also zwei bis vier Rieß an einem Ballen. r) Um aller dieser Gebrechen willen ist das französische Papier nach den Aussagen glaubwürdiger Zeugen weder gut zum Drucken noch zum Schreiben. Wegen des schlechten Papiers werden die französischen Bücher lange nicht so geschätzt, als die auswärtigen; und selbst aus Frankreich gehen jährlich zweimal hundert tausend Thaler für fremde Drucke hinaus. In den Gerichten und Canzleien ist man wegen des schimpflichen Formats in großer Verlegenheit. Man kann lange nicht so viele Zeilen und Worte auf einen Bogen bringen, als man sollte und möchte.

p) l. c. p. 313. mais est ordinairement fluant, gras, velu, cassé ars et bruslé, decollé et meslé, etc.

q) à la Rose, ou au grand pot.

r) p. 316. Combien qu'il doive avoir 25 feuilles à la main, et 20 mains à la rame; neantmoins il y a ordinairement faute et mécompte sur la rame, quelque fois de trois, quatre, cinq ou six feuilles, en sorte qu'il y a perte de deux, trois, au quatre rames sur la balle.

(Der Schluß folgt.)

Hannöverisches Magazin.

64tes Stück.

Montag, den 12ten August 1805.

Beiträge

zur Geschichte der Erfindung des Lumpenpapiers, und des Verhältnisses der geschwornen Papiermacher und Papierhändler zur hohen Schule in Paris.

Vom Hofrath Meiners zu Göttingen.

(Schluß.)

Die Ursachen der angeführten Mißbräuche sind hauptsächlich folgende. Die sieben geschwornen Papiermacher der Universität zu Troyes, Corbeil und Essone sollten nach den akademischen Statuten gelernte und wirkliche Papiermacher seyn. Sie sind dieß aber nicht, sondern Großhändler, die mit andern Waaren handeln, und ihre Papiermühlen an andere verpachten. Zweitens: die Pächter nehmen schlechte Stoffe, und verarbeiten diese fehlerhaft, ohne daß die Mängel des Papiers von geschwornen Visitatoren angezeigt würden. Es wäre Pflicht der geschwornen Papierhändler in Paris, die Mängel der Papiere, die in den Mühlen der geschwornen Papiermacher verfertigt werden, zu untersuchen, und zur Anzeige zu bringen. Weit entfernt, dieses zu thun, verkaufen sie selbst das schlechte Papier. Drittens: die genannten Papiermacher verkaufen zum voraus ihre Papiere sowohl an fremde, als an Kaufleute in Paris. Die letztern geben große Vorschüsse auf alles Papier, was man in einem ganzen Jahre verfertigen wird; und zwingen dadurch andere Kaufleute, das Papier zu beliebigen Preisen von ihnen zu nehmen. Ja sie schicken so viel Papier außer Landes, daß für die hohe Schule und deren Angehörige nicht genug übrig bleibt.

Nach der Auseinandersetzung der angeführten Gründe that der Procureur général mehrere Vorschläge, um

den eingerissenen Mißbräuchen zu steuern. Das Parlement nahm diese Vorschläge entweder ganz, oder mit geringen Abänderungen an, und verordnete vorläufig, daß die geschwornen Papiermacher ihre Mühlen nicht verpachten, sondern selbst verwalten, oder von ihren Leuten verwalten lassen sollten; daß sie die Papiere der Vorschrift gemäß von gehöriger Güte und Größe liefern; daß sie keine Vorschüsse annehmen, keine falsche Zeichen machen, und daß weder sie noch die Papierhändler eher Papiere verkaufen sollten, als bis diese von drei beeidigten Personen untersucht und gut befunden worden: nämlich von einem Buchhändler, den die vier und zwanzig geschwornen Buchhändler, von einem Drucker, den die Drucker in Paris, und von einem Schreiber, den ein dazu bevollmächtigtes Mitglied des Parlements erwählen werde.

Der Beschluß des Parlements veranlaßte mehrere Bittschriften oder Vorstellungen sowohl der Universität, als der Papiermacher und Drucker. Am merkwürdigsten sind die Vorstellungen von zwei Buchdruckern, und eben so vielen Buchdruckerwitwen in Paris. s) Die einen und die andern protestirten gegen die Vorschläge der Papierhändler: daß alles Papier nach Paris gebracht, und nur von den dortigen Papierhändlern gekauft und verkauft werde. Die Absicht dieses Vorschlags, heißt es, ist keine andere, als daß die Buchhändler und Buchdrucker ganz in die Gewalt der Pariſiſchen Papierhändler gerathen. Wir, sagen die beiden Buchhändler Godard und Merlin, haben gewöhnlich dreizehn bis vierzehn Pressen im Gange. t) Auch haben wir beständig 250 Arbeiter in unserm Lohn, und brauchen wöchentlich 200 Rieß Papier. Wenn wir diese Quantität von Papier bei den Papierhändlern kaufen müßten, so würden unsere Pressen oft stille stehen, und unsere Leute ohne Arbeit seyn, da man bei den Papierhändlern bisweilen kaum dreißig Rieß Papier antrifft. Wir bitten ferner das Parlement, zu erwägen, daß man für verschiedene Bücher Papier von verschiedener Größe, oder wenn auch von gleicher Größe, von verschiedenem Gehalt braucht. Für Missale z. B. ist das beste Papier dasjenige, was 18 bis 20 Pfund, für Breviarien hingegen, was 10 bis 11 Pfund hält. Wenn man Bücher in einem neuen Format drucken lassen will, so muß man mit den Papiermachern deswegen Abrede nehmen, und den ganzen Vorrath bestellen, weil die Fabrikanten sonst vielleicht solches Papier gar nicht, oder doch nicht in der erforderlichen Menge verfertigen würden. Auch ist nicht jede Jahrszeit und Witterung der Verfertigung von Papier gleich günstig, so wie frisches

s) p. 321. 22. l. c.
t) Eine jede der beiden Witwen hatten 4 bis 5 Pressen.

sches Papier dem ältern und trocknen weit nachsteht. Wir würden daher unser Gewerbe gar nicht treiben können, wenn es uns nicht erlaubt wäre, unmittelbar mit den Papiermachern zu contrahiren, und große Bestellungen zum voraus zu machen. — Das Parlement nahm in der endlichen Entscheidung, die im April 1540 erfolgte, auf die Gründe der Buchdrucker Rücksicht, bestätigte übrigens alle Verfügungen, welche dasselbe provisorisch gemacht hatte, und setzte noch diese neue hinzu, daß sowohl die Papiermacher, als die Papierhändler eine jede Art von Papier mit besondern Zeichen versehen sollten, an welchen man theils die Sorte desselben, theils die Verfertiger und Verkäufer erkennen könne. u)

u) p. 322. 23.

Beiträge

zur Geschichte des Buchhandels und der Bibliotheken hoher Schulen,

besonders vor der Erfindung der Buchdruckerkunst.

Vom Hofrath **Meiners** zu Göttingen.

Abschreiber von Büchern und Bibliotheken waren lange vorhanden, bevor hohe Schulen entstanden. Allein ich zweifle, daß sich vor dem zwölften Jahrhundert, welches die ersten hohen Schulen entstehen sah, Buchhändler gefunden haben, das heißt, Personen, die es zu einem besondern Gewerbe gemacht hätten, Handschriften zu kaufen, zu verkaufen und zu verleihen, oder die Mäkler zwischen Käufern und Verkäufern zu seyn. Vor der Entstehung hoher Schulen konnte man Abschreiber und Bücherſammlungen fast ganz allein in Stiftern und Klöstern suchen. Die ersten hohen Schulen vervielfältigten beide außer den Stiftern und Klöstern, so wie sie bald den Buchhandel veranlaßten. Die Erfindung der Buchdruckerkunst vernichtete in kurzer Zeit die zahlreiche Zunft der Abschreiber, und gab sowohl den Bibliotheken, als dem Buchhandel, eine ganz andere Gestalt. Es ist interessant, zu erfahren, wie die Bibliotheken sowohl, als der Buchhandel vor der allgemeinern Verbreitung der Buchdruckerkunst beschaffen gewesen seyen. Die Statuten der hohen Schulen geben hierüber

Auskunft. Die meisten unter diesen Statuten müssen demjenigen ganz widersinnig vorkommen, der nicht die ehemalige Lage der Dinge kennt, so weit sie sich aus den vorhandenen Denkmählern darstellen läßt.

So wie die hohen Schulen zu Paris und Bologna sich im zwölften und dreizehnten Jahrhundert am meisten auszeichneten, so waren auch die Abschreiber a) auf diesen beiden Universitäten bei weitem die berühmtesten. Die Bolognischen Abschreiber und Handschriften hatten wieder vor den Pariser den Vorzug, und in beiden Städten schätzte man die neue Hand, oder die neuen Buchstabenzüge höher, als die alten. b) In Bologna beschäftigten sich die Töchter und Frauen angesehener Männer mit dem Abschreiben von Büchern, weil das Abschreiben eine eben so einträgliche, als geachtete Kunst und Beschäftigung war. Sattorini führt aus der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts mehrere Contrakte an, welche Abschreiberinnen, oder deren Väter und Männer mit Gelehrten über die Preise von bestellten Handschriften geschlossen hatten. c) Die Abschrift des Infortiati kostete zwei und zwanzig, die der Institutionen, und des Codicis fünf und zwanzig, die der Bibel achtzig Bologneser Pfunde. Um dieselbe Zeit reichten funfzig Pfunde hin, einen jungen Geistlichen, der die Gottesgelahrtheit studiren wollte, in Paris zu unterhalten, d) und selbst vermögende Väter gaben ihren Söhnen in Paris und Bologna nicht mehr, als hundert Pfunde. e) Gebrauchte Handschriften waren viel weniger theuer, als neue, welche man bestellte. Sattorini theilt das Verzeichniß von Handschriften mit, welche ein Doctor des geistlichen Rechts im Jahre 1262. einem Cisterzienserkloster mit beigesetzten Preisen vermacht hatte. f) Der Testator selbst schätzt ein vollständiges Corpus juris civilis, mit dem Apparat des Accursius, und mit neuer Hand geschrieben, nur auf fünf und zwanzig, und ein Digestum novum mit dem Apparat des Accursius auf dreissig Pfunde. Der letzte Preis ist der höchste unter den Preisen der Bücher, die dem Kloster waren vermacht worden. Die reichen und vornehmen Jünglinge und Männer, welche sich auf das Studium der römischen und geistlichen Rechte legten, suchten eine Ehre darin, schön geschriebene und kost-

a) Scriptores.

b) litera nova, litera antiqua. Die Zeugnisse stehen beim Sattorini I. 186. 187.

c) l. c. Not. g.

d) II. 156.

e) I. 187. not. B.

f) II. 214.

kostbare Handschriften zu besitzen; das heißt, solche, die mit großen, sorgfältig gezeichneten, oder gar goldenen Buchstaben geschrieben, und in welchen die Anfangsbuchstaben oder Zeilen von Büchern, Capiteln oder Seiten ausgemalt und illuminirt waren. g) Je kostbarer die Handschriften waren, desto schwerfälliger wurden sie. Ein Engländer **Daniel Merlac** spottete über die **Bestialität** einiger Rechtslehrer in Paris, welche ihre Unwissenheit dadurch zu verstecken suchten, daß sie ungeheure kaum tragbare Handschriften mit goldenen Buchstaben auf mehreren Pulten vor sich liegen hätten, und mit wichtiger Miene einzelne Stellen durch eine Bleifeder bezeichneten. h)

Buchhandel und Buchhändler mußten fast mit den hohen Schulen selbst entstehen, weil eine große Zahl von Lehrern, und mehrere Tausende von Studirenden täglich Bücher zu kaufen oder zu verkaufen hatten. Es ist deswegen zu verwundern, daß die ältesten bekannt gewordenen Statuten hoher Schulen über Buchhändler erst aus den Jahren 1259 und 1275. sind. i) In dem zuletzt genannten Jahre wohnten in Paris schon manche Buchhändler, und zwar Buchhändler, welche als Verwandte der Universität angesehen wurden. Mehrere unter diesen Buchhändlern erlaubten sich Kunstgriffe, gegen welche die hohe Schule nöthig fand, nachdrückliche Maaßregeln zu ergreifen. Diese Maaßregeln waren aber so unzulänglich, wie meistens die ersten Mittel gegen neue Uebel zu seyn pflegen, welche man noch nicht genug kennen gelernt hat. Die Universität verordnete zuerst, daß die Buchhändler k) entweder jährlich, oder alle zwei Jahre, oder so oft es die hohe Schule fordern werde, schwören sollten, daß sie bei der Aufbewahrung, der Ausstellung, und dem Verkauf von anvertraueten Büchern sich treu und redlich benehmen wollten. Da ferner einige habsüchtige Buchhändler, ihrer Pflichten uneingedenk, Bücher so wohlfeil, als möglich, zu kaufen, und so theuer, als möglich, zu verkaufen suchten; so wünschte die Universität, daß die Buchhändler nicht zu-

g) I. 187. Fattor.

h) Wood I. 57. ad a. 1189. Cum dudum ab Anglia me causa studii contulissem, et Parisiis aliquamdiu moram fecissem, videbam quosdam bestiales in scholis gravi authoritate sedes occupare, habentes coram se scamna duo vel tria et descriptos codices importabiles aureis literis Ulpiani traditiones repræsentantes, nec non et tenentes stylos plumbeos in manibus, quibus asteriscos et obelos in libris suis quadam reverentia depingebant, qui dum propter insciti am suam locum statuæ tenerent, tamen volebant sola taciturnitate videri sapientes, sed tales cum aliquid dicere conabantur, infantissimos reperiebam.

i) Fattor. II. 224. et Bulaeum III. 419.

k) Stationarii, qui vulgo librarii appellantur.

zugleich Käufer und Verkäufer von Büchern seyn möchten. 1) Auch forderte sie von den Buchhändlern darüber einen Eid, daß sie innerhalb eines Monats, von dem Tage an, wo man ihnen Bücher zum Verkaufen übergebe, keinen Kauf schließen, oder vorgeben wollten, um solche Bücher in ihre Hände zu bekommen; daß sie dieselben nicht verstecken, um sie desto wohlfeiler zu erhalten, sondern sie vielmehr gleich als verkäufliche Waare ausstellen wollten. Man legte den Buchhändlern drittens auf, daß sie den Verkäufern von Büchern den wahren Preis derselben auf Verlangen angeben, und sowohl diesen Preis, als den Nahmen des Verkäufers an einer in die Augen fallenden Stelle von Handschriften bemerken wollten. Nach dem Verkaufe eines Buchs sollten sie dasselbe viertens weder verabfolgen lassen, noch das Geld in Empfang nehmen, bevor sie nicht dem Verkäufer Nachricht gegeben; am wenigsten sollten sie den Verkäufer in Ansehung des bedungenen Preises hintergehen. Da ein Arbeiter seines Lohns werth sey, so befehle man fünftens zur Einschränkung einiger Habsüchtigen, daß die Buchhändler von jedem Pfunde vier Deniers, aber nicht mehr, und daß sie diese Procente nicht von dem Verkäufer, sondern von dem Käufer fordern sollten. Wegen der vielen Nachtheile, die aus fehlerhaften Handschriften entständen, verpflichtete man sechstens die Buchhändler zu der eidlichen Versicherung, daß sie sich alle ersinnliche Mühe geben wollten, ächte und sorgfältig nachgesehene Handschriften zu erhalten. Man setzte siebentens fest, daß sie für das Borgen von Büchern nur ein billiges Lesegeld, und nicht mehr, als was die Universität bestimmen werde, nehmen wollten. Würden einige Buchhändler sich weigern, das, was man ihnen vorlege, zu beschwören, oder das Beschworne nicht erfüllen, so sollten sie der Gnade der hohen Schule, und der Gewerbfreiheit, welche sie von derselben erlangt hätten, verlustig seyn. Ein jeder Lehrer oder Studierender, der mit einem solchen hartnäckigen oder meineidigen, geächteten Buchhändler etwas zu thun habe, solle sogleich der Vortechte seines Standes, und der Universität beraubt werden. Nach dem Statut von 1275 war in Paris die Benennung librarii gewöhnlicher, als die von stationarii. Beide bedeuteten Personen, die sowohl fremde Bücher im Namen von anderen verkauften, als in ihrem eigenen Namen Bücher erstanden, entweder um sie zu verkaufen, oder gegen ein Lesegeld zu verleihen.

Man fuhr viele Jahre fort, die Buchhändler alle die Artikel, die in dem Statut von 1275 angeführt waren, beschwören, und die Preise der Bücher, oder wahrscheinlicher des Lesegeldes von Büchern von dazu ernannten Meistern bestimmen zu lassen.

1) Quam fidem utique melius observarent, si simul emptoris et venditoris officio nullatenus uterentur.

sen. m) Alle diese Eide und Bestimmungen halfen nichts. Die Klagen über die Betrügereien der Buchhändler, und über die unendlichen Schäden, die dadurch Meistern und Studirenden zugefügt worden, erhoben sich im Jahr 1323 lauter als jemals, n) und die Universität erklärte daher in einem neuen Statut, daß sie dem eingerissenen Unfuge mit dem größten Ernst begegnen wolle. In diesem Statut werden unläugbar die Gewerbe von stationariis und librariis unterschieden, und zuerst die Pflichten und Geschäfte von stationariis, dann die von librariis aufgezählt. Die Universität verordnete, daß zu den Gewerben sowohl von stationariis als von librariis Niemand zugelassen werden solle, der nicht vorher von der hohen Schule angenommen und beeidigt worden: der nicht den unbescholtenen Namen eines ehrlichen Mannes, und die zur Schätzung von Büchern nöthigen Kenntnisse besitze, auch wegen aller gleich zu erwähnenden oder künftig zu ordnenden Puncte die nöthige Sicherheit leisten könne. Was die stationarios besonders betreffe, so solle keiner einen Abschreiber von Büchern halten, der nicht vor der Universität, oder wenigstens vor dem Rector und den vier Procuratoren eidlich versichert habe, daß er seine Arbeiten ordnungsmäßig betreiben wolle. Kein Stationarius solle ferner ein Buch außer Paris verkaufen, ohne es der Universität in einer ihrer allgemeinen Versammlungen anzuzeigen, damit diese überlegen könne, wie man, ohne dem Gewerbe des Stationarius zu schaden, die hohe Schule vor dem Verluste eines Buches, das sie bisher besessen, schützen könne. Die Universität legte den Stationariis die Pflicht auf, einem jeden gegen gehörige Sicherheit jedes Buch zum Abschreiben zu überlassen, und für das Darleihen von Handschriften nicht mehr zu fordern, als die Vorschriften der hohen Schule erlaubten. Endlich solle kein Stationarius irgend ein Buch ausleihen, bevor es nicht von der Universität nachgesehen und taxirt worden. Jeder Rector mußte es nach dem Antritt seines Amtes in allen Hörsälen bekannt machen lassen, daß, wenn jemand unrichtige Exemplare finde, er dieselbe dem Rector übergebe, damit die Handschriften verbessert, und der Verleiher bestraft würde.

Bevor das Statut von 1323 zu den librariis fortging, theilte es eine Ver-

m) Man sehe Beispiele von beiden aus den Jahren 1302 und 1303. beim Duboullai IV. 37. 62.

n) Man sehe das Statut von 1323. beim Duboullai IV. 202–204. wo es im Anfange heißt: Cum per librariorum et stationariorum quam plurimas versutias et abusiones . . . infinitis infinita Magistris et Scholaribus illata sunt gravamina, ipsaque mater innumeris hactenus extiterit exposita dispendiis,

Verfügung mit, welche sowohl die Librarios, als die Stationarios anging. Diese Verfügung bestand darin, daß von der Universität jährlich unter den Stationariis und Librariis vier Taxatoren gewählt werden sollten, welche allein das Recht besäßen, sowohl den Werth von Büchern, als das Lese- oder Miethgeld derselben zu bestimmen. Bei jeder Taxation sollten wenigstens zwei derselben gegenwärtig seyn. Die Universität fand es billig, daß an dem Honorar, was den Taxatoren gereicht werde, die abwesenden eben sowohl Theil nähmen, als die gegenwärtigen; ausgenommen, wenn jemand zu kommen sich geweigert habe. Wenn ein Librarius die Taxatoren irgendwo zur Schätzung von Büchern hinführe, so solle der Führer eben so, wie ein jeder der Taxatoren belohnt werden. Wären mehrere Librarii vorhanden, so sollten die Mehreren nicht mehr, als Einer, fordern können. — Kein Librarius solle einem Andern ein Buch verkaufen, das nicht vier Tage lang im Kloster der Dominikaner öffentlich zum Verkauf ausgestellt worden; auch nicht anders, als in Gegenwart, und mit Einwilligung des Verkäufers, oder wenn der Verkäufer abwesend sey, in Gegenwart von zwei glaubwürdigen Männern. Jeder Librarius sey verbunden, wenn der Verkäufer, oder einer der Deputirten es verlange, den Namen des Käufers zu nennen, oder den Käufer selbst nachzuweisen, und zwar, nach geschehenem Verkauf. — Keiner solle das Gewerbe eines Librarius treiben, dem nicht die Deputirten das Zeugniß eines ehrlichen Mannes geben, und der nicht eine Bürgschaft von hundert Pfunden stellen könne. Würde jemand, der der Universität nicht durch einen Eid verpflichtet sey, die Geschäfte eines Stationarius oder Librarius treiben; so ertheile man den Deputirten die Macht, solche nichtgeschworne Buchhändler zu pfänden, und die genommenen Pfänder in die nächsten allgemeinen Versammlungen der Universität zu bringen. Wer der Universität keinen Eid geschworen habe, solle kein Buch, das über zehn Sols werth sey, feil haben, und auch nicht in bedeckten Buden sitzen. — Nach den Verrichtungen, welche das Statut von den einen und den andern erwähnt, waren Stationarii die eigentlichen Buchhändler, welche Bücher für eigene Rechnung kauften oder abschreiben ließen, und auch wieder verkauften oder verliehen; Librarii hingegen bloße Bücher-Mäkler, die Bücher von dem einen annahmen, und an andere wieder verkauften; für welche Bemühung sie gewisse Procente fordern konnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hannöverisches Magazin.

65tes Stück.

Freitag, den 16ten August 1805.

Beiträge

zur Geschichte des Buchhandels und der Bibliotheken hoher Schulen, besonders vor der Erfindung der Buchdruckerkunst.

Vom Hofrath Meiners zu Göttingen.

(Fortsetzung.)

Nachdem die hohe Schule sich über das im Auszuge mitgetheilte Statut vereinigt hatte, so ließ sie die Buchhändler und Büchermäkler in Paris, neun und zwanzig an der Zahl, vorfordern, und alle Puncte des Statuts feierlich beschwören. Die Geschwornen waren nicht nur aus verschiedenen Provinzen von Frankreich, sondern aus Deutschland, England und Schottland gebürtig. Unter den Geschwornen fanden sich zwei Frauen, a) ein Notarius, b) und ein Pedell der Universität. c)

Das Statut von 1323 half den bisherigen Beschwerden eben so wenig ab, als das von 1275. Meister und Studirende schrieen im J. 1342 über die Betrügereien der Buchhändler und Büchermäkler nicht weniger, als neunzehn Jahre vorher. Die Universität ernannte Deputirte zur Untersuchung der Klagen. Man entdeckte Mehrere, welche gegen ihre Eide gehandelt hätten. In der eiteln Hoffnung, die eidbrüchigen und gewissenlosen zu bessern, rief die Universität alle Stationarios und Librarios zusammen, wiederholte und

a) Petro de Perona ejus uxore . . . Margareta uxore cujusdam Jacobi de Troancio.

b) Gaufrido Britone Notario publico.

c) Joanne dicto de Guyvendale Anglico Serviente Universitatis.

und bestätigte die frühern Statute, fügte noch einige neue Gesetze hinzu, und ließ die alten, wie die neuen Statuten, von den gegenwärtigen librariis und stationariis beschwören. Die neuen Zusätze waren folgende:

„Kein Librarius oder Büchermäkler soll von einem andern, nicht einmahl von einem Meister, oder Studirenden in Paris ein Buch kaufen, wenn es nicht vorher an vier Predigttagen in der Kirche der Dominicaner öffentlich ausgeboten worden. Sollte ein Lehrer oder Studirender wegen seiner Abreise oder aus andern Ursachen nicht so lange warten können; so hat der Eine und der Andere mit Einwilligung des Rectors die Erlaubniß, Bücher an Buchhändler zu verkaufen. Die Einwilligung des Rectors muß aber durch einen besiegelten Schein dargethan werden."

„Kein Buchhändler soll sich ausser den Procenten, welche die Statuten ihm erlauben, noch ein Geschenk bedingen oder ausbitten. Am wenigsten ist es erlaubt, den Verkauf eines Buchs in der Absicht zu verzögern, um ein solches Geschenk zu erhalten."

„Jeder Buchhändler ist verbunden, ein mit leserlicher Schrift auf Pergament geschriebenes Verzeichniß derjenigen Bücher, welche er besitzt, vor sein Fenster hinzustellen; nebst den Preisen, die von den Taxatoren bestimmt werden."

„Die Buchhändler sollen sich bemühen, alle nützliche Bücher in jeder Facultät so bald, als möglich, anzuschaffen." d)

Der hohe Preis der Bücher und selbst des Lesegeldes veranlaßte fromme Personen, ihren Vorrath von Büchern in ein öffentlich Vermächtniß zu verwandeln, und zu verordnen, daß die darin enthaltenen Bücher armen Studirenden zum unentgeltlichen Gebrauch sollten gegeben werden. Dieß that unter andern im 13ten Jahrhundert ein Meister Stephan, Archidiakonus in Canterburn, als welcher seine Bibliothek dem Canzler der hohen Schule in Paris mit der Bedingung vermachte, daß er und seine Nachfolger die darin enthaltenen Bücher armen Studirenden der Theologie unentgeltlich leihen möchten. Als der erste Canzler von Paris, der die Bücher des Meisters Stephan in Empfang genommen hatte, zu einer höhern Würde befördert wurde; so übergab er seinem Nachfolger die ihm anvertrauten

d) IV. 278 79. In diesem Statut werden zwar stationarii und librarii einzeln genannt. Es ist aber kaum zu zweifeln, daß in dem angehängten Verzeichniß der Librariorum auch die stationarii mit begriffen sind, und daß also librarius sowohl einen Buchhändler, als Büchermäkler anzeigen sollte.

trauten Handschriften in Gegenwart des Officials von Paris, oder ein besonderes Instrument darüber ausfertigte. e) Die Bücher waren: eine vollständige Bibel ohne Glossen: die Genesis, und der Exodus, der letztere mit Glossen, in einem Bande: noch ein glossirter Exodus allein: ein Hiob mit Glossen: ein Ezechiel mit Glossen: glossirter Evangelien in Einem Bande: ein glossirtes vollständiges Psalterium: die vier Libri sententiarum: die Libri Numerorum: die Bücher Josua, der Richter, Ruth, und Sprichwörter, letztere mit Glossen, in Einem Bande: die Briefe Pauli mit Glossen: noch ein Hiob mit Glossen: eine summa de vitiis: die Briefe Pauli mit kleineren Glossen: die Bücher der Machabäer: das Evangelium Marci, und ein Evangelienbuch mit Glossen. Hiezu kam noch eine Biblia postillata in zwei Bänden, welche der Bischof Stephanus in gleicher Absicht geschenkt hatte, und dann die eigenhändige Handschrift des Libri sententiarum von Petrus Lombardus.

Bei der Seltenheit und Theurheit der Bücher ist es zu verwundern, daß die beiden päbstlichen Legaten, welche die hohe Schule in Paris im J. 1366 reformirten, es den Jünglingen, welche die Theologie zu studieren anfingen, zur Pflicht machen konnten, sowohl die Bibel, als den Liber sententiarum in die Vorlesungen mitzubringen, oder sich nachtragen zu lassen. f) In Ingolstadt muthete man über ein Jahrhundert später nicht einmal den wirklich lehrenden Meistern zu, daß sie die Texte, welche sie vorlesen sollten, eigenthümlich besäßen. g)

In der letzten Hälfte des 14ten Jahrhunderts mußten Buchhändler, die von der Universität angenommen wurden, sich zum Provot von Paris verfügen, und sowohl in dessen, als mehrerer Notarien Gegenwart schwören: daß sie ihr Gewerbe treulich, zum Besten der hohen Schule treiben wollten. Würde es sich aber finden, daß sie jemanden höslicher Weise Schaden zugefügt hätten; so verpflichteten

e) Bulaeus III. 399. 400. et Hemeraeus p. 55. de Academia Parisiensi.

f) IV. 389. Item quod Scholares, qui noviter incipiunt audire, primis 4. annis portent vel portari faciant ad scholas Biblici Bibliam, in qua lectiones Bibliae audiant diligenter. Item quod Scholares noviter Librum sententiarum audientes primis 4 annis textum sententiarum portent vel portari faciant ad scholas Bachelarii, a quo sententias audient, ut textum audiant diligenter.

g) Man s. die Statuten von 1472. IV. p. 77. Annal. Ingolst. II. Et quoniam magistri nonnulli inopia eorum proprios nequeunt habere textus, volumus neminem eorum, ut proprios textus habeat, obligari, hortamur tamen omnes, ut habere curent.

sie sich, funfzig livres Strafe zu erlegen: wegen welcher Summe sie einen gültigen Bürgen zu stellen hätten. h)

Die ältesten bekannt gewordenen Statuten der hohen Schule zu Bologna vom J. 1259 untersagten den Verkauf von Handschriften an Fremde, wodurch dieselben der hohen Schule ganz entzogen würden; die parteiische Anpreisung von neuen und Herabsetzung von alten Büchern, endlich den Kauf- und Verkauf von anvertrauten Schriften ohne das Wissen und den Willen der Eigenthümer. Zugleich befahlen sie, für richtige Manuscripte zu sorgen, und für das Darleihen von Handschriften nur so viel zu nehmen, als von Alters her gebräuchlich gewesen sey. i) Mehrere von diesen Verordnungen wurden in den Statuten von 1289 wiederholt. k) Schon die älteren Statuten unterschieden stationarios und venditores librorum. Sie verstanden unter den letzteren eben die Personen, welche man in Paris Libraires nannte. In einem Verzeichnisse der ausserordentlichen Lehrer aus dem J. 1297. werden unter andern Doctoren ein Nicolaus Stationarius universitatis, ein Minghinus, Stationarius petiarum, und ein Johannes Cambii, Stationarius librorum, angeführt. l) Aus diesem Verzeichnisse ergiebt sich, daß, wenn gleich nicht Gelehrte allein, wenigstens auch Gelehrte sich mit dem Kaufen, Verkaufen und Verleihen von Büchern abgaben, und daß die Buchhändler sehr angesehene Männer waren. Fast möchte man aus den verschiedenen Titeln schließen, daß unter den Buchhändlern nur Einer oder Einige das Prädicat eines Stationarii universitatis hatten, und daß ein Stationarius librorum von einem Stationarius petiarum verschieden war: vielleicht dadurch, daß jener nur ganze Bücher kaufte, oder abschreiben ließ, und wieder verkaufte, dieser Bücher theilweise verlieh. Man theilte nämlich die größeren Bücher in Hefte, welche man Petias, oder Pecias, nannte; und vorzüglich nach der Zahl solcher Hefte, dann aber freilich auch nach der Seltenheit der Bücher wurden die Preise bestimmt, welche man für das Lesen oder Abschreiben von Manuscripten geben mußte. Die Zahl der Bücher, welche die Stationarii in Bologna zum Lesen oder Verleihen hatten, betrugen nach einem Catalogus nicht

h) Man s. das Protocoll über eine solche Verpflichtung beim Duboullai IV. 435. 462. In früheren Zeiten mußten die Librarii bei dem Official in Paris schwören und Bürgschaft leisten. ib. et 449.

i) Fatter II. 224.

k) ib. p. 225.

l) II. 105.

nicht viel über hundert, und bestanden fast ganz aus juristischen Werken. m) Ein Bruder des Cervottus kaufte die Büchersammlung des Letzteren, und stellte sie bei einem Notar in Bologna auf, um aus dem Vermiethen der Handschriften dauernde Vortheile zu ziehen. n)

Unter den deutschen Universitäten, die im 14ten Jahrhundert errichtet wurden, ist die hohe Schule zu Wien die einzige, deren älteste Statuten und Privilegien gedruckt worden sind. In diesen Privilegien und Statuten ist nur von Librariis, nicht von Stationariis die Rede. o) Die Librarii mußten in die Hände des Rectors schwören, daß sie bei dem Verkauf und der Schätzung von Büchern treu und redlich zu Werke gehen wollten. p) Weder Pedellen noch Librarii durften Bücher für sich kaufen und theurer verkaufen. Auch war es ihnen untersagt, ausser dem vierzigsten Pfenning irgend etwas von dem Käufer zu fordern, oder zu nehmen. q) Sowohl der Gnadenbrief Rudolphs IV., als der Alberts des Dritten verordnete, daß kein Mensch weder von einem Meister, oder Studirenden, noch von sonst jemanden ein Buch kaufen oder zum Pfande nehmen solle, ohne das Vorwissen des Rectors, oder eines von dem Rector dazu bestellten Commissarius. Wer dieses thue, solle das gekaufte oder als Pfand angenommene Buch an den Rector verlieren. r)

Nach der Erfindung und Ausbreitung der Buchdruckerkunst fielen die meisten Verordnungen hoher Schulen über Bücher und Buchhandel von selbst weg. Man bemerkte dieses ausdrücklich in der Statutensammlung der Rechtsgelehrten in Padua, die im J. 1650 gedruckt wurde, und fügte hinzu, daß man von den älteren Gesetzen nur eins und das andere, welche auf die gegenwärtigen Zeiten paßten, be-

m) II. 214 — 219.
n) Fatter I. 188. 216.
o) Nur einmal kommt dieß Wort beiläufig vor II. 56. Diplomata etc.
p) Diplomata II. 29.
q) II. 123. 124.
r) Diplom. I. 13. 91. p. Inhibemus eciam presentibus quo supra nomine, ut nullus, Clericus vel Laycus, Religiosus vel Secularis, Christianus vel Judeus, vel alterius condicionis homines, utriusque sexus, libros, cujuscunque facultatis existant a quovis magistro vel Scolari dicte Universitatis seu a quovis alio hominum de Universitate non existenclum Religioso vel Seculari, quocunque nomine censeantur, emat vel impignoret, nisi de dicte Universitatis rectoris, vel sui commissarii per cum ad hoc deputati scitu et licencia speciali. Et si quis librum aliquem sibi secus vendicare presumpserit, eundem dicto rectori in penam absque gracia assignabit.

behalte.s) Nach den revidirten Statuten mußte ein jeder Buchhändler, der sich in Padua niederlassen wollte, sich bei dem Rector melden und einschreiben, nachdem der Rector gehörige Erkundigungen über die Tüchtigkeit des Candidaten eingezogen hatte. Wenn die Buchhändler neuen Ankömmlingen Bücher verkauften, an denen etwas fehlte, so mußten sie das Mangelnde ersetzen. Für ihre Mühe bei dem Verkauf von Büchern, welche Studirende ihnen anvertraueten, erhielten sie von einem jeden Dukaten vier Schillinge. Studirende, die in Nöthen wären, konnten ihre Bücher verpfänden. Verpfändete Bücher durften nicht innerhalb funfzehn Monaten, und nach funfzehn Monaten nicht anders, als öffentlich versteigert werden. t) Bei einer jeden andern Schuld konnten dem Studirenden ihre Bücher nicht weggenommen werden, indem man es für eben so unerlaubt hielt, Studirende ihrer Bücher, als Krieger ihrer Waffen zu berauben. u)

So ängstlich man in ältern Zeiten dafür sorgte, daß einer hohen Schule kein wichtiges Werk, das sie besessen hatte, verlohren gehe, so ängstlich bestrebte man sich, besonders in und nach den Zeiten der Reformation, die Einfuhr gefährlicher, besonders solcher Bücher zu verhindern, wodurch der wahre Glaube gefährdet werden könnte. Das Parlement in Paris sah in den ersten Zeiten der Reformation die Universität, besonders die theologische Facultät, als diejenigen Corporationen an, welche das Recht und die Verpflichtung hätten, dem Druck und Verkauf ärgerlicher Schriften zu verhüten. Das Parlement machte daher der Universität Vorwürfe darüber, daß sie die Verbreitung einer Schrift von Melanchthon, worin die Censur der theologischen Facultät gegen Luther geprüft worden war, nicht früh genug untersagt hätte. x) Die hohe Schule zu Tübingen befaßt noch im Anfange des 17ten Jahrhunderts allen Buchhändlern bei einer Strafe von vier Gulden, daß sie kein Buch verkaufen sollten, bevor es nicht von einer Deputation der hohen Schule geprüft worden. y) Die Bücher von Papisten, Calviniſten, Schwenkfeldianern und andern Sectirern durften nicht öffentlich verkauft werden. Höchstens konnten die Buchhändler zwei bis drei Exemplare von solchen Büchern mitbringen: eins für die Universitätsbibliothek, und zwei entweder für Profes-

s) Lib. III. c. 19. Cum plura reseccantes et annullantes vetera statuta stationariorum superflua unum tantum moribus et tempestati nostrae consonum et necessarium de librariis condendum censuimus.

t) IV. 26. 39. 40. c.

u) Quia turpe est, arma militi, et libros Scholaribus auferre.

x) Balaeus VI. 128. 131.

y) Statut. Renov. p. 143. 44.

fessoren, oder Prediger, oder reifere Studirende, zu welchen man das Zutrauen hatte, daß sie sich durch heterodoxe Schriften nicht mehr irre machen ließen. Die Statuten von Tübingen befahlen den Buchhändlern, welche auf die Frankfurter Messe reiseten, daß sie sobald, als möglich, Exemplare des Meßkatalogus an den Rector schicken möchten, damit dieser sie an die Dekane austheilen, und die Dekane die Verzeichnisse an die Archive der Facultäten niederlegen könnten. z)

Lange vor der Entstehung hoher Schulen hatten alle Stifter und Klöster, in welchen Unterricht ertheilt wurde, größere oder kleinere Bibliotheken; theils zum Gebrauch der Mitglieder, theils und am meisten zum Gebrauch der Lehrer und Lernenden. Da die hohen Schulen die bisherigen Stifts- und Klosterschulen vernichteten oder verdunkelten und gleichsam in die Stelle der letzteren eintraten; so kann man fragen: fiengen denn die ältesten Universitäten nicht auch an, Bibliotheken zu errichten, und welche Nachrichten ertheilt uns die Geschichte über die ältesten öffentlichen Büchersammlungen von hohen Schulen?

Die Italiänischen hohen Schulen blüheten Jahrhunderte lang fort, bevor sie öffentliche Bibliotheken erhielten. Lehrer und Lernende schränkten sich auf ihre eigenen Bücher, oder auf die Handschriften ein, welche sie von den Stationariis entlehnten. Auf den Französischen und Englischen Universitäten bildeten sich öffentliche Bibliotheken zuerst mit der Entstehung von Collegiis. Die deutschen hohen Schulen scheinen sich von allen übrigen dadurch unterschieden zu haben, daß sie von Anbeginn an öffentliche Bibliotheken, oder wenigstens Facultätsbibliotheken gehabt hatten.

Die Bettelorden zeichneten sich im ganzen dreizehnten, und selbst noch in einem Theile des vierzehnten Jahrhunderts von allen übrigen geistlichen Orden nicht weniger, als selbst von der Weltgeistlichkeit durch den Ruhm und die Menge ihrer Lehrer und Schriftsteller aus. Sie waren es also auch, vorzüglich die Franciscaner, welche Bücher am begierigsten aufkauften, und in allen ihren Klöstern, besonders in denen, wo die Philosophie und Theologie gelehrt wurden, prächtige Bibliotheken errichteten. Man klagte darüber, daß man vor ihrer alles verschlingenden Gierigkeit kein nützliches Buch erhalten könne; ja daß schon Einer und der Andere, welche man Studirens halber auf hohe Schulen geschickt habe, zurückgekehrt seyen, weil sie weder die Bibel, noch andere

z) l. c. Singuli Bibliopolae ex Nundinis Francofurtensibus Catalogum istarum Nundinarum pro pretio Rectori primo quoque occasione ex ipsis etiam nundinis mittunto: Rector inter Decanos distribuito, quos singuli suae facultatis arcas inferunto.

dere Lesebücher hätten bekommen können. a) Die Bettelmönche verachteten sowohl die übrigen Ordensgeistlichen, als die Weltgeistlichkeit neben sich. Diese Verachtung erweckte andere Orden und den weltlichen Klerus zum Studio der Wissenschaften. b) Man errichtete wetteifernd Collegia, welche die Stifter oder andere Wohlthäter mit Bibliotheken versorgten. c) Das Collegium von Navarra in Paris war das erste, welches für seine Bibliothek ein besonderes prächtiges Gebäude aufführen ließ, zu welchem Bau Carl VIII. im J. 1496 zweitausend vierhundert Livres schenkte. d)

a) Ricard. Archiepisc. ap. Wood I. 77. 78. . . . quod non reperitur in studiis communibus de facultate artium, S. Theologiae, et juris Canonici (ut fertur de pluribus, de facultate medicinae aut juris civilis) nisi raro aliquis utilis multum liber venalis, sed omnes emuntur a fratribus; ita ut in singulis conventibus una grandis est et nobilis Libraria. . . . unde ego de mihi subditis rectoribus tres aut quatuor misi ad studium, et dictum est mihi, quod quia nec Bibliam ipsis uti em, nec alios libros Theologiae venales eis congruos ibi poterant reperire, ad suam patriam sunt reversi, aut unus saltem istorum jam rediit.

b) Bulaeus III. 185.

c) Ein Beispiel führt Düboullai an l. c.

d) Launoj. I. 206 p.

(Der Schluß folgt.)

Hohes Alter.

In der letzten Woche des Jahrs 1804 starb zu Hoym im Bernburgschen ein Jude, Namens Isaac Nathan, da er 118 Jahr verlebt hatte. Er war aus Westpreussen gebürtig, schon in seinem zwölften Jahre von seinen Eltern weggekommen, erinnerte sich noch sehr genau der Feierlichkeiten, welche zu Berlin, wegen der Huldigung des ersten Königs von Preussen, den er noch als Churfürst gekannt hatte, angeordnet waren, und hatte sich von seinem männlichen Alter an fast beständig in Hoym aufgehalten, wo er als Schulmeister lebte, und bis ans Ende seines Lebens den vollen Gebrauch seiner Sinne behielt.

Hannöverisches Magazin.

66tes Stück.

Montag, den 19ten August 1805.

Beiträge

zur Geschichte des Buchhandels und der Bibliotheken hoher Schulen, besonders vor der Erfindung der Buchdruckerkunst.

Vom Hofrath Meiners zu Göttingen.

(Schluß.)

Während seines ersten Kreuzzuges hörte der heilige Ludewig, daß ein mächtiger Sultan alle nützliche und seltene Bücher, deren er habhaft werden könne, ankaufen, oder abschreiben, und in seinem Pallast aufstellen lasse, um den Gebrauch derselben gelehrten Männern zu gestatten. Der fromme König fand, daß die Kinder der Finsterniß oft klüger seyen, als die Kinder des Lichts; und nahm sich vor, das Beispiel des ungläubigen Sultans nachzuahmen. Die Nachrichten, welche sein Beichtvater über die Anlegung einer Bibliothek aufgezeichnet hat, sind nicht bloß deswegen merkwürdig, weil die Büchersammlung des heil. Ludewig eine der ersten war, die von christlichen Fürsten gemacht worden; sondern weil sie auch sonst noch interessante, hieher gehörige Data enthalten. a) Der heilige Ludewig kaufte nicht die Werke der Kirchenväter und andere theologische Schriften, welche er vorzüglich suchte, um große Summen auf, sondern er ließ absichtlich die vollständigsten und correctesten Exemplare in den berühmten Abteyen von Frankreich abschreiben, um dadurch die Zahl und den Nutzen

a) Man sehe die Erzählung des Gaufridi de Bellolaco ap. Bulaeum III. 658 p.

Nutzen solcher Bücher zu vermehren. b) Der heilige Ludwig fand also die Handschriften, welche er suchte, nicht auf der Universität, oder bei den Facultäten und in den Collegien der hohen Schule in Paris, sondern in berühmten Abteien, die von Alters her Sammlungen von Handschriften besaßen. Er ließ für seine Bibliothek ein feuerfestes Gewölbe in oder neben seiner Capelle zu Paris bauen; und in dieses Gewölbe begab er sich, so oft er Musse zum Lesen hatte. Es machte ihm Vergnügen, seinen Hofleuten lehrreiche Stellen aus den Büchern, mit welchen er sich beschäftigte, in das Französische zu übersetzen. In seinem Testamente vermachte er den von ihm gesammelten Bücherschatz nicht der hohen Schule zu Paris, oder der theologischen Facultät, sondern ein Drittel den Franciscanern, das zweite Drittel den Dominicanern, und den Rest einem von ihm gestifteten Cistercienserkloster. Ludewig der heilige war der hohen Schule zu Paris sehr gewogen. Es fiel ihm aber gar nicht einmal ein, daß man einer hohen Schule eine kostbare Bücherssammlung leeren könne.

England brachte im dreizehnten Jahrhundert, in welchem die hohen Schulen zu Oxford und Cambridge entstanden, mehrere nicht bloß merkwürdige, sondern sehr gelehrte Schriftsteller hervor. Man begreift eben so wenig, wie Rogerius Baco im dreizehnten, als wie Bale und Pard im zwölften Jahrhundert zu allen den Büchern gekommen sind, die in ihren Schriften angeführt werden. Ich zweifle, daß man die hohe Schule zu Oxford schon im dreizehnten Jahrhundert mit Büchern beschenkt habe, wie Wood vermuthen läßt. Wenigstens gründet sich alles das, was er über die ältesten Vergabungen von Büchern und über die Aufbewahrung dieser Bücher sagt, auf bloße Vermuthungen; oder es ist in Rücksicht auf die Zeit, in welcher es Statt gefunden hat, ungewiß. c) Das älteste zuverlässige Vermächtniß von Büchern, dessen die Denkmäler von Oxford erwähnen, ist aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. d) Der Vergaber war ein gelehrter Bischof Richard de Bury, Canzler Richards des Dritten von England. Es ist interessant, den trefflichen Mann selbst über sein Vermächtniß reden zu hören. e)

„Ich gieng schon lange mit dem Gedanken um, ein Collegium in Oxford zu stiften, und dies Collegium mit dem zu

b) l. c. concepit, quod revertens in Franciam omnes libros sacrae scripturae, quos utiles et authenticos in diversis armariis Abbatiarum invenire valeret, transcribi sumptibus suis faceret. . . .

c) II. 48.

d) Wood l. c. giebt das Jahr 1345 an.

e) Ap. Bulaeum IV. 325. 326., der seine Worte aus dem 18ten und 19ten Capitel des Philobiblii anführt.

ganzen Schatze meiner Bücher zu beschenken, damit sie nicht bloß von den Mitgliedern des Collegii, sondern von der ganzen Universität benutzt würden. Ich scheute daher keine Kosten, um nützliche Bücher zu kaufen, und solche, welche nicht feil waren, abschreiben zu lassen. Um aber allen Mißbrauch möglichst zu verhüten, verordne ich, wie folgt. Zuerst schenke ich alle meine Bücher, von welchen ich ein genaues Verzeichniß verfertigt habe, der Gesammtheit der Meister und Studirenden in Oxford, als eine ewige milde Gabe zum Heil meiner und meiner Eltern Seelen, auch der Seelen des glorreichen Königs Eduards des Dritten, und seiner frommen Gemahlin Philippa. f) Mein Wille ist, daß diese Bücher einem jeden Lehrer und Lernenden ohne Unterschied unter folgenden Bedingungen geliehen werden. Der Meister oder das Haupt des Hauses bestellt fünf seiner Bursarien zu Hütern der Bücher. Wenigstens drei dieser Custoden müssen darum wissen, wenn ein oder mehrere Bücher zum Lesen weggegeben werden. Zum Abschreiben soll man nie ein Buch ausserhalb des Hauses verleihen. Wenn aber jemand ein Buch zum Lesen verlangt, so liegt den Custoden ob, nachzusehen, ob dasselbe doppelt vorhanden sey. Auf diesen Fall können sie ein Buch verleihen, wenn vorher wegen des Werths hinlängliche Bürgschaft geleistet, und ein Instrument aufgenommen worden, in welchem sowohl die Namen des Entlehners, als der Leiher sammt dem Tage und Jahre der Uebergabe verzeichnet stehen. Ist ein Buch nur einzeln da, so kann man es bloß Mitgliedern des Hauses, Anderen hingegen nur alsdenn hingeben, wenn sie es innerhalb des Hauses einsehen, oder durchlesen wollen. Auch den Genossen des Hauses darf kein Buch geliehen werden, ohne daß man nicht den Tag des Herleihens, und den Namen des Leihers angemerkt hätte. Bursarien, die ein Buch empfangen haben, dürfen dasselbe keinem ihrer Mitburschen geben, ohne die Einwilligung von drei Custoden; und alsdann wird statt des Namens des ersten Entlehners der Name des Anderen aufgezeichnet. Die Custoden müssen sich zu alle diesem verpflichten, wenn ihnen die Huth der Bibliothek anvertrauet wird. Alle, welche Bücher erhalten, müssen schwören, daß sie dieselben blos zum Lesen brauchen, und nicht ausserhalb der Stadt und der Vorstädte von Oxford verleihen wollen. Die Custoden haben jährlich dem Haupte des Hauses, und zweien seiner Gehülfen Rechenschaft von der Bibliothek abzulegen; oder wenn diese keine Zeit dazu haben, so ernennen sie drei Inspectoren, welche den Katalogus mit der Bibliothek selbst vergleichen, und Acht geben, daß alle Bücher wirklich vorhanden seyen, oder

f) Bul. l. c. . . . . in perpetuam Eleemosynam pro anima nostra, et parentum nostrorum etc.

daß wenigstens für die weggeliehenen hinlängliche Bürgschaften geleistet werden. Zu dieser Revision der Bibliothek, scheint der Zeitraum vom Anfange des Junius bis zum Feste des heiligen Thomas der bequemste zu seyn. Ich füge noch dieses hinzu, daß jeder, dem ein Buch verborgt worden, das Buch Ein Mahl im Jahre den Custoden vorzeigen, und die Bürgschaft erneuern müsse. Sollte es geschehen, daß ein Buch durch den Tod oder die Schuld des Entlehners verlohren gienge; so hat der Schuldige oder dessen Erben den Werth zu ersezzen. Wenn die Custoden für ihre Mühe irgend eine Belohnung empfangen, so sollen diese Vortheile ganz allein zur Erhaltung und Erweiterung der Bibliothek angewandt werden."

Auch diese Instruction für die Bibliothek zu Oxford, die erste, welche mir bekannt geworden, zeigt, wie kostbar Bücher im 14ten Jahrhundert waren, und wie sehr man bei dem besten Willen, eine Büchersammlung gemeinnützig zu machen, den Gebrauch derselben erschweren mußte.

Nach dem Bischof Richard war Humphred, Herzog von Glocester, der Erste, der sowohl im Jahr 1427, als in mehreren folgenden Jahren die Universität zu Oxford mit vielen und kostbaren Handschriften beschenkte.g) Es dauerte lange, bevor diese von dem Herzoge geschenkten Büchersammlungen aufgestellt wurden. Nachdem dieses geschehen war, giengen die gesammelten Schätze größtentheils durch Nachlässigkeit, oder Untreue, oder offenbare Gewalt wieder verlohren.h)

Als Kaiser Carl IV. im J. 1348 die hohe Schule zu Prag stiftete, begabte er dieselbe nicht bloß mit liegenden Gründen, mit stattlichen akademischen Gebäuden und kostbaren Trinkgeschirren, sondern auch mit vielen Büchern, welche er um große Summen angekauft hatte, und dann durch die verschiedenen Collegia vertheilte.i) Die Stifter von Wien erwähnen zwar in ihren Gnadenbriefen keiner Bücher, welche sie ihrer hohen Schule geschenkt hätten; allein es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses geschehen sey. Nach den ältesten Statuten theilte die Facultät der Künste im Herbst nicht bloß die Vorlesungen, sondern auch die Bücher aus, die von jedem Meister sollten vorgelesen werden.k) Woher anders, als von

g) II. 49. 50. Wood.
h) Ueber die Bodleyische Bibliothek in Oxford sehe man Wood II. 50. etsq. p. Wendeborn IV. 268. Ueber die öffentliche Bibliothek in Cambridge Ebend IV. 318 – 320.
i) Encomia Univers. Pragensis p. 14.
k) II. 220. . . . recepturus ibidem librum suum ordinarie legendum . . . se quis vero Magistrorum librum suum non acceperit . . .

von den Stiftern, wollte die Facultät der Künste, die Bücher erhalten haben, über welche jährlich gelesen wurde? Im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts entschloß sich die hohe Schule zu Wien, ein Universitätshaus zu bauen; auch mit in der Absicht, um die Archive und Bibliotheken der verschiedenen Facultäten gehörig verwahren und aufstellen zu können. l) Die Facultäten der älteren deutschen hohen Schulen mußten mit den Texten, die ordentlich vorgelesen wurden, versehen seyn, weil manche Meister, wie ich schon oben erwähnte, zu arm waren, um die Bücher eigenthümlich zu besitzen, welche sie vorlesen sollten. Alle, oder gewiß die meisten deutschen Universitäten, die im 15ten, 16ten und 17ten Jahrhundert errichtet wurden, erhielten von Anbeginn an, oder bald nachher, von ihren Stiftern und andern Wohlthätern Bibliotheken, Einige auch beständige Fonds zur allmähligen Vermehrung derselben. Nach den Statuten, die kurz vor der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts gesammelt wurden, mußte jeder Rector in Erfurt bei dem Antritt seines Amts ausdrücklich schwören, daß er die Bücher der Bibliothek sowohl in dem Collegio zum Himmelsthore, als in dem Universitätshause zu erhalten suchen wolle. m) Die älteste Bibliothek zu Erfurt ward in dem großen Auflauf des Jahrs 1510 zerstört. n) Die Universität zu Tübingen verlohr ihre erste Bibliothek durch den unglücklichen Brand, der im Jahr 1534 das sogenannte Sapienzhaus einäscherte. o) Man machte gleich wieder den Anfang einer neuen, die im J. 1562 durch die Grempische Bücher sammlung einen nicht geringen Zuwachs erhielt. p). Man setzte jährlich eine Summe von hundert Gulden zur Vermehrung der Bibliothek aus. q) Die Dechanten der verschiedenen Facultäten thaten den Vorschlag, welche neue Bücher nach jeder Messe angeschafft werden sollten. Die Grempische Bibliothek war vorzüglich zum Gebrauch der Grempischen Stipendiaten bestimmt. Die eigentliche Universitäts-Bibliothek war nach den Statuten von 1602 allen Professoren, aber auch nur diesen offen. Wer ein Buch brauchte, gieng jedesmal mit dem Bibliothekar auf die Bibliothek, weil diese noch nicht an bestimmten Tagen geöffnet wurde. r) In Tübingen war es ein altes Statut, daß die Buchdrucker oder Buchhändler von allen Wer-

l) Conspect. Hist. Univ. Viennens. I. 222. ac cum Bibliothecis pro singularum facultatum libris scriptisque assignandis.
m) Motschmann I. 627.
n) ib. 480 S.
o) Bock S. 30.
p) S. 73. 74. ib.
q) Statut. Renov. de 1602 p. 73. 74.
r) l. c.

Werken, welche sie verlegten, zwei oder drei Exemplare, und unter diesen Eins für die Bibliothek abliefern mußten. s) Die Bibliothek, welche der Markgraf Albrecht der hohen Schule zu Königsberg zuwandte, war eine der vollständigsten jener Zeiten. Wenigstens versicherte der Gottesgelehrte Draconites, daß er keine Bibliothek gesehen habe, die so reich an nützlichen Büchern aus allen Wissenschaften gewesen sey, als die Königsbergische. t) Auch die hohe Schule zu Jena ward bei ihrer ersten Stiftung mit einer ansehnlichen, der sogenannten akademischen Bibliothek begabt. u) In Jena verordnete man schon im 17ten Jahrhundert, daß sowohl jeder Studirende bei der Inscription, als jeder Candidat bei der Promotion etwas Gewisses an die Bibliothek zahlen, auch daß aus Auktionen von Büchern Ein vom Hundert an die Bibliothek entrichtet werden solle. x) Zur Zeit der Stiftung der Universität zu Halle hielt man eine Bibliothek schon für eine hohen Schulen unentbehrliche Anstalt. Friedrich der Dritte versprach daher in dem Stiftungsbriefe, daß zur Anlegung einer Universitäts-Bibliothek die nöthige Verfügung getroffen werden, und daß auch die Studiosi einen Zutritt zu derselben haben sollten. y)

Die hohen Schulen Italiens übertrafen die deutschen durch die übrigen öffentlichen Anstalten sehr weit. Nur in Ansehung öffentlicher Bibliotheken blieben sie hinter den deutschen nicht wenig zurück. Keine Italiänische Universität war während des 16ten und 17ten Jahrhunderts berühmter, als die zu Padua; und selbst diese berühmteste Schule Italiens erhielt nicht eher eine öffentliche Bibliothek, als in den Jahren 1629 1632. z) Die Fonds, welche der Senat in Venedig dieser Bibliothek anwies, bestanden in einem Exemplare von jedem Buche, was in dem Gebiet der Republik gedruckt werde; in dem Zehnten des ersten Jahrgehalts eines jeden neuen Lehrers, und in einem Beitrage von zwei Scudi's, welche sowohl die zu befördernden Doktoren und Meister, als ein Jeder, der in irgend ein Collegium als Mitglied aufgenommen werde, entrichten sollten.

s) ib. p. 143.
t) Arnoldt I. 17. 50.
u) Schmid S. 103. 104.
x) ib. S. 108.
y) Dreyhaupt II. S. 75.
z) Tomasin. cap. 73. und Facciol. II. 41.

Etwas zur Beantwortung der Frage

im 46ten Stück des hannöv. Magazins:

„Woher es komme, daß die jungen Tauben Geschwüre am Halse erhalten, und welche Mittel dagegen anzuwenden wären?"

Wahrscheinlich ist es bei den Tauben, wie bei jedem andern animalischen Körper, der Fall, daß einerlei Krankheit nicht immer auch einerlei Ursache habe, und daher kann die im 55ten Stück dieser Blätter befindliche Behauptung des Herrn von Dassel, daß jene Krankheit von unreinem, schimmlicht gewordenen Futter herrühre, sehr wohl neben der meinigen bestehen, ohne daß die eine der andern zu nahe thäte.

Schon seit mehrern Jahren hielt ich eine etwa aus 30 Paaren bestehende Taubenflucht, deren Junge an meinem vorigen Wohnorte nicht nur in den ersten Monaten, sondern den ganzen Sommer hindurch, fast bis zur Hälfte, mit jener tödtlichen und eckelhaften Krankheit befallen wurden. Ich brachte vor 2 Jahren die nämliche Taubenflucht mit hieher, und weder im vorigjährigen noch diesjährigen Sommer hat sich, bei völlig gleicher Wartung und gleichem Feldflurge, auch nicht die geringste Spur von jener Krankheit an meinen jungen Tauben gezeigt. Ich glaube die vorherige Gegenwart des Uebels und das jetzige Verschwinden desselben in folgendem Umstande suchen zu müssen. An meinem vorigen Wohnorte fehlte es gewöhnlich an fließendem Wasser. Die Tauben konnten für sich und ihre Jungen nur das Wasser eines benachbarten Brunnens bekommen. Dies muß für sie zu kalt gewesen seyn, und daher in ihrem erhitzten Halse eine Entzündung verursacht haben, von der das Geschwür die Folge war. In dieser Meinung bestärkt mich auch die Beobachtung, daß die jungen Tauben, wie der geehrte Anfrager richtig bemerkt, gerade dann mit dieser Krankheit befallen werden, wenn sie die ersten Federn schießen, also schon ziemlich erwachsen sind. Ehe nemlich die Jungen diesen Grad des Alters erreicht, behalten die alten Tauben das für sie gesammelte Futter sowohl als Wasser länger im Kropfe, in welchem also letzteres eine ihrer Körperwärme gleichmäßige Temperatur bekömmt. Sind die Jungen aber bis zur Befiederung erwachsen, so tragen die Alten ihnen ihre für sie eingenommene Nahrung, also auch das Wasser, unmittelbar zu, welches dann für sie, noch dazu in einer Zeit, in welcher die Jungen einer jeden Federviehart am schwächsten, ja ich möchte sagen, schon an sich halb krank sind, wie ich glaube,

jene

jene schädliche Folge hat. — Hier befinden sich in der Nähe meines Hauses Teiche und Bäche, woraus meine Tauben schöpfen, und unter einigen hundert Jungen, die ich hier von ihnen erhalten, war auch nicht eine einzige, die an einem Geschwüre krank geworden wäre.

Zwar nicht zur gänzlichen Hebung, doch zu einer sichtbaren Verminderung jenes Uebels, gereichte folgendes Mittel: ich vermischte eine Quantität nasse Lehm, am liebsten den aus alten Backöfen, stark mit Salz, und setzte ihnen solchen auf den Schlag. Dies ist ihnen zugleich eine angenehme Speise. Will man sie ihnen noch wohlschmeckender machen, so kann man etwas Anis hinzu thun.

Limke. Meyer.

Beschreibung einer Handmühle zu Kartoffeln.

In Beziehung auf die im 57ten Stück dieses Magazins befindliche Anfrage.

Man nehme eine aus starkem Blech verfertigte runde Reibe, etwa 10 bis 12 Zoll im Durchmesser, und eben so lang, durch deren Mittelpunkt eine eiserne Welle befestigt, die so viel länger ist, daß sie mit den Enden in ein Gestell gelegt werden kann; alsdann befestige man auf einem Ende eine Kurbel, verfehle aber nicht, diese wellenartige Reibe etwas schief zu legen, damit die geriebene Masse gleich herausfällt. An dem Gestell befestige man zweitens einen Rumpf oder Trichter, der aber nicht trichterförmig, sondern auf beiden Enden gleich weit seyn muß. Die Weite des Trichters richtet sich nach der Reibe; ist z. B. die Reibe 10 Zoll im Durchmesser, so muß der Trichter inwendig 9 Zoll haben, übrigens sich in seinem Quadrat nach der Reibe richten; unten muß er nach der Reibe ausgehöhlt seyn, und dicht auf die vorzüglich rund laufende Reibe schließen. Drittens nehme man noch einen Deckel, der in den Trichter paßt, und die Länge des Trichters nach Belieben. Schüttet man nun den Trichter voll Kartoffeln und legt ein Gewicht, oder drückt während des Umdrehens mit der Hand auf den Deckel, so wird eine Menge Kartoffeln in wenigen Minuten gerieben seyn.

Hannover. L. Maaß, Uhrmacher.

Hannöverisches Magazin.

67tes Stück.

Freitag, den 23ten August 1805.

In welchen Fällen verschuldet zunächst der Schullehrer die Unwissenheit und das Sittenverderbniß seiner Schulkinder?

Ein Versuch.

Da, wo der Glaube erlischt, und die Liebe erkaltet, da kommen die Armen ins Gedränge.

Der Schullehrer Plamer klagte nicht selten über die Dummheit, den Eigensinn, den Trotz und andere Fehler seiner Schulkinder, welche er mit aller angewandten Mühe aus dem Wege zu schaffen nicht vermöge. — Hatte Plamer in diesem Stücke wohl Recht?

Wenn der Ackermann sein Feld, und der Gärtner seinen Garten mit aller Sorgfalt und Geschicklichkeit bebauen; so wird sich freilich ihr Fleiß dennoch nicht immer ganz belohnt finden. Aeußere Umstände, die Menschen aus dem Wege zu räumen nicht im Stande sind, können ihrem Fleiße und ihrer Geschicklichkeit sowohl, wie der innern Fruchtbarkeit des Bodens Schranken setzen; aber in den meisten Fällen sind sie doch selbst Schuld daran, wenn der Acker ihren Erwartungen nicht entspricht.

Sollte dies nicht eben so der Fall bei dem Jugendlehrer seyn? Giebt es nicht eben sowohl bestimmte Gesetze, nach denen allein der Geist des Menschen seine Kraft entwickeln nach denen die mannigfaltigen edlen Keime, die in ihm liegen, zur Blüthe und Frucht hervorgetrieben werden müssen, wie es deren für den Acker und dessen Cultur giebt. Kann nicht der schlechteste Boden durch anhaltendes Studium seiner localen Beschaffenheit und beharrliche Anwendung zweckmäßiger Mittel recht sehr verbessert, und umgekehrt, ein von Natur guter Boden durch Vernachlässigung seiner Cultur

verdorben und verschlimmert werden? Und lehrt nicht die Erfahrung, daß dies sich eben so bei den Kindern verhalte; daß Kinder mit geringen Anlagen — vernünftig behandelt — am Ende doch eine gewisse Stufe geistiger und sittlicher Vollkommenheit erreichen, so wie im Gegentheil andre mit großen Anlagen bei verkehrter Behandlung sehr oft Taugenichtse werden?

Der Lehrer schiebe daher nicht immer und ganz allein die Schuld auf seine Kinder, wenn sie ihm mißrathen; er mache ihnen nicht täglich bei bemerkter Unaufmerksamkeit den Vorwurf: „wie oft habe ich euch das gesagt, aber ihr wollet nicht hören, „und wenn ich mir auch noch so viele „Mühe gebe, so bringe ich euch doch „nichts in die Köpfe!" Bei begangenen Unsittlichkeiten sage er ihnen nicht immer: „an euch ist Hopfen und „Malz verlohren, was ich euch verbiete, das thut ihr erst recht!" *) Nein, er ziehe sich selbst vielmehr vor das Gericht einer unpartheiischen Vernunft, und prüfe sein Selbstwerk: da wird er finden, daß er die Ursache davon, wo nicht ganz, doch größtentheils in sich selbst und in seinem fehlerhaften Benehmen gegen die Kinder aufzusuchen habe.

Die Sache ist wichtig, nicht bloß für den Schullehrer selbst; denn wer mag gern vergeblich arbeiten, oder gar verschlimmern wollen, und wen wird es nicht mit tiefem Kummer erfüllen, in seinen gerechtesten Erwartungen sich getäuscht zu sehen? — sondern vielmehr auch für den Staat, dessen Wohl und Weh größtentheils von der Bildung der Jugend abhängt.

Es sey mir daher erlaubt, einen Versuch zur Beantwortung der Frage zu machen:

In welchen Fällen verschuldet zunächst der Schullehrer die Unwissenheit und das Sittenverderbniß seiner Schulkinder?

1) Wenn es dem Lehrer selbst an Kenntnissen und Lehrfähigkeit mangelt.

Das Thier bedarf des Unterrichts eben so wenig, als es dessen fähig ist. Sein Instinkt leitet es immer recht, und durch ihn erreicht es den Grad der Vollkommenheit, dessen seine Natur fähig ist. Nicht so der Mensch! Auch in sein Wesen legte der Schöpfer Instinkte, aber nicht an ihrem Kappzaum sollte sich der Mensch zu seiner Bestimmung ziehen lassen; frei soll er sich regen — selbst soll er denken und urtheilen lernen, um frei wählen und

haus

*) So wird überhaupt nie ein verständiger Lehrer zu seinen Schülern reden: die bessern fühlen sich dadurch gekränkt, die schwachen werden muthlos, und die bösartigen reizt man gerade dadurch, Vorwürfe dieser Art zu verdienen; es schwächt bei allen Vertrauen und Liebe zum Lehrer, und nie wirkt er, was er dadurch wirken wollte.

handeln und zu der Höhe hinarbeiten zu können, die er erreichen kann, erreichen soll. Darum müssen seine Instinkte der Vernunft untergeordnet werden; nur diese soll ihn leiten; nur sie soll seine Führerin, seine Gesetzgeberin seyn. Aber — wie kann sie's seyn, wenn ihre Kräfte nicht aufgeregt, ausgebildet, in Thätigkeit gesetzt, und zu voller, wohlthätiger Wirksamkeit getrieben werden? — Vernunft ist keine Pflanze, die wild und üppig von selbst in die Höhe schießt; o diese heilige Blume der Menschheit muß sorgfältig gepflegt und gewartet werden, wenn sie zur schönen süßen Frucht der Humanität reifen soll. Und dies kann nur durch Bildung und Unterricht geschehen. — Sie, die Kraft zu urtheilen und zu schließen, zu denken und zu wollen, setzt nothwendig Uebung und Kenntnisse von vielen Dingen voraus, die der Mensch durch eigene Anschauung sich selbst zu erwerben nicht im Stande ist, um so weniger, da das bekannte, auf die sinnliche Natur des Menschen gegründete Sprichwort sich täglich bewahrheitet: der Schein trügt! und es auf der andern Seite nicht allein physisch und moralisch unzulässig, sondern sogar unmöglich seyn würde, die verschiedenen nützlichen und schädlichen Eigenschaften aller in näherer Beziehung auf den Menschen stehenden Dinge durch eigne Erfahrung zu erproben.

Der Mensch bedarf also des Unterrichts; ohne Unterricht würde er nichts von dem wissen, was ihn eigentlich zum Menschen macht. Vom Lehrer soll er als Kind diesen Unterricht erhalten; aber nur in dem Maße, als der Lehrer selbst Kenntnisse hat, kann er sie den Kindern mittheilen. Fehlt es dem Lehrer selbst an richtiger, deutlicher und vollständiger Ansicht der Dinge, die er lehren will, so wird er nie im Stande seyn, einen Begriff in seine Bestandtheile, woraus er zusammengesetzt ist, aufzulösen, zu analisiren, und eben so wenig ihn seinen Kindern deutlich, faßlich und behältlich machen können. Hat er selbst nur dunkle und verworrene Begriffe von dem, was er vorträgt — wie können sie dann dem Schüler deutlich und klar werden?

Unglaublich ist aber der Schaden, der hieraus entsteht. So wie ein Lichtstrahl unmittelbar dem andern folgt, und schnell ein ganzes Zimmer erhellt: so erzeugt eine deutliche Idee durch ihre Verknüpfung mit andern viele andere deutliche Ideen, die unmittelbar aufs Handeln wirken. Z. B. ein deutlicher Begriff von Ordnung leitet das Nachdenken von selbst auf alles das, was mit der Ordnung in Verbindung, oder ihr entgegen steht, und macht geneigt, die Ordnung zu lieben, in seinen Geschäften, wie in seinen Gedanken und Sachen, Ordnung zu behaupten, und sich der allgemeinen Ordnung zu unterwerfen. Eine dunkle, verworrene und abgerissene Vorstellung hingegen hat oft tausend Irrthümer und Fehlgriffe in ihrem

rem Gefolge; z. B. eine dunkle und verworrene Vorstellung von Strafen Gottes macht furchtsam bei einem Gewitter, und nach Beschaffenheit der Umstände wohl gar lieblos und feindselig gegen andre Menschen, und kann kein Motiv zum Gutseyn werden. Gutseyn ist aber der höchste Zweck des Unterrichts, der aber durchaus deutliche Begriffe von dem, was gut ist, voraussetzt; daher denn überall, vorzüglich in Religionssachen, nicht so sehr auf extensive als intensive Erkenntniß gedrungen wird. Dieser Zweck geht aber solchemnach ganz verlohren.

Und wie kann der Lehrer Aufmerksamkeit von seinen Schülern fordern, da er bei dem Mangel an eigener deutlicher Anschauung auch keine richtige Methode anzuwenden im Stande seyn wird. Das Kind scheut von Natur alle Anstrengung, wobei seine Sinnlichkeit nicht freien Spielraum hat, und abstrahirt nicht gern. Was ist im Stande, die Aufmerksamkeit des Kindes zu fesseln, so, daß es seinen Verstand freiwillig auf die ihm vorgestellten Gegenstände richtet, und sein Nachdenken darüber unterhält? Die Methode ist es, oder die auf die Natur des Kindes gegründete Behandlungsart eines intellectuellen Gegenstandes, um dadurch alle möglichen Zwecke bei dem Kinde, insbesondere den höchsten Zweck des Unterrichts, Ausbildung aller seiner Geistesanlagen und Fähigkeiten, zu erreichen; wozu vorzüglich gehört, daß der Lehrer verstehe, durch gegebene Anschauungen Ideen deutlich zu machen, Aehnlichkeiten zu abstrahiren, und solche auf etwas unbekannteres und intellektuelles anzuwenden; einen intellektuellen Begriff nach einer den individuellen Kräften des Kindes angemessenen und stets neuen Form so evident zu entwickeln, daß der Schüler das Resultat von selbst finde. Fehlt dem Lehrer diese Kunst, so wird das Kind bei seinem Vortrage kein Interesse fühlen, demselben keine Aufmerksamkeit schenken, und daher weder verständig noch besser dadurch werden.

Die Seele aller Geschäfte ist Ordnung, oder die Regelmäßigkeit im Beieinanderseyn und Aufeinanderfolgen mannigfaltiger Dinge. Wo Ordnung herrscht, da ist ein Mannigfaltiges einer gewissen bestimmten Regel nach Ort, Zeit und Art unterworfen, von welcher man unter keinerlei Umständen ohne dringende Noth abzuweichen sich erlaubt. Ordnung ist auch unstreitig eine Hauptsache beim Unterricht und bei der Jugendbildung. Wenn es wahr ist, daß die Geistesbildung des Kindes schon mit seiner Geburt ihren Anfang nimmt, und eine Vorstellung an die andre sich wie eine Kette anschließt, die letzte derselben immer das Resultat aller übrigen ist, und jede andre dazu kommende Vorstellung ihre Modification nach dieser erhält: so ist es wohl nie gleichgültig, was man mit dem Kinde vornimmt, womit man, aus dem Schatze seiner Kenntnisse, seine Aufmerksamkeit beschäftigt und unterhält. Je mehr

Ord-

Hannöverisches Magazin.

68tes Stück.

Montag, den 26ten August 1805.

In welchen Fällen verschuldet zunächst der Schullehrer die Unwissenheit und das Sittenverderbniß seiner Schulkinder?

(Schluß.)

Kein Geschäft erfordert seiner Natur nach mehr Herzlichkeit und Willigkeit, als das des Schullehrers, weil er, eines Theils, gleichsam mit dem Kinde sympathisiren, sich in dessen Alter, in dessen frohe Gemüthsstimmung versetzen, und in dessen Bedürfnisse hineindenken muß, weil er anderntheils mit so mannigfaltigen Hindernissen, die theils in dem Kinde selbst, theils außer demselben liegen, zu kämpfen hat, und die ganz verschiedenen Fähigkeiten und Kräfte der Kinder gewissermaßen jede für sich, seine besondre Aufmerksamkeit erfordern; weil ferner der Saame des Unterrichts nicht sogleich und immer in einen fruchtbaren Boden fällt, vielmehr die Wirksamkeit desselben sich oft erst späterhin äußert; weil es daher keinen untrüglichen Maaßstab giebt, seine Arbeit, den Antheil, den er an der fortschreitenden Verbesserung seiner Kinder hat, gehörig zu beurtheilen, und folglich auch jede Pflichtversäumung von Seiten der Obern nicht gleich bemerkt und geahndet werden kann, und endlich, weil der Schullehrer sehr selten sich in dem Zustande befindet, ein sorgenfreies Leben führen zu können.

Man denke sich nun einen Schullehrer, der von dem hohen Werth und der Wichtigkeit seines Berufsgeschäfts nicht innig durchdrungen ist, kein Herz und keine Seele dafür hat! der wohl gar dasselbe nur eben darum, sehr ungern, verrichtet, um sich in dem Drange der Umstände zu fügen, und immer in eine verdrießliche Stimmung geräth, so oft er in der Schule vor seinen Kindern steht — die er weder achtet noch liebt, und die gleichwohl in jedem Au-

genzlich Achtung und Liebe von ihm fordern — der jeden kleinsten Fehler, den sie begehn, als eine Bosheitssünde ansieht, und ihn auch so behandelt; der von seinen Kindern Aufmerksamkeit fordert, und in dessen Gesicht sie doch lesen, wie wenig wichtig und seines Nachdenkens würdig er selbst die Sachen hält, die er vorträgt; der von seinen Kindern verlangt, daß sie sich zu ihm hinaufschwingen sollen, da diese doch sichtbar bemerken, daß es ihm an Menschlichkeit fehlt, sich zu ihnen herunterzulassen, und dadurch ihrer Schwachheit zu Hülfe zu kommen — was kann der Gutes ausrichten bei seinen Kindern? Wie ein großer starker Eichbaum dadurch, daß er mit seinen breiten Aesten mehrere kleine Bäume bedeckt, dennoch denselben nicht nützlich wird, indem er diesen zugleich die erwärmenden Strahlen der Sonne und den fruchtbaren Regen entzieht; eben so wenig kann auch der Lehrer ohne Herzlichkeit seinen Kindern nützlich werden; mit alle seinen Kenntnissen, mit alle seinen Talenten wird er ihren Kopf nicht erhellen, ihr Herz nicht erwärmen, ihren Sinn nicht für Wahrheit und Tugend beleben; er bleibt dann nur ein tönend Erz und eine klingende Schelle. — Wehe ihm! Klagen wird er über die Fehlerhaftigkeit seiner Kinder und in seinem eigenen Busen die Ursache davon sich selbst beimessen müssen. Dies wird aber offenbar noch mehr der Fall seyn:

3) **wenn der Lehrer hervorstechende moralische Fehler und einen verdorbenen Charakter besitzt.**

Achtung, Liebe und Vertrauen der Kinder sind dem Lehrer durchaus unentbehrlich, denn sie sind das Vehikel seiner ganzen Wirksamkeit.

Das Kind hat freilich keine tiefe Menschenkenntniß, in der es in das Innere des Herzens dringt, und Geister unterscheidet. Wer wird das von ihm erwarten? Seine Arglosigkeit, seine Offenheit im Denken und Handeln, seine Unerfahrenheit mit der Welt verleitet es vielmehr auch verstellte Charaktere für gut zu halten, und oft auch von schlechten Menschen sich mehr Gutes zu versprechen, als Welt- und Menschenkenntniß es billigen möchte. Aber dennoch behält es noch immer sehr offene Augen und Ohren für die moralischen Gebrechen Andrer.

Bei dem Erwachsenen findet oft der Lasterhafte oft Nachsicht und Schonung, wenigstens Entschuldigung, wenn jener menschlich genug ist, auf die Quellen zurückzusehn, aus welchen sein Laster herfließt. Z. B. Gram und Kummer über den Verlust dessen, was wir sehr liebten, oder unverdiente Beleidigungen u. s. w. haben wohl schwache Gemüther zum Trunk und zu allen daraus entspringenden Verirrungen verleitet. Eigensinn, Hang zum Lügen, können durch eine fehlerhafte Erziehung von Seiten der Eltern veranlaßt seyn. Das alles bringt der gereifte Menschen-

schenkenner mit in Anschlag, wenn er die Fehler und Verirrungen seiner Brüder vor sein Gericht zieht. Aber auf solche frühere Veranlassungen sieht das Kind, theils aus Unvermögen, theils aus Leichtsinn nie zurück, auch bringt es bei Abschließung seines Urtheils das große Opfer nie in Anschlag, welches ein solcher Mensch durch sein Bösesthun bereits seiner innern Ruhe und Zufriedenheit dargebracht hat; weshalb er oft mehr unser Mitleid in Anspruch nimmt, als daß wir ihn geradehin verachten können. In den Augen der Kinder finden daher solche Fehler desto weniger Schonung, weniger Entschuldigung; ihr Mißfallen darüber und ihr Tadel wird desto größer, ihre Verachtung gegen den Menschen, an dem sie solche wahrzunehmen Gelegenheit finden, wird um desto stärker seyn, je reiner und unverdorbener ihr Sinn für das Gute, und je größer ihr Zutrauen zu dem Menschen war, in dem sie sich nun getäuscht sehen.

Wie groß muß das Zutrauen eines jungen Kindes zu seinem Lehrer, und seine Meinung von ihm seyn, den es sich so sehr überlegen, wie an Körper so auch an Geist und Herzensgüte denkt. Achtung, Liebe und Vertrauen wird es ihm willig und in demselben Augenblick schenken, da es ihm als Lehrer und Freund übergeben wird. Wie, wenn es sich nun in seinen zuversichtlichsten Erwartungen betrogen findet? Wenn es statt Freundlichkeit Grobheit, statt Gütigkeit liebloſe Härte von ihm erhält? Wenn es bei allem seinem Bestreben, den Beifall des Lehrers zu verdienen, dennoch von ihm zurückgesetzt und lieblos behandelt wird, etwa weil es mit leeren Händen zu ihm kam, oder eine Zwistigkeit zwischen dessen Eltern und dem Lehrer obwaltete? Wenn er Fehler, die er in der Schule an seinen Kindern mit ernster Miene tadelt, außer derselben ohne Scheu selbst begeht, und nun nicht verhindern kann, daß sie den Kindern zu Ohren kommen; wenn er wohl gar andere moralische Gebrechen an sich hat, deren schwarze Seite dem Blick der Kinder zu entziehn er nicht vermag? Dahin sind Achtung, Liebe und Vertrauen; verlohren sind seine guten Lehren; ihre Ohren werden sich vor denselben verschließen, ihr Verstand und Herz kalt dabei bleiben, ihr Wille keinen Beweggrund finden, denselben nachzufolgen.

Wie könnte auch der Lehrer eine moralische Stärke von seinen Kindern fordern, die er selbst nicht besitzt. Wie z. B. Anständigkeit von ihnen verlangen, wenn er selbst, wo nicht in der Schule, doch vielleicht in einer lustigen Gesellschaft allen äußern Wohlstand vor den Augen der Kinder verletzt? Wie Freundlichkeit, Höflichkeit, Bescheidenheit, wenn er selbst grob und insolent gegen die Kinder oder gegen Erwachsene in deren Gegenwart sich beträgt?

Wie Rechtlichkeit und Ordnungsliebe, wenn sein ganzes Aeußere es auffallend beweist, wie gar wenig Liebe er selbst zu diesen Dingen hat? Wie Fleiß und Aufmerksamkeit, wenn er selbst oft und ohne Noth die Schule versäumt, oder die Stunden nur handwerksmäßig, und ohne sich gehörig darauf vorbereitet zu haben, abhält? Wie beharrlichen Eifer im Guten, wenn er seine ganze Wirksamkeit nur auf die gewöhnlichen Schulstunden einschränkt, und außerhalb des Schulzimmers seine Kinder als ihm fremde und ganz gleichgültige Wesen ansieht? Umsonst wird er moralisiren, sein Unterricht wird unfruchtbar bleiben.

Aber dies ist der Schaden bei weitem nicht ganz. Man weiß, wie ansteckend böse Beispiele, vornemlich für Kinder, sind. Sey es, daß ihre jungen Herzen anfangs das Unrecht mit innigem Abscheu fühlen; dadurch, daß sie öftere Eindrücke davon erhalten, und dasselbe von ihrem Lehrer selbst thun sehn, werden Gefühl und Sinn bald genug sich so daran gewöhnen, daß sie gleichgültig dabei bleiben, und am Ende selbst Neigung bekommen, es nachzuahmen. Der Reiz zur Nachahmung des Bösen wird um so stärker seyn, je größer der sinnliche Reiz ist, dessen augenblickl chen Genuß sie sich damit als verbunden vorspiegeln; je mehr eine fehlerhafte häusliche Erziehung dasselbe begünstigt, und je mehr ihnen die bösen Folgen verborgen bleiben müssen, die dasselbe für den, der es begeht, unausbleiblich nach sich zieht.

Wie doppelt wichtig es daher für den Jugendlehrer sey, einen untadelhaften Charakter zu haben, und durch ein musterhaftes Betragen sich auszuzeichnen, bedarf wohl weiter keines Beweises, eben so wenig, wie unabsehbar groß der Schden sey, der aus dem Mangel desselben für die Jugendbildung hervorgeht. Gesetzt auch, daß der Lehrer fähig ist, Tugenden, deren entgegengesetztes Böse er selbst an sich trägt, den Kindern zu empfehlen, ihre Herzen dafür zu erwärmen, so werden diese Ermahnungen bei ihnen doch nicht zur That reifen, vielmehr augenblicklich durch den Gedanken erstickt und vernichtet werden, es doch doch damit wohl so genau nicht zu nehmen seyn müsse, weil der Lehrer ja selbst sich dieses und jenes dagegen erlaube. In den meisten Fällen aber wird es dem Lehrer unmöglich werden, mit Herzlichkeit und Eindringlichkeit das Gute zu empfehlen, das er selbst nicht an sich hat, und dessen edle Wirkungen aus eigner Erfahrung er nicht kennt; er wird nicht im Stande seyn, mit dem gehörigen Ernst vor dem Bösen zu warnen, das er selbst liebt. Und sollte dies in der That der Fall seyn: so wird das schlimmste unter allen Lastern, Heuchelei und Verstellung, sich der Herzen der Kinder gleich ihm bemächtigen; untreue Scheinchristen werden sich unter seiner Leitung bilden, die fortdauernd

dauernd das Spiel elender Begierden bleiben, und bei denen in der Folge alle Moral, selbst die herzlichste eines biedern rechtschaffenen Predigers vergeblich angewandt seyn wird. —

Wenn Plamer sich nun in einem von den angezeigten Fällen befand, wie ungerecht waren dann nicht seine Klagen über die Unwissenheit und das Sittenverderbniß seiner Schuljugend? —

Laßt uns besser werden,
Gleich wird's besser seyn.

Adenſen. H. Weßberge, Schullehrer.

Etwas über Tachygraphen.

Bei Griechen und Römern gab es Leute, welche die Kunst verstanden, äußerst schnell zu schreiben. Um diese Kunst in ihrer Vollkommenheit auszuüben, bedienten diese Tachygraphen oder Geschwindschreiber sich allerlei Abkürzungen, brauchten einzelne Buchstaben statt ganzer Wörter, oder andere willkührliche Zeichen, (notae, woron sie auch Notarii und im spätern barbarischen Latein Breviatores hießen). Vermittelst dieser Kunst waren sie im Stande, das nachzuschreiben, was andere redeten, oder auch sehr schnell dictirten. Manche Tachygraphen brachten es darin sehr weit. Nach Plutarchs Zeugniß schrieb Tiro, der Freigelassene des Cicero, eine ganze Rede des nicht langsam sprechenden Cato nach. Isidor Orig. l. I. c. 21. nennt drei Ehrenmänner, den Persanius, Philargius und Aquila, die in dieser Kunst bewundert wurden. Martial macht sich in einem Epigramm (l. 14. 208.) über die Schnellhändigkeit solcher Tachygraphen, die doch ohne Zweifel für manche Zwecke sehr nützlich werden konnten, ein wenig lustig:

Currant verba licet, manus est velocior illis,
Nondum lingua, suum dextra peregit opus.

Laufen die Worte gleich schnell, die Rechte läuft schneller; die Zunge
Hat ihr Werk noch nicht, aber die Hand schon vollbracht.

Der Dichter Ausonius (Epigr. 137.) wünscht so schnell denken zu können, als der Geschwindschreiber Gedanken oder Worte aufzuzeichnen vermochte.

Diese Kunst ist nicht ausgestorben, wenn sie auch in unsern Zeiten nicht mehr ganz auf dieselbe Art ausgeübt wird. Manche unserer heutigen Büchermacher und Journalisten geben Beweise einer außerordentlichen Schnellhändigkeit; manche erstreben sie schon in akademischen Hörsälen, und ahmen dem rühmlichen Beispiel Xenophons nach, der, nach dem Zeugniß des Diogenes Laertius, die Vorträge des Sokrates nachschrieb. K.

Me-

Meteorologische Beobachtungen in Göttingen.

Monat Jul. 1805. *)

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F. R.	Wetter	Wind		
1	5	29 97	50 8	w.	NW	—	1
	2	30 03	64 14	d. W.	NW	1 —	2
	10	30 04	51 8	l. W.	—	0 —	1
2	5	30 10	47 7	d. W.	WNW	1 —	
	2	30 04	64 14	tr.	WNW	1 —	
	10	29 87	58 12	tr.	—	0 —	1
3	5	29 78	54 10	R.	W	0 —	1
	2	29 78	63 14	t.	W	1 —	2
	10	29 78	60 12	d. W.	—	0 —	1
4	5	29 77	58 12	R.	SW	0 —	1
	2	29 76	72 18	w.	S	—	1
	10	29 71	66 15	tr.	—	0 —	1
5	5	29 65	61 13	w.	OSO	0 —	1
**	2	29 66	79 21	w.	SO	1 —	
	10	29 67	65 15	tr.	—	0 —	1
6	5	29 69	61 13	l. W.	W	0 —	1
***	2	29 76	66 15	R.	SO	0 —	1
	10	29 73	62 13	R.	—	0 —	1
7	5	29 76	58 12	R.	WNW	0 —	1
	2	29 82	68 16	w.	NW	—	1
	10	29 86	55 10	w.	—	0 —	1
8	5	29 87	54 10	l. W.	WNW	0 —	1
	2	29 88	74 19	w.	WNW	—	1
	10	29 87	56 11	d. W.	W	—	1

*) Die Anzeige und Beschaffenheit der Instrumente und Maaßen, deren man sich bedient, s. St. 59. d. Mag. v. J. 1802. S. 929.

**) Gegen 6 Uhr Abends zog in NO. ein Gewitter auf, das sich jedoch wieder vertheilte, und einen sehr wohlthätigen langgewünschten Regen über die ganze Gegene ergoß.

***) Um Mittag stieg in SO. ein Gewitter auf, das mit starken Donnerschlägen und etwas Regen bald nach O. zog.

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Witter	Wind		
9	5	29 85	52	9	w.	W	o —	1
	2	29 86	67	16	w.	NO	—	2
	10	29 84	60	12	w.	—	o —	1
10	5	29 83	56	11	l. W.	NNO	o —	1
	2	29 83	70	17	tr.	NNO	1 —	
	10	29 82	61	13	tr.	—	o —	1
11	5	29 81	56	11	tr.	N	1 —	
	2	29 83	68	16	l. W.	N	1 —	
	10	29 81	60	12	l. W.	—	o —	1
12	5	29 79	55	10	w.	N	o —	1
	2	29 80	62	13	r.	NW	1 —	2
	10	29 79	53	9	tr.	—	o —	1
13	5	29 79	52	9	tr.	N	o —	1
	2	29 83	63	14	tr.	W	1 —	
	10	29 85	49	8	l. W.	—	o —	1
14	5	29 85	46	6	l. W.	W	o —	1
	2	29 85	68	16	w.	W	1 —	
	10	29 80	53	9	l. W.	—	o —	1
15	5	29 74	53	9	tr.	W	o —	1
	2	29 72	63	14	w.	W	1 —	2
	10	29 68	51	8	R.	—	1 —	
16	5	29 63	49	8	R.	W	1 —	
	2	29 67	55	10	R.	WNW	—	2
	10	29 71	52	9	vl. R.	—	2 —	
17	5	29 78	53	9	tr.	NW	—	1
	2	29 90	65	15	w.	NO	1 —	
	10	29 94	53	9	w.	—	o —	1
18	5	29 96	52	9	tr.	NNW	o —	-
	2	29 99	71	17	w.	NNW	1 —	
	10	29 98	56	11	h.	—	o —	1
19	5	29 97	52	9	R.	NNW	o —	1
	2	29 96	68	16	l. W.	NNW	1 —	
	10	29 95	55	10	h.	—	o —	1

*) Gegen 5 Uhr Abends stieg in O. ein Gewitter auf, das mit Donner und Regen über die Stadt nach W. zog.

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F. R.	Wetter	Wind.
20	5	29 93	56 11	tr.	NNW o — 1
	2	29 91	71 17	l. W.	NNW o — 1
	10	29 89	56 11	h.	— o — 1
21	5	29 87	54 10	l. W.	NNW o — 1
	2	29 81	73 18	w.	SSO 1 — 2
	10	29 72	60 12	R.	— o — 1
22	5	29 65	61 13	r.	SW o — 1
	2	29 68	72 18	l. W.	WSW 1 — 2
	10	29 74	57 11	w.	— o — 1
23	5	29 72	58 12	l. W.	W o — 1
	2	29 67	74 19	r.	S 1 — 2
	10	29 52	63 14	r.	— 2 —
24	5	29 54	55 10	r.	OSO 1 — 2
	2	29 64	70 17	d. W.	SSW — 2
	10	29 75	57 11	h.	— o — 1
25	5	29 78	57 11	d. W.	SW o — 1
	2	29 84	60 12	r.	SSW — 2
	10	29 93	51 8	r.	— o — 1
26	5	30 01	50 8	w.	SW o — 1
	2	30 04	67 16	w.	SW o — 1
	10	30 02	53 9	h.	— o — 1
27	5	29 97	45 6	R.	SW o — 1
	2	29 82	74 19	l. W.	SSW 1 — 2
	10	29 76	64 14	r.	— o — 1
28	5	29 76	60 12	r.	W o — 1
	2	29 83	76 20	w.	W 1 — 2
	10	29 83	61 13	l. W.	— o — 1
29	5	29 86	56 11	l. W.	S o — 1
	2	29 86	73 18	r.	S o — 1
	10	29 84	57 11	h.	— o — 1
30	5	29 82	55 10	r.	S o — 1
	2	29 82	64 14	R.	S o — 1
	10	29 78	58 12	R.	— o — 1
31	5	29 78	51 8	R.	SW o — 1
	2	29 76	75 19	w.	SW o — 1
	10	29 67	62 13	tr.	— o — 1

F. C. W.

Hannöverisches Magazin.

69tes Stück.

Freitag, den 30ten August 1805.

Darstellung der Gallschen Gehirn- und Schedellehre, mit Erinnerungen darüber

vom Professor Rudolphi zu Greifswalde.

Das Interesse an den vom Doct. Gall angekündigten Entdekkungen ist durch die Reisen, welche derselbe ausdrücklich in der Absicht unternommen, seine Betrachtungen und Theorien bekannter zu machen, gar sehr erhöhet; indem die große Menge seiner Zuhörer eine noch weit grössere Zahl von Wißbegierigen, denen es an Gelegenheit zu sehen und zu hören fehlt, um so viel begieriger macht, bestimmt zu erfahren, worin jene Entdeckungen bestehen. Die Erwartung, Belehrung darüber zu erhalten, wird um so viel lebhafter, je mehr sich in den bisherigen Nachrichten darüber Widersprüche und Räthsel finden. Da das Publikum, welches den Doctor Gall nicht selbst hören konnte, sich bis dahin, da von ihm selbst etwas gedruckt erscheinen wird, mit Berichten und Urtheilen solcher begnügen muß, die jenes Vorzuges theilhaft gewesen sind, so verdienen Kenner der Naturwissenschaften, die sich in dem Falle befinden, den grössesten Dank, wenn sie etwas bekannt machen, das die allgemeine Begierde befriedigt. Zu solchen Kennern der physiologischen und medicinischen Wissenschaften, die Zutrauen und Achtung im vorzüglichen Grade verdienen, gehört nach dem Urtheile Sachverständiger, der Professor Rudolphi in Greifswalde: und der Herausgeber dieser Blätter glaubt daher den Lesern derselben einen angenehmen Dienst zu erweisen, wenn er aus einer Reisebeschreibung dieses Gelehr-

lehrten,*) welche wegen ihres mehrentheils medicinischen Inhalts andern als Aerzten wenig bekannt werden dürfte, folgende Nachrichten und Urtheile über die Gallsche Theorie aushebt.

Schon lange war ich auf **Gall's** Bekanntschaft begierig gewesen, denn was ich von ihm und seiner Hypothese gehört und gelesen hatte, konnte mir nicht genügen. Auch itzt ist es noch der Fall, daß keins der Bücher, welche davon handeln, die Sache in ein hinlänglich klares Licht setzt; entweder sind sie zu kurz oder nicht plan genug. **Walther****) hat unstreitig seinen Lehrer am besten gefaßt, und er hatte Talent genug, sein System vortheilhaft darzustellen, allein die philosophische Sprache, die er führt, die Brownischen Sätze, welche er aufstellt, sind Gall fremd. **Leune's** Schrift, ungeachtet sie Beifall gefunden haben soll, halte ich für höchst mittelmäßig, er spricht nur von Hörensagen, und spricht nicht gut. **Krieg's** Aufsatz ist verständlich, aber wohl zu kurz, und derselbe Fall soll bei der Schrift von **Villers** eintreten, die ich nur einmal flüchtig gesehen habe. Es ist übrigens natürlich, daß jeder, der ein Jahr später über Gall schreibt, manches anders angeben muß, da Gall von Erfahrungen ausgehen will, und nach den später gemachten Beobachtungen manches einschränkt oder erweitert, zusetzt und zurücknimmt.

Als ich mich in Wien befand, war es ihm verboten, über seine Lehre Vorlesungen zu halten, ich mußte mich also damit begnügen, die Gründe für seine Hypothese im Allgemeinen, so wie für die einzelnen Behauptungen derselben, in Gesprächen zu erfahren, die ich auch fast täglich mit ihm anstellen konnte, bald in seinem Zimmer, bald in seinem Garten, bald in seinem Wagen, wenn er die Patienten besuchte, die etwas entlegen wohnten.

Er weiß jeder Materie, die er vorträgt, sehr vieles Interesse zu geben, und man hört ihm gern zu; auf der andern Seite aber merkt man doch, daß er etwas befangen ist, da er seine Lehre im Allgemeinen und viele einzelne Punkte derselben für ausgemacht wahr annimmt. Sonst aber mag er Einwürfe wohl hören, und nahm die, welche ich ihm machte, stets gut auf: er sagte mir auch selbst, ich solle immer gegen ihn schreiben, wenn ich nicht für seine Lehre gewonnen würde, nur möchte ich als Anatom auftreten, und nicht bloß

*) Bemerkungen aus dem Gebiete der Naturgeschichte, Medicin und Thierarzneikunde auf einer Reise durch einen Theil von Deutschland, Holland und Frankreich gesammelt, von **Karl Asmund Rudolphi**, Professor zu Greifswalde u. s. w. Zweiter Theil. Berlin 1805. S. 150 ff.

**) Nicht der Anatom in Berlin, sondern der Professor Walther in Landshut, der früher über Gall's Theorie geschrieben hat. Anm. d. H.

bloß mit philosophischen Waffen kämpfen. Ich habe seine Erlaubniß benutzt, und der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg einen Aufsatz über diese Materie vorgelegt, *) da er aber vielleicht noch nicht sobald abgedruckt wird, und bisher, so viel ich weiß, noch keiner gegen Gall mehr als einzelne Einwürfe vorgebracht hat, will ich hier einige der Hauptpunkte seines Systems kurz durchgehen. Sollte Gall oder Walther diese Schrift lesen, so bitte ich sie beide, von meiner innigen Achtung überzeugt zu seyn.

Daß das Gehirn der Sitz des Sensorium commune sey, ist wohl keinem Zweifel unterworfen, so wie ich es auch für völlig ausgemacht halte, daß kein einzelner Hirntheil als dasselbe zu betrachten ist. Noch ist nämlich kein einziger Theil gefunden, dessen Verletzung oder Zerstörung den Verlust der sogenannten geistigen Kräfte nothwendig nach sich zöge, sondern jede grössere Verletzung, jeder Druck an jeder Stelle kann jenen Verlust verursachen, so wie auch kein Theil bekannt ist, der ausschließlich als Vereinigungspunkt aller Nerven zu betrachten ist.

Ist aber das Gehirn als ein Ganzes, als Ein Organ zu betrachten, oder als ein Aggregat an einander gereiheter Organe? Das letztere ist Gall's Meinung, und ist sie zu beweisen, so steht wenigstens die Basis seines Systems fest. Die Gründe, welche er dafür angiebt, sind folgende:

1. Es können einige Geisteskräfte wirken, und andere dabei ruhen; wenn diese Geistesarbeit uns ermattet hat, können wir bei einer andern Erholung finden. Wenn das ganze Gehirn stets in Thätigkeit wäre, wie könnte man bei einer neuen Arbeit sich erholen?

2. Die Seelenkräfte, Gemüthseigenschaften und Neigungen sind bei demselben Individuum nicht in demselben Verhältniß ausgebildet; hingen sie sämmtlich von dem ganzen Gehirn ab, so müßten sie entweder bei demselben Subject alle stark oder wenig ausgebildet seyn. Wir finden dies aber nicht, sondern jeder hat nur zu einigen Dingen Talent, hat nur für etwas Gedächtniß, nur zu diesem oder jenen Neigung.

3. Bei den Thieren finden wir nur diese oder jene Fähigkeit ausgebildet, warum nicht alle, da sie doch das Gehirn besitzen, das ein Ganzes ausmachen soll? Warum hat dies Thier Sinn für Musik, da ein anderes diese flieht; muß man hier nicht auf ein eignes Organ schließen, das dem einen gegeben ist, dem andern fehlt?

4. Unsere Fähigkeiten halten sehr ungleichen Schritt; während die eine entwickelt wird, hat die andere eine bedeutende Höhe erreicht, nimmt die dritte schon wieder ab. Als Kinder, als Männer und Greise haben wir sehr

*) Dubia contra Josephi Gall de organis in cerebro distinctis, iisque cranii ope detegendis hypothesin.

verschiedene Talente, warum nehmen nicht alle zu gleicher Zeit zu und ab, wenn das Gehirn nur ein Organ ist?

5. Bei Krankheiten und Verletzungen des Gehirns gehen nicht immer alle Kräfte zugleich verloren; oft leidet nur eine einzelne. So wird oft nur das Gedächtniß schwach; zuweilen vergessen wir dabei nur etwas ganz einzelnes; der Wahnsinn ist oft sehr partiell, so daß ein oft sehr vernünftiger Mensch nur über einen Punkt faselt.

Diese Gründe beweisen aber keineswegs, was sie beweisen sollen, denn alle die vorgelegten Fragen lassen sich auch beantworten, wenn wir das Gehirn als ein Ganzes betrachten, das bei seinen verschiedenen Funktionen auf verschiedene Art wirkt.*)

1. Wirkt das Sensorium commune oder das Gehirn stets auf dieselbe Weise, so tritt bald Ermattung, endlich Erschöpfung ein; wird es auf verschiedene Art afficirt, so hält es dies länger aus. Aber auch hier sind Gränzen, und wir können nicht in einem fort arbeiten, wenn wir auch sehr verschiedene Geschäfte vornehmen, sondern müssen zuweilen ganz ruhen. Dasselbe ist bei den übrigen Organen des Körpers der Fall; dieselbe Stellung ermüdet bald, dieselbe Bewegung erschöpft leicht, jede auch die geringste Veränderung erleichtert; endlich erholen wir uns nur bei völliger Ruhe.

2. Daß nicht jeder Mensch alle Geisteskräfte gleich stark ausgebildet besitzt, nur diese oder jene Neigung hat u. s. w. ist leicht zu erklären. Erstlich kann das Gehirn zu gewissen Wirkungen oder Thätigkeitsäusserungen fähiger seyn (wegen ursprünglichen Baues, wegen gewisser Mischung u. s. w., wie man es annehmen will); zweitens hat oft ein Mensch sich nur auf etwas gelegt, es darin zur Fertigkeit gebracht, natürlich sticht dies Talent nun hervor; ihm ist früh zu etwas Neigung eingeflößt, gegen anderes Abscheu. Wer als Kind viele Gespenstergeschichten hörte, fürchtet sich vielleicht noch als Mann, obgleich er das Lächerliche davon einsieht. Es kommt auch oft nur darauf an, sich auf etwas anderes mit Fleiß zu legen, um auch dies zu erlernen. Was hat die Liebe und der Hunger nicht oft gelehrt! So sehen wir auch bei den Muskeln zuweilen, daß sie nur zu einer Anstrengung (durch Gewohnheit) sehr geschickt sind; so kann der eine vielleicht eine große Last heben und tragen, ein ander er, der dies nicht kann, wirft ihn zu Boden: dahin gehören auch alle die verschiedenen Künstlerfertigkeiten.

3. Sehen wir bei den Thieren verschiedene Eigenschaften, so kann auch der-

*) Ich hüte mich sehr, ein anderes Wort als wirken und afficirt seyn zu gebrauchen, da das wie uns völlig unbekannt ist, und nun jeder seine Hypothese nach Gefallen unterlegen kann.

derselbe Fall eintreten; daß nämlich das Gehirn anders gebauet ist, und daher andere Wirkungen äussert. Größtentheils aber müssen wir auf die äussere Lage und Erziehung der Thiere sehen. Fehlten z. B. den Raubthieren gewisse Organe, vermöge deren andere gutartig sind, so müßten sie nicht zu bändigen seyn; wir sehen aber das Gegentheil. Hätte ein Thier einmal ein gewisses Organ, vermöge dessen es zu diesem oder jenen getrieben würde, so würde es nie davon abzubringen seyn; allein das ist nicht der Fall. Wozu können wir nicht die Thiere abrichten, wovon sie nicht abgewöhnen?

4. Unsere Fähigkeiten werden nicht zugleich ausgebildet, nehmen nicht zugleich ab, das folgt sehr leicht auch bei der entgegengesetzten Hypothese. Indem das Sensorium zuerst zu wirken anfängt, werden dem Kinde unzählige Gegenstände dargeboten, es wird aufmerksam, es wird neugierig. Es befühlt alles, bewundert alles. Es sind die ersten Eindrücke, sie werden leicht behalten, doch ist mehrentheils Flatterhaftigkeit da, weil so vieles anzieht. Dasselbe Staunen und Begaffen finden wir bei grösseren Leuten in ähnlichen Lagen, z. B. bei Wilden, die zum ersten Mal ein europäisches Schiff und europäische Herrlichkeiten sahen. — Haben wir vieles gesehen und gefaßt, fangen wir an es zu vergleichen, und zu beurtheilen; die Beurtheilung mußte also später kommen, denn dazu gehört Kenntniß. So mit allen Geisteskräften, sie können sich nur dann entwickeln, wenn das, was ihre Existenz erfordert, gegeben ist. Wir können daher der Zeit vorgreifen, und den Knaben früh zu Fertigkeiten führen, die ihm sonst später zu Theil geworden wären: allein mehrentheils zu seinem Nachtheil, da das, was vorangehen mußte, nicht lange genug vorangieng. Wer z. B. die thörichte Idee hat, daß nicht viel auf das Gedächtniß ankommt, schadet vielleicht seinem Eleven mehr, als seine ganze übrige Erziehung gut machen kann. Es ist hier nicht der Ort, jeden einzelnen Punkt durchzugehen, sonst läßt es sich leicht zeigen, warum das Gedächtniß der alten Leute die späterhin dargebotenen Gegenstände nicht mehr faßt; wie diese, wie jene Veränderung eintrifft. Dazu bedarf es keiner eigenen Organe,

5. So wenig, als um die einzelnen Geistesverirrungen oder partiellen Krankheiten des Gehirns zu erklären. Das Gehirn kann auf unendliche Art seine Wirkungen äussern; ein krankhafter Zustand aber kann seine ganze Thätigkeit oder einzelne Aeusserungen derselben beschränken oder aufheben; so wie auch bei voller Gesundheit oft ein Hindernniß eintritt, daß wir z. B. einen Namen nicht ausdenken können, der hernach unwillkührlich uns den ganzen Tag vorschwebt. So kommt nach einem Typhus oft große Geistesschwäche, die allmählich wieder vergeht. Wirkten lauter verschiedene Organe, wie könnte oft eine geringe

Ver-

Verletzung alle Kräfte des Sensorium zugleich suspendiren oder vertilgen? Sind die Organe von einander unabhängig und (wie sie Gall annehmen muß) doppelt, so ist eine allgemeine Geisteszerrüttung, gänzliches Aufhören des Bewußtseyns u. dgl. mehr, viel schwerer zu verstehen. Nach meiner Ansicht wissen wir in Ansehung der Hirnkrankheiten nichts weiter, als daß jede langsam entstehende Verletzung lange ertragen werden und eine gewaltige Höhe erreichen kann; daß die geringste plötzlich eintretende aber höchst gefährlich ist; ob aber alle oder einzelne Funktionen des Gehirns leiden, hängt von uns völlig unbekannten Ursachen ab.

Aus den von Gall angegebenen Gründen ist also keinesweges erweislich, daß das Gehirn aus einem Aggregat von Organen bestehe. Aus der Beschaffenheit der Seele läßt sich auch nichts erklären, da wir sie nicht kennen. Nimmt man ein immaterielles Wesen dafür an, so ist dessen Verbindung mit einem oder mit mehreren körperlichen Theilen gleich unbegreiflich; will man ein materielles Princip annehmen, oder in der Verbindung und Harmonie aller Theile die Seele suchen, wird auch darüber nichts zu bestimmen seyn. Das fragte sich aber wohl, ob aus allen nicht eine Einheit endlich hervorgehen müßte, wodurch z. B. das Bewußtseyn entstände: denn ein Bewußtseyn in jedem einzelnen Organ anzunehmen, scheint mir verwerflich. Ferner wäre wohl zu untersuchen, was als unabhängig angenommen werden könne? Was nur verschiedene Aeusserung einer und derselben Kraft sey? Doch ich überlasse diese und andere Fragen den Philosophen.

Betrachte ich aber das Gehirn als Anatom, so kann ich unmöglich Gall's Meinung zu der meinigen machen. Das Gehirn macht zwar nicht eine gleichförmige Masse aus, *) allein die Verschiedenheit seiner Theile ist doch nur sehr gering. Im Ganzen sind überall dieselben Substanzen, nur etwas anders vertheilt, so daß hier die graue Masse nach aussen, hier nach innen liegt; die Form einzelner Theile weicht ab, allein wie wenige sind derselben? Nimmt man das kleine Gehirn, die Varolsche Brücke, die Schenkel des Gehirns, die gestreiften Körper, die Zirbeldrüse, die Erhabenheiten, als die Vierhügel, die zitzenförmigen, Oliven- Pyramidalkörper u. s. w., was ist in allen diesen

*) Gall's Ansicht, vermöge welcher das Gehirn wie ein zusammengefaltetes Tuch betrachtet werden will, scheint mir nicht sehr glücklich. Er beruft sich auf den Wasserkopf, bei dem das Gehirnmark oft so dünn und ausgebreitet wird, allein viele Theile werden doch auch dabei nicht verängert; nur die Wände der Gehirnhölen werden ausgedehnt. Wie sehr spricht auch die vergleichende Anatomie dagegen!

sen so besonderes, um sie für eigene Organe zu halten? Immer dieselben Substanzen und genauer Zusammenhang.

Hat nicht ein jedes andere Organ des Körpers eben solche Verschiedenheiten, man nehme z. B. das Herz, die Verdauungsorgane u. s. w,? Wo ich ein eigenes Organ annehmen soll, muß wohl mehr Verschiedenheit seyn, als ich in den Gehirntheilen finde. Gesetzt aber, es seyen hier verschiedene Organe, wie wenige können nur angenommen werden, und Gall nimmt über dreißig an, wobei die mehrsten wirklich abweichenden Theile, wie z. B. die gestreiften Körper und die Zirbeldrüse gar noch nicht genannt sind. Er war also gezwungen, da verschiedene Organe anzunehmen, wo alles in einander fließt und nicht den geringsten Unterschied zeigt, in der Oberfläche der Hirnmasse. Erstlich ist hier größtentheils alles graue Substanz, also der minder edle Theil des Gehirns; zweitens aber sind nirgends Gränzen zu ziehen, sondern indem ich diese ganz gleichförmige Parthie als ein Aggregat von Organen ansehe, deren Wirkungen verschieden seyn sollen, habe ich die Analogie aller andern Organe gegen mich. Dies ist aber noch nicht genug; wodurch werden diese eigenthümlichen Organe im Gehirn afficirt? Haben sie eigene Nerven, die zu ihnen gehen? Keineswegs, sondern soll ein solcher Theil afficirt werden, so muß nothwendig das ganze Gehirn oder der größte Theil desselben mit afficirt werden, da auf keinem andern Wege in ihm eine Veränderung entstehen kann. Die Organe sind ferner alle doppelt, dasselbe Organ der einen Seite liegt also von dem der andern sehr entfernt; wodurch werden beide zugleich afficirt? Man nehme z. B. den mittlern Theil der äussern Gehirnoberfläche am Schlafbein auf beiden Seiten; soll hier ein Organ seyn, das auf jeder Seite wirkend oder passiv seyn soll, kann ich es mir nicht anders denken, als indem auch der Vereinigungsort beider Gehirnhälften zugleich wirkt oder afficirt ist. Um die Oberfläche des Gehirns als wirkend denken zu können, muß ich gewiß auch den mittleren Theil immer als thätig ansehen; denn es ist nichts da, wodurch jene Organe isolirt werden, und wodurch ihnen ein eigener Wirkungskreis zugeschrieben werden kann. Ich halte es also immer rathsamer, das ganze Gehirn als ein Organ zu betrachten, das aber auf verschiedene Art wirken kann, und dazu vielleicht gerade eines zusammengesetzten Baues bedurfte.

Ein zweiter Satz des Gallischen Systems ist, daß die Organe im Gehirn bei grösserer Ausbildung auch einen grösseren Raum einnehmen; wenn sie hingegen weniger entwickelt sind, kleiner gefunden werden. Ist der vorher bekämpfte Satz falsch, fällt dieser natürlich weg; allein zuzugeben, daß das Gehirn ein Aggregat von Organen sey, wer hat bewiesen, daß ein entwickeltes Organ hervor, — ein nicht ausgebildetes zurücktrete? Dies hat niemand gethan. Wir können kein

ein

einziges Organ bestimmt angeben, wovon mehr in der Folge, und es ist kein einziger sicherer Fall bekannt, wo ein solcher Theil grösser oder kleiner gewesen ist. Wir haben allerdings Fälle, wo das Gehirn selbst grösser und kleiner gefunden wird, als gewöhnlich, und es mag in solchen Fällen auch die Funktion desselben besser oder schlechter vor sich gehen, allein nothwendig ist es nicht. Denn es kommt doch wohl nicht allein auf die extensive Größe eines Organs an. Die Energie oder intensive Thätigkeit kann ja wohl oft in einem kleinen Organ stärker seyn, als in einem grössern? Die Analogie der übrigen Organe des Körpers spricht wenigstens dafür, und jener Satz ist also schwerlich zu erweisen. Will man das menschliche Gehirn mit dem thierischen vergleichen, so tritt allerdings dieses sehr zurück, allein gewiß auch an intensiver Thätigkeit, und wenn einzelnen Klassen einzelne Theile des Gehirns fehlen, z. B. die gestreiften Körper, so wissen wir deren Bedeutung nicht, wir können also auch die aus ihrem Mangel entspringenden Folgen nicht angeben. Ich nehme gern eine Hypothese an, sobald ich keine andere besser oder eben so gut finde; sind zwei Hypothesen gleich annehmbar, halte ich beide für willkührlich, *) überlasse jedem gern ihre Annahme, allein er muß nicht vergessen, daß es eine Hypothese ist, und daß alles, was er daraus folgert, ebenfalls hypothetisch angenommen wird. Dagegen wird aber itzt unendlich oft gefehlt, man hält tausend Sätze für wahr, da sie doch nur aus einer angenommenen Hypothese gefolgert sind.

Ein dritter Hauptpunkt ist, daß das Gehirn den Schedel bildet, daß man also auch von der Beschaffenheit des letzteren auf das erstere zurückschließen kann. Im Allgemeinen ist es unstreitig wahr, daß die Bildung des Schedels dem Gehirn angemessen seyn oder ursprünglich nach ihm sich richten wird. Das Gehirn, als der früher vorhandene, als der edlere Theil, muß also zuerst die Bildung des Schedels bestimmen, allein weiterhin ist hier manches Abweichende, und alle Veränderungen des Schedels vom Gehirn herleiten zu wollen, würde eben so einseitig als falsch seyn.

*) Man hat bei der Recension meiner anat. physiol. Abhandlungen darüber, daß ich einige solcher Hypothesen willkührlich genannt habe, sein Befremden geäussert; allein es liegt ja nichts Beleidigendes darin. Eine Hypothese kann sehr artig, aber doch willkührlich seyn, das heißt noch andere zulassen, unter denen also die Wahl frei steht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hannöverisches Magazin.

70tes Stück.

Montag, den 2ten September 1805.

Darstellung der Gallschen Gehirn- und Schedellehre,

mit Bemerkungen darüber

vom Professor Rudolphi zu Greifswalde.

(Fortsetzung.)

Die Knochen machen ein eignes System im thierischen Körper aus, das die ganze Zeit des Lebens hindurch die mannichfaltigsten Veränderungen erleidet, wovon Sömmering (de corporis humani fabrica T. I. p. 32 — 42) ein eben so meisterhaftes als wahres Gemälde entworfen hat. Wären es die Schedelknochen allein, welche sich veränderten, würde ich gern Gall beipflichten, daß diese Veränderung vom Gehirn abhinge: allein wenn ich alle Knochen des ganzen Skelets allmählig umgestaltet erblicke, darf ich nicht weiter an das Gehirn denken.

So wie dies in Ansehung der natürlichen Veränderungen der Knochen in den verschiedenen Lebensperioden gilt, so muß auch dasselbe von den krankhaften Veränderungen der Knochen gelten, sobald sie allgemein sind. Wenn ich bei einem Kretin nur den Schedel verändert erblicke, will ich gern zugeben, daß dies vom Gehirn herrühren mag: finde ich aber zugleich das ganze Knochengebäude rhachitisch, so hat natürlich das Gehirn nichts damit zu thun. Es ist auch wohl keineswegs zu leugnen, daß es eine Menge vom Gehirn unabhängiger Knochenkrankheiten giebt, z. B. wenn nach der venerischen Krankheit die Knochen widernatürlich schwer werden, wenn sich hier und da Exostosen bilden; wenn in andern Fällen die Knochen erweicht oder dünner werden u. s. w. So gut, wie man ungeheuer große Schedel gefunden hat,

fand man verhältnißmäßig eben ſo große Schenkelknochen.

Nachdem ich dies vorangeſchickt habe, wende ich mich zu den einzelnen Veränderungen des Schedels, die Gall vom Gehirn ableitet. Er nimmt an:

1. Daß ein früh ausgebildetes Organ des Gehirns den Schedel an eben der Stelle nach auſſen hervortreibt.

2. Daß wenn ein Gehirnorgan nicht entwickelt iſt, alſo weniger Raum einnimmt, oder wenn es ganz fehlt, der Schedel auſſen einen mehr oder weniger ſtarken Eindruck zeigt.

3. Daß eine ſpäterhin erfolgte Entwickelung eines Organs zwar nicht im Stande ſey, den Schedel nach auſſen hervorzutreiben, ihm aber dafür an der Stelle dünner mache.

4. Daß umgekehrt das ſpäterhin erfolgte Zurücktreten eines Organs auch nicht vermögend ſey, äuſſerlich einen Eindruck zu verurſachen, daß aber dann die innere Tafel der Schedelknochen an der Stelle nach innen dringe, hier alſo der Schedel dicker werde.

5. Daß bei früh eingetretenem oder angebohrnen Blödſinn die Schedelknochen ſämmtlich nicht allein dick, ſondern auch ſehr dicht und ſchwer; bey in ſpäteren Jahren entſtandenem Blödſinn hingegen zwar dick, allein locker und ſchwammig ſeyen.

6. Nimmt er endlich an, daß bei einer Verletzung der Schedelknochen, durch die Einwirkung des Gehirns die innere Platte derſelben wieder ihre gehörige Form gewinnt, daher zuweilen äuſſerlich Eindrücke am Schedel gefunden werden (z. B. vielleicht nach der bei der Geburt gebrauchten Zange), wo innerlich am Schedel nichts davon zu bemerken iſt, da hier doch eine Erhöhung zu erwarten wäre, die jener äuſſern Vertiefung entſpräche.

Ich faſſe die Gründe gegen dieſe Behauptung zuſammen, um weniger weitläuftig zu werden.

Erſtlich giebt es mehrere Stellen am Schedel (die Walther auch in ſeiner Schrift angiebt), wo die äuſſere und innere Tafel der Knochen ſtets von einander abweichen, wo alſo von einer äuſſeren Erhöhung nicht auf eine innen befindliche Vertiefung zu ſchlieſſen iſt.

Zweitens trifft man auch faſt an jedem Schedel bald hier bald da ſolche Stellen an unbeſtimmten Orten an.

Drittens ſind auch zuweilen inwendig im Schedel Erhöhungen, die nicht vom Gehirn herrühren können, da dies oft an ſolchen Stellen vereitert iſt. So habe ich (bei Oſiander in Göttingen) den Schedel eines melancholiſchen Menſchen geſehen, der oft Hemicranie gehabt hatte, und wo an dem Felſenbein des Schlafbeins dieſer Seite eine kleine Exoſtoſe vorhanden war; dieſe rührte doch gewiß nicht vom Gehirn her, da ſonſt keine Hemicranie dadurch verurſacht worden wäre, ſo wie auch die Entſtehung einer ſolchen Spitze durch das Zurücktreten des Gehirns völlig undenkbar iſt.

4. Steht die Dicke des Schedels keinesweges in ſolchem beſtimmten

Ver-

Verhältniß zur Beschaffenheit des Gehirns, als Gall annimmt. Ich gebe gern zu, daß bei solchen, die von Kindheit an blödsinnig gewesen sind, mehrentheils ein dicker fester Schedel vorkommen mag, allein so lange ist nichts daraus zu folgern, bis bewiesen ist, daß die übrigen Knochen nicht eben die Beschaffenheit haben, denn ist das letztere der Fall, so sagt es nichts, wie ich oben bewiesen habe. Uebrigens hat auch Breding öfters bei solchen, die lange ihres Verstandes beraubt gewesen sind, den Schedel sehr dünn gefunden; zuweilen auch auf einer Seite dünn, auf der andern dick, wovon weiterhin mehr. Es ist auch wohl zu erwarten, daß wenn die Narren alt genug werden, daß ihre Knochen die Veränderungen des hohen Alters untergehen, daß alsdann, sage ich, ihr Schedel sehr dünn werden wird; so habe ich selbst den Schedel eines alten unklugen Weibes vor mir, der sehr dünn ist. Der Schedel ist dann dünn, weil er so alt ist, nicht wegen seines Besitzers.

5. Die Annahme, daß bei solchen, die späterhin ihren Verstand verlieren, der Schedel dick und schwammig werde, halte ich nicht bloß für unerwiesen, sondern auch für falsch. Sie gründet sich wohl nur auf die Beobachtung eines Schedels, den Gall besitzt und dessen vorderer Theil allerdings in der Gegend der Stirnhöhlen sehr dick ist, wo dieser eine Fall aber natürlich nichts beweisen kann. Ueberhaupt darf auch von äussern Erhabenheiten des Schedels in der Gegend der Stirnhöhlen nicht auf das Gehirn geschlossen werden, so wie auch die nach innen erfolgte Ausdehnung derselben gewiß nichts mit dem Gehirn zu thun hat. Sie machen einen Theil eines eigenen Organs aus, so daß die verschiedenen Erklärungen, wodurch ihre Ausdehnung entsteht, höchst überflüssig sind; so gut wie sich die Kieferhöhlen u. s. w. bilden müssen, thun es auch die Stirnhöhlen, da sie eben so wesentlich im Microcosmus sind.

6. Muß doch nicht vergessen werden, daß die Functionen des Gehirns sehr gut gestört oder gehoben seyn können, ohne daß unser Auge oder Messer eine Ursache davon entdeckt, so wie ich es auf der andern Seite für überflüssig halte, der vielen Fälle zu erwähnen, wo die größten Veränderungen im Gehirn solcher Leute gefunden worden sind, die im vollsten Besitz ihrer Geisteskräfte waren.

7. Weiß ich nicht, wie Gall die Fälle erklären will, wo Verletzungen auf einer Seite des Gehirns sind. Es sollen bekanntlich alle Organe im Gehirn doppelt seyn, und will man dergleichen annehmen, so können sie auch nur so gedacht werden. Bald findet man aber Fälle, wo auf einer Seite des Gehirns große Veränderungen entstanden sind, ohne daß die Function desselben gelitten hat; so erzählt z. B. Fodere', daß er bei einem ganz verständigen Menschen die eine Hälfte des

Gehirns in Eiter verwandelt sah. An entgegengesetzten Fällen fehlt es aber auch nicht, wo nämlich auf die Verletzung einer Seite völlige Geistesverwirrung, oder Mangel an Bewußtseyn entstanden ist.

Wer alles das, was ich bisher gesagt habe, zusammenfaßt und unpartheiisch erwägt, wird schwerlich Galls System in seinem ganzen Umfange annehmen, sondern finden, daß die Hauptsätze desselben schwankend und unerwiesen sind.

Wir wollen aber einmal annehmen, sie seyen es nicht: wie gelangt man dazu, das Organ für jede Function des Gehirns aufzufinden? Wir wissen nicht, zu welchem Geschäft ein eigenes Ogan erfordert wird, wie ich schon oben anführte, wir gerathen hier also in ein Labyrinth, aus dem der Ausgang nicht so leicht seyn möchte. Welchen Eigenschaften des Gemüths soll ich ein Organ designiren? Können nicht mehrere nur Modificationen seyn? Kann ich für die Leidenschaften eigene Organe erwarten? Solcher Fragen giebt es viele, und sie sind nicht beantwortet. Auch hierauf will ich aber nicht sehen: wie lerne ich die Organe selbst kennen? Dies scheint sehr leicht, und man erhält die Antwort: dadurch, daß du das Gehirn oder (den Abdruck davon) den Schedel solcher Menschen untersuchst, die eine Gemüthseigenschaft, eine Seelenkraft u. s. w. in vorzüglicher Stärke besitzen, oder denen sie ganz abgeht. Hier sind mehrere nicht geringe Schwierigkeiten.

Erstlich, wie selten kann man einen Menschen richtig beurtheilen? Für uns selbst sind wir gewöhnlich eingenommen, und gegen andere mehrentheils sehr strenge Richter. Wir verdammen sie oft, ohne mehr als höchst einseitige Belege für unsere Meinung geben zu können. Wie mancher erscheint als Geizhals, und ist nur mit seinen Wohlthaten geheim, oder hat einen großen Zweck vor Augen, für den er spart. Umgekehrt erscheint der Verschwender oft als ein freigebiger edler Mensch; ein Prahler wird für tapfer gehalten; ein Mensch, der viel gelesen hat, für gelehrt; eine Betschwester für fromm; tausend anderer Mißgriffe nicht zu erwähnen. Wie selten sind endlich die ausgezeichneten Leute, wo man Organe in vorzüglicher Vollkommenheit zu finden hoffen kann? Das mehrste, was man findet, ist Mittelgut, unentbehrlich dem Staat, wie die Pions im Schachbrett, aber auch, wie diese, ohne alle Auszeichnung.

Hast du aber auch einen Menschen gefunden, der ein ausgezeichnetes Talent besaß, wo liegt das Organ, das diesem entspricht? Laß den Mann sterben, untersuche sein Gehirn; wenn du einen Theil ausgezeichnet findest, bist du dadurch im Stande, diesen als dies Organ zu betrachten? Keineswegs; jene Auszeichnung brauchte nicht von etwas dem Auge sichtbaren ab-

abzuhängen, wenigstens müßten erst viele Gehirne solcher eben in jenem Punkt glänzenden Männer untersucht werden, um es zu behaupten. Solch' eine Vergleichung ist aber nie geschehen. Keine einzige Untersuchung des Gehirns hat in dieser Rücksicht je Aufklärung gegeben. Ich habe nicht wenige Gehirne untersucht, wie aber deren ehemalige Eigenthümer beschaffen waren, habe ich fast nie gewußt, und eben so wenig habe ich in den Gehirnen nennenswerthe Abweichungen gefunden, denn Wasser, Hydatiden und dergleichen gehört nicht hieher. Ich brauche auch wohl keinen Zeugen weiter anzuführen, wenn Sömmering (de corp. hum. fabrica T. IV. p. 36. §. 21.) behauptet, daß das Gehirn wenig Abweichungen zeigt, er, der über zweihundert Gehirne untersucht hat. Das Gehirn hat uns also nichts gelehrt.

Wie sollte es denn der Schedel thun, der von jenem zwar der Abdruck ist, allein nur das äusserste desselben wenig und oft gar nicht darstellt? Und doch ist dieser Schedel bisher fast allein benutzt, um die Gallische Theorie zu begründen und weiter auszubilden. Um ein Organ nemlich aufzufinden, wird der Kopf lebender oder der Schedel todter Menschen untersucht, bei denen ein gewisses Talent, eine Gemüthseigenschaft u. s. w. entweder auf einer großen Höhe steht, oder fast gänzlich fehlt; wo durch diese Vergleichung jener Theil ausgemittelt werden soll. Hierbei ist aber sehr übel: 1) daß bei lebenden Menschen ein gewaltig kleiner und bei todten Menschenschedeln auch nur der äussere Theil der Hirndecke zu betrachten ist, von dem innern, wahrscheinlich viel wichtigern Theil des Gehirns dabei also nie die Rede seyn kann; 2) daß, wenn man übrigens auch das ganze System annimmt, doch sehr viele Fälle unbestimmbar bleiben. Gesetzt nämlich, ein Mensch zeige den Theil des Schedels, wo ein gewisses Gallisches Organ liegen soll, stark hervorstehend, und man findet das dadurch bezeichnete Talent doch nicht: wie ist dies zu verstehen? Wie der entgegengesetzte Fall, wo bei einem Menschen ein Talent hervorsticht, ohne daß der Schedel es andeutet? Jeder sieht, daß die Cranioscopie, wenn man sie auch sonst vertheidigen wollte, dadurch eingeschränkt (vielleicht aufgehoben) wird, wenn gleich Gall eine Erklärung darüber geben will. Er sagt nämlich, in dem ersteren Fall war die Anlage zu dem Talent sehr stark, und das drückt der Schedel aus, jene Anlage ist nur nachher nicht ausgebildet; in dem zweiten Fall war die natürliche Anlage zu dem Talent schwach, sie ist daher durch den Schedel äusserlich nicht zu erkennen: in der Folge ist aber durch Kunst und Fleiß jenes Talent entwikkelt. Diese Entschuldigung der möglichen Täuschung bei der Cranioscopie ist aber so gut als eine Widerlegung des ganzen Systems. Sind es von Natur mehr oder weniger Gehirntheile oder eigne Organe, wodurch wir unsere

sere Gemüthseigenschaften, unsere Neigungen, unsere Geisteskräfte so und nicht anders besitzen: ist mir der Fall undenkbar, daß bei einer großen Anlage ein Talent doch ganz ruht. Ich war in dem Gymnasium zu Stralsund, als ein Knabe von eilf Jahren mit einem ungefähr eben so alten Schüler zusammen, dessen Augen so stark hervorstanden, als es nur möglich ist. Er hätte also nach Gall ein sehr starkes Wortgedächtniß haben müssen, allein der arme Schelm war nimmer im Stande, seine Vokabeln zu lernen, obgleich es so wenige waren, daß ich sie zu Hause nie ansah, sondern in der Klasse selbst auswendig lernte, während der Morgengesang gesungen ward. *) War die Anlage bei ihm so stark, wie seine Augen sie bezeichneten, wie wäre es möglich gewesen, daß er in so frühen Jahren nicht Gedächtniß dafür gehabt hätte? Im entgegengesetzten Fall, wenn die Anlage zu einem Talent äusserst gering ist, wie ist es nach dem Gallschen System möglich, daß es doch eine große Höhe erreichen kann? Nur dadurch sollen wir ja zu etwas unwiderstehlich getrieben werden, weil die Anlage so stark ist? Hier ist also offenbarer Widerspruch. Ich kenne Menschen genug, die Leidenschaft für die Musik haben, obgleich ihr Schedel, da wo Gall den Tonsinn annimmt, so wenig von einer Erhabenheit zeigt, daß man sie für nichts weniger als Musiker halten sollte. Ich glaube auch, daß es hierbei nur auf die Vollkommenheit des eigentlichen Gehörorgans ankommt: jeder Mensch beinahe liebt Musik, um die regelrechte Musik aber zu verstehen, dazu gehört Ausbildung, und so fort.

Als ein Hülfsmittel zur Craniosco-pie und zur Entdeckung der Organe betrachtet Gall die vergleichende Anatomie. Ich zweifle aber, daß sie dazu sehr geeignet ist.

Wenn es schon Schwierigkeit hat, Menschen zu beurtheilen, so ist es doch noch

*) Gall ist durch einen entgegengesetzten Fall zu seiner ganzen Theorie gekommen. Er war auf der Schule mit einem Knaben zusammen, der wenig Kopf besaß, allein sehr leicht Worte auswendig lernte, und ihm daher vorgezogen ward. Dieser Knabe hatte sehr hervorstehende Augen, und sein Bild blieb Gall'n eingeprägt. Wie er das Gymnasium besuchte, traf er wieder auf einen jungen Menschen mit eben so hervorstehenden Augen und eben solchem Gedächtniß. Hiedurch kam er auf die Idee von einem Causalverhältniß zwischen den hervorstehenden Augen und dem Wortgedächtniß, und auf ähnliche Art glaubte er die übrigen Organe zu entdecken. Daß das Entstehen der Theorie so zufällig war, macht nichts aus, allein übel ist es, daß die hervorstehenden Augen wohl nichts anders als Kurzsichtigkeit bedeuten. Ich kenne Naturforscher mit sehr glücklichem Gedächtniß, deren Augen aber nichts weniger als hervorstehend sind, und umgekehrte Fälle wird man auch leicht finden, so wie ich eben einen angegeben habe.

noch viel schwerer — oft unmöglich — die Eigenschaften und Kräfte der Thiere in gehöriges Licht zu setzen. Gilt es z. B. nur die Frage, welche Sinne den Thieren gegeben sind, so wissen wir sehr oft nicht fertig zu werden, und es ist möglich, daß sie zum Theil noch andere haben, als wir. Wenn von Bösartigkeit, Grausamkeit, Rachgier, Dieberei und dergleichen die Rede ist, so glaube ich, daß wir die Thiere nur mit Unrecht solcher Laster beschuldigen, da sie nur sinnlichen Eindrücken folgen, und alles, was die Rechtmäßigkeit einer Handlung bestimmt, ihnen fremd ist. Ich kann den Hund durch wiederholte Strafen zwingen, etwas das mir Unart scheint, zu lassen; allein dahin werde ich es nie bringen, daß er es für unrecht hält. Hiergegen fehlt aber Gall, wenn er den Thieren manches zuschreibt, wovon sie gewiß keine Ahndung haben. Es ist doch nur ein Spiel mit dem Namen, wenn er ein Organ den Höhensinn nennt, und dies einerseits bei hochmüthigen Menschen, andererseits aber auch bei Thieren annimmt, welche die Höhen lieben, wie die Gemsen. Daß ein solches Thier sich in den höchsten Gegenden aufhält, mag zum Theil aus Furcht vor dem Jäger geschehen, hauptsächlich aber, weil es dort sein angemessenes Futter findet; mit eben dem Recht könnte ich auch die dort wachsenden Alpenpflanzen hochmüthig, den Maulwurf und die im Thal vorkommenden Gewächse demüthig nennen. — Oder wenn bei großen Künstlern nach Gall ein eigener Kunstsinn statt findet, und er dasselbe Organ bei dem Biber annimmt, der künstliche Gebäude aufführt, so liegt hier ja auch nur eine Verwechselung der Begriffe zum Grunde. Es ist wahr, wir nennen die Gebäude des Bibers künstlich, obgleich sie im Verhältniß der Thiere selbst nichts gegen die Gebäude der Termiten sind; so nennen wir auch die Arbeit der Bienen, das Netz der Spinnen, das Nest des Schneidervogels, des Pendulins u. s. w. künstlich, aber warum? Wir betrachten sie nicht als ein ästhetisches Kunstwerk, durch die göttliche Kraft eines Genie's hervorgebracht, sondern wir nennen sie so, weil wir glauben, daß solche Arbeiten den Thieren bei ihren wenigen Hülfsmitteln viele Mühe machen, und wir zugleich einen dadurch erreichten Zweck bemerken. Heiliger Raphael, heiliger Michael Angelo, bei euch und dem Biber dasselbe Organ als Ursache eurer Götterwerke und seines Wasserdamms *)! So wenig aber in den angegebenen Fällen der Vergleich annehmbar ist, eben so unmöglich wird er in allen andern seyn, wo wir von gei-

*) Es ist auch keinesweges der Fall, daß der Biber bauen muß, wie es doch wohl seyn würde, wenn ihn ein eignes Organ dazu triebe. Er baut bekanntlich nur im nördlichen Amerika, im nördlichsten Lappland, wo er ungestört bleiben kann; im übrigen Schweden, in Deutschland, Frankreich u. s. w. baut er nicht.

geistigen Kräften reden. Wir müßten denn selbst einmal Thiere gewesen seyn.

Die vergleichende Betrachtung des Gehirns selbst hat uns auch wenig gelehrt, da wir die Bedeutung der Theile nicht kennen. Zwar finden wir bei den verschiedenen Klassen, und selbst bei einigen Ordnungen (z. B. der Säugthiere) manche Unterschiede, die Cuvier im zweiten Theile seiner vergleich. Anatomie trefflich zusammengestellt hat, allein ich will den sehen, der aus diesen Abweichungen die sogenannten Seelenkräfte der verschiedenen Thierklassen oder Familien herleiten kann. Es ist mir auch wahrscheinlich, daß bei Cuvier manches zu allgemein dargestellt ist; wir können nicht hoffen, wenn wir zehn oder zwölf Raubthiere untersucht, und den Bau des Gehirns übereinstimmend gefunden haben: wir können nicht hoffen, sage ich, daß bei allen Raubthieren das Gehirn eben so beschaffen seyn wird, denn die Anomalien fehlen nirgends. Sie fehlen auch nicht im Gehirn; die vordern Hügel der Eminentia quadrigemina sind im Allgemeinen bei den grasfressenden Thieren größer als die hintern; bei den Raubthieren hingegen diese ansehnlicher als die vordern; Sömmering fand aber *) bei der Fischotter (die doch ein Raubthier ist) die vordern größer; bei dem Seehunde fast alle vier gleich groß! Warum haben unter den Säugthieren bloß die Nager (glires) keine Windungen des Gehirns?

— Noch viel weniger aber ist der Thierschedel im Stande, uns über die Functionen des Gehirns oder dessen angebliche Organe Aufschluß zu geben. Bei den mehresten Thieren nämlich weichen die Platten der Schedelknochen gewaltig von einander ab. Wie groß sind nicht die Stirnhöhlen bei den wiederkäuenden Thieren, bei den Pferden, bei den Schweinen, bei den Elephanten! Wie stark sind nicht die Luftzellchen in den Schedelknochen so vieler Vögel! Der Schedel solcher Thiere giebt daher oft nichts von dem Bau des Gehirns zu erkennen, so daß die Hypothese, der Schedel sey vom Gehirn geformt, hier größtentheils ganz unanwendbar ist. Unter den einzelnen Anomalien führe ich besonders die wunderbar gebildeten Schedel der mit einem großen Federbusch versehenen Hühner an **), wo das Gehirn eine sonderbare Lage hat, ohne daß das Betragen dieser Hühner jenen Zustand erklärt, da man sie doch, wenn man den Schedel ansieht, für närrisch halten sollte. Merkwürdig ist auch der noch nicht erklärte knöcherne Fortsatz im Gehirn vieler Thiere, wodurch das kleine vom großen Gehirn abgeschieden wird (tentorium cerebelli osseum), und welches bei so heterogenen Familien vorkommt, nämlich bei allen Raubthieren, bei dem Coaita (Simia Paniscus), bei dem Pferde, bei dem Delphin. Wie das Gehirn zur Bildung dieses Fortsatzes beitragen kann, begreife ich auch nicht.

*) In der treflichen Schrift: Vom Hirn und Rückenmark. Mainz 1792. 8. S. 91.
**) S. den ersten Theil dieser Bemerk.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hannöverisches Magazin.

71tes Stück.

Freitag, den 6ten September 1805.

Darstellung der Gallschen Gehirn- und Schedellehre, mit Erinnerungen darüber

vom Professor Rudolphi zu Greifswalde.

(Fortsetzung.)

Dies im Allgemeinen gegen das Gallische System. Nun noch ein Paar Worte über die von Gall im Gehirn angenommenen Organe oder Sinne, wie er sie in neuern Zeiten zu nennen pflegt, wo ich nur die gewöhnlich sogenannten Sinne übergehe, deren Sitz er da annimmt, wo die Sinnesnerven sich im Gehirn endigen. Ich beziehe mich der Bequemlichkeit wegen auf den bei Hagedorns Schrift *) befindlichen Gypsschedel, und wo der Schedel, den ich selbst nach einem bei Gall befindlichen bezeichnet habe, nicht abweicht, gebrauche ich schlechtweg die Nummern von jenem.

Gall verlangt, man solle wohl unterscheiden, was als einzelne Eigenschaft selbstständig zu betrachten sey, und solcher selbstständigen Sinne nahm er sonst sechs und dreißig an; einige davon sind ihm aber wieder zweifelhaft geworden. Manches, was man sonst als eigne Geisteskräfte ansah, seyen allgemeine Eigenschaften, die jedem Organe zukommen, z. B. Gedächtniß, Urtheilskraft. Jegliches Organ nämlich

*) Beschreibung und bildliche Darstellung der von Gall im Gehirn entdeckten Organe – von Marcus Hagedorn. Lpz. 1803 8. Der Schedel ist gut genug modellirt, das Büchlein selbst unerheblich.

nämlich kann verschiedene Grade der Ausbildung haben; im ersten Falle zeigt sich nur die Anlage desselben; im zweiten kann man sich dessen, was auf diesen Sinn Bezug hat, leicht erinnern, Gedächtniß; im dritten ist Urtheilskraft da; im vierten endlich Erfindungskraft. Bei den Neigungen nimmt Gall einen ähnlichen Stufengang an: Anlage, Hang, Trieb, Begierde, Leidenschaft. (So nimmt er auch Bewußtseyn als etwas allgemeines an, jeder Sinn habe sein Bewußtseyn; das ist aber nie zu billigen.)

Er theilt das Gehirn in drei Provinzen; die erste der Vitalfunctionen begreift den untern und hintern Theil der Gehirnmasse; die zweite, der Sinnesverrichtungen, begreift den untern und mittlern Theil; die dritte, der Fähigkeiten und Neigungen, das große Gehirn *). Ob eigne Organe für die Affekten angenommen werden können, läßt er unentschieden. Er ist ehemals geneigt gewesen, die innern Theile des Gehirns dafür zu nehmen, itzt aber ist er mehr der Hypothese zugethan, daß die Affekten vielleicht nur einen besondern Zustand der Organe der Neigungen ausdrücken. Eben so mögen Stetigkeit und Wankelmuth, und andre ähnliche Eigenschaften nur einen verschiedenen Zustand der übrigen Organe bezeichnen. So nahm er auch sonst ein Organ der Wahrheitsliebe an **), weiß aber itzt nichts mehr davon, obgleich es ihm immer auffallend bleibt, daß einige Kinder so einen entschiedenen Hang zum Lügen ha-

*) Er stellt auch als ein Axiom auf, daß verwandte Sinne neben einander liegen, so die Gedächtnißsinne, die Lebenssinne. Die höheren, edleren liegen oben auf dem Gehirn, an Stellen, die dem Thier fehlen. So die Stetigkeit (über die er aber jetzt wieder zweifelhaft ist), ganz oben, nebenan der Sinn der Theosophie, noch mehr nach vorne die Gutmüthigkeit.

Gelegentlich will ich hier noch der Mimik erwähnen, worauf Gall viel baut, die er aber in einem andern Sinne als gewöhnlich nimmt. Er glaubt nämlich, daß durch die Stellung des Kopfs unwillkührlich das Organ verrathen werde, welches in Action ist; so halte die Beterin den Sinn der Theosophie oben, das eitle Mädchen, das den Putz besieht, dreht diesen und ihren Kopf hin und her u. s. w. Wird ein Sinn verletzt, greifen wir darnach. Kann man sich auf einen Namen nicht besinnen, reibt man sich den Theil der Stirne, unter dem das Wortgedächtniß liegt; der Tonkünstler, der etwas sucht, reibt den Theil, wo der Tonsinn liegt. In diesem Punkt scheint mir Gall sehr zu übertreiben.

**) Hagedorn hat dies Organ auf dem Schedel Nr. 32. Wenn er sagt, daß mehrere, die über Galls Theorie geschrieben haben, diesen Sinn wahrscheinlich darum weglassen, weil sie früher wie er bei Gall gewesen wären, wie dieser das Organ noch nicht kannte: so tritt grade der entgegengesetzte Fall ein, sie haben Gall später besucht, wie er es nicht mehr annahm.

haben. (Alle kleinen Kinder fangen wohl an zu lügen; lacht man über ihre Einfälle, oder sehen sie, daß ihnen die Lügen zu ihrem Zweck helfen u. s. w. so bleiben sie dabei; lügen die Eltern u. s. w. ihnen nie vor, beschämt man sie bei der ersten Lüge, zeigt man ihnen das Alberne und Schändliche der Lüge, legen sie es ab.)

1. Der **Lebenssinn**, das Organ des Lebens; am verlängerten Rückenmark, wo sich dieses mit dem Gehirn verbindet. Woher Gall hier den Mittelpunkt oder Sitz des Lebens sucht, ist sehr leicht begreiflich, weil die Verletzungen dieses Theils so schnell tödten. Mit Recht hat man aber dagegen eingewandt, daß auch auf andere Art das Leben schnell zerstört werden könne, z. B. durch einen Schlag auf einen andern Theil des Kopfs, durch einen Stich ins Herz, durch in die Adern gespritzte Gifte, besonders durch in die Adern eingeblasene Luft. Das Leben ist auch auf keinen Theil eingeschränkt, sondern ist das Resultat der Verbindung und Wechselwirkung der Theile des organischen Körpers. Unter diesen sind einige wesentlicher, andere entbehrlicher, und was der einen Thierklasse wesentlich ist, bleibt es darum nicht für alle. Wie lange lebt nicht eine Schildkröte, die noch so viele Theile verlohren hat! Wenn ein Regenwurm in ein Paar Stücke geschnitten ist, und aus jedem ein völliges Thier wird, dauerte das Leben in dem einen Theile gewiß ohne Kopf fort. Bei wie vielen Thieren ist nichts einem Gehirn- und Rückenmark ähnliches, und endlich werden ja auch lebende Kinder ohne Hirn gebohren. So sicher Gall diesen Sinn hält, so wenig halte ich ihn je zu beweisen.

2. Der **Lebenserhaltungssinn.** Ueber diesen ist Gall noch etwas ungewiß. Er sucht ihn etwas über der vorigen Stelle (am Basilarfortsatz des Hinterhauptbeins), weil hier bei alten Leuten (die lange zu leben wünschen) eine tiefere Grube seyn soll. Er erzählt mir auch, daß ein vom Pferde gestürzter Mann hier *) plötzlich einen Schmerz, und zugleich den größten Trieb zum Selbstmord empfunden habe. Auf der andern Seite aber sagte er mir, daß Hunczowsky bei eilf Selbstmördern das corpus callosum verändert gefunden habe **), dies hat aber natürlich mit jener Stelle nichts

*) Daß der Schmerz hier grade gewesen sey, hat ihm der Mann wohl nie bestimmen können, und wäre es auch der größte Anatom gewesen. Ich kenne auch aus frühern Jahren den blitzschnellen, heftigen Schmerz im Nacken, beim raschen Umdrehen des Kopfs, allein auf welchen Punkt er sich einschränkt, weiß ich nicht.

**) Andere sagen, H. habe diesen Theil desorganisirt gefunden. Es ist immer möglich, daß die Desorganisation des corpus callosum Abscheu gegen das Leben bringt, allein desfalls würde ich, um die Erhaltungsliebe des Lebens zu erklären, keinen eignen Sinn annehmen. Es giebt Dinge genug, welche einem

zu thun, von der es weit entfernt liegt.

3. Der Ernährungssinn. Diesen setzt er in den Vierhügeln *); alle Thiere haben vier Hügel, weil sie beiderlei Nahrung genießen können; sonst haben die grasfressenden die vordern, die fleischfressenden Thiere die hintern Hügel größer. Dadurch eben war Gall auf diese Idee gebracht, für die sonst nichts spricht; ich habe aber schon vom Seehunde und von der Fischotter eine entgegengesetzte Beschaffenheit der Vierhügel angeführt, wodurch die Hypothese aufgehoben wird; bei den Vögeln, Amphibien und Fischen fehlen ja auch die Vierhügel gänzlich.

4. Der Geschlechts- oder Fortpflanzungssinn; der Begattungstrieb hat seinen Sitz im kleinen Gehirn, welches Gall für eine unumstößliche Wahrheit hält. Bei solchen Leuten, die jenen Trieb stärker haben, sey das kleine Gehirn größer; ebenfalls größer und blutreicher bei den Thieren während der Brunst; die Insecten seyen nur begattungsfähig, wenn ein Paar (sonst schlaffe) Kügelchen hinten am Gehirn angeschwollen sind. Bei Kastraten und kastrirten Thieren sey das Hinterhaupt schmal, bei den Mauleseln sey der Schedel hier ganz abgedacht; bei Menschen, die sich durch wollüstige Ausschweifungen geschwächt haben, schrumpfe dieser Theil zusammen, und sie hätten hier ihre Schmerzen: ihm seyen auch ein Paar Beispiele von Officieren erzählt, die nach einem Hieb auf das Hinterhaupt unvermögend geworden wären. Allerdings keine unerheblichen Gründe, wenn sie sämmtlich zu beweisen sind; allein so z. B. frägt es sich, ob wohl nicht bei Thieren in der Brunst das ganze Gehirn blutreicher sey; daß bloß das kleine Gehirn dann vermehrt werde, ist, so viel ich weiß, unbewiesen; zweitens, wenn nach Gall ein jedes Organ bei Uebung desselben größer und thätiger wird, wie soll dann hier gerade umgekehrt bei sehr wollüstigen Leuten das kleine Gehirn einschrumpfen, und wer hat dies je gefunden? Durch die Wollust abgestumpfte Personen haben auch nicht bloß hier Schmerzen, sondern erst, wenn es dahin kommt, daß sie sich erschöpfen, bekommen sie Schmerzen im Rücken (tabes dorsalis). Bei alten, recht alten Leuten, die doch sämmtlich unvermögend zu seyn pflegen, habe ich nie das

einem Menschen das Leben verleiden können; mehrentheils ist aber doch der Trieb zum Selbstmord nur sehr vorübergehend, und erwacht nur, wenn eine Leidenschaft sehr herrschend geworden ist. Alle Thiere haben auch den Lebenserhaltungstrieb, allein das Corpus callosum findet sich nur bei den Säugthieren.

*) Wie mir D. Rosenthal erzählte, der ein Jahr später als ich bei Gall gewesen ist, soll dieser jetzt selbst die Vierhügel als Sitz jenes Sinnes in Zweifel ziehen.

das kleine Gehirn weniger groß gefunden, als bei jungen Personen; eine Erfahrung, die wohl jeder Anatom gemacht hat. So gut wie den Kastraten der Bart fehlt, die Stimme weiblich ist, eben so gut kann auch ihr Hinterhaupt weiblich gebildet oder schmaler seyn, ohne daß dadurch das kleine Gehirn an Größe verliert, da bei Weibern gewöhnlich zwar der Kopf, aber nicht das Gehirn, kleiner ist als bei Männern, weil ihre Schedelknochen dünner sind. Es folgt daraus also nichts für die Bestimmung des kleinen Gehirns. — Malacarne's Hypothese vom kleinen Gehirn möchte ich freilich auch nicht annehmen, doch scheint sie mir fast mehr für sich zu haben.

5. Sinn der **Kinderliebe.** Jungenliebe, am obern Theil des Hinterhauptsbeins, bei dem weiblichen Geschlecht (sowohl der Menschen als Thiere) viel stärker ausgebildet, als beim männlichen, woferne es bei diesem nicht künstlich ausgebildet ist. Gall erzählte mir, daß eine Person die Idee gehabt hätte, sie ginge mit sechs Kindern schwanger; er habe also gleich auf vorzügliche Stärke dieses Organs geschlossen, und sich, nachdem sie im Kindbett (närrisch) starb, ihren Schedel verschafft, den er mir auch zeigte. Es ist wahr, jener Theil ist dort sehr stark, mußte es aber wohl seyn, denn der ganze Schedel ist verschoben, und vorn äußerst schmal, so daß hinten für das Gehirn Platz geschafft werden mußte.

6. Den Sinn der **freundschaftlichen Anhänglichkeit** neben dem vorigen. Für diesen Freundschaftssinn kenne ich keine besondere Gründe. Es ist auch überhaupt oft schwer zu beurtheilen, ob ein Mensch wirklich Freund eines andern ist, oder es nur scheint. Die Gründe der Anhänglichkeit sind ferner äußerst vielfach, und oft nach den Umständen motivirt. So z. B. werde ich einen Menschen, der mir vielleicht unerträglich ist, in einem andern Himmelsstrich sehr hoch halten, bloß weil er meine Sprache redet. Ich gestehe gern, daß der ersten Annäherung zu einem fremden Menschen oft etwas Physisches zum Grunde liegt, allein die genauere Verbindung hängt wenigstens bei denkenden Menschen nicht davon ab; grade wie mir ein Mensch bei dem ersten Anblick widerlich vorkommen kann, den ich in der Folge sehr lieb gewinne. Die Anhänglichkeit aus Gewohnheit, wie sie bei dem Hunde vorkommt, darf auch wohl nicht mit der Freundschaft des Mannes verglichen werden, die das höchste Kleinod des Menschen ausmacht. Der Mangel an Sinn dafür setzt entweder einen sehr stumpfen Menschen, oder irgend eine sehr starke Leidenschaft voraus, der alles andere im Wege steht und weichen muß.

7. Das **Organ des Muths,** nach vorne neben dem vorigen, und auch mit ihm so wie Nr. 5. und besonders mit Nr 4. in Verbindung, weil oft, zur Zeit der Brunst, ein

Thier

Thier viel muthiger ist. Daher ist bei muthigen Thieren der Abstand zwischen den Ohren größer, bei scheuen Pferden, bei Hasen u. s. w. kleiner. Das letztere hat Gall wohl nur auf die Idee gebracht, hier einen Sinn für den Muth anzunehmen. Sonderbar ist es, wenn Leune und Hagedorn von einer faustdicken Erhabenheit an Wurmsers Schedel reden, die das Organ des Muths so sehr vergrößert hat. Erstlich ist es eine gewaltige Uebertreibung; eine faustgroße Erhabenheit an der Seite müßte einen Schedel bilden, wie er wohl nie existirt hat, und zweitens ist diese Erhabenheit (etwa von der Größe einer Wallnuß) nur an der rechten Seite, an der linken ist wenig zu sehen, so wie der Schedel auch sonst gar nicht ausgezeichnet ist.

8. Der **Mordsinn.** Wenn irgend ein Sinn sonderbar ist, so ist es dieser. Unter den vielen Millionen Menschen, die itzt auf der Erde leben, hat vielleicht nicht ein einziger Trieb zu morden, bloß um dies zu thun, und doch soll ein eigner Gehirntheil dazu bestimmt seyn! Das kommt mir noch ärger vor, als wenn man für eine mögliche Krankheit einen eignen Theil des Körpers bestimmt zu seyn glaubte, wie es z. B. Christoph Ludw. Hoffmann und Andere mit ihren Pockendrüsen machten, die ich bisher noch nicht so glücklich gewesen bin, zu sehen. Das Morden im Kriege kann wohl nicht hieher gerechnet werden, und sonst geschieht wohl nicht leicht ein Mord als in der Leidenschaft, aus Furcht, aus Zorn u. s. w., so wie Kinder oft aus Unverstand gegen Thiere grausam sind, nicht an ihre Schmerzen denken, sondern sich an ihren convulsivischen Bewegungen ergötzen, wobei dem Verständigeren das Herz bricht. Daß ein Räuber, der ein Paar Todschläge begangen hat, zuletzt eine viehische Gleichgültigkeit dabei hat, ist aus der Gewohnheit zu erklären, bei der zuletzt ein jedes Laster leicht verübt wird. Wollte man einen Fall hieher rechnen, so wäre es der, wo jemand Appetit zu Menschenfleisch bekommt; allein auch hier, so viel ich dergleichen Geschichten kenne, war der Anfang zufällig; und wäre er es nicht, so könnte man es ein unordentliches Gelüste, einen partiellen Wahnsinn nennen. So sehr, wie ich bei Menschen gegen diesen Sinn protestire, möchte ich auch zweifeln, daß man ihn irgend einem Thier zuschreiben könne. Gall zeigte mir den Schedel eines Mörders, und machte mich auf die Entwickelung desselben Schedeltheils bei den recht kampflustigen und mordsüchtigen Thieren, bei Wallrossen, bei den kleinen Wieseln u. s. w. aufmerksam. Die Thiere scheinen aber nur blutgierig, weil sie entweder in der Brunstzeit, oder während sie säugen, besonders wild sind, oder weil sie einmal von lebenden Thieren sich ernähren, und zweitens sehr gefräßig sind. So verschlingt ein gefräßiger Mensch viel mehr, als er genießen kann, mit den Augen; so tödtet

das

das Wiesel alle Hühner, die es habhaft werden kann, obgleich es nicht alle zu verzehren im Stande ist. Ich sehe nicht ab, warum ein eigner Mordsinn hierbei anzunehmen sey. Der Wolf, der ein Schaaf frißt, und das Schaaf, das einen Grashalm abreißt, sind wohl beide gleich unschuldig, beide stillen ihren Hunger.

9. Das Organ der Bedächtlichkeit, oder der Sinn der Circumspection, bei Menschen, die vorsichtig und bedächtig sind, wo wie bei Thieren, die sehr auf ihrer Hut sind (als die Gemse, das Reh) oder des Nachts ihren Fraß aufsuchen. Bei den Leuten, die aus Sorglosigkeit Bettler werden, fehlt es. Es soll auch den Franzosen abgehen. Ich sehe die Bedächtigkeit einmal als Folge der Schwäche, Ohnmacht und Furcht an, zweitens aber auch im bessern Sinn, als eine Tochter der Klugheit. Wer jung und ohne Erfahrung ist, wird, so lange ihm alles glückt, nicht bedächtig seyn; wer schon betrogen ist, oder wer sich schwach fühlt, wird seine Schritte abwägen; der Kluge bedenkt sich auch, das heißt, er berechnet alles vorher, berechnet aber nicht lange. Hiezu bedarf es keines eigenen Organs, das ich auch wiederum, wenn ich es annehme, keiner ganzen Nation absprechen möchte. Unter den Franzosen giebt es alle Formen von Köpfen, wie bei uns; giebt es vorsichtige und unvorsichtige Leute, so wie wohl jedes Volk auf der Erde die Anlagen zu allen Lastern und Tugenden mit den übrigen Völkern gemein hat.

10. Der Schlauheitssinn scheint mir auch überflüssig; Klugheit mit Schwäche oder Furcht verbunden, erzeugt wohl fast immer die Intrigue und Ränke.

11. Den Diebssinn möchte ich noch weniger annehmen. Alle wilde Nationen stehlen, weil sie über das Mein und Dein nicht unsere Begriffe haben: unsere alten Ritter waren Wegelagerer; das Kind nimmt, was ihm gefällt, bis man es ihm verbietet. Bei allen müßte also ein Diebssinn angenommen werden. Gall nimmt ihn aber nur bei den Dieben von Profession, und bei solchen Leuten, die das Stehlen nicht lassen können. Die letzteren sind oft Narren, oft stecken sie aber auch in der Zerstreuung (dem leichtesten Anfang der Geistesverwirrung) etwas zu sich, ohne es zu wissen. Der ersteren sind auch zu wenige, um dafür einen eigenen Sinn anzunehmen. Meistens sind solche Leute faul und wollüstig: da sie viel gebrauchen, und keine andere Quelle kennen, stehlen sie. Nimmt man die vernachlässigte Erziehung hinzu, wird man gewiß überall mit der Erklärung fertig werden.

12. Der Kunstsinn, dessen ich schon oben erwähnt habe, wie ich von den Thieren sprach.

13. Der Tonsinn. 14. Der Zahlensinn. 15. Der Farbensinn. 16. Der Ortssinn. 17. Der Sprachsinn. 18. Der Namensinn (oder das Wortgedächtniß). 19. Der Personensinn. 20. Der Sachsinn. Ich

fasse

fasse alle diese Gedächtnißarten zusammen, die mir, wenn auch dergleichen Organe angenommen werden sollen, doch zu sehr vereinzelt scheinen: eben so gut könnte man auch eine Menge Kunstsinne annehmen, und alles übrige vervielfältigen. Ferner stehen hier die äussern Schedelbildungen größtentheils gar nicht mit dem Gehirn in Verbindung, so z. B. bezeichnet Nr. 16. geradezu bloß eine stärkere Entwickelung der Stirnhöhlen, und Nr. 14. umfaßt hauptsächlich nur den äussern Augenhölenfortsatz des Stirnbeins. Bei einiger Aufmerksamkeit wird auch jeder Fälle genug finden, wo jene angeblichen Sinne bei Menschen stark angedeutet sind, ohne daß sie die Talente selbst besitzen. Ich würde zu weitläuftig werden, wollte ich mich über jeden dieser einzelnen Sinne verbreiten und berühre ein Paar derselben nur obenhin. Wenn von zwei Leuten der eine Personensinn hat, der andere nicht, sollte es wohl nicht mehrentheils davon abhängen, daß der letztere kurzsichtig ist? Wer nicht weit sehen kann, hat von sehr wenigen Menschen ein treues Bild bei sich, er sah nur einzelne Züge von ihnen, und die verwischen sich leicht; dies ist wenigstens bei mir selbst der Fall. Sollte der Farbensinn etwas anders als eine partielle Vollkommenheit des Sehorgans, sollte der Tonsinn nicht eben so eine besondere Entwickelung des Gehörorgans seyn? Man wendet dagegen ein, daß oft Schwerhörende musikalisch sind. Ich weiß aber nicht, ob das dagegen streitet. Die Töne der Musik sind schärfer und bestimmter, als die gewöhnliche Rede der Menschen ist, können also auch leichter vernommen werden; ferner haben sich solche Leute gewöhnlich auf Musik gelegt, haben also größere Fertigkeit, die Töne zu unterscheiden. Eben so kenne ich trotz meiner Kurzsichtigkeit leicht eine Pflanze, die am Wege steht, weil ich früh zu botanisiren anfing. Gall hat übrigens noch ein Paar Stellen am Schedel (Nr. 33 und 34.) die er mit dem Gehörsinn in Verbindung vermuthet, über die er aber doch ungewiß ist. *)

*) Wie ich bei Gall war, hielt er diese Gedächtnißsinne für sehr bestimmt; Dr. Rosenthal sagt mir aber, daß er nun darüber ungewiß geworden sey.

(Der Schluß folgt.)

Hannöverisches Magazin.

72tes Stück.

Montag, den 9ten September 1805.

Darstellung der Gallschen Gehirn- und Schedellehre, mit Bemerkungen darüber vom Professor Rudolphi zu Greifswalde.

(Schluß.)

21. Der Sinn der Freigebigkeit, dessen Mangel den Geiz hervorbringt. Unmöglich kann ich glauben, daß es hier auf einen eignen Gehirntheil ankommt. Ob ein Mensch freigebig ist oder nicht, hängt gewöhnlich von dem Werthe ab, den er auf die Dinge setzt. So hat fast jeder einiges, das er nicht gern missen würde; wenn der Geizige verliebt wird, opfert er sein Geld auf; mancher ist nur in einzelnen Dingen geizig; mancher wechselt mit Verschwendung und Geiz ab; welches alles bei einem eignen Organ schwer zu erklären seyn würde. Betrachtet man die Menschen um sich her, so sieht man, daß sie mehrentheils nur geizig werden, wenn sie viel Vermögen bekommen, so daß die Summe des Sparens und Vermehrens werth ist, oder wenn sie zu einem gewissen Zweck sammeln, wobei das Geizen zur Gewohnheit wird. Ein Kind, das sehr naschhaft ist, wird von den Näschereien nicht gern abgeben, ein anderes giebt ohne Aufopferung davon ab, weil sein Gaumen minder lüstern ist, und so geht es weiter fort. Mich wundert, daß Gall diesen Sinn nicht bei dem Sinn der Circumspection seinen Platz angewiesen hat; er ist wohl dadurch auf die Idee gekommen, den Freigebigkeitssinn hieher zu bringen, weil er bei ein Paar Geizigen unten an den Seiten der Stirne einen star-

ken Eindruck wahrgenommen hat, allein der Geiz hauset in Menschen von allen möglichen Stirnformen. *)

Es bleibt nun noch der vordere und obere Theil des Gehirns übrig, wo der Mensch gewöhnlich eine grössere Masse desselben zeigt, als die Thiere. Zwar giebt es auch Menschen, denen hier der Schedel sehr abgedacht ist, wie z. B. auf dem Kupfer zu Pinel's Traité sur l'alienation mentale fig. 5. ein solcher vorgestellt ist, wo aber auch wohl gewöhnlich auf Blödsinn zu schließen ist; wofern nicht der der Kopf durch Künstelei eine solche Form bekommen hat, wie die von Blumenbach (Dec. Cranior. tab. X. et XX.) abgebildeten Caraibenschedel zeigen. Daß der Kopf bloß flach ist, macht gewiß nichts aus, wie ich aus Erfahrung behaupten kann, obgleich der Ausdruck: ein Flachkopf das Gegentheil zu beweisen scheint. Umgekehrt sind auch Fälle genug, wo der Kopf bei einfältigen Leuten vorne gekugelt ist; man entschuldigt diese Anomalie dadurch, daß man annimmt, das Gehirn sey hier nur mehr nach vorne verschoben; passender ist es aber wohl anzunehmen, daß bei einer übrigens günstigen Form des Gehirns, die innere Energie desselben oder dessen intensive Kraft gering seyn kann.

Da sich Gall hier nach seinen gemachten Beobachtungen gerichtet hat, läuft manches unter einander, das schwer zu vereinigen ist.

Das Hervorragen des mittlern senkrechten Theils *) vom Stirnbein bezeich-

*) Der Verfasser scheint auf die Verschiedenheit bestimmter und entschiedener natürlicher Anlagen der Menschen, und selbst der Thiere, zu wenig zu halten, und sie bei jenen zu sehr auf den Unterschied ihrer erworbenen Vorstellungen zurück zu führen. So giebt es z. E. unstreitig nicht allein Thierarten, sondern auch Menschen von roher Gemüthsart, deren natürliche Ferocität am Morgen und Grausamkeiten aller Art Gefallen findet; und es hat überhaupt alles, was man gewöhnlich Temperaments-Fehler und Tugenden nennt, unstreitig auch in der physischen Anlage einigen Grund. Es ist nur die Frage, auf welche Art sich solche Anlagen und Eigenschaften des Gemüths in der Bildung des Körpers offenbaren, und in wie fern die äussere Gestalt eines oder andern Gliedes zu Kennzeichen dienen könne. Mehrere Gründe gegen Gall's Voraussetzung, daß diese einzelnen Eigenschaften des Gemüths gleichsam als so viel besondere Theile der Seele angesehn werden müssen, denen abgesonderte sinnliche Organe im Gehirn correspondiren, sind in dem hier mitgetheilten Aufsatze vorhin gut ausgeführt.

Anm. des Herausg.

*) Zur nähern Bestimmung war es Gall'n nothwendig, die pars frontalis des Stirnbeins in den senkrechten und horizontalen Theil zerfallen zu lassen obgleich eigentlich nur der Augenhölentheil des Stirnbeins horizontal zu nennen wäre.

zeichnet den vergleichenden Scharfsinn (Nr. 22.), der z. B. bei Volksrednern, Predigern u. s. w. zu bemerken ist; die Hervorragung an den Seiten hingegen drückt den metaphysischen oder speculirenden Scharfsinn (Nr. 23.) aus, z. B. bei Kant; kugelt sich aber die ganze senkrechte Fläche, deutet er den Beobachtungsgeist an (25.), wie man ihn besonders bei großen Aerzten, Stoll, Frank, Ball *) findet. Soll dieser Sinn die beiden vorigen in sich fassen, oder, wenn er da ist, verdrängen?? Den Witz (24.) sucht er, wo ihn schon andere vor ihm suchten, in der Gegend der Stirnerhabenheiten (rubera frontalia), die man z. B. an Voltaire sehr groß fand.

Den Sinn der Gutmüthigkeit (27.) setzt er unter den mittlern Theil der horizontalen Parthie des Stirnbeins; macht dieses hier einen Eselrücken, bezeichnet es Gutmüthigkeit, so wie eine Vertiefung Bösartigkeit bedeutet. Er nimmt dies bei Menschen und Thieren an; so zeigt er den Schedel einer angeblich sehr gutartig gewesenen Kuh u. s. w. Bei den Raubthieren ist, wie ich schon oben gesagt habe, gewiß nicht Bösartigkeit anzunehmen. Uebrigens kann dieser Theil auch unmöglich etwas sagen; bei Thieren sind die Zellen der Stirnhölen darunter, bei den Raubvögeln Luftzellen u. s. w. Bei dem Menschen ist der Sichelfortsatz der harten Hirnhaut mit seinem Blutbehälter darunter zu finden, und die beiden Gehirnhälften haben daher mit jener Erhabenheit nichts zu thun, die zwischen sie fällt.

Noch sonderbarer aber ist es, daß Gall annimmt, wenn sich der ganze horizontale Theil des Stirnbeins kugelig zeige, deute dies nicht mehr Gutmüthigkeit, sondern die Darstellungsgabe (26.) an, wie sie sich bei Schauspielern und Schauspieldichtern, z. B. Jünger, zeigt. Wie ist es möglich, in demselben Punkt ein Organ für die Gutmüthigkeit und Darstellungsgabe anzunehmen!

Der Sinn der Theosophie (28.), wo ihn auch schon Lavater annahm, am höchsten Theil des Stirnbeins, wo es sich mit den Seitenbeinen vereinigt. Ein Sinn, der wahrlich nicht angeboren ist, sondern sich bei dem menschlichen Geschlecht erst späterhin entwikkelt hat, so wie noch der unkultivirteste Theil desselben ihn nicht hat, und ein anderer Theil ihn verlohr.

Ganz in der Mitte der Scheitel der Sinn der Stetigkeit (29.); hinter ihm (30.) der Höhensinn, wo-

*) Gall's Bild vor der N. Allg. Deutschen Bibliothek B. 84. ist ziemlich gut getroffen. Aehnliche Stirnen sind nicht selten, und ich gebe gern zu, daß sie gewöhnlich als ein Empfehlungsbrief anzusehen sind.

von ich schon oben geredet habe, und noch mehr nach der Seite hinabsteigend der Hochmuthssinn.

Man sieht aus manchem, besonders wenn man einige Angaben, z. B. bei 25 und 26 vergleicht, daß hier eine Art Physiognomik zum Grunde liegt, obgleich einige Schüler von Gall dies läugnen. Man findet bei Menschen von diesen bestimmten Eigenschaften einen gewissen Schedelbau, und nun schließt man auch rückwärts, wo man diesen bemerkt, auf jene. Auf eine ähnliche Art giengen Lavater und andere zu Werke, nur daß sie größtentheils auf andere Dinge, z. B. die Gesichtszüge sahen. Diese werden itzt von vielen ganz verworfen, allein gewiß mit Unrecht. Ich möchte nicht sagen, wenn Gott eine leserliche Hand schreibt, ist dieser Mensch ein Schurke; ich möchte nicht aus der Nase eines Menschen den Schluß ziehen, daß er ein Dieb oder ein ehrlicher Mann sey; ich gebe zu, daß das Gesicht manches Menschen gar keine Data zu seiner Beurtheilung an die Hand giebt: allein im Allgemeinen ist im Gesicht, und in den Augen besonders, sehr viel zu lesen. Wer seinem Mitmenschen nicht frei ins Auge blicken kann, zeigt immer etwas niedriges an, sey es auch nur, daß er eine sklavische Erziehung verräth; der kluge Blick läßt nicht immer auf großen Scharfsinn, doch wenigstens auf Schlauheit schließen; und wer oft bei einer Leidenschaft seine Gesichtszüge veränderte, trägt am Ende die Spuren davon immer zur Schau. Nur darin ist gewöhnlich gefehlt, daß man alles haarscharf bestimmen wollte, oder zu schnell urtheilte. Der Mensch ist ein wankelmüthiges Geschöpf, und wenn er sich oft der Tugend am nächsten glaubte, reißt ihn ein Sinnenrausch in den Abgrund: sieht man ihn in dieser Vernichtung, so verdammt man ihn vielleicht mit eben so vielem Unrecht, als man ihn sonst vergöttern würde. Wer sich schon durch die weisen Sprüche, die er an seine Saalthüre schreibt, oder die er mit Pathos in Gesellschaften auskramt, wer sich durch sein philosophisches System für edel und göttlich hält, wird mich hierüber verspotten; wer aber in seinen Busen zu greifen gewohnt ist, und täglich die Rechnung mit sich abschließt, der wird wohl dasselbe Facit bekommen. — So wie aber die Lavatersche Physiognomik durch ihre speciellen Angaben fehlte, so fehlt, dünkt mich, eben dadurch Gall's Craniosçopie. Ohne die Causalverbindung ergründen zu wollen, gebe ich gern viele seiner Beobachtungen zu; es mag immer seyn, daß den Muth gewöhnlich eine solche, die Theosophie diese, den Witz eine dritte Schedelbildung verräth, allein die darauf gebauete Theorie kann ich zur Zeit noch nicht annehmen, und bei der Anwendung ist Vorsicht zu gebrauchen, um nicht zu kränken, um nicht selbst Blößen zu geben.

Gall's Bemühungen bleiben immer sehr verdienstlich, und sollten sie auch

nicht

nicht sein itziges System allgemeinnützig machen können, so wird doch die Physiologie und vergleichende Anatomie manche Bereicherung davon tragen, weil er den Schedel und das Gehirn unter neuen Beziehungen betrachtet, und je vielseitiger etwas untersucht wird, je mehr muß hervorgehen. Leider zweifle ich daran, daß ein Werk sobald von ihm selbst erscheinen wird; er hat viele Praxis, hat noch viel zu beobachten, und jeder Fremde raubt ihm Zeit. Ich habe Zeichnungen zu seinem künftigen Buche über das System gesehen, die in jeder Rücksicht vortrefflich zu nennen sind, und er besitzt eine reiche Sammlung von Gegenständen, die auf seine Theorie Bezug haben. Ausser einer sehr großen Reihe von Gypsköpfen berühmter und berüchtigter Leute, hat er viele Schedel von Menschen, die sich durch irgend etwas auszeichneten, von dem schöngeformten Schedel Jüngers an, bis zum mißgestaltesten. Manches habe ich schon gelegentlich erwähnet, ich nenne hier nur: den so ungeheuer kleinen Schedel einer erwachsenen Person, daß er kaum die Hälfte vom Volüm eines gut gebildeten Schedels hat; den Schedel eines fünfjährigen Kindes, woran alle Näthe vollkommen ausgebildet sind, obgleich er selbst so klein ist, als ob er von einem einjährigen Kinde wäre, so wie die Zähne auch schlecht beschaffen sind; endlich den vom Vorgebürge der guten Hoffnung gesandten Schedel eines Mohren, woran die Schneidezähne im Oberkiefer ganz spitz sind; man sieht aber deutlich, daß dies künstlich ist, denn durch das Feilen ist der Schmelz an den Seiten weggenommen: im Unterkiefer sind auch die Zähne ganz natürlich beschaffen. Sehr zahlreich ist ferner seine Sammlung von Thierschedeln, die ihm zum Theil sehr theuer zu stehen kommen, so hat er für den Schedel eines Wallrosses 70 und für den eines Nashorns 50 Gulden gegeben, obgleich die Unterkiefer fehlen. Interessant ist besonders die Sammlung von Vögelschedeln, so wie er auch von den einzelnen gewöhnlich artige Bemerkungen mittheilt. Die bossirten Gehirne, welche er hat, sind auch sehr gut gearbeitet, und mit der Zeit wird seine Sammlung einen ausserordentlichen Werth erhalten. Möchte Gall doch jedes Stück mit Notizen versehen, damit das Kabinet auch nach seinem Tode gehörig benutzt werden kann, und möchte er die Erhaltung desselben sichern.

Man lieset hin und wieder, daß **Nord**, der geschickteste Arzt des Irrenhauses, Gall's Theorie sehr glücklich bei seinen Kranken benutzt habe, theils zur Diagnose, theils zur Heilung ihres Uebels. Walther führt auch an, daß Nord ein Zeugniß ausgestellt habe, wodurch er beurkundete, daß die Gallschen Ideen ihm als wichtige Leitungsbegriffe zur Erkenntniß und Beurtheilung mancher Gemüthskrankheiten dienten. Es leidet also wohl

wohl keinen Zweifel, daß er ehemals wenigstens die Theorie mit günstigen Augen angesehen hat; dies scheint aber aufgehört zu haben, denn Nord erwähnt derselben nie mit einer Sylbe, und man sieht auch nicht das Geringste bei seiner Behandlung der Irren, das darauf Bezug hätte.

Meteorologische Beobachtungen in Göttingen.

Monat August 1805. *)

Tage	Stunden	Barometer	Therm. R.	Wetter	Wind		
1	5	29 49	60 12	R.	W	0 —	1
	2	29 61	66 15	w.	W	1 —	2
	10	29 65	54 10	h.	—	0 —	1
2	5	29 66	53 9	h.	S	0 —	1
	2	29 68	71 17	l. W.	S	1 —	
	10	29 63	59 12	R.	—	1 —	
3	5	29 62	58 12	r.	WSW	0 —	1
	2	29 65	71 17	R.	WSW	1 —	2
	10	29 73	58 12	R.	—	1 —	
4	5	29 73	57 11	tr.	W	0 —	1
	2	29 79	70 17	w.	W	0 —	1
	11	29 88	53 9	w.	—	0 —	1
5	5	29 87	53 9	w.	SW	0 —	1
	2	29 78	72 18	w.	SW	1 —	
	10	29 78	62 13	l. W.	—	0 —	1
6	5	29 77	57 11	l. W.	SW	0 —	1
*)	2	29 74	76 20	l. W.	SSW	0 —	1
	10	29 77	60 12	r.	—	0 —	1
7	5	29 77	56 11	r.	W	0 —	1
	2	29 87	66 15	l. W.	SW	0 —	1
	10	29 87	54 10	l. W.	—	0 —	1
8	5	29 88	50 8	w.	NW	0 —	1
	2	29 90	67 16	w.	NW	0 —	1
	10	29 91	55 10	l. W.	—	0 —	1

*) Nachmittags gegen 2 Uhr stieg ein Gewitter in S. auf, das über die Stadt nach Norden zog, mit einigen heftigen Donnerschlägen und sehr starken Regen.

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind.		
9	5	29 93	47	7	h.	S	o — 1	
	2	29 97	74	19	l. W.	W	o — 1	
	10	29 96	62	13	w.	—	o — 1	
10	5	29 93	59	12	r.	WSW	o — 1	
	A. 10	29 95	60	12	l. W.	—	o — 1	
11	5	29 99	56	11	w.	WNW	o — 1	
	2	30 02	69	16	w.	NW	1 —	
	10	30 02	56	11	h.	—	o — 1	
12	5	29 98	48	7	N.	—	o — 1	
	2	29 91	69	16	h.	SO	1 — 2	
	10	29 82	59	12	h.	—	1 — 1	
13	5	29 75	51	8	l. W.	SO	o — 1	
	2	29 75	76	20	w.	SSO	1 —	
	10	29 80	63	14	r.	—	o — 1	
14	5	29 82	56	11	d. W.	W	o — 2	
	2	29 88	68	16	d. W.	W	1 — 2	
	10	29 78	59	12	r.	—	o — 1	
15	5	29 74	54	10	N.	NW	1 — 2	
	2	29 80	64	14	r.	NW	1 — 2	
	10	29 84	54	10	d. W.	—	o — 1	
16	5	29 87	49	8	r.	W	o — 1	
	2	29 87	63	14	d. W.	SW	o — 1	
	10	29 80	54	10	r.	—	o — 1	
17	5	29 86	43	5	l. W.	W	o — 1	
	2	29 90	67	16	w.	W	1 —	
	10	29 88	52	9	w.	—	o — 1	
18	5	29 85	50	8	d. W.	W	o — 1	
	2	29 84	65	15	w.	WNW	1 —	
	10	29 80	51	8	l. W.	—	o — 1	
19	M. 4	29 74	44	5	l. W.	—	o — 1	
21	A. 10	29 72	59	12	d. W.	—	— 1	
22	5	29 83	53	9	r.	NW	1 —	
	2	29 93	66	15	r.	NW	1 —	
	10	30 02	57	11	tr.	—	— 1	

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind		
23	5	30 02	54	10	r.	WNW	0 —	1
	2	29 99	58	12	R.	NW	0 —	1
	10	29 95	55	10	N.	—	0 —	1
24	5¼	29 90	50	8	vl. R.	NW	1 —	
	2	29 89	64	14	d. W.	N	1 —	2
	10	29 96	54	10	w.	—	0 —	1
25	5¼	29 98	50	8	w.	NW	0 —	1
	2	29 97	66	15	r.	NW	0 —	1
	10	29 94	58	12	w	—	0 —	1
26	5¼	29 89	55	10	l. W.	W	0 —	1
	2	29 89	73	18	w.	W	1 —	
	10	29 84	60	12	l. W.	—	0 —	1
27	5¼	29 77	59	12	r.	W	0 —	1
	2	29 77	68	16	d. W.	WSW	0 —	1
	10	29 82	58	12	r.	—	0 —	1
28	5¼	29 81	56	11	r.	WNW	0 —	1
	2	29 85	66	18	r.	WNW	1 —	
	10	29 83	58	12	r.	—	0 —	1
29	5¼	29 77	58	12	R.	WNW	1 —	
	2	29 77	64	14	R.	NW	1 —	
	10	29 87	56	11	tr.	—	1 —	2
30	5¼	29 95	53	9	w.	NW	0 —	1
	2	29 97	66	15	w.	W	1 —	2
	10	29 85	56	11	tr.	—	0 —	1
31	5¼	29 68	58	12	d. W.	W	0 —	1
	2	29 58	71	17	d. W.	W	1 —	2
	10	29 56	60	12	R.	—	—	1

F. C. W.

Hannöverisches Magazin.

73tes Stück.

Freitag, den 13ten September 1805.

Etwas über das bisher beinahe noch ganz unbekannte Negerland Fur oder Darfur, einem Königreiche im Innern von Afrika.

Unterdessen die brittische Gesellschaft zur Erforschung des unbekannten Afrika alle Mittel anwendet, dort neue Reiche, Gegenden und Völkerschaften aufzusuchen, auch zu diesem Zweck gelehrte Reisende aussendet, unternahm Herr W. J. Brown, aus dessen Reisen in Afrika, Aegypten und Syrien dieser kurze Auszug genommen ist, im Jahre 1792 eine ähnliche Reise nach den unbekannten Negerländern auf eigene Kosten. Herr Brown hat uns nicht nur Aegyptens gegenwärtigen Zustand getreu und belehrend dargestellt, sondern auch die Gegenden zuerst beschrieben, durch welche die Caravanen ihren Weg nehmen, welche Kahira mit Negersklaven versorgen, indem er mit einer solchen nach Süden reisete, und wieder nach Aegypten zurückkam. Seine Reise enthält noch durch die Beschreibung des bisher ganz unbekannten Negerlandes Fur, oder Dafur, einen höhern Werth, in welchem er sich geraume Zeit aufhalten mußte. Vor ihm war der Name und die Lage von Darfur kaum dunkel bekannt, und von den vielen Europäern, die Aegypten oder die Länder in dessen Nachbarschaft bereiseten, hat ausser Johann Michael Wransleb, der 1664 zum erstenmal sich dort aufhielt, nur der Engländer Ledyard etwas von diesem Lande gehört. Ledyard kam 1788 nach Aegypten und starb nicht lange darauf in Kahira. Weil er auf Kosten der Gesellschaft zur Erforschung des innern Afrika reisete, so bemühete er sich, von den Ländern Nachrichten einzuziehen, und wandte sich an die Kaufleute, welche Aegypten mit Negersklaven versorgen. Von ihnen erfuhr er den Namen Darfur, noch weniger aber von dessen Lage und Beschaffenheit, als Bruce früher in Abyssinien gehört hatte.

Uebrigens bestätigen die Berichte, welche wir von Bonapartes Begleitern nach Aegypten, in den Memoires sur l'Egypte publiées pendant les Campagnes de Bonaparte, Paris 1800. 8. über die Merkwürdigkeiten dieses alten Landes erhalten haben, gröſtentheils nur das, was unſer Verfaſſer früher bemerkt hatte.

Cobbe' iſt die Hauptſtadt vom Königreiche Darfur. Sie iſt der vornehmſte Aufenthalt der dortigen Kaufleute, liegt dicht an der Straße, die von der nördlichen Gränze dieſes Reichs nach der ſüdlichen führt. Sie liegt 14° 11' N. B. und 28° 8' O. L. von Greenwich, iſt über 2 Meilen lang aber ſehr ſchmal, und die Häuſer ſind durch beträchtliche Zwiſchenräume von einander abgeſondert, weil zu jedem ein groſſes Stück Feld gehört. Die Stadt iſt überall mit Bäumen von allerlei Art beſetzt, unter andern mit Palmen, beſonders aber mit jenen Gattungen, welche Hegbig und Nebbek genannt werden. Sie formirt einen angenehmen Proſpekt, und zwar um ſo mehr, da ſie in einer Ebene liegt, wo ſie nicht eher deutlich zum Vorſchein kommt, als bis man ſich ihr auf 4 bis 5 engliſche Meilen genähert hat.

Während der regnigten Jahrszeit iſt ihre Grundfläche von einem Strome umgeben. Der öſtlichen Vorderſeite gegenüber (denn die Stadt erſtreckt ſich von Norden gegen Süden) iſt ein Berg oder Felſen, der nicht ſehr hoch, und blos deswegen bemerkenswerth iſt, weil er den Hyänen und Jackals zum Aufenthalt dient.

Die Einwohner von Cobbe' holen ihr Waſſer aus Brunnen, die nicht ſehr tief ſind. Einige haben dergleichen hinter ihren Häuſern angelegt; doch ſind diejenigen die beſten, welche man in der Nähe des Flußbettes gräbt. Das Waſſer iſt gemeiniglich trübe und ſchmeckt nicht ſelten ſehr unangenehm. Zuweilen haben die Einwohner Mangel am Waſſer, ſo, daß ſie ſich bis zum Eintritt der Regenzeit in keiner geringen Verlegenheit befinden.

Unweit Cobbe' liegen hie und da einige Dörfer, die von dieſer Stadt abhängig ſind.

Cobbe' iſt von allen Seiten von einer Ebene umgeben. Gegen Weſten und Südweſten erſtreckt ſich dieſelbe bis an den Fuß des Kerda und Malha, welches zwei rauhe Felſen ſind, die in einer Entfernung von etwa 20 engliſchen Meilen unter jenem Strich liegen. Gegen Süden ſtößt ſie an den Gebel Cuſa, der bei 12 Meilen entfernt iſt, und an dem man von weitem einige Dörfer erblickt. Gegen Südoſten zieht ſie ſich bis an den Barboge', wo ſie ein Ende hat. gegen Nordoſten ſtößt ſie an den Gebel Wanna, und in Oſten, gen Südoſten wird ſie von einem Regenſtrom, der ihren Namen führt, und von dem jenſeits deſſelben befindlichen Sande (Goze) begränzt.

In

In Cobbe' trift man nicht leicht ein Haus an, das von gebornen Furianern bewohnt wird. Die Einwohner sind insgesammt reisende Kaufleute und Fremde. Die andern Städte, welche in diesem Reiche zu den vornehmsten gehören, sind: Sweini, beinahe ganz nördlich und zwei starke Tagereisen von Cobbe' weit; Kirma, ein kleiner Ort westlich gen Süden, in einer Entfernung von 5 Stunden, Cubcabia, eine weit ansehnlichere Stadt, gerade in Westen, Conns, ein unbedeutender Ort, nordwestlich gen Westen, 5½ Stunden von Cobbe', Kil, drei Tagereisen von Cobbe', und zwar gen Süden, südostwärts Shoba, 2½ Tagereisen von Cobbe', Gidid, 1½ Tagereisen davon, in gerader Richtung nach Südosten zu. Belle liegt unweit Cubcabia, jedoch einige Stunden weiter gegen Süden hin.

In Cubcabia ist alle Woche zweimal Markt, auf welchem hauptsächlich Salz gegen allerlei kleine Waarenartikel vertauscht wird. Man gewinnt dieses Salz auf folgende Art: Man sucht die Erde von solchen Plätzen, wo geraume Zeit Pferde, Esel und andere dergleichen Thiere gestanden haben, zusammen, und siedet sie aus. Dieser Markt ist besonders deswegen merkwürdig, weil daselbst eine große Anzahl Tokens, wie auch allerlei Lederwaaren verkauft werden; denn die dortigen Einwohner besitzen eine besondere Geschicklichkeit, das Haar von den Häuten abzusondern, sie zu gerben und sodann große und dauerhafte Getreidesäcke, Wasserschläuche und andere dergleichen Dinge daraus zu verfertigen. Tokens nennt man eine Art baumwollener Kleidungsstücke, die 5, 6, auch wohl 8 Yards und 18 bis 22 Zoll breit sind. Sie bestehen aus starkem, aber groben Stoff, und alle gemeinen Leute, männlichen und weiblichen Geschlechts, bedienen sich derselben zur Bedeckung.

Die Art und Weise, wie man in Darfur, so wie überhaupt in Afrika reiset, ist, einige unbedeutende Abweichungen ausgenommen, fast überall dieselbe. Man bedient sich nemlich der Caravanen. Dieses Wort stammt von Caru ab, welches so viel bedeutet, als von Ort zu Ort wandern. Wann die Einwohner Veranlassung haben, eine Reise ausserhalb Landes zu machen, so treten sie zusammen und formiren ein grösseres oder kleineres Corps, welches sich einen gemeinschaftlichen Anführer wählt. Diese Vergesellschaftung errichten sie deswegen, weil einem wie dem andern um leichteres Fortkommen zu thun ist; denn jeder einzelne Reisende würde selbst auf der bequemsten und sichersten Straße mit unsäglichen Gefahren und Hindernissen zu kämpfen haben. Drei verschiedene Caravanen sind dazu bestimmt, Sklaven und andere Waarenartikel aus den innern Gegenden von Afrika und Kahira zu liefern. Die eine kommt geraden Weges von Murzuk, der Hauptstadt in Fezzan; die zweite von Sen-

naar, und die dritte von Fur. Die Zeit ihrer Ankunft ist nicht bestimmt, sondern sie treffen bald früher, bald später ein, je nachdem es ihnen glückt, die benöthigte Anzahl Sklaven und andere Handelsartikel zusammen zu bringen, zu deren Ankauf sie von ihren Committenten bevollmächtigt sind. Auch kommen hiebei noch andere zufällige Umstände in Betracht.

Die Caravane von Fezzan verdient in Betracht ihrer Einrichtung vor den beiden andern den Vorzug. Die dortigen Kaufleute bringen auf ihrer Reise von Murzuk bis Kahira gemeiniglich funfzig Tage zu. Sie lassen es sich äusserst angelegen seyn, diese Stadt noch vor Anfang des Ramadan zu erreichen, damit diejenigen, welche von dort ihre Wallfahrt als Pilgrime fortsetzen wollen, hinlängliche Zeit haben, sich mit dem Gefolge des Emirs von Mise zu vereinigen. Zum Verkauf ihrer Waaren haben sie zu Kahira selten mehr als 2 Monate nöthig. Nach deren Verkauf gehen diejenigen, welche nicht nach Mekka wallfahrten wollen, wieder zurück in ihr Vaterland. Die Ankunft dieser Caravane geschieht gewöhnlich von Jahr zu Jahr.

Die zwei andern haben keine festgesetzte Zeit, sondern treffen sehr unordentlich ein. Bisweilen vergehen wohl zwei bis drei Jahre, bevor man eine derselben in Aegypten zu sehen bekommt; so wie hingegen bisweilen in einem Jahre zwei, auch wohl mehrere solcher Caravanen dort anlangen. Diese Unordnung rührt theils von den öfteren Veränderungen her, welche sich in ihrer Landesverfassung ereignen, theils von dem willkührlichen Verfahren des Despoten, der über sie zu gebieten hat. Hierzu kömmt noch, daß die Straßen zwischen Kahira und den zwei Hauptplätzen, von welchen sie abreisen, zum öftern von den herumstreifenden Arabern sehr unsicher gemacht werden; denn auf der Straße von Sennaar müssen die Reisenden befürchten, dem Stamm Ababde' und Schaikie' in die Hände zu fallen, so wie ihnen auf der Straße von Fur bisweilen von Seiten der Cubbabeesch und der Bedeiat die nemliche Gefahr drohet. Doch ist auf diesen letzteren viel sicherer zu reisen, als auf jenen. Der jedesmalige Aufbruch einer Caravane von Darfur gehört zu den Begebenheiten, welche man dort für äußerst wichtig hält. Er beschäftigt eine Zeitlang die Aufmerksamkeit aller Einwohner im Lande, und vertritt sogar die Stelle einer chronologischen Epoche.

Die Zeit ihrer Ankunft zu Kahira ist eben so ungewiß, als die Zeit ihrer Abreise; denn diese Caravanen nehmen keine Rücksicht auf die Jahrszeiten, sondern machen sich sowohl im Sommer als auch im Winter auf den Weg. Die Reise von Assuan nach Sennaar erfordert weit weniger Zeit, als die von Assiut nach Darfur.

Mehrere hinderliche Umstände machen es schlechterdings unmöglich, hier und da dauerhafte Kennzeichen aufzustellen, durch deren Beihülfe man sich

auf

auf den Wegen, welche durch die Wüste führen, zurechtfinden könnte. Einige von der Caravane pflegen, so oft sie an Plätze kommen, wo es Steine giebt, einen oder fünf der größten auszusuchen, sie übereinander zu legen, und so in gewissen Distanzen eine Art von Wahrzeichen aufzustellen. An Stellen aber, wo der Sand locker und tief ist, läßt sich dieses freilich nicht anwenden. Alsdann bleibt den Caravanen nichts übrig, als sich auf die durch vieljährige Hin- und Herreisen erlangte Fertigkeit zu verlassen, vermöge deren sie gewisse Felsen an ihrem Umriß und andern charakteristischen Unterscheidungszeichen erkennt; denn der Gebrauch des Compasses ist den Bewohnern dieser Länder ganz unbekannt, auch wissen sie die jedesmalige Stellung der Fixsterne nicht gehörig zu beurtheilen. Uebrigens sind die Nachrichten jener Reisenden, die uns so fürchterliche Beschreibungen von den Gefahren des in den afrikanischen Wüsten befindlichen Flugsandes machen, sehr übertrieben. Während Herrn Brown's Aufenthalte zu Leyhra erhob sich einst ein heftiger Nordwestwind, der eine große Sandwolke herbeiführte. Damals stellte er ein hölzernes Gefäß, daß ungefähr zwei Gallons oder acht Quart hielt, in die freie Luft hin. Ehe dasselbe ganz mit Sand angefüllt wurde, gingen dreißig Minuten hin. Selbst die neuern Reisenden erzählen zwar allerlei Histörchen von ganzen Caravanen, die vom Sande bedeckt worden; da sie aber weder Zeit noch Ort angeben können, so läßt sich die Wahrheit ihrer Aussagen billig in Zweifel ziehen.

Wenn es gegründet seyn sollte, daß würklich eine oder die andere Caravane unter dem Sande begraben wäre, so würde sie wahrscheinlich entweder von einem erstickenden Winde getödtet, oder konnte aus Mangel an Wasser, vielleicht auch aus andern Ursachen, vor Ermattung nicht weiter fortkommen. Wenn sodann Reisende, die in den umliegenden Ländern geboren waren, des nemlichen Weges zogen, und zufälliger Weise eine Anzahl mit Sande bedeckter Menschen und Thiere fanden, so mußte dies freilich für dergleichen Leute, die ohnehin keines reifen Nachdenkens fähig sind, ein hinlänglicher Beweggrund seyn, zu glauben, oder wenn sie auch nicht davon überzeugt waren, doch andere, bloß aus Liebe zum Wunderbaren, glaubend zu machen, daß sie unterwegs mehrere Personen getroffen hätten, die vom Sande verschüttet wären, ungeachtet eben die Personen erst nach ihrem Hinscheiden damit bedeckt wurden.

Wenn eine große Caravane von Darfur nach Aegypten abgeht, so schlägt man dieselbe gewöhnlich zu 2000 Kameelen und 1000 Sklaven an. Die Anzahl fremder, besonders ägyptischer Kaufleute, welche für eigne Rechnung handelt, und sich in dieser Gesellschaft befindet, beläuft sich nicht über 50. Die übrigen Gefährten, deren in allen, selbst den Chabir oder

An-

Anführer mitgerechnet, 150 bis 200 seyn mögen, sind Unterthanen des Beherrschers von Fur.

Das Kameel ist den Arabern auf ihren langwierigen und beschwerlichen Reisen ganz unentbehrlich, daher sie auf dessen Wartung und Pflege auch alle nur mögliche Sorgfalt verwenden. Nicht selten bezahlt ein Kaufmann für das Kameel, dem er seine Waaren aufpackt, beinahe so viel, als die Waaren selbst werth sind. Statt der Pferde bedient man sich gewöhnlich ägyptischer Esel, die unterwegs sehr gute Dienste leisten, und hernach in Sudan ziemlich theuer verkauft werden. Diese Thiere sind immer muthig und gut bei Kräften, ob sie gleich auf der ganzen Reise weiter nichts, als ein wenig Stroh und Wasser bekommen. Die Lebensmittel, welche diese Leute mit auf die Reise nehmen, sind sehr schlecht und sparsam. Es fällt ihnen im Geringsten nicht ein, für die Bedürfnisse der Kranken zu sorgen, oder irgend eine Anstalt zu treffen, die ihnen zu statten kommen könnte, wenn etwa ihre Reise durch unvorhergesehene Zufälle verzögert werden sollte.

Kein einziger nimmt gedörrtes Fleisch mit, ohne welches die Fezzaner sich nie auf den Weg machen. Nur wenige versehen sich mit Caffee und Taback. Die mehrsten lassen es dabei bewenden, daß sie einen ledernen Sack voll Mehl, einen dergleichen voll hartgebackener Brodte, ein ledernes Gefäß voll Honig oder Syrup, und eines dergleichen mit Butter angefüllt mitnehmen. Alle diese Eßwaaren werden aufs genaueste nach der Anzahl der Personen eingerichtet, welche man zu beköstigen hat, und das Quantum derselben erstreckt sich gewöhnlich nur so weit, als es die dringendste Nothdurft erheischt. Auf der Reise von Darfur nach Aegypten bedient man sich noch außerdem eines Produkts, das entweder in Aegypten gar nicht, oder doch nur in geringer Quantität dort zu haben ist. Die Getreideart, von welcher die Furianer hauptsächlich Gebrauch machen, ist das kleinkörnigte Cassob, welches sie Dokn (Hirse) nennen. Nachdem dasselbe grob gemahlen worden, nehmen sie dessen eine gewisse Quantität, setzen dieselbe ein wenig in Gährung, und verfertigen sodann einen Teig daraus. Dieser Teig hält sich außerordentlich lange, und will man ihn genießen, so wird er mit Wasser angefeuchtet. Wenn man hiebei gehörig zu Werke geht, so vertritt er die Stelle eines ziemlich schmackhaften Nahrungsmittels. Die Gährung theilt ihm die Kraft mit, ein wenig zu berauschen; auch hat er eine narkotische Eigenschaft. Diese so zubereitete Substanz wird Ginsei: genannt. Da es unterwegs an brennbaren Materialien fehlt, so kann man sich weder des Reißes noch einer andern Speise bedienen, die gekocht werden muß.

Erfahrne Reisende brauchen die Vorsicht, unter zehen Kameelen, deren sie

sie sich zur Fortschaffung ihrer Waaren bedienen, allemal eins mit Bohnen und kleingehacktem Stroh zu beladen, womit sie diese Thiere so spärlich füttern, daß sie fast auf der ganzen Reise daran genug haben. Auf dem Wege von Darfur nach Aegypten werden die Kameele mit Dokn und schlechtem im Lande erzeugten Heu gefüttert, aber beides ist diesen Thieren bei weitem nicht so gesund, als die oberwähnten Nahrungsmittel.

Das benöthigte Wasser nehmen die Caravanen bei ihrem Aufbruch aus Aegypten in Ziegenhäuten mit. Auf dem Zuge von Sudan nach Aegypten aber bedient man sich zu obigem Behuf der Ochsenhäute, woraus man geräumige Schläuche verfertigt, die inwendig mit Theer oder Oel bestrichen werden. Zwei solcher Schläuche machen die volle Ladung eines Kameels aus. Das Wasser hält sich darin viel besser als in den kleineren; deswegen werden sie auch in ganz Aegypten mit ansehnlichem Vortheil verkauft. Ein Paar der besten werden nicht selten mit dreißig Piastern bezahlt. Man bedient sich derselben fast überall, um die Einwohner der Ortschaften mit Wasser aus dem Nil zu versorgen.

Die bei den Caravanen befindlichen Kameele bekommen nichts von diesem Wasservorrathe, der, ob man es gleich aufs sorgfältigste zu verhüten sucht, nicht selten Eckel und Abscheu erregt, weil er nach Theer schmeckt, voll Schlamm ist, und in der Sonnenhitze verdirbt. Sechs kleine oder zwei große Schläuche sind hinreichend, vier Personen auf mehrere Tage mit Wasser zu versehen.

Der anhaltende Regen, welcher in Darfur von der Mitte des Junius bis zur Mitte des Septembers bald stärker bald schwächer fällt, sich aber gemeiniglich sehr gewaltsam ergießt, und mehrere Tage lang in einem fortdauert, bekleidet das Land, welches bis dahin dürr und unfruchtbar war, mit einem anmuthigen Grün, das schnell hervorsproßt. Ueberall wächst eine große Quantität Holz, ausser in solchen Gegenden nicht, wo jede Vegetation durch den felsigten Boden verhindert wird. Ueberhaupt lassen es sich die Einwohner des Landes nicht sehr angelegen seyn, selbst diejenigen Fluren, wo sie ihr Getreide bauen, von den Wurzeln der Bäume zu reinigen.

Sobald die Regenzeit eintritt, eilt der Landeigenthümer mit allen seinen Gehülfen aufs Feld hinaus, wo sodann auf dem ihm zugehörigen Grundstücke, mit einem Werkzeuge, das einer Haue gleicht, überall Löcher gegraben werden, in die man den Dokn wirft, und sodann mit dem Fuße wieder zuscharrt. Ueberhaupt haben sie zu ihrem Feldbau sehr wenige Werkzeuge nöthig. Der Dokn bleibt kaum zwei und der Weizen etwa drei Monate in der Erde, dann ist dieser wie jener schon reif. Der Weizen wird jedoch nur in geringer Quantität gewonnen.

Der Mahriek oder größere Kassob,

ſob, eine Art Getreide, das gröbere Körner hat, als der Doka oder Hirſe, wird hier ebenfalls häufig gezogen. So auch etwas Seſam, auf arabiſch Simſim genannt.

In ihren ſogenannten Gärten erziehen die Einwohner Linſen, Schminkbohnen und andere Gemüſearten. Mehrere Gattungen Waſſermelonen kommen während der regnichten Jahrszeit in Menge zum Vorſchein, auch gedeihen dieſelben ſchon vorher, wenn ſie nur fleißig begoſſen werden.

Es giebt zwar in den dortigen Gegenden verſchiedene Arten von Bäumen; allein die Früchte, welche ſie hervorbringen, ſind nicht des Einſammelns werth. Eine Ausnahme hievon macht jedoch die Tamarinde. Die Anzahl der Dattelbäume iſt unbedeutend, und die Datteln ſelbſt ſind ſehr ſaftlos und unſchmackhaft.

Die Furianer beſitzen nur wenige brauchbare Pferde, welche ſie aus Dongola und von den Arabern im öſtlichen Geſtade des Nils erhalten. Sie ſind wohl größer als die ägyptiſchen Pferde, durchgehends ohne Fehl gebauet, voll Feuer, und dennoch lenkſam; doch ſollen ſie keine großen Strapatzen aushalten können. Die Araber, welche dieſe Thiere auferziehen, pflegen dieſelben mit Milch zu füttern. Sie werden ſelten oder nie caſtrirt. Man bedient ſich ſowohl der Hengſte als auch der Stuten zum Reiten. Die Pferde von Sudan werden nie mit Hufeiſen belegt.

In Sudan giebt es zwei oder drei verſchiedene Gattungen Schaafe, die aber nicht ſonderlich von einander abweichen. Das Fleiſch dieſer Thiere iſt hier bei weitem nicht ſo gut wie in Aegypten. Sie tragen ſehr grobe Wolle, die faſt wie Haar ausſieht, und ſich ſchlechterdings nicht verarbeiten läßt. Die Ziegen ſind hier viel zahlreicher, als die Schaafe, auch iſt das Fleiſch der erſtern etwas wohlfeiler als der letztern ihres.

Der Eſel ſieht hier gerade ſo aus, wie bei uns. Die Einwohner bedienen ſich dieſer Thiere gewöhnlich zum Reiten. Dies iſt ſo allgemein üblich, daß man faſt niemand zu Pferde ſieht, als nur Soldaten, und Leute, die unmittelbar bei Hofe in Dienſten ſtehen. Die Eſel aus Aegypten ſind unter allen die beſten. Für einen ägyptiſchen Eſel giebt man einen, zwei, auch wohl drei Sklaven, je nachdem er mehr oder weniger tragen kann. Sind aber dieſe Thiere von gewöhnlichem Schlage, ſo bekömmt man für einen Sklaven drei, auch wohl vier dergleichen.

Der Ochſe wird hier zu Lande bisweilen caſtrirt. Kühe giebt es hier in Menge, ihre Milch aber hat keinen guten Geſchmack.

(Der Schluß folgt.)

Hannöverisches Magazin.

74tes Stück.

Montag, den 16ten September 1805.

Etwas über das bisher beinahe noch ganz unbekannte Negerland Fur oder Darfur,

einem Königreiche im Innern von Afrika.

(Schluß.)

Die Kameele in Fur sind eine Bastartart, und es giebt deren von allerlei Farbe und verschiedener Größe. Diejenigen, welche aus den westlichen und südlichen Gegenden dahin gebracht werden, sind groß, und haben weiches Haar, das ins Weiße oder Hellbraune fällt. Unter denen, die aus Kordafan kommen, giebt es viele, die ganz schwarz aussehen, und diese sind bei weitem nicht so gelehrig, als andere. In wenig Ländern wird man diese Thiere so häufig antreffen, wie in Darfur. Sie sind wenigen deswegen bemerkenswerth, daß sie schwere Lasten tragen, als vielmehr darum, daß sie viele Tage lang Durst leiden können. Die gewöhnliche Krankheit der dortigen Kameele ist die Räude, von welcher sie meistens im Winter befallen werden. Man kurirt sie mit einer Art Theer, das aus den Saamenkörnern der Wassermelone durch die Destillation per deliquium verfertigt wird. Das Fleisch der Kameele, besonders der Weibchen, welche man zu diesem Behuf mästet, wird häufig von den Einwohnern gespeiset. Es hat zwar keinen besondern Geschmack, ist aber leicht zu verdauen, und gar nicht unangenehm. Auch zu der Milch finden sich sehr viele Liebhaber. Die Kameele, welche zu Fezzan und andern gegen Westen liegenden Gegenden, als auch in Arabien auferzogen sind, übertreffen die, welche man in Fur bekommt, weit an Kräften, und stehen folglich auch höher im Preise. Jene sind ungleich größer wie diese, können

auch schwerere Lasten tragen, nur nicht so lange das Trinken entbehren. In Sudan trägt ein Kameel selten mehr als 500 Pfund, oft nur 300 bis 350 Pfund; in Aegypten hingegen packt man ihm gewöhnlich acht, zehn, auch wohl noch mehrere hundert Pfunde auf. Kameele, die dazu bestimmt sind, das heilige Geschenk nach Mekka, zum Grabe des Propheten, zu tragen, werden in Aegypten unter mehreren ausgesucht. Sudan erzeugt eine große Anzahl sehr schöner Dromedare. Von der Behendigkeit und Ausdauer dieser Thiere erzählt man eine Menge Anekdoten, die nicht den mindesten Glauben verdienen.

Die Hunde sind in Darfur von eben der Art, wie in Aegypten, und werden auch so, wie dort, auf Kosten des Publikums ernährt. Man bedient sich einer besondern Gattung von Hunden, die Antelope zu jagen, und wieder einer andern, die Schaafe zu hüten.

Die gewöhnliche Hauskatze ist hier selten, nicht einheimisch, sondern ursprünglich aus Aegypten dahin gebracht worden. Sie ist von eben der Art, wie die Katzen in Europa.

Die hier befindlichen wilden oder eigentlichen Raubthiere sind: der Löwe, der Leopard, die Hyäne, der Wolf, der Jackal und der wilde Büffel. Alle diese Thiere aber lassen sich in den angebauten Gegenden dieses Landes nur selten sehen, ausgenommen die Hyäne und der Jackal. Jene laufen des Nachts zu sechs, acht, auch wohl in noch größerer Zahl in die Dörfer, und schleppen alles, was sie bezwingen können, mit fort. Sie bringen sogar in dem Bezirk der Wohnungen Hunde und Esel um, versammeln sich überall, wo etwa ein todtes Kameel oder ein anderes Aas liegt, machen sodann gemeinschaftliche Sache, und zerren es oft erstaunlich weit fort. Sie erschrecken weder vor Menschen, noch vor dem Knall eines Schießgewehrs. Die Einwohner stellen ihnen durch Verfertigung tiefer Gruben nach, und lauern ihnen eine Zeitlang im Hinterhalte auf. Wenn sich denn eins fängt, so schlagen sie es entweder mit Keulen tod, oder durchbohren es mit ihren Spießen. Der Jackal ist zwar ein unschädliches Thier, giebt aber einen sehr widrigen Laut von sich, den man weit in der Ferne hört.

In den Gegenden, welche an Darfur gränzen, und einen stärkern Zufluß an Wasser haben, sind die oberwähnten Thiere sammt und sonders sehr zahlreich, so, daß sich die Reisenden außerordentlich vor ihnen in acht nehmen müssen, besonders an den Ufern des Bahr-el-Abiad.

Zu den oben namhaft gemachten Thieren gehört noch der Elephant, das Nashorn, die Giraffe, das Seepferd und das Krokodill.

Der Elephant läßt sich in den Gegenden seines Aufenthalts in großen Heerden sehen. Wenn sich ein einzelner Elephant von der Heerde verirrt, so machen die Einwohner zu Pferde Jagd auf ihn, oder klettern auf Bäume,

me, und erlegen ihn von dortaus mit ihren Spießen; oder sie machen Gruben, worin er sich fängt. Die Haut dieses Thiers wird auf mancherlei Art sehr nützlich verarbeitet. Der afrikanische Elephant ist kleiner als der asiatische, und wahrscheinlich von einer andern Gattung. Sein Fleisch wird mit dem größten Appetit verzehrt. Aus dem Fett bereitet man eine köstliche Salbe, und die Zähne werden bekanntlich von den Handelsleuten mit großem Gewinn verkauft.

Der zahme Büffel ist nirgends in Sudan zu finden. Der wilde hingegen wird von den Arabern auf der Jagd erlegt, und sie bedienen sich seines Fleisches zur Nahrung.

Das Nilpferd tödten sie blos in der Absicht, seiner Haut und Zähne habhaft zu werden, welche letztern das Elfenbein weit übertreffen. Aus der Haut, welche außerordentlich zähe ist, verfertigen sie sehr brauchbare Schilde, auch Peitschen, die mit den englischen Reitpeitschen Aehnlichkeit haben.

Das Horn des Nashorns macht einen beträchtlichen Handlungsartikel aus, und wird nach Aegypten versendet, wo man Säbelgriffe und andere Sachen daraus verfertigt.

Die Antelope und der Strauß kommen in diesem Lande sehr häufig vor, und in den südlichen Gegenden wird auch die junge Zibetkatze angetroffen. In den Wohnungen der Reichen bewahrt man sie in Käfigten auf. Die Frauenzimmer bedienen sich des Zibets, um sich damit zu parfümiren.

Löwen und Leoparden halten sich hier gleichfalls auf. Die Araber erlegen sie auf der Jagd, ziehen ihnen das Fell ab, welches sie verkaufen, das Fleisch davon verspeisen sie.

Die weiße Ameise, Termites, ist hier in ungeheurer Menge vorhanden, und richtet große Verwüstungen an; denn sie frißt sich durch alles hindurch, gleichviel, ob es Vegetabilien, Kleidungsstücke, Ledersachen, Papier und dergl. sind.

Die arabische Heuschrecke, Gryllus, gehört hier zu den alltäglichsten Insekten. Viele Leute, besonders Sklaven, pflegen sie zu braten und sie zu essen.

In ihrem Aeussern halten die Bewohner von Fur eben nicht sehr auf Reinlichkeit. Es fällt ihnen selten ein, sich zu kämmen, oder ihren Körper über und über abzuwaschen. Sie bestreichen sich die Haut mit Salbe, und das vertritt bei ihnen die Stelle der vollkommensten Abwaschung. Sie verfertigen auch eine Art Mehlteig, den sie, mit Butter vermischt, auf die Haut streichen, und so lange reiben, bis er völlig trocken ist. Dies giebt der Haut nicht nur ein besseres Ansehen, sondern nimmt auch alle Schmutzflecken und Unreinigkeiten hinweg, die von der Transpiration herrühren, welches sehr wichtig ist, da es in diesem Lande keine Bäder giebt.

Die Furianer sind dem Trunke sehr ergeben; das Tanzen ist hier unter beiderlei Geschlechtern üblich; jeder

Volksstamm scheint seinen eignen Tanz zu haben. Einige Tänze sind ernsthaft, andere wollüstig. Ihr Hang zu diesem Vergnügen erstreckt sich so weit, daß sogar die Sklaven in Fesseln nach der Musik einer kleinen Trommel tanzen.

Diebstahl, Lügen und Betrug, nebst allen damit verwandten Lastern, findet man in Darfur fast allgemein.

Die Furianer legen sich so viel freie Weiber und Sklavinnen zu, als ihnen beliebt. Ihr Sultan hat mehr als hundert freie Weiber.

Die Weiber dieses Landes verrichten die mühsamsten Hausarbeiten. Sie müssen nicht nur den Acker bestellen, und das Getreide säen, sondern auch bei der Erndte helfen. Ihnen allein liegt das Geschäfte ob, das Getreide zu mahlen und Brod zu backen. Sie müssen nicht nur die Speisen bereiten, sondern auch Wasser hohlen, die Kleidungsstücke waschen, und die Wohnungen reinigen.

Beantwortung der Anfrage in dem 20sten Stück des neuen hannöverschen Magazins von diesem Jahr,

die Reinigkeit des Brenn-Oels betreffend.

Mit dem Herrn Einsender dieser Frage bin ich völlig einig, daß ein rein brennendes Oellicht bei nächtlichen Arbeiten einem Unschlittlichte weit vorzuziehen sey. Man ist bei dessen Gebrauche des Abnehmens des abgebrannten Dochtes oder Putzens, das bei einem Talglichte alle vier Minuten oder noch öfter wiederholt werden muß, überhoben; ferner die Flamme des Lichts bleibt beständig in einer egalen Entfernung von dem Buche oder Papier, das wir vor uns haben, die bei einem Unschlittlichte zuerst hoch und hernach niedriger zu stehen kommt; und drittens flackert das Flämmchen der Oellampe nicht, so wie jenes, welches den Buchstaben auf dem Papier ein tanzendes Ansehen giebt, und dem Auge beschwerlich fällt. Dieses sind Vortheile, die uns, vorzüglich in den Jahren, worin unsere Augen ihre Schärfe allmählig verlieren, und wir eine Brille zu Hülfe nehmen müssen, bei strengen Nachtarbeiten gar sehr zu statten kommen. Wenn man auch die Unannehmlichkeit nicht mit in Anschlag bringt, die das schmelzende Unschlitt oftmals dem Geruche verursacht, und die bei dem Oellichte ganz vermieden wird: so ist, wie mich dünkt, doch auch auf die Ers-

spa-

sparung einige Rücksicht zu nehmen, die der Gebrauch der Lampe gegen das Unschlitt mit sich führt.

Was nun die Reinigkeit des Oels betrifft; so ist in der Anfrage eigentlich auf das Rüpsenöl (Rübeöl, das aus Rapsaamen geschlagen wird) gesehen; und ich bin so frei, den letzten Theil der Frage zuerst vorzunehmen, wie man es nemlich erkennt, ob ein Oel Unreinigkeiten mit sich führe, also einer Reinigung bedürfe, oder nicht. Ein unreines Oel setzt bei dem Brennen vorn am Lichte eine Kohle, die abgenommen oder weggestoßen werden muß, wenn sie nicht den Schein des Lichts aufhalten oder vermindern soll; es brennt sehr geschwind von der Lampe, und die Flamme giebt einen Dampf von sich, der nicht allein den Geruchsnerven äußerst zuwider ist, sondern auch der Gesundheit schadet. Will man es aber auf diesen Versuch nicht erst ankommen lassen: so kann man in der Kürze ein wenig Oel in ein reines Weinglas gießen, und es gegen das Licht halten, da denn eine trübe Aussicht des Oels, so wie etwa an einem trübe gewordenen Weine, die Anzeige geben wird, daß eine Unreinigkeit in ihm enthalten sey.

Um nun das Brennöl von dieser Unreinigkeit zu befreien, bedarf nicht einer mühsamen oder kostspieligen Operation; nichts weiter, als etwas Geduld, und eine Auslage für das Oel, die man ein Jahr früher macht, als man es gebrauchen will, das ist alles, was dazu erfordert wird. Und damit ichs mit zwei Worten sage, man nehme kein anderes Oel auf seine Arbeitslampe, als welches wenigstens ein Jahr alt ist, und unterdessen unbewegt gestanden hat.

Ein jedes frisches Rübeöl führt unvermeidlich Unreinigkeiten bei sich. Wenn auch das Rapssaat, ehe es in die Mühle gelangt, vom Staube sorgfältig gereinigt ist: so dringen dennoch während dem gewaltsamen Pressen durch die Tücher einige Partikelchen von den zerstoßenen Hülsen und Kernen desselben hindurch, die in dem gepreßten Oele bleiben, und die Unreinigkeit verursachen. Von denen kann nun das Oel nicht sicherer befreiet werden, als daß man sie niederschlägt und dann hinwegräumt. Das geschieht aber nicht leichter und bequemer, als daß man diesen zarten in dem Oele schwimmenden Theilchen die Zeit läßt, sich zu senken, und auf den Boden des Gefäßes nieder zu fallen. Dazu wird nun, weil das Oel ein verdicktes Fluidum ist, mehr Zeit erfordert, als wenn in einer wässerigen Feuchtigkeit die zarten darin schwimmenden Körper niederfallen sollen, und ein Jahr möchte wohl darüber hingehen, wenn man davon völlig gesichert seyn will. Allein dafür hat man dann auch ein Brennmaterial, dessen man sich ohne alle Unbequemlichkeit, und mit allem möglichen Nutzen bedienen kann.

Je älter ein Rübeöl ist, desto heller und sparsamer brennt dasselbe. Wünscht man also ein Licht zu haben, bei dem das Putzen nicht nö-

thig ist, bei dem ein brennender Funke nicht den Räuber macht, wie das bei einem Unschlittlichte so leicht entsteht, das bei dem Schmelzen des animalischen Fettes keinen übeln Geruch verursacht, keine flackernde Flamme gebiert, die unser Zimmer mit schädlichem Dampfe anfüllt, und dagegen eine helle, ruhige und reine Flamme, wie ein Wachslicht, unterhält; so kaufe man sich je eher je lieber die ganze Provision von Oel, die man im künftigen Winter zu brennen gedenkt, und verwahre sie im Keller, wo sie unangerührt stehen bleibt, bis man aus ihr ein kleines Gefäß zu füllen genöthigt ist, welches so sanft als möglich geschehen muß, damit die unreine dicke Masse, die sich unten hin gesenkt hat, nicht in Bewegung komme, und sich mit dem geläuterten Oele von neuem vermische. Hat man endlich zum Gebrauch das Oel nachgerade abgeklä-ret: so wird freilich ein Bodensatz übrig bleiben, der zum Brennen untauglich ist; allein der wird deswegen doch nicht verlohren seyn. Die Hausmutter, die sich dem Kochen ihrer Seife selbst unterzieht, wird ihn zur Vermehrung ihres Fettes mit in den Kessel nehmen; oder wo man Fuhrwerk hält, ihn zur Vermehrung oder Verdünnung des Theers anwenden können.

Zu dem Tocht in die Lampe wollte ich lieber aus baumwollenem Garn, als aus der Baumwolle gedrehet empfehlen. Das muß aber vor dem Staube wohl verwahrt werden; sonst wird man bei dem reinesten Oele dennoch kein helles Licht erwarten können.

Diesen Gebrauch habe ich schon seit vielen Jahren von dem Saatöle gemacht, wobei meine Augen sich wohl befunden haben, denen ich bei entstehender Schwäche auch mit einem kleinen grünen Schirm zu Hülfe kam. Einer gewöhnlichen zinnernen Lampe ließ ich einen kleinern Fuß geben, der etwa nur sechs Zoll im Durchschnitt enthält, um dem Lichte mit dem Papier desto näher kommen zu können. Um den Ständer der Lampe wurde ein beweglicher Ring gelegt, an welchen einige blecherne Oesen angelöthet waren. Nun ließ ich auch einen Rahmen von Blech verfertigen, der kaum einer Hand breit, nicht völlig fünf Zolle lang, etwas gebogen, und auf allen Seiten durchlöchert war. In diesen Rahmen wurde grüner Taffent genähet, und an der einen Seite mit einer sechs Zoll langen blechernen Stange versehen, deren unteres Ende in eine jener Oesen paßte, und dem Auge das Licht verdeckte, übrigens aber alles im Zimmer sichtbar und hell machte. Dieses ganz einfache und bequeme Machwerk gefällt mir immer noch besser, als alle andere theure und erkünstelte Lampen, die mir bisher vorgekommen sind.

G. M.

Land-

Landwirthschaftliche Gebräuche bei verschiedenen Völkern.

(Fortsetzung. S. St. 56. v. d. J.)

In Holland wird das Heu in großen Haufen in der freien Luft aufbewahrt. Man dämmt es so fest zusammen, daß man es herausschneiden muß. Oben ist ein Dach, daß das Regenwasser ablaufen kann. Das Vieh soll es so lieber fressen, als das, was vom Boden kömmt.

In Ungarn wächst der Spargel sehr hoch und dick, denn man stürzt über jede Pflanze eine Glocke von rothem Thon, die oben eine Oeffnung hat. Weil sie vor der Luft bewahrt ist, so bleibt die Pflanze immer mürbe und weiß.

In Pommern mästet und räuchert man die Gänse folgendergestalt: Die stärksten jungen Gänse werden bald nach Michaelis zum Mästen aufgestellt, und mit Gerstenschroot, darunter auch gestampfte Rüben gemischt werden, vier Wochen lang gemästet, dann geschlachtet, und drei bis vier Tage eingepöckelt. Darauf werden sie in Weizenkleie herumgewälzt, an hölzerne Spieße an einen Faden gebunden, der an einem Fuß festgemacht ist, und so in einem gelinden Rauch aufgehangen. Nach acht Tagen werden sie wieder abgenommen, und nach andern acht Tagen an einen luftigen Ort aufgehangen. Endlich wird die Kleie abgerieben, und die Gänse an einem kühlen und trocknen Orte verwahrt. Die Schornsteine zum Räuchern müssen weit seyn, und das Fleisch hoch hängen, daß weder der Dunst von den Speisen, noch die Hitze es erreicht; der erstere läßt es nicht trocknen, und durch die Hitze trieft das Fett ab.

In Corsika backen die Bauern häufig Brod von Rocken und Hirse vermischt. Auch müssen daselbst oft die Kastanien dem Getreidemangel zu Hülfe kommen, welche die Korsen braten und wie Brot essen, oder auch mahlen und Kuchen davon backen.

Die römischen Landleute hatten ein Gericht, das sie das Mörsergericht (moretum alliatum) nannten. Es bestand aus Knoblauch und andern strengen Kräutern, frischem Käse, Oel und Salz, welches im Mörser gestampft wurde. Sie hielten dies, so wie auch die Soldaten und Schiffer, für eine gesunde Zukost. Sogar der leckere Mäcen ließ sich ein solches Gericht, vermuthlich aber köstlicher gemischt, zum Verdruß seines Gastes Horaz (Epod. III.) zurichten.

In

In den nordwestlichen Gegenden von Irland bringt man den Flachs, wenn er, wie bei uns gerottet ist, auf ein eingehegtes Land, wohin kein Vieh kömmt, und wo kein Gras steht, und legt ihn sehr dünn und reihenweise auseinander. Dieß ist das Flachsbleichen, welches kürzer oder länger währt, nach den besondern Absichten des Eigenthümers, in so fern er nemlich ganz weissen oder nur blassen Flachs zu haben wünscht; gemeiniglich aber läßt man ihn so länger als 14 Tage liegen, damit er durchaus gewaschen, und von seinen Unreinigkeiten gesäubert werde. Gewöhnlich kehrt man ihn ein paarmal um, ehe er vom Felde weggenommen wird. Hält man ihn für hinlänglich gebleicht, so bindet man ihn an dem ersten heitern Tage in Bündel, und fängt nun an, ihn zu trocknen. Dies geschieht in freier Luft, am abhängigen Ufer, oder an den Hecken. Man macht ein Feuer von einer schlechten Art Torf, und legt darüber einen Rost, ungefähr 4 oder 5 Fuß über der Erde, worauf der Flachs in dünnen Lagen ausgebreitet wird. Man kehrt ihn oft um, und wenn er gut getrocknet und vom Feuer noch warm und kraus ist, nimmt man damit das sogenannte Schlagen vor. Da dieß sogleich nach dem Trocknen geschehen muß, und als ein großes Fest angesehen wird, so wird eine große Menge von Leuten, meistens Weibern, dazu zusammengebracht, die einander hierbei gegenseitige Hülfe leisten. Es geschieht auf großen, flachen, unregelmäßigen Steinen. Man nimmt eine Handvoll Flachs, schlägt es einmal über das andere mit einem runden Stücke Holz, das dazu gedrechselt, ungefähr 18 oder 20 Zoll lang ist, und am dicksten Ende 6 Zoll im Umfange hat; das andere Ende ist dünner, um es in die Hand zu fassen. Es sieht fast aus, wie der Stempel eines Apothekermörsers, nur ist es etwas größer, und aus einem Stücke. Wenn man glaubt, daß der schilfartige oder innere Theil und die äußere Rinde des Flachses hinlänglich von einander abgesondert sind, so legt man den Flachs entweder hin, oder giebt ihn noch öfterer an andere Nebenstehende, um ihn zu raufen. Man braucht dazu ein Brett, 4 oder 5 Fuß lang, und 8 oder 10 Zoll breit; dies wird an dem einen Ende in ein schweres Stück Holz gesteckt, und steht senkrecht auf seiner Grundlage. Das obere Ende dieses Brettes ist dünn und scharf, und an den Seiten voll und dick gelassen, woraus in der Mitte eine Höhlung entsteht. Man legt eine Handvoll Flachs oben darüber, und schlägt es oft mit der scharfen Seite eines langen Holzes, das einem platten Schwerdte ziemlich ähnlich, aber etwas breiter ist. Dadurch werden die Theile des Flachses vollends aus einander gebracht, und es erhält dadurch zuletzt eine seidenartige Weichheit im Anfühlen, indem man einen kleinen Theil zuerst über das Ende des Brettes legt, und es allmählig mehr in die Länge zieht. Darauf folgt vor dem Spinnen und Weben noch das Hecheln, welches wie bei uns geschieht.

(Die Fortsetzung folgt ein andermal.)

Hannöverisches Magazin.

75tes Stück.

Freitag, den 20ten September 1805.

Ueber Aequivalent-Steuern, für abzuschaffende Stol-Gebühren.

Von dem Stadt-Syndicus Lüders in Hameln.

Den Plan zu der in Hameln ausgeführten Umwandlung des Beicht- und Leichengeldes in ein Fixum habe ich mit bearbeitet und die Sache von mehr als einer Seite erwogen. Daher glaube ich, aufgefordert durch die Anfrage im 38sten Stück dieses Magazins, über diese, für Moralität und Religiosität, also für Menschenwohl, so wichtige und einflußreiche Sache, meine Meinung sagen zu können.

Die gesammten Stol-Gebühren, also Beicht- Leichen- Copulations- und Taufgeld, sind eine seit Jahrhunderten eingeführte Abgabe, die den Geistlichen zu ihrem Unterhalte, als Theil der Besoldung angewiesen worden, zu deren Erhebung sie also rechtsbegründete Ansprüche haben.

Die Größe dieser Abgabe ist in den meisten Fällen, in den Städten wenigstens, dem Vermögen, dem Ehrgefühle, der Willkühr der Eingepfarrten überlassen.

Das Unpaßliche, Drückende, Gehässige und Nachtheilige dieser Steuer zu zeigen ist überflüssig und liegt ausser den Grenzen dieses Plans. Soll solche in eine besser, angemessenere, unschädlichere Abgabe umgeschaffen werden, so ist es nothwendig, auf die angeführten Umstände Rücksicht zu nehmen, und die neue Steuer, so sehr als thunlich, solchergestalt einzurichten, daß derjenige, der zu der alten viel gegeben hat, oder nach Stand und Vermögen viel hätte geben müssen, auch zu der neuen viel entrichte.

So wie jedoch die Lehre von Steuern überhaupt mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist, und viel Schwankendes, Unbestimmtes und Willkührliches mit sich führt, also aus der Natur der Sache beurtheilt werden muß, so ist

es auch mit den Aequivalents-Steuern für abzuschaffende Stol-Gebühren.

Wer also mit Ernst Hand ans Werk legen will, diese gute Sache auszuführen, der rechne ja nicht darauf, vollkommene Gleichheit unter den Contribuenten hervorzubringen, weil dies bei allen öffentlichen Abgaben unmöglich ist. Jedoch die jeder menschlichen Einrichtung anklebende Unvollkommenheit darf in vorliegendem Falle nie so groß seyn, daß sie auffallend drückend oder einmal fühlbar werde.

Welche specielle Steuerart aber für die abzuschaffenden Stol-Gebühren zu erwählen, ob eine Grund- eine Rang- eine Vermögens- eine Personalsteuer den Vorzug verdiene, oder ob mehrere Steuerarten zusammen zu verbinden, hängt lediglich von den Localumständen des Orts ab, wo solche Umwandlung bewerkstelligt werden soll, und läßt darüber im Allgemeinen sich nichts bestimmen.

So muß, um die Sache durch ein Beispiel zu erläutern, für Hannover, welches ausser seinen Mauern keine Abgaben von Grundvermögen zu erheben hat, wo alle Realabgaben allein auf den Häusern ruhen, wo so viele Honoratioren von so verschiedenem Range, von so vielen Abstuffungen sich befinden, die nach ihrem Stande und Vermögen, wo nicht den größten, doch einen beträchtlichen Theil der Stol-Gebühren jetzt bezahlen; für diese Stadt muß ein anderer Plan gemacht werden, als für Einbeck oder Nordheim, welche Städte eine sehr beträchtliche Feldmark haben, dahingegen aber wenig Honoratioren sich darin befinden.

Für letztere Städte, so wie im Allgemeinen, ist eine Grundsteuer, verbunden mit einer Personalsteuer für die Honoratioren, die nicht ansäßig sind, und von Besoldungen oder ihrem Vermögen leben, am empfehlungswürdigsten.

Die Grundsteuer, oder eine Abgabe von Häusern, Gärten, Wiesen, Lande, läßt sich im voraus richtig calculiren, giebt eine sichere Einnahme, wer viel hat, muß viel geben; dagegen eine Auflage auf die Personen, eine Personalsteuer, durch Sterbefälle, Concurse, Veränderung des Wohnorts, durch die Unbekanntschaft mit dem Vermögen der Contribuenten und auf andere Art zu schwankend wird, als daß das Aequivalent für die Geistlichen mit Sicherheit darauf berechnet werden könnte.

Nur diejenigen, die vermöge ihres Standes, ihres Ranges, ihrer Einnahme, zu den Stol-Gebühren ein Beträchtliches bezahlt haben, (denn den geringen Mann, den Tagelöhner, der kein Grundstück hat, lasse man lieber ganz frei,) nur die Honoratioren stehen nicht anders als durch eine Personalsteuer herbeizuziehen.

Für diese Contribuenten lassen nach den Localverhältnissen leicht 2, 3 bis 4 Klassen sich festsetzen, wie viel jeder, jährlich oder monatlich, zu den Stol-

Ge-

Gebühren bezahlen solle, und da solche Personen die aufgeklärtesten Männer in einem Orte ausmachen, so werden sie, so wie es in Hameln mit wenigen Ausnahmen geschehen, sehr gerne freiwillig der neuen Einrichtung sich unterziehen, oder auch, im entgegengesetzten Falle, leicht durch die gesetzgebende Macht dazu gezwungen werden können.

Man calculire aber die Einnahme ja so reichlich, daß sie als Aequivalent zureiche, und decke ein etwa mögliches Deficit mit einer öffentlichen Casse.

Für die Bewohner des platten Landes sind eben diese Grundsätze anwendbar.

Bei einer Landgemeine, die aus lauter Bauern besteht, scheinen äusserst geringe Schwierigkeiten für die Umwandlung der Stol-Gebühren in eine feste Abgabe obzuwalten, da könnte die ganze Aequivalentssumme in eine Realabgabe verwandelt und nach dem, auch im Fürstenthum Calenberg bei einigen Abgaben üblichen Contributionsfuße aufgebracht werden, denn der Fuß des Taxtes möchte für den gemeinen Landbewohner gegen die, mit mehreren Grundstücken ansässigen Meier und Köthner zu drückend, zu prägravirend seyn.

Verwickelter und schwieriger wird die Sache, wenn in einer Dorfgemeine auch Honoratioren wohnen, wenn sie z. B. aus Gutsbesitzern, Beamten, Officieren, Zoll- Forst- und andern Königl. Bedienten, Handwerkern und Ackerleuten besteht. Hier müßte die Steuer nach den Grundsätzen, die in den mit beträchtlichen Feldmarken versehenen Städten anwendbar sind, angelegt werden, nemlich für die Bauern, vielleicht auch für Gutsbesitzer und Beamte, nach dem Fuße der Contribution, für die Honoratioren, eine Personal- Rang- und Vermögenssteuer.

Der Menschenfreund aber, der die Entwerfung und Ausführung eines solchen Plans unternehmen will, lasse ja durch Schwierigkeiten mancherlei Art sich nicht abschrecken.

Hat er nicht die Nachsicht, die vermeintlichen Gründe des Unaufgeklärten anzuhören und zu widerlegen, die Zweifel des Ununterrichteten zu heben, hat er nicht den Muth, einen Kampf mit den Widerspenstigen zu bestehen, hat er nicht die Geduld, den an sich guten, aber von übelgesinnten oder selbstsüchtigen Menschen irre geleiteten Eingepfarrten auf den rechten Weg zurückzuführen, hat er nicht die Entschlossenheit, das Gute um des Guten willen zu thun, der befasse sich nicht mit der Ausführung eines solchen schwierigen und verwickelten Plans, sondern überlasse dieses Andern, oder verschiebe es bis zu einem günstigeren Zeitpunkte.

Der Mann aber, der dies gute Werk stiften will, sey es auf einem kleinen Dorfe oder in einer großen Stadt, lasse eine Sache sich empfohlen seyn, er thue, falls es möglich,

einen Schritt weiter, als in Hameln nach allen obwaltenden Local- und Personalverhältnissen geschehen können, er schaffe alle Stol-Gebühren, also auch die Tauf- und Copulationsgelder, *) ab, wenn auch diese Abgaben das Drückende, das Gehässige, das Nachtheilige nicht haben, welche auf dem Beicht- und Leichengelde ruhet, und genieße dann für die Ausführung eines solchen Werks Friede und Eintracht zwischen Kopf und Herz zur Belohnung.

*) Unter Tauf- und Copulationsgebühren könnte wohl ein Unterschied gemacht werden. Die erstern sind für manche arme Familie um so lästiger, weil sie im Augenblicke erlegt werden, da die unvermeidlichen Ausgaben sich vermehren. Ein Ehepaar, das sich trauen läßt, soll hingegen etwas mehr besitzen, als zum nothdürftigen Unterhalt erfordert wird. Wenigstens ist die Vermehrung von Ehen solcher Personen, die gar nichts haben, und im Hoffnung eines ganz unsichern und unzulänglichen Erwerbs angefangen werden, keineswegs zu begünstigen.

Anmerk. des Herausgebers.

Einige Bemerkungen.

über Bauerstellen und über den jährlichen Bauermeisterwechsel.

In den jetzigen Zeitläuften, wo Verhandlungen obrigkeitlicher Befehle, Gerechtsame einzelner Mitglieder fast täglich vorkommen und ausgemacht werden sollen und müssen, sind die Zusammenkünfte der Bauerschaften ganz vorzüglich wichtig. Sollte nicht der jährliche Wechsel der Bauermeister eine Hauptursache seyn, daß es nicht allemal bei denselben so hergeht, als wegen des Zweckes zu wünschen wäre. An manchen Orten muß der Landmann auch wider Willen, wenn ihn die Reihe trifft, Bauermeister werden, und wenn er auch seinen eigenen Namen nicht schreiben kann. Wie nun ein solcher Mann mit Aufnahme des gewöhnlichen Monatsgeldes und anderer Herrengelder fertig wird, die fast alle nach dem gewöhnlichen Contributionsfuße berechnet werden müssen, und die er sich von andern Mitgliedern der Gemeine so ziemlich unrichtig vorrechnen und festsetzen lassen muß, läßt sich leicht denken, und man hört oft die laute Klage, daß ein solcher im Schreiben und Rechnen unerfahrner Mann bei Verwaltung der Bauermeisterschaft beträchtlich zugesetzt hat.

Nur denke man sich einen solchen unerfahrnen Mann auf der Bauerstelle als An- und Vorträger von obrigkeitlichen Befehlen und andern das Gemeinewesen betreffende Sachen, wo er sei-

seinem im Lesen etwas mehr geübten Nachbar zu Hülfe rufen muß!

Gegenwärtig, da er die Bequartirung nach dem Contributionsfuß besorgen muß, können auch ohne seinen üblen Willen viele Unordnung, Unbilligkeiten und Ungerechtigkeiten entstehen. Wer es weiß, was für einen hochachtungsvollen Begriff die Franzosen von einem Maire haben, worunter sie sich auch den Bauermeister denken, der wird gestehen, daß in dieser Hinsicht bei den jetzigen Zeiten auch viel Unheil verhütet werden könnte, wenn ein lebenslänglicher und von der Obrigkeit beeidigter Bauermeister in jedem Dorfe angesetzt würde, der im Rechnen und Schreiben geübt wäre und ein gutes Gerücht hätte.

Unordnungen aller Art finden sich durch den jährlichen Bauermeisterwechsel in den Gemeinen; keiner giebt gern an seinem Nachfolger die Register, nach denen er die Gelder aufgenommen hat. Es ist ein sehr schweres Geschäft, die Rechnungen eines ganz unerfahrnen Rechnungsführers nachzusehen u. abzunehmen, und beim gegenwärtigen Drange so mancher andern Dinge mag es wohl oft unterbleiben.

Auch in Ansehung der Gemeineprocesse hat der jährliche Bauermeisterwechsel nachtheilige Folgen. Es können Köthner und Meierleute über gewisse Verhältnisse die wichtigsten Processe geführt haben, die Acten und richterliche Aussprüche kommen nun in eines des Lesens und Schreibens unerfahrnen Bauermeisters Hände, gehen verlohren und oft erhebt man nach einigen Jahren über dieselbe Sache eine neue Klage. Eben so geht es mit Hud- und Weideplätzen und sonstigen Gerechtsamen, die durch Herkommen und richterliche Aussprüche längst entschieden sind. Es erheben sich oft die langwierigsten Processe, weil die Schriften davon nicht gehörig aufbewahrt worden sind. Alle diese und ähnliche Unordnungen würden nach und nach aufhören, wenn ein lebenslänglicher Bauermeister gewählt und beeidigt würde. Ein solcher Mann hätte freilich ungemein viele Pflichten zu erfüllen, welche ihm schon jetzt die Landesgesetze vorschreiben und die Zeitumstände nöthig machen; aber desto mehr Gutes könnte er auch in vielen Stücken wirken, wo kein noch so tüchtiger und eifriger Vogt eindringen kann. Der Gemeine Bestes müßte derselbe immer wahrnehmen, bei den An- und Vorträgen und Verhandlungen auf der Bauerstelle mehr Ruhe gebieten und Ordnung erhalten können, damit das gemeine Beste immer mit ruhiger Ueberlegung und ohne den Ungestüm ausgemacht werden könnte, den man jetzt oft sieht. Beschwerden einzelner Mitglieder in der Gemeine könnten oft durch gütliches Zureden nach Billigkeit von dem Bauermeister ausgeglichen werden, ohne weitläuftiges Disputiren auf der Bauerstelle.

Auch müßte eine gemeine Bauerlade im Hause des Bauermeisters vorhan-

handen seyn, worin nicht nur die jährliche von Amtsunterbedienten nachgesehene Rechnung aufbewahrt würde, sondern auch alle Acten von gemeinen Processen, Gerechtsamen u. dgl.; nicht weniger die Acten, wie und was für Abgaben jährlich entrichtet, und auf welche Art Köthner und Meierleute ihre Beiträge dazu geleistet haben, damit doch endlich dieser große Zankapfel, wodurch gewöhnlich das größte Toben auf den Bauerstellen entsteht, endlich verfaulen möchte.

Der Bauermeister müßte auch so viel Gewalt haben, jeden lauten Prahler und unbescheidenen Vorbringer sofort von der Bauerstelle zu entfernen. Auf diese Art würde mehr Ordnung in den Gemeinen hergestellt, mancher Zeitverlust erspart, viele Zänkerei weniger und die oft hieraus entstehenden Familienfeindschaften vermieden werden; die Beamten würden nach einigen Jahren mit manchen unangenehmen Beschwerden weniger behelliget und die kostspieligen Processe vermindert. Vorzüglich aber empfinden gewiß die Amtsunterbedienten das Bedürfniß eines beständigen Bauermeisters gewiß am stärksten.

Woher soll aber ein solcher Mann gelohnt werden? Um der Ehre willen thut ein rechtlicher Landmann noch viel. Auch hat man schon in verschiedenen Dörfern kleine Wiesen als jährliches Gehalt für den jetzigen Bauermeister ausgesetzt, und wo dies nicht ist, könnte leicht von der Gemeineweide ein solcher Platz behuf dessen ausgemittelt werden. Ferner könnte ihn bei jeder Geldaufnahme eine kleine Vergütung zugerechnet werden. Wo Mastungen gemeiner Hölzer sind, ein freies Schwein in die Mast; Freiheiten von Jagden, Nachtwachen, Hirtenlohn, Mitbotengehen und sonstige kleine Freiheiten. Auch könnte ihm allenfalls eine kleine Erlassung an seinem Dienstgelde bewilligt werden. Auf diese Art würde leicht eine Summe zusammen kommen, wovon der Bauermeister einen guten Knecht lohnen könnte, der seine Haus- und Feldgeschäfte rechtlich besorgte.

Stiftungsgeschichte des Klosters Wienhausen.

Ein Gegenstück zu den Fragmenten von diesem Kloster in dem diesjährigen hannöv. Magazin Stück 28. und 29.

Huginghusen ist der alte Namen des jetzigen Dorfs Wienhausen, doch hieß es schon 1233 im gemeinen Leben Wyhusen, a) hatte eine Pfarrkirche

a) Es ist also nichts mehr als eine Legende, daß dieser Ort ehedem von den sich hier aufgehaltenen Raubvögeln, die man Wygen oder Welhen genannt, Wy-

kirche und war der Sitz eines Archidiakons des Kirchsprengels von Hildesheim. b) Das Kloster in diesem Dorfe ist von der Witwe des Pfalzgrafs und Herzogs Heinrich von Braunschweig-Lüneburg, Agnese, gebohrne Markgräfin von Landsberg, aus ihren eigenen Mitteln gestiftet. c) Daß sie die Stiftung schon 1220, zu Lebzeiten ihres Gemahls, denn er ist 1227 verstorben, zu Neuenhagen, jetzt Nienhagen, unternommen, zehn Jahre nachher aber von dort nach Wygenhusen, zu dem Ende von Barthold von Woldesborch an sich gebracht, verlegt habe, d) ist eine Legende, e) denn die älteste Urkunde, die wir von diesem Kloster haben, sagt hiervon nichts. Sie ist der Stiftungsbrief des Bischofs Konrad von Hildesheim vom 24ten April 1233. Nach diesem hat der Bischof der Pfalzgräfin auf ihr Ersuchen di hiesige Kirche, nebst allen Gütern, so wie auch die Kirche zu Westerzelle, mit Einwilligung seines Kapitels, des hiesigen Plebans und des hiesigen Archidicons, zur Stiftung eines Nonnenklosters Zisterzienserordens übergeben und dabei festgesetzt, daß der jedesmalige Probst des Klosters die Geschäfte eines hiesigen Archidiakons mit verwalten sollte. f) Zwei Jahre nachher, 1235, hat Herzog Otto das Kind, sowohl Kirche als Kloster, nachdem demselben von der Stifterin ihr Leibgeding zu Zelle war zurückgegeben worden, nicht nur mit Gütern beschenkt, sondern auch aus landesherrlicher Macht und Gewalt die Güter ha-

Wygenhusen geheißen habe, solcher Namen aber nach Stiftung eines Klosters allhier in Wienhausen deswegen verwandelt worden sey, weil man hier durch jene Stiftung einen geistl. Weinberg angelegt habe. Aus einer ungedruckten Klosterchronik erzählt dies J. G. Leuckfeldt in der historischen Nachricht vom Kloster Wienhausen, in antiqnitat. Katlenburg. 110.

b) Grupen origin. German. II. 282.

c) Leuckfeld. l. c. 110. 112. (Kochs) Geschichte des Hauses Braunschweig-Lüneburg. 73.

d) Leuckfeld l. c. 112. 113. und J. F. Pfeffinger in der Br. Lün. I. 80. 81. führen es aus der ungedruckten Klosterchronik an.

e) Leuckfeld l. c. 113.

f) Urk. beim Leuckfeld l. c. 124., beim Pfeffinger l. c. I. 75., wo jedoch die Urkunde das unrichtige Jahr 1232 hat, und in den orign. Guelf. III. 715. S. auch Leuckfeld in antiquit. Poeldens. 102. und Grupen l. c. 290. Es irren also M. Merian in der Br. Lün. Topographie 202 und s. Hoßmann im Regentensaal 1654, wenn sie die Stiftung des Klosters ins Jahr 1241 setzen.

bestätigt, die die Stifterin dem Kloster zugewandt hatte, g) und 1248 hat er alle demselben bis dahin gewordenen Güter nochmals bestätigt h) Die Stifterin, am 1ten Januar 1266, achtzigjährig, verstorben, ruhet in der Klosterkirche vor dem Taufstein. i) Ausser ihr sind darin an Personen aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg zur Erde bestattet: H. Johann zu Lüneburg Tochter, Mechtilde, welche sich 1291 mit Heinrich I., Herrn zu Werle oder Wenden, vermählt hatte, in demselben Jahre Witwe worden und am 8ten Januar in einem unbekannten Jahre verstorben ist. k) H. Magnus des Frommen von Braunschweig Sohn, Ludwig, der von seinem Schwiegervater, H. Wilhelm von Lüneburg, 1355 zum Mitregenten und Nachfolger angenommen wurde, aber eher wie dieser, im Sommer 1367 das Zeitliche segnete; l) und H. Heinrich der Mittlere von Lüneburg, der am 27ten Februar 1532 die Tage seines Lebens beschloß. m)

L. U. F. C. M.

g) Urk in F. J. Rehtmeyers Br. Lün. Chronica 472 und in origin. Guelf. III. 718. S. auch Grupen l. c. 290. 291. (C. L. Scheids) Anmerk. und Zusätze zu Mosers Br. Lün. Staatsrecht 320. 321. not.

h) Urk. beim Pfeffinger l. c. I. 77.

i) G. W. Leibnitii S. R. B. II. 435. II. 354. Leuckfeld in antiqnit. Wienh. 115. et Poeldens. 102. 103 Hoßmann l. c. 654.

k) J. A. Rudlofs Mecklenb. Geschichte II. 84. Stammtafel 3. Leibnit. l. c. III. intr. 14. Leuckfeld antiquit. Wienh. 124.

l) Leibnit. l. c. III. 220. Leuckfeld l. c. 123.

m) Rehtmeyer l. c, 1336.

Anfrage.

Auf welche Weise sind die Ameisen mit sicherem Erfolg aus den Häusern zu vertreiben? — Kampher, welcher als ein radicales Mittel angegeben worden, fruchtet nichts. —

A. S.

Hannöverisches Magazin.

76tes Stück.

Montag, den 23ten September 1805.

Nachricht über das Einbecker Mineralwasser, nebst Analyse desselben,

von A. P. J. Du Mesnel.

Einleitung.

Mit Recht darf man behaupten, daß unter so manchen Heilmitteln, welche die gütige Natur oft einer Gegend vorzugsweise verlieh, Mineralwasser sicher die größten Geschenke sind; wie oft sind sie, innerlich oder äusserlich angewandt, die einzigen Heilmittel, wodurch selbst der geschickteste und erfahrenste Arzt eine vielleicht schon für unmöglich gehaltene Genesung wieder hervorbringt.

Die feinen mineralischen Stoffe, die sie enthalten, dringen nemlich bis zum Innersten des menschlichen Körpers, beleben da die Organe desselben und erzeugen jene Kraftfülle wieder, bei deren Entfernung er siech und erschlafft der Krankheit unterlag. Diese großen Eigenschaften, wie auch vorzüglich die wohlthätige Absicht des hiesigen Herrn Bürgermeisters Ernst und des Herrn Stadtphysikus Dr. Schwarz bestimmten mich, unsere Mineralquelle chemisch zu untersuchen, theils um aus den Bestandtheilen derselben ihren längst erprobten und entschiedenen heilsamen Einfluß erklären zu können, theils auch dadurch geschickte Aerzte auf neue Versuche zu leiten.

Zwar ist auf Befehl der hohen Regierung zu Hannover schon im Jahre 1767 eine mineralogisch topographische Untersuchung dieser Mineralquelle veranstaltet, und auch dem berühmten Bergcommissair Ilsemann zu Clausthal eine chemische Analyse übertragen; allein so genau erstere auch gewesen seyn mag, so läßt sich schon aus der Jahrszahl schließen, daß sich von letzterer nicht viel oder gar nichts erwarten ließ, weil dazumal die Chemie in ihrer ersten Kindheit war.

Topographische Beschaffenheit der Quelle.

Die zu untersuchende Mineralquelle befindet sich südwärts vom Altendorfer Berge, am rechten Ufer der Ilme, und quillt aus einem sandigt-steinigen Boden hervor.

Da meine Zeit es mir nicht zuließ, die mineralogische Beschaffenheit der Erdlagen, womit diese Quelle umgeben ist, zu untersuchen, so erlaube ich's mir, das Wesentlichste hierüber aus dem Berichte des Herrn Oberbaucommissarius Müller zu entlehnen, indem ich überzeugt bin, daß er die zweckmäßigsten Maaßregeln nicht nur zur Kenntniß des Ursprungs der Quelle, sondern auch zur richtigen Nachforschung der Erdlagen genommen habe; ihm zufolge sollen in nicht weiter Entfernung südlich noch zwei andere Quellen befindlich gewesen seyn, die jedoch eine genaue Verbindung mit einander gehabt haben. Beim Gebrauch der Pumpen sey nemlich das Wasser in allen Quellen nach einerlei Ebenmaaß gestiegen und gesunken; man habe aber die jetzige Quelle als die vorzüglichste und wirksamste ausmauern lassen, auch behauptet er, erhalte die Quelle nicht von der Hufe oder dem Altendorfer Berge ihren Ursprung, sondern sey vielmehr von den benachbarten Gebirgen zur Rechten herzuleiten; diese Meinung bestätigt vorzüglich die höher gelegene Quelle im Sumpfe; übrigens befänden sich die Erdlagen um der Quelle in folgender Ordnung: unter einem schwärzlichen Leim ein gleichmäßig gemischter Letten, dann Flußstein nebst einem Gemenge von Steingrand, beide von gelber Farbe und im Anschlag eisenartig, dann abwechselnder Letten von schwarzen und grauen Schichten, die sich endlich in mit Letten untermengten Flußsteinen endigen.

Physische Eigenschaften.

Die specifische Wärme des sprudelnden Wassers ist der des benachbarten Flusses gleich, auch unterscheidet sich die specifische Schwere von der des destillirten Wassers wenig oder gar nicht: es quillt sehr klar hervor, setzt aber in offenen Gefäßen, der wärmeren Atmosphäre ausgestellt, nach einigen Tagen, in mit Kork verschlossenen Glase aber später, einen geringen Bodensatz ab, und ist ganz ohne Geruch.

Versuche durch Reagentien, theils an der Quelle, theils im Hause angestellt.

1) Lakmustinktur, wie das damit gefärbte Papier, veränderte seine Farbe gar nicht. — Ein Beweis, daß keine freie Säure zugegen war.

2) Durch Essigsäure gerothetes Lakmuspapier wurde anfänglich ebenfalls nicht verändert; nach einer Stunde aber erschien seine blaue Farbe gänzlich wieder. — Dies würde auf freies Kali deuten, wenn Nr. 3. nicht Gegenbeweis wäre; die Ursache davon ist wahrscheinlich die im Uebermaaß von Kohlensäure aufgelöste Kalkerde, die dennoch kalisch wirkt.

3) Schwefelsaure Talkerden-Auflösung blieb unverändert, — also kein freies Kali.

4) Queckſilber, wie auch Silberblättchen, behielten ihren Glanz darin; — also keine Spur irgend einer Schwefelverbindung.

5) Salpetersäure verursachte nicht die geringste Trübung; Bestätigung der Anmerkung bei Nr. 4.

6) Mit gleichen Theilen Kalkwasser vermischt, entstand ein häufiger, nicht merklich gefärbter Niederschlag.

Dieser Versuch begünstigt die bei Nr. 2. angeführte Meinung.

7) Concentrirte Säuren erzeugten einige Luftbläschen. Die entbundene Kohlensäure ward hier ihrer geringen Menge wegen von Wasser wieder aufgelöst.

8) Kohlensaure Kalien brachten einen weißen Niederschlag hervor; — die überschüssige Kohlensäure verband sich mit den Kalien und fällte dadurch die ihres Auflösungsmittels beraubte Kalkerde, auch zersetzten sie die darin enthaltende schwefelsaure Kalkerde.

9) Reines Ammonium erzeugte eine nach einiger Zeit entstandene, kaum merkliche Trübung; — von Ton oder Kalkerde?

10) Gallapfeltinktur, wie auch blausaures Kali, erzeugten keine bemerkbare Veränderung der Farbe; — es befanden sich dennoch nach geschehener Analyse 3 Gran kohlensaures Eisen des Mineralwassers.

11) Von Sauerkleesauer trübte sich das Mineralwasser merklich; dies bewies zum 3ten Mahle die Gegenwart der Kalkerde.

12) Salzsaure Schwererdenauflösung verhielt sich eben so. — Schwefelsauer.

13) Durch salpetersaures Silber entstand eine starke Wolke, die sich schnell senkte. — Salzsäure.

14) Salpetersaure Schwererdenauflösung zum Mineralwsser gegossen, von dem Niederschlag durchs Filtrum getrennt und mit salpetersaurem Silber versetzt, gab ebenfalls ein Präcipitat, wie bei Nr. 13. Bestätigung der bei 12. und 13. angeführten Bestandtheile.

Um zu erfahren, ob die oben gefundene Schwefel- und Salzsäuren mit Natron verbunden wären, verdunstete ich 2 Pfund des Mineralwassers bis zu 3 Unzen, filtrirte und versetzte es so lange mit essigsaurem Blei, bis kein Niederschlag mehr entstand, rauchte die Flüssigkeit im Porzellaintiegel bis zur Trockne ab und überließ es einer viertelstündigen Glühehitze; dann löſete ich das geschmolzene Sal; wieder auf, und vermischte es mit schwefelsaurer Talkerdenauflösung, worin eine geringe Trübung entstand; — ich durfte also aufs Natron schließen.

15) Um mich von diesen durch Reagentien gemachten Erfahrungen ferner zu überzeugen, wurden 26 Unzen des Mineralwassers in einer gut cutirten Retorte mit vorgelegtem Kalkwasser

bis zur Hälfte abdestillirt. Das Kalkwasser war stark getrübt, und in der Retorte befand sich ein etwas gefärbter Bodensatz, der gesammelt und, in Salzsauer aufgelöst, ausser Kalkerde eine Spur Eisen verrieth. Die filtrirte Flüssigkeit brachte doch

16) schwefelsaurer Talkerde keine Trübung hervor.

17) Veränderte das geröthete Lackmuspapier nicht mehr.

18) Gab dennoch mit Sauerkleesauer einen Niederschlag;

19) wie auch durch essigsaure Schwererde ꝛc.

Nach dieser vorläufigen Prüfung konnte ich zur folgenden Analyse schreiten.

Analyse des Mineralwassers.

A. 10 Pfund dieses Mineralwassers wurden in einem weiten gläsernen Gefäße bei gelindem Feuer im Sandbad zur Trockne aufgeraucht; während dieser Operation bildete sich auf der Oberfläche des Wassers unter dem Aufsteigen vieler kleiner Luftbläschen eine regenbogenfarbige Haut, die sich bald darauf senkte, und in einer eisenschüssigen Kalkerde bestand. Der Rückstand hievon wog 55 Gran.

B. Er wurde mit wasserfreiem Weingeist übergossen und 24 Stunden in gelinder Wärme ausgezogen, die Flüssigkeit durchs Filtrum abgeschieden, der Bodensatz gehörig ausgesüßt; getrocknet wog er 47 Gran. Das Filtrat war ganz ungefärbt, es wurde bis zu weniger rückständiger Flüssigkeit abgedampft und an einen kühlen Ort hingestellt; nach 12 Stunden war der Boden mit einer Menge kleiner hohlwürflicher Crystalle besäet, die überstehende Flüssigkeit auf gleiche Art behandelt, ebenfalls einige solcher Crystalle; es war reines salzsaures Natron und wog 6 Gran.

Die letzte nicht crystallesirbare Auflösung wurde nun mit mehrerem Weingeist verdünnt, mit Sauerkleesäure brachte sie keine Trübung hervor; gab aber mit kohlensaurem Kali einen Niederschlag, der sich wie kohlensaure Talkerde verhielt und 1 Gran wog, — wofür ungefähr eben so viel salzsaure Talkerde in Rechnung zu bringen ist. Mit etwas Alaun versetzt, schieden sich bräunliche Flecken ab, die von etwas Extractivstoff zeugen.

C) Die von B. zurückgebliebenen 47 Gran wurden nun in verschiednen Mahlen mit Wasser ausgezogen, der Rückstand ausgesüßt und die durchs Filtrum geschiedene Flüssigkeit abgeraucht, (hiedurch setzte sich schwefelsaure Kalkerde ab, die abgesondert 1 Gran wog) mit gleichen Theilen Weingeist vermischt, schied sich 2 Gr. schwefelsaures Natron. Dieses Verfahren wurde wiederholt, und dadurch noch beinahe 1 Gran dieses Salzes erhalten, die rückständige geistige Flüssigkeit enthielt 6½ Gran salzsaures Natron.

D.

D. Das von C. erhaltene erdigte Rückbleibſel wog 36 Gran, es wurde mit vielem Waſſer ausgekocht, und verlohr dadurch 10 Gran am Gewichte. Das abgekochte Waſſer war eine ſchwefelſaure Kalkerdenauflöſung.

E. Der Rückſtand von D. wurde endlich mit Salzſäure übergoſſen, in gelinde Wärme geſtellt; er hatte ſich bis auf $5\frac{1}{2}$ Gran Schmutz und Kieſelerde aufgelöſt. — Die verdünnte Auflöſung erzeugte, mit Ammonium verſetzt, einen gefärbten Niederſchlag, der von neuem in Salzſauer aufgelöſt und mit blauſaurem Kali, 3 Gran Eiſen und mit Ammonium 1 Gran Thonerde fallen ließ.

F. Die von der Thonerde und Eiſen befreiete ſalzſaure Auflöſung wurde jetzt mit kohlenſaurem Kali verſetzt; es entſtand hiedurch ein weißer Niederſchlag, der getrocknet und gewogen 15 Gran betrug und bloße kohlenſaure Kalkerde war.

Das Einbecker Mineralwaſſer enthält alſo in 10 Pfunden:

C.	—	Schwefelſaures Natron — —	3 Gran	(Glauberſalz)
D. u. C.		Schwefelſaure Kalkerde — —	11 :	(Gyps)
B. u. C.		Salzſaures Natron — —	$12\frac{1}{2}$:	(Kochſalz)
B.	—	Salzſaure Talkerde — —	1 :	(Bitterkochſalz)
E.	—	Kohlenſaures Eiſen — —	3 :	(Eiſenroſt)
F.	—	Kohlenſaure Kalkerde — —	15 :	
E.	—	Kieſelerdigter Rückſtand —	5 :	
B.	—	Extractivſtoff eine Spur Verluſt —	$4\frac{1}{2}$:	
		Summa —	55 Gran.	

Landwirthſchaftliche Gebräuche bei verſchiedenen Völkern.

(Fortſetzung. S. St. 56. d. Mag. v. d. J.

Die Virginier in Amerika halten zwar ſehr viel auf Pferde; ſie richten aber ihre Aufmerkſamkeit vorzüglich nur auf Wettrenner und Jagdpferde, die ſie ehedem durch engliſche Hengſte und Mutterpferde ſorgfältig verbeſſerten. Mit aller Genauigkeit führen ſie die Stammregiſter von ſolchen Pferden fort. Aber tüchtige Zug- und Arbeitspferde hat Virginien nicht, ſo wie auch die Landfuhrwerke, in dem vordern Theile dieſer Provinz wenigſtens, elend ſind. Man erblickt überall kleine magere Thiere an Wagen geſpannt, welche Wagen durchaus von Holz ſind, und woran man gar kein

Ei-

Eisen findet. Ein von Stroh geflochtenes Kummet und ein Paar rohe lederne Stränge machen das ganze Geschirre aus. So groß die Sorgfalt ist, die man auf die gute Pflege der Pferde wendet, welche zum Wettrennen bestimmt sind, so wenig bekümmert man sich um die übrigen Arbeitspferde. Man läßt sie in Feldern und auf der Weide umherstreifen, ohne ihnen im härtesten Winter (auch in den nördlichen Provinzen, Pensylvanien, Neuyork, Rhodeyland) einigen Schutz gegen die Ungemächlichkeiten der Witterung zu verschaffen, und viele dieser armen Thiere sind sogar genöthigt, unter Eis und Schnee ihre Nahrung zu suchen. Es scheint aber auch, daß die meisten amerikanischen Pferde die Delikatesse des Gaumens nicht besitzen, mit welcher die europäischen schlechtes und unreines Futter verwerfen. Hier fressen sie alles ohne Unterschied, das elendeste Heu und sogar ihren eigenen Auswurf. Man hat bei der Armee vielmals Pferde gesehen, welche gesalzenes Fleisch fraßen, und in Canada werden Pferde sowohl, als Hornvieh, den Winter durch mit gefrornen kleinen Fischen gefüttert.*)

Die Kaffern in Afrika haben die Gewohnheit, die Hörner der Kühe nach verschiedenen Richtungen zu winden und in dieselben Figuren einzuschneiden. Sie thun dies aus guter Absicht. Die Heerden werden nemlich zuweilen durch Wölfe und Tieger beunruhiget und aus einander gejagt, worauf sich mehrere Stücke verlaufen und unter fremde Heerden kommen; dort erkennt man sie nun an den Figuren, und der Eigenthümer erhält sie wieder. Bisweilen werden die Hörner gespalten, und jeder Theil wird besonders gewunden, jedoch so, daß sich ein jeder bemüht, gewisse andere Nebenkennzeichen anzubringen, welche die Kühe der übrigen Einwohner nicht haben.**) Nach Patterson,***) der obiges ebenfalls bemerkt, lehren sie auch das Vieh auf den Ton der Pfeife hören. Einige verfertigen zu dem Ende ein Instrument, welches mit der Pfeife der Boschmänner übereinkommt. Wenn sie wollen, daß ihr Vieh nach Hause kommen soll, so gehen sie ein wenig von Hause weg und blasen dies kleine Instrument, welches von Elfenbein oder Knochen gemacht ist, und in einer beträchtlichen Weite gehört werden kann.

*) S. Joh. Dav. Schöpf Reise durch einige der mittlern und südlichen nordamerikanischen Staaten. Erlangen 1788. Th. 2.

**) S. Chr. Fr. Damberger's Landreise in das Innere von Afrika. 1ter Th. Leipzig 1801.

***) S. dessen Reisen in das Land der Hottentotten und Kaffern ꝛc. Berlin 1796. S. 94.

kann, und auf diese Weise bringen sie ihr Vieh nach Hause.

In dem Königreiche Biri sah Damberger *) die Aernte von Dorfbewohnern einer Gegend, wo Gerste, Hirse und Maiz gebauet wird, auf folgende Art verrichten: Am Tage vor dem Anfange der Aernte wurden die Vorrathskammern besucht, welche eine Art Keller sind, die dem ganzen Dorfe gemeinschaftlich gehören, und die noch vorräthigen Früchte wurden nach einem gewissen Verhältnisse in der Gemeine vertheilt. Am ersten Aerntetage versammelten sich die Arbeiter, hielten ein Gebet und zogen unter Anführung des Monihajas **) auf das Feld, wo die Aehren abgeschnitten und sogleich auf Thierfellen ausgedroschen wurden. Man verrichtete dies mit einer Art Walze, welche hin und her gezogen wurde. Das gereinigte Getreide wurde nach und nach in die Vorrathskammern gebracht, das Stroh aber von den Kindern ausgerauft, auf einen Haufen gelegt und verbrannt. Am dritten Tage war ein Festtag. Die Gemeine versammelte sich vor Sonnenaufgang bei der Hütte des Monihaja; jeder trug einen Palmzweig, und nun zog man in Procession vor das Dorf, wo ein Feuer angezündet wurde, um welches man sich setzte und bloß Taback rauchte. Dieser wird aus einer Art Palmblätter bereitet und aus hölzernen Pfeifen geraucht.

Das Ackergeräth der Aegypter ist, wie Niebuhr erzählt, sehr schlecht. Ihr Pflug ist nicht besser als der arabische, und wird durch Ochsen gezogen. Um das Land eben zu machen nehmen die Aegypter statt der Eggen einen Baum oder ein starkes Brett, binden an dessen beide Enden einen Strick und spannen Ochsen davor. Der Treiber stellt sich gewöhnlich auf den Baum oder das Brett. Wie zu Moses Zeiten brauchen sie noch jetzt die Ochsen zum Dreschen. Ihre Dreschmaschine hat die Figur eines Schlittens. In derselben sind drei Walzen, die sich um ihre Achsen drehen, und in jeder einige runde und platte Eisen. In Carsten Niebuhrs Reisebeschreibung nach Arabien findet man eine solche Dreschmaschine Theil 1. S. 152 abgebildet. Dieser Reisende sahe mit Herrn Forskål mehrere Mahle, wie man in Aegypten das Korn drescht. Jeder Bauer, erzählt er, wählte sich einen ebenen Platz, etwa 80 bis 100 Schritt im Umkreise, auf freiem Felde. Dahin brachte man das in Garben zusammen gebundene Korn auf Kameelen und Eseln, und machte davon einen Kreis ungefähr 6 bis 8 Fuß breit und 2 Fuß hoch. Auf die-

*) S. dessen Landreise in das Innere von Afrika. Th. 1. Leipzig 1801.

**) Monihaja heißen die Oberhäupter der Dörfer. Sie sind Richter, und zugleich Priester, Lehrer der Kinder, Wahrsager und dergl. Jedes Dorf hat deren zwei, und der gemeinschaftliche König hat vor ihnen wenig Vorrechte.

diesen Kreise ließ man den erwähnten Schlitten durch zwei Ochsen herumschleppen, und dies geschah mit aller Bequemlichkeit des Treibers; denn dieser setzte sich auf den Stuhl, der auf dem Schlitten angebracht und befestigt ist. Er ließ die Ochsen ungehindert auf das Stroh und Korn stallen, doch stieg er ab, sobald sie etwas anders machen wollten, hielt die Hände dicht unter, verwahrte das, was er erhalten hatte, und brauchte es nachher, mit Stroh vermengt, zur Feurung. An einem Tage werden zwei solcher Lagen abgedroschen, und jede Lage wird 7 bis 8 mal mit einer hölzernen Gabel von 5 Zähnen gewendet. Hierauf wird das Stroh mitten in einem Kreise auf einen Haufen geworfen, der also nach und nach höher wird. Wenn die erste Lage abgedroschen ist, so wird das Stroh wiederum im Kreise herumgelegt, und wie vorher gedroschen. Das Stroh wird also jedesmal mehr klein gemacht, und endlich fast so klein wie grober Häckerling. Nachher wirft man alles mit der erwähnten Gabel ein Paar Ellen weit gegen den Wind, das Stroh wird alsdann von der Luft zurückgeschlagen, und das Korn und die ungedroschene Aehren fallen auch auf einen Haufen. Ein Kerl sammelt die Erdklumpen und andere Unreinigkeiten, in welche sich das Korn gesetzt hat, und wirft sie in ein Sieb. Den Haufen, in welchem noch viele ganze Aehren sind, breitet man nachher in einem Kreis aus, und treibt bis 10 Paar Ochsen, welche paarweise zusammen gebunden sind, 4 bis 5 Stunden hinter einander auf denselben herum, bis sie die Frucht mit Füßen ausgetreten haben, und nachher wird es mit einer hölzernen Schaufel geworfen. Die Gerste zu dreschen braucht man nicht so lange Zeit.

In Rußland hat man, wie schon Gmelin auf seiner Reise bemerkte, die Gewohnheit, auf folgende Art das Korn zu dörren. Es wird zu diesem Endzweck eine Grube gegraben, und an den Seiten inwendig mit Balken ausgefüttert, um das Nachfallen der Erde zu verhindern. Auf diese Gruben werden dicke lange Balken gelegt, welche man, ausser den Luftlöchern, auf beiden Seiten ganz bedeckt. Auf diesen Boden wird ein hölzernes Häuschen aufgerichtet, das Dach mit Leinen, die beiden Luftlöcher mit zwei Brettern also bedeckt, daß eine Ritze in der Länge übrig bleibt, durch welche die Luft durchdringen kann; auf dieselben nun wird auf beiden Seiten ein Querbalken, auf diesen aber ein dünner glatter Balken in die Länge gelegt. Auf dieses Gerüste werden in der Hütte die Kornbündel einer auf den andern, bis daß alles angefüllt ist, aufrecht aufgesetzt, die Fenster geschlossen, und unten in der Grube ein Feuer angemacht, dessen Hitze durch die Luftritzen in die Höhe dringt, und dadurch das frische Korn trocknet. Dem Drescher wird zwar durch dieses Dörren viel Mühe erspart; verfährt man aber nicht sorgfältig dabei, so kann der ganze Vorrath leicht ein Raub der Flammen werden, wovon auch die Beispiele nicht selten sind.

Hannöverisches Magazin.

77tes Stück.

Freitag, den 27ten September 1805.

Noch ein Wort über die Brownische Lehre,

vom Dr. C. Schmidt,

Stadtphysikus zu Neustadt am Rübenberge.

Medicinische Gegenstände vor einem gemischten Publiko, in Wochenblättern oder Volksschriften, zu verhandeln, verdient zwar wohl den Tadel eines jeden Arztes, der seiner Kunst hold ist, dem Menschenwohl am Herzen liegt; allein ich hoffe nicht in diesen Fehler zu verfallen, indem ich mich in diesem Aufsatze bloß bemühen will, einige irrige Meinungen, die, vielleicht mit durch solche Volksblätter veranlaßt, durch falsches Verstehen hervorgebracht wurden, zu berichtigen, zu widerlegen.

Die Arzneiwissenschaft ist eine sehr ausgebreitete Wissenschaft; um einen Grundsatz aus derselben ganz zu verstehen, müssen wir oft alle ihre Zweige studiert haben, sonst bekommen wir fast immer einen verkehrten Begriff, wir können alsdann nur einseitig urtheilen. Dessen ungeachtet fing man einst an, vorzüglich die jüngern Aerzte zu scheuen, die man nun einmahl fast immer für Anhänger jener Lehre hielt. Es giebt sogar Heilkünstler, die aus Maingel an Vorkenntnissen manche theoretische Grundsätze der Medicin nicht verstehen. Wie soll nun der Laie im Stande seyn, richtig über ein ganzes System derselben zu urtheilen? Browns Lehre, die ursprünglich so mängelvoll und einseitig war, (darüber ist kein Zweifel mehr) konnte mithin vom ganzen Publiko nicht critisirt werden. Dies ist, wie ich noch mit mehreren zeigen werde, nicht fähig, über den Werth einer Theorie zu urtheilen, nicht einmahl fähig, Brownische Behandlung von Nicht-Brownischer zu unterscheiden!

Jetzt zur Zeit ist übrigens das Publikum wieder mehr ruhig geworden; der Arzt (ich meine vorzüglich den noch nicht so bekannten jüngern Arzt) darf wieder wagen, ein stärkendes

Mittel, nahrhafte Diät, ein Glas Wein, zu verordnen, ohne daß er die Frage zu befürchten hat: Sie behandeln mich doch nicht brownisch? Jetzt bei dieser ruhigen Stimmung möge es mir vergönnt seyn, noch einige Worte über diese Lehre zu sagen. Man erwarte indeß keine abermahlige Darstellung, keine Speculationen, kein weiteres Untersuchen dieser Theorie; nein, diese gehören, wie gesagt, nicht vor das Publikum. Mögen die speculativen Aerzte diese Sache unter sich verhandeln, wenn sie anders noch nicht zur Genüge vorgetragen und wieder vorgetragen, bestritten und wieder bestritten worden ist. Ich werde mich hier bloß auf die beiden Fragen einlassen:

1) Ist es Brownische Behandlung, wenn der Arzt seinem Kranken stärkende oder reitzende Mittel, besonders Opium, verordnet, und ihn auf eine nahrhafte Diät setzt?

2) Werden die Kranken antibrownisch behandelt, wenn der Arzt ihnen Aderlässe, eine dünne Diät, ausleerende Mittel ꝛc. verordnet?

Es ist und bleibt die Kunst eines guten Arztes, und durch sie unterscheidet er sich vorzüglich von dem Charlatan, zu individualisiren, d. h. die eigene Constitution eines jeden speciellen Kranken auf das genaueste zu erforschen, und dieser, so wie dem aus derselben hervorgehenden Krankheitszustande seine Mittel anzupassen. Es kann eine Krankheit epidemisch herrschen, sie erscheint auf den ersten Anblick bei allen Kranken gleich; hier kann nur der wahre Arzt einsehen, daß dennoch oft die zu reichenden Mittel sehr verschieden seyn müssen. Nur ihm leuchtet es ein, und leuchtet es bei der Praxis von Tage zu Tage mehr ein, wie schwierig seine Kunst ist, wie viel oft von dem geringfügigsten Umstande abhängt, wie sehr er also auch auf die geringsten Kleinigkeiten Rücksicht nehmen müsse.

Man fürchtete von jeher zu sehr, daß bei der Befolgung der Brownischen Grundsätze diese Kunst zu individualisiren fast ganz vernachlässigt werde. Oft, sehr oft mochte dies allerdings der Fall seyn. Aber die Brownische Lehre hat seit ihrer Aufstellung so wichtige Veränderungen gelitten, man hat so manches verbessert, manches hinzugethan, manches ganz weggestrichen, daß sie auch nicht einmahl den Namen Brownisches System mehr verdient. Es sollte daher schon aus diesem Grunde nicht einmahl mehr von Brownischer Behandlung die Rede seyn. Allein es ist dessen ungeachtet noch manchmahl der Fall, und wenn der Arzt stärkende Mittel reicht, oder nur Arzneien, deren Wirkungen sich nicht sogleich sehr sinnlich zu erkennen geben, entsteht bei Manchen Furcht vor der mehrgenannten Behandlung. Diesen nun gebe ich folgendes, zugleich als Beantwortung der aufgestellten ersten Frage, zu bedenken:

a) Nicht alle Mittel sind im strengsten Sinne stärkend oder reizend, die

man jetzt so nennt. Manche Arzneien, die sonst einschneidende, auflösende genannt wurden, nennt man jetzt sehr oft gelind stärkende oder reizende. Hieher gehören z. B. die bittern Extracte vieler einheimischer Kräuter, viele gummata einige feinere Salze u. dgl. Diese Mittel wurden lange vor Brown in Krankheiten angewandt, sehr häufig angewandt: warum sollte man sich also jetzt vor ihnen fürchten? Wenn wir nur in der Sache übereinstimmen, sagt ein altes lateinisches Sprichwort, so können wir in den Worten schon immer nachgebend seyn. Mag der eine immer glauben, das Mittel X entferne die schadhafte Materie dadurch, daß es sie auflöse, der andere aber, es wirke dadurch heilsam, daß es gelinde stärke, und so das leidende Organ dahin stimme, sich der materia peccans zu entledigen. Genug, das Mittel ist in diesem gegebenen Falle indicirt, es heilt ihn! Dies ist hinreichend!

b) Verordnen denn nicht auch die ältern, sehr erfahrnen, und überall als gelehrte, einsichtsvolle Männer bekannte Aerzte jene so gefürchteten Arzneien? Hiebei müssen mehr nährende Speisen, mitunter ein Glas Wein genossen werden: Haferptisanen, Wasserſuppen u. s. w. werden zur Seite gesetzt. Diese Curen fanden ebenfalls von jeher Statt. Uebertreibungen sind freilich immer Fehler, müssen vermieden werden. Gab es aber auch Anfangs mehrere Aerzte, die die Sache übertrieben, so sind sie gewiß jetzt aus ihrem Taumel erwacht. Jede neue Sache reitzt gewöhnlich im Anfange zur Uebertreibung, nimmt leicht für sich ein, enthusiasmirt gewissermaßen; der Enthusiasmus aber läßt nach, eine ruhige, kalte und vernünftige Ueberzeugung kehrt zurück. Wie ging es noch neuerlich mit dem Galvanismus? Er sollte Alles heilen. Durch ihn ist auch allerdings unsre Wissenschaft sowohl in physiologischer als therapeutischer Hinsicht bereichert; aber wir sind auch belehrt worden, daß er nicht das große Wundermittel ist, für welches er Anfangs ausgeschrieen ward.

c) Es scheint fast, als ob auch beim Gebrauche der Arzneien der Mensch, so wie bei allen Dingen, am Sinnlichen klebe. Er will durchaus die Wirkung derselben recht deutlich versinnlicht wissen, welches doch platterdings unmöglich ist; wir sind überhaupt nicht im Stande, von irgend einem Mittel anzugeben und zu erklären, wie grade und auf was Weise es wirke. Inzwischen viele Menschen wollen es, und sind zufrieden, wenn ihnen die Wirkung der Arznei sinnlich in die Augen fällt; z. E. sie muß auf den Stuhl, auf den Urin, auf den Schweiß wirken. Allenfalls dulden sie noch Mittel, von denen man ihnen sagt, daß sie auflösen, einschneiden, die Expectoration befördern. Aber man sage ihnen nichts von Mitteln, die reizen, oder wohl gar die Integrität irgend eines Organs, und dadurch zugleich die regelmäßige Function des-

selben wieder herstellen. Diese leiden sie nicht: sie wollen nun einmal den Effekt der Arzneien sehen.

Wird nun aber zweitens der Kranke wirklich antibrownisch behandelt, wenn ihm eine Ader geschlagen, wenn er mit abführenden Mitteln behandelt, wenn er auf eine dünne Diät gesetzt wird? — Die meisten Nichtärzte werden antworten: Ja! Denn dies sey grade das Gegentheil von dem, was sonst die Brownianer verordneten. Sie verstehen in der That so wenig von dieser Theorie, daß sie auch nicht einmahl wissen, daß Brown allerdings auch eine schwächende Curmethode lehrte. Aber ungeachtet sie auch nicht einmahl diese oberflächliche Kenntniß der genannten Lehre besitzen, raisonniren sie über dieselbe ohne allen Rückhalt.

Um aber diese Frage zu beantworten, bedarf es nichts weiter, als nur aufmerksam zu machen, daß Brown wirklich schwächende Mittel bei den von ihm sogenannten sthenischen Krankheiten empfahl, so wie er ebenfalls bei Unreinigkeiten im Magen und Unterleibe ausleerende Medicamente zu geben rieth.

Aus der Beantwortung dieser beiden Sätze leuchtet hervor, daß das Verschreiben stärkender oder schwächender Arzneien kein sicheres Criterium sey, um einen Brownianer oder Antibrownianer zu erkennen. Die genannten Mittel werden von beiden verschrieben. Das nichtärztliche Publikum ist mithin überhaupt nicht im Stande, zu bestimmen, ob dieser oder jener Arzt Anhänger oder Gegner jenes Systems sey, und es dürfte eigentlich, wie ich schon gesagt habe, jetzt zur Zeit nicht weiter die Rede von dieser Theorie seyn, da sie beinahe nicht mehr existirt. Sie ist gesichtet und geläutert worden, und hat seit der Zeit ihres Entstehens eine völlig andere Gestalt gewonnen. Im Ganzen sind und waren ohnedies nur die theoretischen speculativen Aerzte die gewöhnlichen Anhänger derselben, nicht die praktischen; diese stützten sich immer auf die Erfahrung; was diese lehrte, das befolgten sie, ihren Winken gehorchten sie.

Nachdem ich diese Gedanken über den Glauben des Publikums in Hinsicht der Brownischen Lehre freimüthig geäußert habe, dürfte es mir vergönnt seyn, noch einige Worte über seinen Glauben an Heilkunde und Aerzte überhaupt eben so offen und frei hinzuzufügen.

Die nichtärztliche Welt theilt sich, meinem Dafürhalten nach, heut zu Tage in Rücksicht ihres medicinischen Glaubens überhaupt in 4 Classen:

1) Anhänger der Brownischen Lehre. Hierher gehören junge Gelehrte, die auf der Academie für dies System eingenommen wurden; sie hörten nur immer dieses preisen und rühmen; und Schwächlinge, die den Begriff Stärken auffaßten, hofften vielleicht noch durch die Grundsätze dieser Lehre Hülfe zu finden, Stärke wieder zu erlangen, die sie vergeudeten.

2) Gegner der Brownischen Lehre. Von ihnen ist im Vorhergehenden schon zur Genüge die Rede gewesen.

3) Rechtgläubige. Möchten sich doch alle Nichtärzte zu dieser Classe bekennen! Ich verstehe unter diesen nämlich diejenigen, welche, durch Vernunft geleitet, zu einem Arzte ihre Zuflucht nehmen, den ihnen der Ruf oder eigene Ueberzeugung, so weit sie diese haben können, als einen in seinem Fache geschickten Mann anzeigt. Diesem Manne überlassen sie sich nun ganz, sie sind mit seinem Verfahren zufrieden, sie schreiben ihm nichts vor. Mag er sie purgiren oder vomiren, stärken oder reitzen, sie lassen sich nicht irre machen, sie leben der frohen Ueberzeugung, daß er, durch Nachdenken geleitet, nur das ihnen verordnen werde, was ihrem Krankheitszustande am angemessensten sey. Bei diesem glücklichen Verhältnisse zwischen dem Kranken und dem Arzte fahren immer beide gleich gut. Letzterer geht mit Vergnügen zu seinem Leidenden; er wird in seinem Forschen, in seinen Untersuchungen des Krankheitszustandes durch nichts gestört, er hat die Ueberzeugung, daß allen seinen Verordnungen streng nachgekommen wird; keine Base, keine Großmutter, keine Nachbarin, Freundin u. dgl. darf in das Heilgeschäft sich mischen; ihm allein bleibt dies überlassen. Unbeschreiblich großen Einfluß hat wahrlich ein solches Zutrauen oft, sehr oft auf die Krankheit. Die Ruhe, die sich stets gleiche Ruhe der Seele, das feste Vertrauen, es wird besser werden, wirken mannigmahl so mächtig excitirend und erquickend auf die Nerven daß die ganze Lebenskraft erwacht, und den Krankheitszustand kräftigst mit beseitigen hilft. Wie sehr muß hingegen auf der andern Seite das Mißtrauen dem Kranken schaden! Behandelt dich dein Arzt auch richtig? Sollte das Mittel, welches du jetzt nimmst, wohl das rechte seyn? Nimmt er deine Krankheit nicht auf die leichte Achsel? Diese und dergleichen Fragen setzen den Kranken in eine beständige Unruhe, und können nur immer seinen Zustand verschlimmern.

Wählet daher, alle Ihr Nichtärzte, wählet euch aus der großen Zahl Aerzte Einen aus; aber diesem vertrauet fest! Er hat kein Amt, welches sich leichtfertig verwalten ließe; sein eignes Bewußtseyn wird und muß ihn leiten, wird und muß sein Verfahren richten! Erhaltet Ihr auch bisweilen keine ausleerende Mittel, wenn Ihr über Verschleimung klagt, wenn zäher Schmutz die Zunge bedeckt; ein andres Mahl aber verschreibt man Euch diese Mittel, und die genannten Symptome sind doch nicht da. Klaget dann nicht gleich euren Arzt an, daß er inconsequent handle! Nein, wichtige Gründe dürfen ihn bestimmen, diese Symptome vielleicht nur als Nebensymptome zu betrachten, sie vielleicht gar nicht zu berücksichtigen: Gründe, nur ihm einleuchtend! Euch können sie verborgen liegen, und zwar deshalb, weil Er Arzt ist, Ihr aber — in dieser Wissenschaft Unerfahrne! —

4) Ungläubige. Sie sind die wahre crux medicorum. Sie halten die ganze Heilkunde nicht allein für unvollkommen, für unvollendet, sondern oft für bloße Charlatanerie. Die meisten unter ihnen schreiben den ganzen Heilungsproceß einzig und allein der Natur zu. Die Natur muß alles thun, sagen sie; wo diese nicht will, da vermag der Arzt nichts. Dies ist allerdings sehr wahr. Aber ist es denn nicht erforderlich und nothwendig, Mittel an die Hand zu geben, wodurch dem natürlichen Streben des Organismus nach Wiedererlangung der Gesundheit zu Hülfe gekommen wird? Wer kennt nun aber diese Mittel besser, als der Arzt? Am Ende nehmen deshalb auch die Ungläubigen, ihres Unglaubens ungeachtet, zu ihm ihre Zuflucht, und sehr oft lernen sie wider Willen einsehen, daß die Arzneiwissenschaft denn doch von erklecklichem Nuzzen für sie war, ungeachtet dieselbe, so wie alles menschliche Wissen, nur Stückwerk sey. Ein heftiger Blutsturz z. B. der Natur überlassen, würde sehr oft tödtlich ablaufen; der Arzt unterdrückt ihn, und heilt den Kranken. Bei Scheintodten thut die Natur nichts, der Unglückliche schläft auf ewig ein, wenn nicht der Arzt den noch übrig gebliebenen Funken des Lebens wieder anfacht. Dergleichen Fälle, wo der Arzt alles thun muß, giebt es unzählige, und sie müssen auch den Ungläubigsten belehren, daß er der Arzneikunde Unrecht thue, daß sie eine Wissenschaft sey, deren großen unendlichen Nutzen für die Menschheit kein Sterblicher leugnen kann und darf.

Die vorstehenden Worte hielt ich für diese Blätter passend; ich schrieb sie nicht zur Vertheidigung nieder, nein, zur bessern Würdigung der neuern medicinischen Ideen unter dem nichtärztlichen Publicum. Ein vollendetes, ein geschlossenes medicinisches System giebt es nicht, kann es nicht geben, denn die Heilkunde ist eine Erfahrungswissenschaft, muß also immer durch Erfahrung bereichert und vervollkommt werden. Ich bin mithin weder Anhänger noch Gegner der Erregungstheorie, ich halte mich an das: „Prüfet Alles, und das Gute behaltet!“ Aber es that mir dennoch Leid, oft so lieblos über diese Theorie urtheilen zu hören, und zwar von Leuten, die nicht fähig waren, richtig und gründlich über solche zu raisonniren. Ihnen vorzüglich zur Beherzigung möge das Obige gesagt seyn.

Kno-

Knochen-Benutzung.

In mehrern öffentlichen Blättern, und auch in diesem Magazin, war schon mehrmals von Benutzung der Knochen, besonders nach Cadet de Veaux Vorschriften, die Rede. Indeß jedem das Seine. Nicht Cadet de Veaux, sondern ein Deutscher, hat eigentlich zuerst aufmerksam darauf gemacht, sich mittelst dieser nichtgeachteten Substanz in Jahren der Theurung und Noth eine bedeutende Aushülfe schaffen zu können. Der berühmte und durch Schrift und Wort gleich verdiente Professor der Medizin in Tübingen, Hr. Ploucquet, ist der wahre und einzige Erfinder dieses Knochenextrakts. Bei der allgemeinen Theurung von 1771. gab Hr. Professor Ploucquet auf 24 Quartseiten eine kurze Anweisung, wie man sich ohne Früchte mit geringen Kosten nähren könne, zunächst für seine würtembergischen hungernden Landsleute, heraus. Dort (Seite 15.) schlug er, ausser andern Substanzen, auch die Knochen geschlachteter Thiere vor, und bewies, daß darin eine sehr nahrhafte Gallerte, aus völlig ausgearbeiteten animalischen Substanzen, zu finden sey, daß diese Speise weder ekelhaft noch ungesund sey, und daß ein Pfund solcher Gallerte, mit einem Pf. Mehl vermischt, so viel Nahrung darbiete, als vier Pfund Mehl, folglich ein Pfund drei Pfund Mehl gleich komme. Ploucquet berechnet bei dieser Gelegenheit, daß man bloß in Tübingen in einem Jahre 94000 Pfund Knochen, im ganzen Lande aber 6,142,857 Pfund erhalte, dadurch 37,767 Scheffel Früchte ersparen, und 50,000 Menschen 90 Tage lang ernähren könne.

— s.

Mittel zur Aufbewahrung des Spargels für den Winter.

Man schneidet von dem gestochenen Spargel, wie gewöhnlich, das Holzige unten gerade weg; kocht dann in einem breiten irdenen Tiegel, oder wohlverzinnten Casserolle Flußwasser; sobald es kocht, legt man den geschnittenen und gewaschenen Spargel hinein, nimmt das Gefäß vom Feuer, und bedeckt es mit einem vielfach zusammengeschlagenen Küchentüche, und läßt es eine Stunde stehen. Darauf bringt man den Spargel in einen Durchschlag oder Sieb, daß das Wasser ablaufe, thut ihn dann wieder in ein Tuch, und bringt ihn an einen Ort, wo keine Sonne hinscheint, damit

mit er kalt und trocken werde. Während der Zeit kocht man eine etwas starke Salzlake in Flußwasser, und nachdem diese wieder kalt geworden, legt man den Spargel ordentlich in Gläser oder steinerne Töpfe, beschwert ihn am Ende, und schüttet dann die Salzlake darüber. Um die Luft abzuhalten, übergießt man die Oberfläche entweder mit geschmolzenem Wachs oder mit Schöpsentalg. Will man zu seiner Zeit diesen Spargel verbrauchen, so wässert man ihn erst, und richtet ihn dann wie gewöhnlich zu.

Veralterte Aepfelbäume zu erneuern.

Dieses Mittel theilte ein russischer Landwirth dem Herrn Iwan Lepechin auf seiner Reise durch verschiedene Provinzen mit. Es besteht im Folgenden: Dem alten Apfelbaum werden auf der einen Seite unten die Reste seiner Wurzel abgehauen, und der Baum darauf auf jene Seite, wo die Wurzeln geblieben sind, gebogen. Hier wird eine lange Grube gegraben, worin der Baum mit seinen Zweigen auf eine geschickte Art eingelegt, und dann mit gedüngter Erde beschüttet wird. Der auf diese Art begrabene Apfelbaum treibt nun Schößlinge, welche, sobald sie zu einiger Stärke gelangen, verpflanzt werden. Auf diese Weise werden aus einem einzigen Apfelbaum oft dreißig erzeugt, welche viel eher Früchte tragen, als die, so aus gesäeten Kernen erwachsen.

Aus dumpfigen Mehl gutes Brot zu backen.

Bei feuchter Witterung auf dem Felde ausgewachsenes, oder durch langes Liegen in großen Haufen auf den Speichern verdorbenes Korn wird dumpfig, und das Mehl davon giebt ein klinziges, ungesundes Brot. In den Nützlichen Beiträgen zu den neuen Strelitzischen Anzeigen v. d. J. giebt jemand ein leichtes Mittel an, um das letztere zu verhüten. Er warf in den Teig von solchem dumpfigen Rockenmehl ein Paar in Feuer glühend gemachte Feldsteine, und deckte ihn darauf, nachdem die Steine abgedampft hatten, wie gewöhnlich zu. Hiedurch erhielt er ein lockeres und wohlschmeckendes Brot. Dies Mittel soll sicherer seyn, so wie es reinlicher ist, wie das sonst gebräuchliche, da man einen kleinen Beutel mit Asche in das zum Einsäuern bestimmte Wasser hängt, und es damit kocht.

Hannöverisches Magazin.

78tes Stück.

Montag, den 1ten October 1805.

Ueber die beste Cultur der Artischocken und Anemonen,

zur Beantwortung der im 54ten Stück des hannöv. Magazins vom 8ten Julius d. J. geschehenen Anfragen,

von J. H. Brandt, Kunst- und Handelsgärtner zu Ahlborn.

Erste Frage: Welches ist die beste Art des Anbaues und der Wartung der Artischocken?

Die Artischocken können in allen den Gärten gebauet werden, in welchen sich Kopfkohl, Blumenkohl, Sellerie u. dgl. bauen läßt; wo diese Gewächse gut gerathen, da wachsen die Artischocken gewiß auch gut. So wie jene aber in einem sehr hoch gelegenen, ganz sandigen und stets trocknen Boden nicht vollkommen werden, so tragen auch die Artischocken in einem solchen Boden keine gehörig großen Früchte; und so wie jene in einem tief und niedrig gelegenen feuchten Boden nicht durch den Winter gebracht werden können, so gerathen auch die Artischocken in einem solchen Erdreiche im Winter in Fäulniß, ob sie gleich im Sommer in einem solchen feuchten Boden gerade die besten Früchte bringen. Das Beet für sie muß eben so zubereitet seyn, als ein Beet zu Sellerie, Kopfkohl u. s. w., folglich verlangen sie ein im Herbst oder recht früh im Jahre mit fettem kurzen Kuhmist gedüngtes, und besonders, weil sie tiefe Wurzeln schlagen, tief gegrabenes und guten tiefen Boden habendes Beet.

Der kürzeste Weg, ein also zubereitetes Beet mit Artischocken zu belegen, ist die Anlegung derselben aus Nebenschößlingen, die von den alten Stöcken abgenommen werden. Die beste Zeit dazu ist der Anfang des Maimonats. Gegen Ende des April schafft man sich also so viel Schößlinge an, als man nöthig zu haben glaubt, und pflanzt diese (nachdem man zuvor den

holzigen Theil, wo sie von dem alten Stocke abgebrochen worden, ab, und gerade geschnitten, auch die an ihnen befindlichen Krautblätter bis auf 4 oder 6 der letzten inwendigen Herzblätter an der Schoße abgebrochen hat) 3 Fuß weit von einander ins Kreuz so tief in die Erde, daß das Herz nur so eben daraus hervorragt, und keine Erde in dasselbe fallen kann; darauf begießt man sie, und schützt sie durch übergesetzte Töpfe so lange, bis sie angewachsen sind, gegen die Sonne. Sie sind nichts weniger als weichlich, nur die Unterlassung des Begießens ist es allein die zuweilen einige von ihnen tödtet. Die Schößlinge haben gemeiniglich wenig Wurzeln, oft kaum eine einzige kleine Faser; daher kömmt es, daß sie oft, wenn man sie von weiten Orten zugeschickt erhält, nicht anwachsen. In diesem Falle setze man ihren untern Theil einige Stunden vor dem Einpflanzen ins Wasser, damit die wenigen daran befindlichen Würzeln etwas aufquellen, und schneide sodann jeder auch noch so kleinen Wurzel vor dem Einlegen ihre Spitze ab. Sind sie angewachsen, so bedürfen sie keiner weitern Wartung, als der Reinigung vom Unkraut und einiger Auflockerung der Erde. Im August werden die im Mai gelegten Sprößlinge schon eßbare Früchte geben.

Man kann die Artischocken aber auch aus Saamenkernen anlegen, und da kömmt es darauf an, welche Sorte man bauen will; man hat deren nemlich zweierlei: 1) die gemeine stachlichte Artischocke, (Gartenartischocke mit stachlichten Blättern, Cynara hortensis aculeata). Die Frucht ist eirund und kegelförmig, ihre Schuppen sind schmal und nicht eingesondern auswärts gebogen; auch ist ihr Boden nicht sehr dick von Fleisch. 2) Die Gartenartischocke ohne Stacheln, (gemeine glatte Artischocke, Cynara hortensis foliis non aculeatis). Ihre Blätter haben keine Stacheln, ihre Frucht ist groß, kugelrund, und oben ein wenig zusammengedrückt; ihre Schuppen sind sehr breit, liegen dicht auf einander, und ihr Ende ist einwärts gebogen, auch hat ihr Boden sehr dickes Fleisch.

Ob nun gleich jene erstere Art mehr Früchte giebt, so verdient doch die letztere, weil sie fleischichter ist, den Vorzug. Am besten ist der Saamen, den man aus London verschreibt, und wenn er gut seyn soll, so müssen die Kerne kurz, dick und etwas breit seyn. Der kürzeste Weg, Artischocken aus Kernen anzulegen, ist dieser: Man lege im April, sobald eine recht gute, warme Witterung eingetreten ist, auf jede Stelle, wo ein Stock stehen soll, folglich allemal 3 Fuß von einander, 2 bis 3 Kerne, jeden Kern einige Zoll von dem andern, und etwa einen Zoll tief in die Erde ein. Es ist unnöthig, den Saamen, ehe man ihn legt, einzuweichen, auch hat man nicht nöthig, wie einige thun, den Saamen zuerst in ein Mistbeet zu säen, und die jungen Pflanzen zu ersetzen. Wenn man die Erde nach der Aussaat stets feucht erhält,

hält, so keimen die Kerne in einigen Wochen hervor, da man denn von den aufgegangenen Pflanzen nur eine stehen läßt, und die übrigen entweder wegwirft, oder sie pflanzbar werden läßt, und dann auf ein anderes Beet setzt. Wenn man diese Pflanzen bei trockener Witterung fleißig begießt, (jedoch so lange noch Nachtfröste erfolgen, nie am späten Abend) so werden bald große Stöcke daraus, welche noch in demselben Jahre Früchte bringen, besonders, wenn sie nicht verpflanzt sind. Bemerkt man alsdann einen Stock, welcher kleine, stachlichte, und mit keinem gehörigen Stuhl oder Boden versehene Früchte trägt, so kann man denselben gleich ausreißen, und ihn dem Rindvieh frisch zur Fütterung vorwerfen. Auf gleiche Art kann man auch mit denjenigen schlechten verfahren, die sich etwa unter den gekauften Schößlingen befinden; wie denn überhaupt zur künftigen Fortpflanzung diejenigen Stöcke auszuzeichnen sind, welche die besten Früchte bringen, um mit der Zeit lauter völlig gute Früchte bringende Stöcke zu haben. Doch tragen auch die Stöcke von der besten Art kleine Früchte, wenn man sie entweder näher als drei Fuß zusammensetzt, oder ihnen zu viel Schoßen läßt, oder wenn sie zu viele Jahre auf einer Stelle bleiben.

Was die Erhaltung der Artischocken den Winter über betrifft, so ist die sehr leicht, wenn das Erdreich mehr trocken als feucht ist, und wenn der Garten eine solche Lage hat, daß sich den Winter über kein Wasser in demselben sammeln kann. In diesem Falle schneidet man gegen den November die Stöcke über der Erde ganz ab, und scharret bei guter trockener Witterung die Erde aus den Zwischenräumen so hoch darüber her, daß sie einen halben Fuß und darüber damit bedeckt sind. Diese an sie angehäufte Erde schützt sie nicht allein vor dem Frost, der sie leicht tödtet, sondern auch vor übermäßiger Nässe, welche sie leicht in Fäulniß bringt, weil das Schnee- und Regenwasser von diesem über sie gemachten Haufen leichter ablaufen kann. Auf diese Art kann man sie in ordinären Wintern, in welchen die Kälte einen nicht zu hohen Grad erreicht, ohne weitere Bedeckung erhalten. Wird aber der Frost zu stark, so überlegt man sie noch mit etwas langen Strohmist, der aber nicht feucht seyn darf, damit er nicht selbst friert. Sobald die Heftigkeit des Frostes vorbei ist, und Thauwetter erfolgt, nimmt man diesen Mist wieder ab, theils, weil sich sonst die Mäuse darunter einnisten möchten, theils weil die Pflanzen unter ihm zu weichlich werden, und hernach von dem geringsten Nachtfrost verderben würden. Man kann ihn aber in der Nähe liegen lassen, um ihn bei der wiederkehrenden Kälte sogleich in Bereitschaft zu haben. Gegen geringere Fröste, die nicht über einen halben Fuß eindringen, giebt ihnen die darüber gescharrte Erde hinlänglichen Schutz.

Etwas mühsamer ist die Verwahrung der Artischocken gegen die Kälte, wenn das Erdreich des Gartens mehr feucht als trocken ist, oder wenn sich Regen- und Schneewasser auf demselben sammeln kann. Sie tragen zwar in einem Erdreich, welches mehr feucht als trocken ist, und im Winter eine Zeitlang unter Wasser gestanden hat, allezeit größere Früchte, und bestanden sich besser, als in einem Erdreich, welches mehr trocken als feucht ist; dagegen gerathen sie aber in einem, ihnen im Sommer so zuträglichen feuchten Boden im Winter in Fäulniß. In diesem Fall müssen die alten Stöcke am Ende des Octobers, oder gleich im Anfange Novembers ausgegraben, und, nachdem man ihnen das Kraut bis auf eine Hand hoch abgeschnitten hat, in einem luftigen Keller dicht an einander in trocknen Sand gesetzt, und daselbst bis zum Mai verwahrt werden. Kann man zu diesem Ausgraben eine Zeit treffen, wo eine recht heitere und trockene Witterung ist, so ist man desto gesicherter, daß man im Keller nicht zu viele durch die Fäulniß verliere. Die groben Wurzeln, die oft eine Elle und darüber lang sind, kann man dreist beschneiden, weil sie sonst das Einlegen in den Sand erschweren würden. Hat man aber im Keller zu ihrer Durchwinterung keinen Raum, so kann man sie in einem etwas erhaben liegenden Theile des Gartens durchwintern, wenn man in demselben ein Beet, so groß es dazu nöthig, einen Fuß tief ausgräbt, die Stöcke neben einander einsetzt, und einen Fuß hoch mit Erde bedeckt. Bei gar zu heftiger Kälte kann man diesen Fleck mit Baumblättern, Stroh, oder trockenem Mist bedecken. Sollte auch hiezu die Gelegenheit fehlen, so kann man die ausgegrabenen Pflanzen in einer Kammer neben einander in Sand setzen, und bei eintretender Kälte mit Stroh bedecken, welche Bedeckung aber bei gelinder Witterung weggenommen werden muß.

Im Mai pflanzt man die im Keller, einer Grube oder Kammer durchwinterten Artischockenstöcke wieder in den Garten. In manchen Jahren ist zwar schon im April schöne Witterung, man lasse sich aber durch nicht reizen, sie vor dem Mai zu pflanzen. Also erst im Anfange des Mai nehme man sie aus dem Keller heraus, und löse von den alten Stöcken jeden Schößling ab, doch so, daß jeder wenigstens einige Fäserchen behalte.

Hat man aber die alten Stöcke im Garten auf ihrer Stelle durchwintern können; so ist die erste Frühlingsbeschäftigung diese: daß man im März und April, wenn die stärksten Fröste ein Ende haben, die im Herbste über sie angehäufte Erde allmählig erniedrigt, damit sie sich nach und nach wieder an die Luft gewöhnen, bis man endlich um die Mitte des Aprils das Beet wieder völlig eben machen kann, da sie denn bald hervorzuwachsen anfangen. Gemeiniglich hat jeder Stock mehr als 3 Sprößlinge, aber man darf ihm nie mehr, als zwei oder höchstens drei-

las-

lassen. Wollte man sie ihm alle lassen, so würde man zwar viele, aber lauter kleine Früchte bekommen, und es könnte auch wohl gar der Fall eintreten, daß man von einigen Stöcken gar keine Früchte erhielte. Um also große Früchte zu erlangen, muß man etwa im Anfange des Mai, da die meisten Schößlinge hervorgewachsen seyn werden, jedem Stock alle, bis auf die zwei besten, benehmen. In dieser Absicht scharrt man die Erde um denselben so weit weg, bis man die Stellen sehen kann, wo die Schößlinge aus dem in der Erde stehenden Theile des Stocks herausgewachsen sind. Verlangt man die abzunehmenden Schößlinge nicht zu Anlegung neuer Pflanzungen, so hat man sich eben nicht viel Mühe mit ihrer Ablösung zu geben; will man sie aber pflanzen, so muß man es behutsamer machen, und sie so ablösen, daß sie einige Fasern behalten. Bei Ueberfluß von guten Schößlingen kann man die, welche gar keine Fasern haben, wegwerfen, sonst kann man sie aber auch pflanzen, ob sie gleich keine Wurzeln haben. Es kommen oft mehr als die Hälfte von ihnen fort, wenn man sie nur fleißig begießt, und so lange, bis sie Wachsthum zeigen, gegen die Sonne schützt.

Sollten die Artischockenstöcke mehrere Jahre nacheinander auf eben derselben Stelle bleiben, so würde das Erdreich zu mager für sie werden. Im zweiten Herbst also ist nöthig, daß man, wenn man am Ende Octobers die Erde aufs neue zum Schutz gegen den Frost über sie in Haufen schlägt, in die ledigen Zwischenräume kurzen fetten Mist eingrabe, und damit alle Herbst fortfahre, ohne jedoch den Mist an ihre Wurzeln zu bringen, bis sie endlich nach 5 bis 6 Jahren ausgegraben, und neue an ihre Stelle gesetzt werden müssen.

Um die Artischocken gegen die Mäuse, welche den süßlichen Wurzeln derselben im Winter sehr nachgraben, zu bewahren, hat man allerlei Mittel versucht; man hat aber gefunden, daß man mit Gewalt nichts gegen sie ausrichten kann. Dies hat Einige bewogen, sich mit den lüsternen Mäusen in Güte abzufinden, und dies ist recht gut gegangen. Man grabe nemlich gelbe Möhren allenthalben auf dem Beete, und insonderheit einen Fuß weit um die Artischockenpflanzen herum in die Erde. Da die gelben Wurzeln noch süßer schmecken, als die Artischockenwurzeln, so halten sich die Mäuse an jene, und lassen diese verschont. Wer freilich glaubt, durch die eingegrabenen Wurzeln die Mäuse erst recht herbei zu locken, der lasse es unversucht; man kann jedoch versichern, daß dies Mittel stets gute Wirkung gethan hat.

Um sich von dem rechten Zeichen der Zeitigung der Früchte zu überzeugen, wird man sich am sichersten helfen können, wenn man die ziemlich groß gewordenen Früchte einen Tag um den andern genau übersiehet, und Acht giebt, ob die Blätter, oder vielmehr die Schuppen der Frucht, welche den

eßbaren Stuhl umgeben, noch durchgehends die ihnen gewöhnliche braungrüne Farbe haben. Sobald man findet, daß die Schuppen in der Mitte des obern Randes, wo gemeiniglich 1 oder 2 kleine Stacheln sind, eine andere Farbe, die gewöhnlich ins Gelbe fällt, anzunehmen beginnen, so ist es Zeit, sie abzuschneiden. Die auf der Mitte des Hauptstängels eines Stocks stehende Frucht ist jedesmal die beste und größte. Sie erlangt aber ihre eigentliche Größe nicht, wenn man nicht die an den Seiten der Stängel austreibenden kleinen Früchte wegbricht. Diese werden nie so groß, daß sie eßbar würden, und da sie überdies der Hauptfrucht die Nahrung nehmen, so müssen sie, sobald sie sich zeigen, weggeschnitten werden.

(Der Schluß folgt)

Ueber das Titularwesen unserer Zeit.

Der verehrte Herr Geh. Justizrath Pütter ließ vor 26 Jahren eine vortreffliche Abhandlung über Aufschriften auf deutschen Briefen drukken, die dahin abzweckte, theils die dabei übliche fremde Sprache, theils die über den Zweck einer Briefaufschrift hinausgehenden Titulaturen ausser Gebrauch zu bringen. In Ansehung der erstern hatte man zur Befolgung des Pütterschen Raths genug an der Ueberzeugung, daß die Ursache, warum man sich ehemals bei Aufschriften einer fremden Sprache bedient habe, nicht mehr Statt finde; daß man durch ihre Vermeidung manchen Fehlern und Lächerlichkeiten ausweiche, und niemanden zu beleidigen fürchten dürfe. Sehr gefällig wurde auch in Ansehung des zweiten auf die Stimme eines Pütter gehört. In der Voraussetzung, daß Ehrenbenennungen, an welche das Ohr des Empfängers so wenig, als des Ueberbringers eines Briefes gewöhnt sind, auch bei Bestellung desselben von dem Auge nicht vermisset werden, hatte der Herr Geh. Justizrath auf Briefen alle diejenigen Ehrenprädicate für unnöthig erklärt, die man den Empfängern in mündlicher Rede nicht beizulegen pflegt. Dachte man sich dazu, daß durch ihre Ersparung eine angenehme Kürze gewonnen, und in zweideutigen Fällen die Gefahr einer Versündigung gehoben wurde, so konnte man unmöglich ungeneigt seyn, die von dem angesehenen Manne vorgeschlagene Form anzunehmen. Und wirklich wurde dieselbe unter Gleich und Gleich fast allgemein. Aber wie leicht beschleicht

den

den Menschen etwas Niedriges, Kriechendes, sobald er einem Höhern Gefälligkeiten, Wohlthaten, oder auch nur Gunst abgewinnen will! Gegen das, was er verlangt, glaubt er etwas opfern zu müssen, und hat er nichts anders, so opfert er Ehrenbezeugungen. Vermuthlich war es etwas dieser Art, was gleich nach Erscheinung der Pütterschen Schrift so manche Ausnahme in ihrer Befolgung veranlaßte. Man möchte dieselbe manchem als eine Schwachheitssünde verzeihen. Was aber Bedauern verdient, ist, daß es hiemit, wie mit allen Dingen geht, die einen Anschein von Wohlanständigkeit haben; wenige, die sich dafür geneigt zeigen, verführen viele; was man von so manchem beobachtet sieht, findet man allmachgerade bedenklich, zu unterlassen, und bequemt sich, es mitzumachen. Die Gewalt des Beispiels aber vergrößert sich noch, wenn in der Sache selbst etwas liegt, das die Folgsamkeit dagegen zu empfehlen scheint. Und so etwas war wohl die große Stufenreihe von Titulaturen und Ehrenprädikaten, womit wir in unsern Briefen selbst alle und jede (nur nicht mit uns vertrauliche) Empfänger derselben vom höchsten bis zum niedrigsten Stande so sorgfältig von einander unterscheiden. *) An sie gebunden oder gewöhnt, fand denn wohl mancher eine empfehlende Wohlanständigkeit darin, auch dem Aeußern seines Briefes Zeichen davon aufzudrükken, und mit den Ehrenprädikaten der Aufschrift gleichsam dem Postboten das Compliment in die Hand zu geben: er lasse dem Herrn Empfänger bei Uebersendung dieses Briefes nach Stand und Würden seinen Respect vermelden. Doch komme der Kram woher er will, er ist da; der von Hrn. Pütter so glücklich unter die Ausnahmen gebrachte, und anfangs als solche nur von Schwächlingen fortgesetzte Titular-Unfug ist auch bei den Stärkern wieder Regel, und man findet, wie zur Zeit jener Abhandlung ein Dichter sagte, die Aufschriften

mit allem Titulprunk geschwängert,
mit einem Hoch und Wohl verlängert.

Ist denn das, was offenbar und blos aus Schwachheit geschehen ist, so allgemein nachahmungswürdig? verdient es noch alsdann, wenn es als Thorheit erkannt, und schon einmahl glücklich ins Fallen gebracht ist, wiederum von uns aufgerichtet, und zur Herrschaft erhoben zu werden?

Längst

*) Hochgeborner, Hochwohlgeborner, Wohlgeborner, Hochedelgeborner, Hochedler, Wohledler, — Hochwürdiger, Hochehrwürdiger, Hochwohlehrwürdigen, Wohlehrwürdiger, Ehrwürdiger, Würdiger, — Gnädiger, Hochgebietender, Hochzuverehrender, Hochzuehrender, Hochgeehrtester, Hochgeehrter, Hochgeschätzter, Werthgeschätzter, Wertheſter, Werther Herr.

Längst ruhet auf uns Deutschen der Vorwurf, daß wir zu viel auf Titularehre halten, und gewiß begründet ihn das innere Titularwesen unserer Briefe noch mehr, als das äußere. Warum mag uns denn jenes so heilig seyn? Ungern möchte ich zur Beantwortung dieser Frage die Wahrheit anwenden, daß jede Neigung, durch kleine Dinge groß zu scheinen, sich auf Schwachheit gründet. Also lieber eine andere Frage: Giebt es für jene Reihe von Titulstufen, die man in andern Sprachen fast gar nicht kennt, und in den gebildetsten mit einem einzigen Worte *) ausdrückt, sammt den damit verbundenen Unterwerfungsbezeugungen **), die uns so viel Sorgfalt kosten, und unrecht angewandt, so leicht schaden, tiefere Gründe, als uns in die Augen fallen können; Gründe, die ausser der Denkart der Deutschen, vielleicht gar in irgend einem besondern Verhältnisse oder Verfassungsumstände unsers Vaterlandes liegen, und so hoch von uns geachtet werden müssen, daß wir ihrentwegen die Beschwerden des Titularwesens, und selbst den Vorwurf der Titelsucht immerhin tragen? Habe doch ein deutscher Mann von den nöthigen Kenntnissen die Gefälligkeit, auf diese Frage zu antworten.

Rodewald, im Jul. 1805. F. W. Krome.

*) Monseigneur, Monsieur; Mylord, Sir; Signor.

**) Unterthäniger, ganz gehorsamster, gehorsamster, gehorsamer, ganz ergebenster, ergebener, dienstwilliger — Diener.

Mittel, das braungelbe Stiefelleder zu reinigen.

Das Wasser, dessen sich die Engländer bedienen, um die Stiefeln, Sättel und Harnische von gelbbraunem Leder zu reinigen, wird so verfertigt:

Man gießt in ein Nösel abgerahmte Milch zwei Loth Schwefelsäure (Acide sulfurique) und läßt beides zusammen ein wenig warm werden. Nachdem diese Mischung wieder kalt geworden ist, schüttet man 8 Loth Salzsäure (Acide muriatique) hinzu, und bewegt die Flasche ganz leicht hin und wieder. Jetzt entwickelt sich ein weißlicher Dunst, und sobald dieser sich zerstreuet hat, stöpselt man die Flasche zu. Nicht lange, so gerinnt die Milch, und nun gießt man langsam die wässerigte Feuchtigkeit von dem käsigten Theile ab, und hebt sie zum Gebrauch auf. Man hüte sich aber, daß man die beiden Säuren nicht zusammenbringt, ehe man sie mit der Milch vermischt.

Hannöverisches Magazin.

79tes Stück.

Freitag, den 4ten October 1805.

Ueber die beste Cultur der Artischocken und Anemonen,

zur Beantwortung der im 54ten Stück des hannöv. Magazins vom 8ten Jul. d. J. geschehenen Anfragen,

von J. H. Brandt, Kunst- und Handelsgärtner zu Ahlborn.

(Schluß.)

Zweite Frage: Welches sind die zuverlässigsten Vorschriften zur Cultur der Anemonen, und wie erhält man diese Blumen in der größten Vollkommenheit?

Bei Beobachtung folgender zuverlässiger Vorschriften zur Wartung der Anemonen, wird man gewiß diese Blumen in der größten Vollkommenheit erhalten.

Man nimmt genugsame, frische, ungetrocknete Erde von einer gemeinen Trift oder andern Weide, die leicht, sandigt und etwas fett ist, beobachtet aber dabei, daß man sie nicht über zehn Zoll tief unter der Oberfläche nehme, auch ist es gut, wenn man den Rasen mit dazu nimmt, weil dieser vor dem Gebrauch Zeit genug hat, zu verfaulen. Hiezu mischt man ⅓ von verfaultem Kühmist, und wirft es auf einen Haufen zusammen, den man fleißig umstechen läßt. Diese Erde, die sorgfältig von allen Steinen und andern fremden Körpern gereinigt werden muß, soll, wo möglich, ein ganzes Jahr vor dem Gebrauch zubereitet werden. Muß man sich ihrer aber noch vor Verlauf dieser Zeit bedienen, so muß man sie desto öfterer wenden und umstechen, auch dasjenige, was noch nicht völlig verfault ist, sorgfältig davon absondern.

Der Anfang des Septembers ist die rechte Zeit, das Beet zum Einpflanzen zuzubereiten, wo man denn unten in dasselbe 4 bis 5 Zoll hoch ver-

verfaulten Kuhmist legt, und auf diesem die vorbeschriebene Erde 2½ Fuß hoch bringt. Bei Zubereitung des Beetes ist auch zu beobachten, daß, wenn der Boden feucht ist, dasselbe fein rund angelegt werde, damit das Wasser ablaufen könne; ist aber der Boden trocken, so darf es schon etwas ebener seyn.

Die Erde muß wenigstens 14 Tage oder 3 Wochen vorher, ehe man die Wurzeln einpflanzt, in das Beet gebracht werden, damit sie sich setze. Wenn man die Wurzeln pflanzt, muß man auf dem obern Theil der Erde mit einem Grabeisen, ungefähr 6 Zoll weit von einander, nach der Gartenschnur, in die Länge und Breite Linien ziehen, so daß das Beet in Vierecke eingetheilt werde, und da, wo sich die Linien durchschneiden, muß allemal eine Wurzel aufgelegt werden. Dann drückt man jede Wurzel ungefähr 3 Zoll tief ein, und ist das ganze Beet belegt, so macht man mit dem breiten Theil der Harke die Erde gleich, so daß der obere Theil der Wurzel etwa 2 Zoll dick bedeckt sey. Man besehe aber ja die Wurzeln recht genau, daß die Augen allemal oben kommen, welches bei einigen schwer zu erkennen ist. Man untersuche auch beim Einlegen die Wurzeln, ob sie angefaulte schwarze Stellen haben, und schneide solche, wenn man sie findet, mit einem scharfen Messer bis auf das Gesunde aus. Einige Blumisten weichen die Wurzel vor dem Einlegen eine Nacht im Wasser ein; allein dies ist nicht allgemein anzurathen, denn wenn ein starker Regen nach dem Einlegen erfolgt, so müssen die Wurzeln anfangen zu faulen. Am besten ist es, wenn man sie ganz trocken legt, und hernach das Beet mit einer Gießkanne besprenget. Will man frühe Blumen haben, so lege man sie in der Mitte oder gegen Ende des Septembers; die aber später blühen sollen, pflanze man im October. Man muß auch einige Wurzeln bis nach Weihnachten aufheben, ehe man sie einpflanzt, weil vielleicht einige der früher eingepflanzten Wurzeln durch die Strenge des Winters Schaden leiden könnten. Diese Wurzeln blühen wohl 3 Wochen später als diejenigen, die im Herbst sind gepflanzt worden, und meistens eben so schön. Die im Anfange des Frühlings gelegten Wurzeln werden aber lange nicht so groß als die, so im Herbst gepflanzt worden, weswegen auch alle, die solche Wurzeln oder Zwiebeln verkaufen, sie sehr frühzeitig legen. Um die Beete gegen die Kälte im Winter zu schützen, macht man über dieselben Bogen von Reifen oder etwas anders, und überlegt sie mit Decken. Dies ist besonders in rauhen Frühjahren nöthig, wenn ihre Knospen schon durchbrechen.

Mit Anfang des Aprils werden die frühzeitig gelegten Wurzeln zu blühen anfangen, und auf diese sodann die später gelegten. Im Anfange des Junius fallen die Blätter der Wurzeln

zeln ab, die am ersten geblühet haben, da man sie denn aus der Erde nehmen muß. Darauf nimmt man dir welken Stengel ab, wäscht die Wurzeln, um sie völlig von der Erde zu reinigen, und legt sie an einen trocknen, schattigten Platz auf eine Matte, bis sie völlig trocken sind. Man hüte sich aber, daß man die Wurzeln, wenn sie herausgenommen werden, der Sonnenhitze nicht bloß stelle, indem ihnen nichts schädlicher ist, als diese; entweder weil ihnen die Sonne die treibenden Säfte zu sehr auszehrt, oder auch ihre Schaale und Haut zu sehr zusammenzieht. Hat man die Zwiebeln recht trocken werden lassen, so füllt man sie in Säcke, und hängt sie auf, damit keine Mäuse oder anderes Ungeziefer dazu kommen können. Eben so macht man es auch mit den später gepflanzten Wurzeln.

Hat man keinen Garten, und findet doch großes Vergnügen an diesen Blumen, so pflanzt man ihre Zwiebeln, vornemlich wenn sie klein sind, in Töpfe, die man mit vorgedachter Erde angefüllet hat. Man legt sie entweder trocken, oder eine Nacht über eingeweicht, 2 Zoll tief ein, und pflanzt in einen Topf 2 bis 4 Zwiebeln, je nachdem er größer oder kleiner ist. Die Monate, in denen man sie einlegt, sind der Februar, März und April, allezeit beim Anfange eines jeden Monats. Nach dem Einlegen setzt man die Töpfe in der Stube an einen temperirten Ort, und hält sie gehörig feucht. Wenn sie zu keimen anfangen, setzt man die Töpfe bei warmen Sonnenschein vor die Fenster, oder an einen andern Ort, den die Sonne bescheint. Ist kein Frost mehr zu besorgen, so läßt man die Töpfe immer vor dem Fenster stehen. Sobald das Kraut hervorkömmt, muß das Begießen täglich, doch mäßig geschehen, weil man im Unterlassungsfalle keine ordentlichen schönen Blumen erhalten würde.

Weil aber die Mannigfaltigkeit sowohl, als auch die Schönheit dieser Blumen vornemlich aus dem Saamen erhalten wird; so darf der Liebhaber dieser Blumen, der in seinem Garten Platz dazu hat, den Saamen derselben auszusäen, nie unterlassen. Zu diesem Ende muß man entweder sich Saamen aus Italien kommen lassen, oder sich genug schöne einfache Anemonen anschaffen, welche die schönsten, brennendsten Farben, starke Stängel, große Blumen, und andre gute Eigenschaften haben, und dieselben zu rechter Zeit einpflanzen, damit sie Kräfte bekommen, guten Saamen zu tragen. Zu Anfange des Augusts säet man den eingeernd teten Saamen, nachdem man viel oder wenig hat, entweder in ein von leichter Erde wohl zubereitetes Beet, oder in Töpfe und Kasten, die mit dergleichen Erde angefüllt sind, welche dann im späten Herbst beigesetzt werden müssen. Hiebei hat man sich aber in Acht zu nehmen, daß man den Saamen, weil

er gern klumpenweise aneinander hängt, nicht in Häuflein beisammen lasse, sondern ihn, ehe man ihn aussäet, zwischen den Händen mit etwas zartem und trocknem Sande stark reibe, damit er sich um so viel besser von einander absondere. Nach dem Aussäen nimmt man ein enges Sieb, und siebet ganz gelinde einen viertel oder halben Zoll dick leichte Erde über den Saamen, damit er ja nicht zu tief unter derselben vergraben werde. Wenn das Wetter warm und trocken seyn sollte, so ist es rathsam, daß man das Beet den Tag über etwas hohl mit Matten, oder einen halben Zoll dick mit gutem langen Stroh bedecke damit die Erde so leicht nicht austrockne, und daß man es bei ausbleibendem Regen zuweilen gelinde begieße. Hiebei sey man aber ja vorsichtig, daß nicht durch gar zu starkes und heftiges Begießen der Saamen aus der Erde geschwemmt, oder ihm durch zu viel Nässe Fäulniß zugezogen werde. Ungefähr 2 Monate nach dem Aussäen wird der Saamen aufgehen, wenn anders das Wetter günstig gewesen, und nichts dabei versehen worden ist. Sobald sich die jungen Pflanzen hervormachen, muß man dieselben den ersten Winter sowohl vor gar zu starker Nässe, als auch vor Frost aufs sorgfältigste zu verwahren suchen. Hat man sie nun gut durchgewintert, und das Wetter fängt an trocken zu werden so muß man sie dann und wann mäßig begießen, und das Beet beständig vom Unkraut reinigen. Wenn die grünen Blätter verwelkt sind, und die Wurzeln in dem Beet nicht zu dicke stehen, so daß sie noch füglich ein Jahr in diesem Beete bleiben können; so muß man dasselbe von den verwelkten Blättern sowohl, als auch vom Unkraute sorgfältig reinigen, und so viel von vorbeschriebener guter Erde durch ein Sieb auf das Beet fallen lassen, daß es ungefähr einen Zoll hoch mit derselben bedeckt wird, wodurch sich die Wurzeln so stärken, daß viele derselben schon im zweiten Jahre blühen werden.

Wenn die Wurzeln in dem Saamenbeete zu dick stehen, daß sie nicht alle Raum und Nahrung genug haben, so muß man, sobald die grünen Blätter der Pflanzen verwelkt sind, die Erde des Beetes durch ein feines Sieb laufen lassen, um dadurch die jungen Zwiebeln, weil sie noch ganz klein und fast erdfarbig sind, herauszusammeln, indem sie sonst nicht gut gefunden werden können. Wenn nun das ganze Beet durchgesiebt, und alle Wurzeln, die zu finden gewesen, herausgenommen worden, so muß sogleich die Erde des Beetes wieder recht eben gemacht, und bis ins nächste Jahr stehen gelassen werden, da man denn von den noch zurückgebliebenen und übersehenen Wurzeln noch eine reiche Erndte zu erwarten hat. Die kleinen ausgenommenen Zwiebeln wirft man in ein Gefäß mit Wasser, damit sie von der anklebenden Erde gereinigt werden. Die so gereinigten Wurzeln

legt

legt man alsdann in einem luftigen Zimmer auf Papier oder Bretter, und nach völliger Abtrocknung in eine Schachtel; doch kann man sie 3 Wochen eher, als die alten, in die Erde bringen, damit sie desto kräftiger werden, und im folgenden Jahre desto besser blühen mögen.

Wenn das Kraut der Anemonen zu der Zeit, da sie noch in ihrem Wachsthum sind, gelb wird, so ist dies allemal eine gewisse Anzeige, daß entweder die Wurzel angefault sey, oder daß Würmer sie angefressen haben, in welchem Fall man sie herausnehmen, und das Verfaulte abmachen muß. Den ausgeschnittenen Fleck muß man mit geschabter Kreide bestreuen, von Würmern reinigen, und die Wurzel dann einige Tage an der Luft liegen lassen. Darauf legt man sie wieder ein, und hat der Schade nicht zu weit um sich gegriffen, so werden sie sich gewiß wieder erholen, auch in demselben Jahre noch blühen.

Mehrjährige Erfahrungen über den Melonenbau.

Eine Erfüllung der im 28sten Stück des neuen Hannöverschen Magazins v. d. J. befindlichen Bitte.

Der Melonenbau ist in Deutschland und solchen Ländern, die ein von Natur nicht warmes Klima haben, eine Sache, die viel Mühe und etwas mehr als gemeine Gärtnerkenntnisse erfordert, mithin also nicht Jedermanns Sache. Man findet daher selbst unter den kunstgelehrten Gärtnern manche, denen der Melonenbau nicht recht bekannt ist, wenigstens habe ich manchen kennen gelernt, der in dieser Kunst noch Lehrling war, und keinen rechten Grund gelegt hatte. Es ist nicht genug, Melonen zu bauen, dieses kann zur Noth ein Jeder, der auch kein Gärtner von Profession ist, aber gute schmackhafte, ganz frühe, und auch wieder ganz späte Melonen zu ziehen, das ist die große Kunst, die ich nach meinen mehrjährigen hierüber angestellten Versuchen und Erfahrungen, den Melonenliebhabern in dieser Abhandlung bekannt mache.

Um sowohl frühe als späte Melonen von vorzüglicher Güte und Geschmack zu ziehen, hat man auf folgende fünf wesentliche Punkte wohl zu merken:

1) Die Kerne und den Saamen.
2) Die Zeit, wann und wie diese gelegt werden müssen, um erst junge Pflanzen aus denselben zu ziehen.
3) Ein gut zubereitetes Mistbeet, die jungen Pflanzen darauf zu versetzen.

4) Die Wartung überhaupt, und besonders das Beschneiden der Melonen, damit sie bald und gute Früchte ansetzen.

5) Auf die Früchte gehörig zu achten, daß sie vollkommen gut und sehr schmackhaft werden.

Wer gute schmackhafte Melonen ziehen will, muß vorzüglich gute Kerne zu erhalten suchen. Hat man keinen guten Saamen von den besten Sorten, so wird man bei aller angewandten Mühe und Kosten doch keine gute und schmackhafte Früchte erhalten; denn eine schlechte Art verwandelt sich nicht leicht in eine bessere, aber eine gute Sorte kann wohl ausarten und geringer werden. Es ist also nöthig, daß man von den ersten, größten und vollkommen reif gewordenen Früchten die Kerne zu erhalten suche. Diese läßt man so lange in der Frucht liegen, bis das Fleisch in Fäulniß übergegangen ist; alsdann nimmt man sie heraus, wäscht sie in reinem Brunnenwasser ab, und trocknet sie an der Sonne. Hierauf lieset man diejenigen, welche vollkommen sind, aus, und legt sie bis zur Zeit der Aussaat an einen luftigen Ort Die gesunden Kerne kann man daran erkennen: **erstlich**, wenn sie ihre gehörige Form und Größe haben, und ihre Haut oder Schaale ausgespannt ist; finden sich aber an derselben Falten oder Vertiefungen, und daß die Spitzen breit gedrückt sind, so sind die Kerne taub, und zum Aussäen nicht tauglich; auch kann man die geringen Bestandtheile des Kerns an der Leichtigkeit desselben wahrnehmen. **Zweitens**, wenn man nach Hrn. **Wäsers** Methode *) die Kerne in ein Glas Wasser wirft, so sinken diejenigen, welche ächt und vollkommen reif sind, auf den Boden, die aber, welche taub sind, schwimmen auf der Oberfläche des Wassers herum. Wer selbst keine gute Melonensorten hat, muß solche von glaubwürdigen Personen zu erhalten suchen, welche nicht allein die Güte und den Werth dieser Früchte gehörig zu beurtheilen verstehen, sondern auch selbst die Kerne von denjenigen Früchten, die sie gegessen, gesammelt haben; denn der Abarten dieser Früchte giebt es jetzt so viele, daß man es kaum wagen darf, nur einige der besten Sorten zu beschreiben und zu bestimmen.

Man hat zwar sehr viele frühe und späte Melonensorten; sie aber alle anzubauen, dazu würden viel Mistbeete erforderlich seyn, und doch wenig Nutzen schaffen. Wenn man acht bis zehn Sorten hat, die recht gut sind, und die in der Reihe aufeinander folgen, so kann man schon damit fortkommen, mehrere Sorten sind nur lästig und machen Irrungen.

Will man daher reine Sorten behalten, so muß man jede Sorte allein, wenigstens nicht verschiedene, in einem Kasten zusammen anbauen, damit die eine

*) Siehe dessen Berliner Kunstgärtner, Seite 77.

eine Sorte von der andern nicht befruchtet werde. Ohne diese Vorsicht würde man durch die Vermehrung von drei oder vier verschiedenen Sorten in wenigen Jahren eine Menge Abarten erhalten, die denen, von welchen sie entsprangen, ganz unähnlich seyn würden.

Alle Melonensorten tragen zweierlei Blumen, nämlich männliche und weibliche, welche sich dem äußern Ansehen nach gleich sind, aus einer einblättrigen, glockenförmigen, am Rande fünffach zertheilten Blume bestehen, und nur daran zu unterscheiden sind, daß die männlichen unten an einem kurzen magern Stiele, ohne etwas weiter hervorzubringen, hängen. Hingegen zeigt sich an den weiblichen Blumen, sobald sie zum Vorschein kommen, unten schon die Frucht, so daß also die unfruchtbaren keine Embryonen haben, die fruchtbaren aber auf den Embryonen wachsen.

Die Melonen sind zum Theil sehr groß, andere hingegen sind ganz klein. An einigen Sorten ist die Schaale glatt, an andern haarig, mit lauter kleinen weichen Stacheln, welche sich leicht abreiben lassen, besetzt. Bei einigen springt an den jungen Früchten die Haut in die Kreuz und Queere auf, so daß, wenn die Narben nebst der Frucht ausgewachsen sind, die Früchte aussehen, als wären sie mit einem gestrickten Netze überzogen, und daher insgemein **Netzmelonen** genannt werden. Dagegen sind bei andern die Früchte auf der Oberfläche ganz kraus, und mit hervorstehenden Warzen und Beulen besetzt, wie an den Kantalupen. In Ansehung der Form sind einige ganz platt und eingedrückt, andere sind länglich, andere kugel- oder eirund, andere sind geriefelt oder ganz platt, andere ganz höckericht und sehr unförmlich. Der Stiel ist entweder dem Verhältnisse der Frucht gemäß, oder auch stark und dick, so daß man daraus nicht allein die Güte und den Werth der Frucht, sondern weil sich derselbe insgemein, wenn die Frucht reif wird, zu lösen anfängt, auch die Zeit der Reife erkennen kann.

An einer guten Melone ist das Fleisch der vornehmste und merkwürdigste Theil, und der Geschmack hängt blos von der Zartheit und Güte des Saftes ab, welcher für eine feine Zunge den eigentlichen Werth der Frucht bestimmt. Eine gute Melone muß ferner einen kurzen, dicken, starken und fleischigten Stiel haben; denn je stärker und fleischigter dieser ist, desto mehr Nahrungssäfte können in die Frucht gehen, und in derselben desto besser bereitet und verkocht werden. Alle Früchte, die an einem dünnen und magern Stiele wachsen, geben das sicherste Kennzeichen, daß die Frucht wenig taugt, weil entweder die Frucht an und für sich selbst nur sehr wenig Nahrung gebraucht, oder weil es dem Ranken, an dem sie sitzt, an Nahrung fehlt.

Die besten Melonensorten, welche am meisten geliebt und auch vorzüglich

lich geachtet werden, sind die Kantalupen, (die, wie man behauptet, aus Armenien herstammen, und von einem kleinen Orte Kantalup ihren Namen führen sollen), andere Sorten werden nicht sehr geachtet, obgleich einige sehr gute, schmackhafte, und besonders große Früchte liefern. Die Kantalupen haben einen zarten, aromatischen und saftigen Geschmack, und sind zum frühen Anbau sehr zu empfehlen. Diejenigen, die ich seit mehreren Jahren aus der Erfahrung kenne, sind folgende:

1) **Die schwarze italienische Kantalupe**, von den Italienern die Melone der Heiligen genannt. Sie ist gewarzt, und von dunkelschwarzgrüner Farbe, und hat ein dickes, gelbes, und sehr aromatisches Fleisch. Ihre Schaale ist etwas dick und schwammigt, aber sie ist eine der größten und schönsten Melonen, die, wenn sie reif ist, weder ihre Schaale noch Farbe ändert, sondern so wie sie einmal ist, beständig bleibt.

2) **Die frühe versilberte Orangenkantalupe**, die unter allen Kantaluparten am länglichsten wächst, hat Warzen, und ist von grüner Farbe, wird aber, wenn sie reif ist, durch und durch voll strohgelber Flecken. Sie ist sehr dauerhaft, und außerordentlich wohlschmeckend.

3) **Die Florentiner Kantalupe** ist sehr stark gewarzt und ziemlich groß, hat aber eine sehr dicke Schaale. Ihr Fleisch ist gelb und sehr köstlich von Geschmack.

4) **Die Königin Kantalupe**, mit einer etwas länglichen platten Frucht und ganz dünn genetzten Reifen um den Stiel. Die mit Warzen besetzte Schaale ist anfangs grün, wird aber gegen die Zeit der Reife strohgelb. Sie giebt einen starken, überaus angenehmen Geruch von sich, trägt häufig und ganz früh, und hat einen ganz vortrefflichen Geschmack, weshalb sie vor vielen andern angezogen zu werden verdient.

5) **Prinz von Oranien**, oder die frühe holländische Kantalupe, ist etwas rund und gerippt. Sie trägt viel und gerne, und wird, wenn sie einmal im Wachsthum ist, in 30 Tagen reif. Ihr Fleisch ist gelb und sehr gut von Geschmack.

6) **Die rothe Kantalupe**, von mittler Größe, meist kugelrund, doch etwas platt. Sie hat eine dünne Schaale, und ihre ganz kleinen Warzen stehen auf derselben dicht zusammen. Ihr Fleisch ist ganz dunkelblutroth, und hat einen vortrefflichen Geschmack.

7) **Die spanische Kantalupe** trägt eine mittelmäßige, etwas plattrunde Frucht mit einer strohgelben Schaale, und ganz feinen, dünnen Wärzchen. Ihr Fleisch ist schneeweiß, ziemlich dick, und hat einen ungemein vortrefflichen Geschmack. Sie ist aber unter allen Kantalupen die zarteste, und bedarf deshalb einer sorgfältigen Wartung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hannöverisches Magazin.

80tes Stück.

Montag, den 7ten October 1805.

Mehrjährige Erfahrungen über den Melonenbau.

Eine Erfüllung der im 28sten Stück des neuen Hannöverschen Magazins v. d. J. befindlichen Bitte.

(Fortsetzung.)

8) **Die gerippte Kantalupe.** Diese Sorte unterscheidet sich am merklichsten von allen übrigen. Sie ist von grüner, bei ihrer Reife ein wenig ins Gelbe scheinender Farbe, sehr platt, und wird durch verschiedene Streifen in lauter tiefe Furchen eingetheilt. Sowohl diese Furchen als die stark hervorstehenden Rippen sind ganz platt, und ihr Geschmack ist ungemein schön.

9) **Die Zwergkantalupe.** Die Frucht dieser Kantalupsorte ist unter allen am kennbarsten, weil keine einzige dergleichen kugelrunde, meistens glatte und mit sehr feinen dünnen Wärzchen besetzte grün und strohgelb gestreifte Frucht trägt. Ihr Fleisch ist überaus köstlich. Die Pflanze treibt sehr starke, aber kurze Ranken, die selten über einen Schuh lang wachsen, so daß sie, wenn man sie gehörig ausbreitet, niemals beschnitten werden dürfen, es wäre denn, daß man einen überflüssigen und unnützen Zweig wegnehmen wollte. Sie ist sehr dauerhaft und stark, trägt gerne, setzt aber doch niemals mehr Früchte an, als sie tragen kann.

10) **Die frühe spanische Kantalupe,** welche auch von einigen Gärtnern Melone de Pelermo genannt wird, trägt eine sehr große, meist kugelrunde Frucht, deren sehr glatte und dünne Schale mit strohgelben schmalen Streifen bezeichnet ist. Sie hat ein hellgrünes sehr saftiges Fleisch, welches, wenn die Frucht recht ausgewachsen, von sehr köstlichem und angenehmen Geschmack ist.

Unter diesen angeführten Kantalupen sind Nr. 2, 4, 5, 8, 9 und 10

die frühesten und besten, die sehr bald Früchte ansetzen und nicht gar zu lange Zeit zu ihrem Wachsthum brauchen. Wenn die Witterung günstig ist, so können schon in 14 Wochen reife Früchte von ihnen erwartet werden.

Alle Kantaluparten hält man zwar besser von Geschmack als die Melonen, allein sie sind zarter und weichlicher, tragen wenigere Früchte und erfordern wegen ihrer dicken und schwammigten Schale zu ihrer vollkommnen Reife mehr Nahrung und Wärme, daher sie auch später reif werden, demungeachtet werden sie seit einigen Jahren wegen ihres ausserordentlich vortrefflichen Geschmacks sehr geachtet.

Die gewöhnlichen Melonen unterscheiden sich indeß von den Kantalupen in der Gestalt dadurch, daß diese fast alle platt und kugelrund, jene aber mehr lang und ovalförmig, gerippt, genetzt und zum Theil von ausserordentlicher Größe sind; einige derselben kommen früh andere spät und so gen hinter einander bis in den spätesten Herbst. Die allerfrühesten Melonen sind: die Melonen des Cermes und Ecole du Potager; die allerspätesten die Melonen de Morrée verd, Melone de Candia, Melone d'hiver oder die Wintermelone.

Ein Melonenliebhaber muß also vorzüglich darauf sehen, die besten Sorten anzuschaffen oder solche aus fremden Gegenden und Ländern kommen zu lassen. Die Kerne aber müssen niemals frisch, sondern zum wenigsten 3 bis 4 Jahr alt seyn. Je älter sie sind, desto besser; Pflanzen von frühen Melonenkernen treiben zu stark und setzen nicht gerne Früchte an.

Melonenkerne können wohl 8 bis 10 Jahr alt werden. Um sich nicht vergebliche Mühe und Kosten zu verursachen, ist es am rathsamsten, mit dem Legen der Melonenkerne nicht zu früh anzufangen; denn so lange die Natur nicht durch die milden Einflüsse ihrer Wärme die Bemühungen des Gärtners unterstützt, hält es sehr schwer, die zarten Pflanzen fortzubringen. Macht man also in der Mitte des Januars mit dem Legen den Anfang, und bringt so die Pflanzen durch den Februar, so können sie, zumal wenn es frühe Sorten sind, schon zu Ausgange des März zeitig genug Früchte ansetzen und am Ende des Aprils oder zu Anfange des May's zur Reife bringen.

Wer also gern so früh wie möglich Melonen zu essen wünscht, der muß auch mit der Cultur derselben so früh wie möglich den Anfang machen und dazu die frühesten Sorten wählen. Dieses geschieht in der Mitte des Januars, wo zur Erziehung der jungen Pflanzen ein Mistbeet verfertigt wird. Man wähle deshalb einen gegen Süden belegenen Ort, wo das Mistbeet vor kalten Nord- und Nordostwinden Schutz und den ganzen Tag die Sonne hat. Kann man demselben diese Lage nicht geben, so ist die nach Südost liegende der nach Südwest vorzuziehen. Fehlt es an Gelegenheit, die Mistbeete

vor Gebäuden anzulegen, so muß man sie durch hohe Planken dagegen in Sicherheit setzen. Ein niedriger feuchter Platz schickt sich für die Mistbeete nicht, man legt sie lieber etwas hoch, oder leitet die überflüssige Feuchtigkeit durch Abzugsgraben ab.

Ehe man indeß zur Anlage der Mistbeete schreitet, muß man verschiedenes in Bereitschaft haben, nemlich: 1) Mistbeetkasten; 2) Glasfenster; 3) Strohmatten, welche über die Fenster gelegt werden, damit die rauhen Winde und die Kälte nicht so stark eindringen; 4) Erde.

Die Mistbeetkasten werden auf zweierlei Art verfertigt. Entweder schlägt man vier Bretter in Form eines Kastens mit starken eisernen Nägeln zusammen oder man versieht auch die Querseitenbretter mit einem durchgestemmten Zapfen, der durch die Seitenbretter geht, in welche ein hölzerner Keil geschlagen wird. Wer auf diese letzte Art die Mistbeetkasten verfertigt, hat den Vortheil, daß er sie nach dem Gebrauch leicht im Trocknen aufbewahren kann. Werden die Keile losgeschlagen, so zerfällt der Kasten in vier Stücke, die sich dann bequem fortschaffen lassen. Die Zapfen müssen indeß stark genug seyn, und die Löcher für die Zapfen in den Seitenbrettern nicht zu nahe an der Ecke sitzen, sonst spalten sie beim Festschlagen der Keile. Die Länge eines solchen Kastens hängt von den Umständen ab, und läßt sich nicht bestimmen. Breiter wie $3\frac{1}{2}$ Fuß sollten sie billig nicht seyn, man kann sonst, ohne aufzutreten, die Mitte des Kastens nicht erreichen. In Ansehung der Höhe kömmt es darauf an, ob die Erde flach oder schief darin liegen soll. Im erstern Falle ist eine Höhe von 10 Zoll vorne, und hinten 12 Zoll hinreichend, im zweiten Fall muß das hinterste Brett 6 Zoll höher seyn. Ist der Kasten lang, so muß eine Leiste überher genagelt oder eingelassen werden, damit die Erde den Kasten nicht auseinander drückt. Inwendig an den Seitenbrettern werden, einen Querfinger von oben, 1 Zoll breite Leisten der ganzen Länge nach, angenagelt, worauf die Fenster ruhen. Will man jene Leisten auswärts anbringen, so ist solches eben so gut und vielleicht in der Hinsicht besser, weil alsdann das Regenwasser nicht in die Kasten zieht, sondern vorn abläuft. Alsdann müssen aber die Leisten $1\frac{1}{2}$ Zoll überstehen, um den ganzen Kasten gehen und vorn an der Sonnenseite nicht stark angezogen werden, damit Regen und Feuchtigkeit durchziehen und ablaufen können.

Zur Bedeckung der Mistbeetkasten nimmt man Glasfenster; diese erfordern einen starken Rahmen, der nicht über 3 Fuß breit ist, und zur Länge die Breite des Kastens hat. Ist das Fenster breiter, so wird es zu schwer und läßt sich nicht gut regieren. Um es abnehmen zu können, macht man oben und unten einen Ring, woran es aufgehoben wird. Einige machen das Fenster gewölbt, damit die Sonnen-

strahlen besser wirken und der Regen ablaufen könne. Ich habe den Nutzen davon nicht verspürt, und lasse jetzt alle meine Mistbeetfenster flach machen. Die Scheiben selbst müssen nicht zu groß auch nicht zu klein seyn; 4 Zoll breit und 8 Zoll lang dürfte ein gutes Verhältniß abgeben. Die Scheiben müssen ferner in gut Blei gelegt und fest an die Windeisen gelöhtet werden. Die Fenster werden dadurch nicht schwächer, und man hat den Vortheil, daß der Schnee oder der Abfall von den Strohdecken leichter abgefegt werden kann.

Zum Bedecken der Fenster sind Strohmatten nöthig. Man nimmt dazu langes Rockenstroh, dem man die Aehren abhaut, damit die Mäuse nicht so leicht darnach beikommen. Sie müssen grösser wie die Fenster seyn, damit das Regenwasser nicht auf den Mist fällt. Man verfertigt zu dem Ende einen Rahmen von Latten, der so groß ist, wie die Matte werden soll. Die Rahmen müssen 2 bis $2\frac{1}{2}$ Zoll breit seyn und in der hohen Kante zusammengeschlagen werden. Ist ein solcher Rahmen z. B. 5 Fuß breit, so schlägt man zu beiden Seiten 6 Zoll von der Kante einen Nagel ein, der noch so weit hervorsteht, daß ein starker Bindfaden daran befestigt werden kann. Der Zwischenraum bekömmt auf einen Fuß einen ähnlichen Nagel. Auf gleiche Weise verfährt man auf der gegenüber stehenden Seite. An jedem Nagel wird ein starker Bindfaden gebunden und selbiger der Länge nach über den Rahmen gespannt. Unten bleibt an jedem Nagel ein mit Bindfaden bewickeltes Holz hängen. Sodann stellt man den Rahmen mit den bespannten Saiten gegen die Wand, legt unten von dem oben bemerkten Rockenstroh eine kleine Handvoll in den Rahmen, so dick wie die Matte werden soll, und bindet selbige vermittelst eines Knotens mit dem unten hängenden Bindfaden fest. Hat man auf die Weise eine Schicht gemacht, so fährt man auf dieselbe Art so lange fort, bis der Rahmen ganz zugelegt und die Matte also fertig ist. Alsdann wird der oben an dem Nagel befestigte Bindfaden gelöset, und der letzte Knoten damit zugemacht. Man nimmt die Matte alsdann aus dem Rahmen, schneidet das rauhe Stroh, wo es nöthig ist, ab, und hebt sie zum künftigen Gebrauch immer so auf, daß keine Mäuse dazu kommen.

Mistbeete, auf denen Melonen gezogen werden sollen, erfordern auch eine besonders dazu bereitete Erde. Diese muß in genugsamer Menge vorhanden seyn, weil einmal gebrauchte Erde im folgenden Jahre nicht wieder genommen werden darf, wenigstens muß sie mit $\frac{2}{3}$tel frischer Erde versetzt seyn. Viele Gärtner brauchen die Erde 2 auch wohl 3 Jahre hinter einander. Sie fehlen aber offenbar, denn die Mistbeeterde verliehrt durch einen einmaligen Gebrauch schon sehr viel von der darin befindlichen Pflanzenmaterie. Sie ist locker und leicht, und wird daher durch die Gewächse sowohl,

als durch die innere und äussere Hitze stark entkräftet, da noch hinzukömmt, daß die Luft, der Thau und Regen nicht eindringen, mithin die Erde nicht fruchtbar machen können.

Um gute Mistbeeterde zu erhalten, verfährt man auf folgende Weise:

Man läßt 1) Schlammerde, 2) den Abfall von Gartengewächsen, 3) Rindermist, unter welchen kein Stroh ist, in besondern Haufen völlig vermodern und zu Erde werden. Diese Haufen müssen nicht nur jederzeit von Unkraut rein gehalten, sondern auch alle vier Wochen durchgearbeitet werden. Ist alles gehörig vermodert, so bringt man 4) Holzerde, und 5) die Maulwurfshaufen von reichen Wiesen, die einen schwarzen Grund haben, dazwischen; vermengt alles gut und läßt den Haufen alsdann noch einen Sommer liegen. Daß das Unkraut ferner vertilgt und der Haufen alle 4 Wochen durchgearbeitet werden muß, versteht sich von selbst. Im Nachjahr läßt man die ganze Masse oder so viel man im folgenden Jahre davon gebrauchen will, durch ein Erdsieb laufen. Diese Arbeit ist desfalls schon um diese Zeit nothwendig, weil zu der Zeit, wenn die Mistbeete angelegt werden, die Erde gewöhnlich gefroren ist, und man sonst dadurch sehr aufgehalten wird.

Nasse Erde schickt sich für die Mistbeete überall nicht. Nichts setzt den Gärtner mehr zurück, als wenn er Erde, die naß ist, auf die Mistbeete nehmen muß. Wer nicht Gelegenheit hat, die Erde, welche früh gebraucht werden soll, im Keller aufzubewahren, der thut am besten, wenn er sie in Gruben bringt, die aber so verwahrt sind, daß weder Nässe noch Kälte eindringen kann.

Hat man die nöthigen Geräthschaften bei der Hand, und ist in Ansehung des Platzes das nöthige bestimmt, so schreitet man nun zu der Anlage der Mistbeete selbst. Man sticht daher nach der Größe des Kastens $\frac{1}{4}$ Fuß tief die Erde so aus, daß in der Mitte ein Rücken bleibt. Weil es aber sehr gut ist, wenn der Mist $\frac{3}{4}$ Fuß hervorsteht, so rathe ich auf allen Seiten $\frac{3}{4}$ Fuß zuzugeben. Gewöhnlich macht man die Grube $1\frac{1}{2}$ auch 2 Fuß tief; denn man hofft die Wärme des Mistes dadurch besser zu erhalten. Ich rathe jedoch aus mehrjähriger Erfahrung, auf die oben bemerkte Art zu verfahren. Einmal ist es bekannt, daß der Mist leichter in Gährung gesetzt wird, wenn er über der Erde liegt, wo ihn die Sonnenstrahlen treffen; zweitens, je tiefer die Grube ist, desto mehr Wasser sammelt sich darin und benimmt dem Mist die Wärme. Das Eindringen der Kälte wird man auf die Art schwerlich verhüten, man sichert sich eher dagegen, wenn man 1 oder $1\frac{1}{2}$ Fuß breit Mist um den Kasten herum legt.

Die Vertiefung wird alsdann unten mit etwas trocknem Laube oder Gerberlohe, die aber nicht über 4 Wochen alt seyn darf, und mit 2 bis 3 Fuß ho-

hohem frischen Pferdemist, der noch seine vollkommene Hitze hat, ausgefüllet, welcher sehr ordentlich und eben aufgelegt und recht egal Fuß vor Fuß fest getreten wird, damit die Feuchtigkeit nicht verfliegt und die Wurzeln fest liegen.

Ist nun das Mistbeet auf diese Art angelegt, so wird der Kasten darauf gesetzt und mit Mist ganz umlegt. Zuletzt bringt man die Fenster darauf und deckt, wie sich von selbst versteht, bei kalter Witterung Strohmatten darüber.

Hat das Mistbeet 12 bis 16 Stunden gelegen, so wird der Kasten mit 2 Fuß hoher oben beschriebener Mistbeeterde angefüllt, doch so, daß die künftigen Melonenpflanzen mit Ranken und Blättern noch 6 Zoll Raum unter den Fenstern haben. Gewöhnlich pflegt man die Erde zwar hinten 3 bis 6 Zoll hoch anzulegen, weil die Sonnenstrahlen das Mistbeet sodann besser erwärmen können. Es ist sehr richtig, daß die Sonnenstrahlen das Mistbeet alsdann besser fassen; gleichwohl halte ich diese Methode fehlerhaft. Ich lasse daher meine Mistbeeterde horizontal legen; denn einmal ist die Erde gewöhnlich vorn zu naß, weil das Wasser sich immer herunterzieht, hinten trocknet sie hingegen bald wieder aus. Zweitens läßt es sich kaum erwarten, daß das Begießen so behutsam geschieht, daß das Wasser nicht abläuft, alsdann spülen die besten Theile ab, die reichste Erde zieht sich nach vorne, wo sie den wenigsten Nutzen schafft. Um die Sonnenstrahlen aufzufangen, ist es hinreichend, wenn man den Kasten hinten einige Zoll höher macht, wodurch das Fenster schräg zu liegen kommt.

Nach wenigen Tagen erwärmt sich unten die Erde, man muß sie daher täglich einigemal untersuchen. Findet man, daß sich selbige stärker erwärmt, so wird die Erde durchgearbeitet, damit sie allenthalben einen gleichen Grad von Wärme bekommt. Hat sich die Wärme im ganzen Kasten vertheilt, so fängt man sogleich mit der Bestellung des Mistbeetes an. Vorher wird jedoch die Erde etwas eingetreten.

Bei dieser Anlage hat man nicht zu besorgen, daß die Hitze so stark wird, daß die darauf gezogenen jungen Pflanzen verderben; nimmt sie gleichwohl zu stark zu, so hilft man sich auf zweierlei Art; entweder zieht man den Mist, welcher um den Kasten herumgelegt ist, ab; hiedurch wird die Hitze im Mistbeet sehr gemindert, und man wird auf die Art die Mistbeetwärme immer in seiner Gewalt haben. Besorgt man aber bei einem stark angelegten Mistbeet, die Hitze werde dadurch nicht gleich genommen werden können, so schlägt man von aussen einen kleinen Pfahl im Durchmesser schräg in das Mistbeet; wird der Pfahl herausgezogen, so folgt die Hitze nach und das Mistbeet verliehrt die übermäßige Hitze. Nachher stößt man den Pfahl wieder hinein und läßt, so oft es nöthig ist, die Hitze auf die nämliche Weise heraus-

ausziehen. Dieser Pfahl dient auch zugleich zum Mistbeet-Thermometer. Will man wissen, wie die Hitze im Mistbeete beschaffen ist, so darf man denselben nur herausnehmen und dessen Wärme untersuchen. Das Einschlagen des Pfahls ist etwas gewaltsam; man thut daher am besten, gleich bei der Anlage des Mistbeets denselben einzulegen, das Mistbeet leidet alsdann dadurch im geringsten nicht.

Wenn nun das Mistbeet von ein Paar Fenstern, auf denen man die jungen Melonenpflanzen ziehen will, so weit fertig, gehörig gewärmt und der Mist nicht mehr zu stark brennt, so legt man die Melonenkerne in kleine einen halben Zoll tiefe Rillen, und zwar so, daß eine Rille von der andern und ein Kern von dem andern 6 Zoll weit von einander zu liegen kommen, bedeckt solche nur eben mit ein wenig Erde und steckt bei jede Sorte ein besonderes Nummerholz. Nach 5 bis 6 Tagen fangen die Melonenkerne an aufzulaufen, und nun muß man sie wohl in Acht nehmen, daß sie weder Kälte noch Mäuse verderben.

Das Auf- und Zudecken, Luftgeben und Luftwegnehmen sind die Hauptverrichtungen, die bei jungen wie erwachsenen Melonenpflanzen täglich geschehen müssen. Je mehr Sonnenschein, desto besser ist es für die jungen Pflanzen; man muß daher jeden Blick, den die Sonne durch die Wolken thut, benutzen, und sogleich die Matten abnehmen; sollte indeß die Sonne zu stark scheinen, so muß man nur ein wenig Luft geben. Besonders aber muß man dahin sehen, daß die Pflanzen nicht auf einmal zu stark in die Höhe wachsen; geschiehet dieses, so fallen sie sehr leicht um, und ein einziger Windstoß kann alsdann, wenn man ein wenig Luft giebt, die Arbeit von einigen Wochen vernichten.

Wenn nun die erste Aussaat gut gerathen und die jungen Pflanzen in diesem Saamenbeete so weit herangewachsen sind, daß sich zwischen den Saamenblättern zwei Knospen zeigen, welche gemeiniglich Fruchtranken werden, so nimmt man den Pflänzchen ihre Herzranken etwa einen halben Zoll über gedachten Knospen mittelst eines scharfen Messers ab, drückt die Wunde mit zwei Fingern zusammen und läßt die Pflänzchen alsdann stehen, bis die Wunde völlig geheilt ist und sie nun so stark geworden sind, daß sie verpflanzt werden können.

Während der Zeit wird nun das neue Mistbeet, worin sie Früchte bringen sollen, nach der eben beschriebenen Methode völlig zugerichtet und mit 6 bis 8 Zoll hoher frischer und leichter Mistbeeterde, die bereits von der Sonne, der Bewegung und öfterm Umrühren derselben in den Mistbeetkasten erwärmt ist, belegt. Allein auch hier ist Vorsicht nöthig; denn erhielte das Mistbeet zu viel Hitze, so würden die zarten Wurzelfasern der jungen Pflanzen versengt werden. Man muß daher, um den Grad der Wärme zu be-

urtheilen, sich jener von mir angeführten Methode bedienen, und den in dem Mistbeete befindlichen Pfahl herausziehen und dessen Wärme untersuchen. Ist nun die Erde so beschaffen, daß man die Hand eine geraume Zeit in der Erde leiden kann, so nimmt man diejenigen Melonenpflanzen vermittelst einer Maurerkelle sehr behutsam ohne Beschädigung der Wurzeln mit der Erde aus dem Saamenbeete, und da die frühen Melonensorten nicht so stark wie die späten in wilde Ranken wachsen, so kann man unter jedes Fenster zwei Pflanzen setzen, mehrere würden nicht Platz genug haben, und wenigere würden nicht Früchte genug ansetzen. Späte Melonensorten aber, die gemeiniglich stark auslaufen, ehe sie Früchte ansetzen, erfordern mehr Platz, und ist also von diesen eine Pflanze unter jedes Fenster hinreichend. Diese Versetzung wird am besten an einem heitern und angenehmen Tage, und zwar gegen Abend, vorgenommen, damit sich die jungen Pflanzen die Nacht über etwas erholen und die heißen Sonnenstrahlen ihnen nicht schaden. Man pflanzt sie in kleine, höchstens 1 Zoll tiefe, vorher dazu gemachte Löcher, und macht alsdann die Erde rings um die Pflanze mit der Hand ganz eben. So lange bis die jungen Pflanzen angewachsen sind, muß man sie den Tag über zu beschatten suchen.

Das Angießen der jungen Pflanzen ist in der That sehr unnöthig und mehr schädlich als nützlich; denn die Erde hat und erhält durch die Ausdünstung des Mistes Feuchtigkeit genug, die Pflanzen zu ernähren; es ist also nicht zu befürchten, daß sie vertrocknen werden. Sollte man indeß glauben, daß die Erde durch das Begießen besser an die Wurzeln gebracht werde, so ist dieses gewiß sehr irrig. Die Wurzeln der jungen Pflanzen sind alsdann noch sehr zart und fein, und das Begießen macht nur die Erde fest, und bringt die jungen Wurzelfasern aus ihrer einmal angenommenen Lage, wodurch sie alsdann leicht faulen, oder doch ihr baldiger Wachsthum sehr erschwert wird.

Nichts ist den jungen Pflanzen schädlicher in den Wintermonaten als die Nässe und die aus dem Miste aufsteigenden Dünste, welche sich gemeiniglich an die Blätter oder Sträucher derselben hängen, und sie dadurch verderben. Es ist daher, wenn es die Witterung nur einigermaaßen erlaubt, sehr nothwendig, in der Geschwindigkeit des Tages ein oder zweimal die Fenster zu wechseln und umzukehren, und solche mit einem Schwamme oder wollenen Lappen abzutrocknen. Aus diesem Grunde wird auch zu den ersten Mistbeeten besonders in der noch rauhen Jahrszeit, damit das Wasser desto leichter einziehen und die Sonne besser eindringen könne und die Feuchtigkeit abtrockne, eine leichte und gut zubereitete Erde erfordert.

Der Schluß folgt.

Hannöverisches Magazin.

81tes Stück.

Freitag, den 11ten October 1805.

Mehrjährige Erfahrungen über den Melonenbau.

Eine Erfüllung der im 28sten Stück des neuen Hannöverschen Magazins v. d. J. befindlichen Bitte.

(Schluß.)

Vor allen Dingen verlangen die ersten und frühen Melonen, vorzüglich die Kantalupen, gut und reichlich angelegte Mistbeete, wodurch ihr schneller Wuchs, so wie ihre Fruchtbarkeit sehr befördert wird. Ob sie gleich die Wärme ungemein lieben, so muß man ihnen doch bei jedem Sonnenblick die freie Luft geben.

Sollten indeß wegen sehr schlechter Witterung die Fenster ein je Tage verschlossen werden müssen, so kommen die jungen Pflanzen leicht in Gefahr, verzärtelt zu werden. Man muß sie daher wegen der gar zu schnellen Abwechselung den Sonnenstrahlen nicht auf einmal aussetzen, sondern, um sie allmählig an Luft und Sonne zu gewöhnen, ihnen anfänglich durch dünnes Buschwerk, welches über die Fenster gelegt wird, etwas Schatten geben.

Das Luftgeben muß man aber überhaupt nach der Witterung einrichten. Sind die Mistbeete sehr warm, und ist die Witterung gut, so ist auch mehr Luft zu geben nöthig, und dieses geschiehet gewöhnlich hinten am Kasten. Die Fenster fangen alsdann die Sonnenstrahlen besser auf, und machen das Mistbeet wärmer. Ueberhaupt muß man aber nie da Luft geben, wo ein kalter Wind herkömmt; denn wenn dieser in das Mistbeet faßt, so leiden die jungen zarten Pflanzen ganz außerordentlich, man müßte denn vor die geöffneten Fenster Matten legen, damit der Wind nur ganz gelinde durch dieselben spielen könne. Ist die Witterung hingegen schlecht, kalt und rauh, und stößt der Wind stark auf die Mistbeete, so muß die Luft darnach gegeben werden, damit der Wind nicht mit seinen heftigen Stößen unter die Fenster dringen, son-

dern nur ganz subtil unter die Matten spielen könne. Man richtet sich überhaupt mit dem Lufgeben der Mistbeete ganz nach der Witterung und dem Verhältniß der innern Wärme. Ist ein Mistbeet sehr warm, so muß man auch des Nachts Luft darunter lassen, und so wird auch die Bedekkung eingerichtet.

Gewöhnlich werden zwar die Fenster bei warmer Witterung den ganzen Tag über geöffnet, die Gewächse leiden indeß durch eine solche Behandlung mehr, als man glaubt. Ich selbst habe diese Methode vormals gebilliget, nachher aber das Fehlerhafte derselben eingesehen. Oeffnet man die Fenster zu viel, so wird die Luft austrocknen, und in diesem Zustande können die Pflanzen nicht stark wachsen. Ein aufmerksamer Beobachter weiß, daß freistehende Pflanzen, wenn die Luft warm und feucht ist, am besten gedeihen; scheint die Sonne aber heiß, so trocknen die Blätter gleichsam aus, und haben kein Vermögen, zu wachsen. Wenden wir diese Wahrheit auf die Mistbeetpflanzen an, so ist gewiß, daß diese bei geöffneten Fenstern noch mehr austrocknen als andere, die im offenen Lande stehen. Es ist daher nothwendig, die Mistbeete vorzüglich dann, wenn die Sonne die meiste Kraft hat, zu schließen, und mit Strohmatten zu belegen; die warme Erde und die Pflanzen dünsten alsdann aus, und die Gewächse kommen in den Zustand, worin sie am besten, ja ich möchte wohl sagen, nur allein wachsen. Die Strohmatten werden nach einiger Zeit wieder abgenommen; mit dem Oeffnen der Fenster selbst wartet man indeß noch so lange, bis sich die Feuchtigkeit an den Glasscheiben verliert.

Des Morgens dürfen die Strohmatten nicht eher abgenommen werden, als bis die Sonne auf die Fenster fällt, es wäre denn, daß die Wärme im Kasten es allenfalls nothwendig machte.

Die Fenster bleiben so lange zu, wie die Fensterscheiben inwendig naß sind. In diesem Zustande mag die Sonne das Mistbeet noch so sehr erwärmen, die Gewächse leiden darunter nicht; werden die Scheiben aber trocken, so ist es Zeit, ihnen anfänglich nur schwache Luft zu geben, damit die Veränderung nicht auf einmal zu groß wird. Kömmt die Sonne höher, so giebt man ihnen mehr Luft.

Des Nachmittags giebt man nur so lange Luft, als die Sonne das Mistbeet erwärmet. Fallen die Sonnenstrahlen nur noch schwach auf das Fenster, so läßt man es nieder, auch thut man wohl, die Strohmatten bald nachher aufzulegen. Es hat solches den Nutzen, daß sich die Wärme nicht sobald verlieret, und die Pflanzen mit feuchter Luft umgeben werden. Es ist daher sehr fehlerhaft, wenn man im Sommer des Nachts die Strohmatten für überflüssig hält. Der Kälte wegen sind sie freilich nicht nöthig, dagegen dienen sie aber dazu, die feuchte Luft im Kasten hervorzu-

brin-

bringen, und darin zu erhalten. In dieser Hinsicht vermeide man noch einen andern Fehler, nemlich den, die Fenster, außer, wenn es vielleicht bei einem sanften warmen Regen auf eine kurze Zeit geschieht, abzulegen. Sind die jungen Pflanzen gleich von der Art, daß sie die freie Luft an sich sehr gut vertragen können, so sind sie doch jetzt verwöhnt, und bekommen durch eine plötzliche Veränderung einen harten Stoß, der sie ganz zurücksetzt.

Sollte aber, wie dieses in den Wintermonaten oft zu geschehen pflegt, kalte, trübe und nasse Witterung einfallen, so daß Regen und Schnee einige Tage anhalten, und oft Wochenlang kein Sonnenblick zu sehen ist, so muß man doch täglich, und wenn es auch nur eine halbe Stunde wäre, die Strohmatten abnehmen, und die Fenster ein klein wenig mit vorgelegten Matten öffnen, damit durch dieselben die alten sauren Dünste ausziehen, und die jungen Pflanzen durch die frische Luft sich erholen können. Wer Mistbeete mit Aufmerksamkeit wartet, findet bald, daß bei solcher Witterung die Gewächse nicht stark wachsen; und wer alsdenn die Pflanzen nur so erhält, daß sie nachher, wenn die Witterung günstiger wird, freudig fortwachsen können, der thut genug.

Wird das Mistbeet kalt, und hört der um den Kasten gelegte Mist auf zu wärmen, welches sehr oft geschieht, wenn er nicht frisch gewesen, oder durch Schnee und Regen schon zu stark ausgewittert ist, so muß der alte Mist stark abgestochen, und frischer Pferdemist um den Kasten gelegt werden, welches man Ansetzen zu nennen pflegt.

Nach diesen durch mehrjährige Erfahrung bewährten Grundsätzen müssen die Melonenmistbeete, so lange es die Jahrszeit und der Zustand der Pflanzen nicht mehr erfordern, behandelt werden. — Im Sommer, wenn Sonne und Luft stark austrocknen, und der Mist, dem sein Feuer bereits vergangen ist, nicht mehr so sehr ausdünstet, die Früchte und starken Pflanzen auch stärker zehren, kann, wenn die Erde zu trocken wird, das Begießen bisweilen nicht schaden, allein es muß mit großer Vorsicht geschehen. Man nimmt dazu kein hartes, sondern bloß Fluß- oder Regenwasser, nur darf solches nicht kalt seyn. Ist es von der Sonne nicht genugsam erwärmet, so muß man es mit warmen Wasser vermischen. Ferner muß man das Begießen bei guten heitern Tagen in den Abendstunden vornehmen, damit sich die Pflanzen die Nacht über recht erfrischen, und am folgenden Tage von den ersten Sonnenstrahlen wieder abgetrocknet werden können. Der Stamm an den Melonen, zwar an einigen Sorten mehr als andern, kann durchaus die Feuchtigkeit nicht vertragen, mithin muß dieser, wenn er nicht faul werden soll, mit dem Begießen sehr verschonet werden.

Damit nun die Melonenfrüchte gehörig auf einander folgen, so muß man

von Monat zu Monat, bis in den Junius, wenn es die Jahreszeit zuläßt, verhältnißmäßig mit den Mistbeetanlagen, Säen und Pflanzen der Melonen fortfahren.

Fangen indeß die jungen Melonenpflanzen an, sich auszubreiten, so müssen sie beschnitten werden. Wie nothwendig das Beschneiden bei diesem Gewächse erforderlich ist, und wie viel es zur bessern Befruchtung, Erhaltung und Güte der Melonenfrüchte beiträgt, braucht kaum erwähnt zu werden. Viele Gärtner pflegen aus dem Beschneiden der Melonen ein großes Geheimniß zu machen, welches sie andern nicht gerne mittheilen. Ich will indeß meinen Lesern kein Geheimniß daraus machen, sondern ihnen meine Methode, deren ich mich stets mit dem besten Erfolge bedient habe, bekannt machen.

1) Sobald die Melonenpflanzen so weit herangewachsen sind, daß die Ranken den dritten oder vierten Knoten angesetzt haben, so nimmt man dieselben bis an gedachten Knoten ab, läßt die jungen Fruchtranken, welche gemeiniglich aus den letzten Knoten nahe an dem Abschnitte hervorsprossen, so lange wachsen, bis sie den sechsten Knoten bilden, alsdann kneipt man die Spitze nahe an gedachtem Knoten ab, und reinigt sie blos von den Wasser- oder Nebenranken.

2) Diese zeichnen sich von den Fruchtranken durch ihre vielen Triebe aus, auch sind sie dicker, und haben eine wässrige und glasartige Farbe; die Fruchtranken hingegen sind schwächer, und die Knoten sind mehr aufgeschwollen.

3) Wenn nun den jungen Pflanzen der Herzranken genommen ist, so muß man nicht mehr als zwei, höchstens drei Hauptranken hervorwachsen lassen, und die übrigen, so wie sich Augen zu mehreren bilden, behutsam abbrechen, doch so damit keine Wunde entsteht; ersteres ist deswegen nöthig, damit die Pflanze gleich anfangs ihre Bildung erhalte, und nicht mit einem Ranken in die Höhe wachse, und letzteres geschieht deswegen, damit die Stöcke desto stärker werden; denn je näher die fruchtbaren Ranken dem Stamme sind, desto frühere, vollkommnere und schmackhaftere Früchte hat man zu hoffen. Hiebei ist

4) noch hauptsächlich zu bemerken, daß in den Beeten kein Ranken über den andern weglaufen oder kreuzen darf, sondern sie müssen alle in der Jugend so gewöhnt werden, daß sie in einer geraden Linie neben einander fortlaufen; geschieht dieses nicht, und die Ranken liegen zu dick übereinander, so wird den jungen Früchten die zu ihrem Wachsthum nöthige Sonne und Luft entzogen, und sie erhalten auf der Erde zu viel Feuchtigkeit, wodurch sie alsdann gelb werden. Ich habe vor einigen Jahren zwei Pflanzen unter einem Fenste ganz der Natur überlassen; die Ranken wuchsen dergestalt durch und übereinander, daß zuletzt eine dicke Laubmasse entstand, und die Hälfte davon in Fäulniß übergieng.

ging. Auch habe ich unter gedachtem Fenster nicht mehr als eine Frucht erhalten, und diese war von keinem besondern Werthe; ein Beweis, daß auf den Schnitt sehr viel ankommt. Siehet man in dieser Hinsicht

5) die Melonenbeete von Zeit zu Zeit, etwa alle 8 Tage einmal, durch, und schafft die unnützen Sprossen bei Seite, so wird man sich dadurch für die Zukunft viele Mühe und Arbeit ersparen. Wenn sich beim Beschneiden, so lange noch keine Früchte sichtbar werden, die männlichen Blumen im Ueberflusse hervorthun, so müssen diese, damit sie die zarten Säfte nicht umsonst verzehren, ausgebrochen werden.

Nach dieser Behandlungsart werden sich bald Blüthe und Früchte an den Ranken zeigen, und nun überläßt man sie eine Zeitlang ihrem freien Willen. Haben sie aber schon gute Früchte angesetzt, und wachsen sie dabei zu sehr ins Wilde, so müssen endlich

6) die überflüssigen und unfruchtbaren Ranken, die man an ihrer Schwäche und lang auseinander stehenden Gliedern erkennet, weggeschnitten, die aber, an denen Früchte sitzen, dürfen ja nicht eingekürzt werden, so lange die Früchte noch nicht die Größe eines Gänseeies erreicht, und im Wachsthum einen starken Zug gethan haben; denn wird ein solcher Ranke zu früh, und noch dazu kurz vor der Frucht abgeschnitten, so treten die Früchte in ihrem Wachsthum zurück, werden gelb und verderben, wodurch alsdann der erste und beste Ansatz verlohren geht. Ist aber die Frucht schon stark genug, daß sie schon mehrere Nahrung erfordert, und an sich ziehen kann, so wird durch das Einkürzen des Ranken ihr nicht nur mehr Nahrung zugeführt, wodurch ihr Wachsthum sehr befördert wird, sondern sie gewinnt auch an ihrer Güte, und man hat nicht mehr zu befürchten, daß sie zurücktreten, weil zu der Zeit gemeiniglich schon wieder junge Ranken vorhanden sind.

Sollten sich aber an einigen Pflanzen gar zu viele Früchte ansetzen, so müssen die Spätlinge oder die schlechtesten davon abgeschnitten werden, denn dadurch wird den übrigen mehr Nahrung zugeführt, und ihre Güte und Größe merklich verbessert.

Unter einem Fenster lasse man nicht mehr als 4 bis 6 Früchte, die übrigen breche man ab, wenn sie noch jung sind, damit sie den übrigen nicht zu viel Nahrung entziehen. Von den Früchten, welche sich zum zweitenmal ansetzen, lasse man höchstens 3 bis 4 unter einem Fenster, denn da den Wurzeln und Ranken ihre mehresten Kräfte schon bei den ersten Früchten entgangen sind, so würden letztere, wenn den Ranken bei dem zweiten Satze zu viel Früchte gelassen würden, nicht leicht zur Vollkommenheit gelangen, sondern sie würden klein oder spät reif werden, und keinen angenehmen Geschmack erhalten.

Die Melonenpflanzen setzen ihre

Früchte

Früchte nicht anfänglich auf einmal an, sondern machen damit verschiedene Perioden; wenn der erste Satz vorbei ist, und die Früchte im Wachsthum stehen, so machen sie gleichsam in ihrer Erzeugung junger Früchte einen Stillestand. Alsdann hebt man die Fenster von den Mistbeeten ab, und überläßt die Pflanzen sowohl bei Tage als bei Nacht der Natur, es wäre denn, daß sich Regenwetter einstellte, wo die Nässe durch Bedeckung abgehalten werden muß. Diese Freiheit wird ihnen etwa 8 Tage gestattet, dann nehme man den Ranken die abgelebten gelben Blätter und Wasserranken, fülle die alten Wurzeln, wenn sie sich entblößt haben sollten, mit frischer Erde an, begieße das Beet mit frischem Wasser, so daß die Erde durchgängig benetzt wird, lege die Fenster wieder auf, und verfahre nach obiger Methode.

Wenn die jungen Melonenfrüchte die mittlere Größe, oder wohl gar erst die Größe eines Gänseeies erreicht haben, so pflegen einige Gärtner dieselben auf Topfscherben, Ziegel- oder Schiefersteine zu legen. Dieses Verfahren ist aber unrecht, und den Früchten mehr schädlich als nützlich, weil **erstlich** dieselben, so wie sie an Schwere zunehmen, von der harten Unterlage sehr gedrückt werden müssen, wodurch die Seite, welche auf dem Steine liegt, breit und schwammig wird, so daß sie bei ihrer Reife lederartig, und zum Genuß fast untauglich ist. **Zweitens** reift die Frucht gewiß 14 Tage und noch später, als wenn sie ihrer Natur gemäß auf der Erde liegen bleibt, wo sie von oben und unten zugleich die Wärme genießen kann. **Drittens** wird durch das Unterlegen die Frucht sehr leicht aus ihrer natürlichen Lage gedreht; denn das Mistbeet wird gewöhnlich schräg angelegt; werden nun die Steine untergeschoben, und letztere neigen sich an einer Seite tiefer als an der andern in die Erde, so wälzt sich die Frucht nach, wodurch die Ranken gedrehet werden, und die Frucht an ihrem Wachsthume leidet.

Auch müssen die Blätter, welche nahe um die Pflanze stehen, niemals abgeschnitten werden, es wäre denn, daß sie schon alt und gelb würden, denn sie dienen den jungen Früchten, so lange diese noch im Wachsthum stehen, zum Schutz und Bedeckung gegen die heißen Sonnenstrahlen, welche dieselben gar nicht vertragen können.

Das Aufspringen und die öftere Fäulniß an den Melonen entsteht nicht allein von der Lage, sondern auch durch den überflüssigen Nahrungssaft. Im ersten Falle kann man die Blätter ein wenig auf die Seite beugen, die Frucht alsdann behutsam aufheben, und einen Tag um den andern die Seite, da wo sie aufliegt, mit einem trocknen wollenen Tuche wohl abreiben, und wieder an ihren vorigen Ort niederlegen. Der häufige Nahrungssaft hingegen kann dadurch gehemmt werden, wenn man den Fruchtstiel

einige

einige Zoll hinter der Frucht mit dem Nagel ein wenig drückt.

Endlich ist nun noch zur richtigen Beurtheilung der rechten Reife der Melonen eine besondere Geschicklichkeit erforderlich. Einige Sorten zeigen ihre Reife durch das Ablösen am Stiel an, andere aber geben keine gewisse Merkmale von sich. Der Geruch und die Farbe zeigen uns freilich, daß die Melone reif, aber nicht, wenn ihr Geschmack am besten ist. Wenn eine Melone gut schmecken soll, so muß sie noch vor ihrer völligen Reife abgeschnitten, und einige Tage an einen kühlen Ort gelegt werden. Damit man sie nun aber nicht zu früh abschneidet, ehe sie völlig reif ist, und die rechte innere Güte hat, so muß man auf den Wachsthum, die Größe und Schwere der Frucht sehr sorgfältig Acht geben. Findet man nun, daß sie aufgehört hat, zu wachsen, und in der Größe nicht mehr zunimmt, und nach dem Verhältniß ihrer Größe sich schwer in der Hand fühlen läßt; oder untersucht man mit dem Nagel des Fingers die Schaale, ob sie hart genug ist, klopft auch wohl mit dem Fingerrücken an dieselbe, ob sie dem Gehör nicht hohl, sondern voll klingt; so sind alle diese Untersuchungen untrügliche Merkmale, daß die Melone mit dem Stiele abgeschnitten werden muß. Dieses Abschneiden thut man am liebsten des Morgens früh, ehe sie von der Sonne beschienen wird, und gar zu viel ausdünstet. Man legt sie alsdenn an einen sehr kühlen und trocknen Ort des Hauses, und wenn mehrere beisammen sind, so, daß sie einander nicht berühren. Sie lassen sich nicht, wie andere Früchte, langs aufbewahren, und sind, so wie sie von der Pflanze genommen worden, am vorzüglichsten.

K. Dr. Wundram, Pastor.

Beantwortungen
der Anfrage im 75ten Stück dies. Mag. v. d. J., die Vertreibung der Ameisen betreffend.

I.

Ein sicheres Mittel, die Ameisen von Häusern, wohin sie einmal ihre Zugänge genommen, ganz zu vertreiben und abzuhalten, dürfte wohl nicht leicht gefunden werden, und man muß schon zufrieden seyn, wenn man sie nur aus den Zimmern und Schränken, wo sie Nahrung suchen, entfernen kann. Da sie keine schwefelichte und öhlichte Dinge vertragen können, so hat man vorlängst das

Laven-

Lavendelöl, auch das sogenannte Spickol zu ihrer Verbannung empfohlen. Man gießt von diesen Oelen etwas auf Löschpapier, und legt dieses an den Ort, wo sie sich am meisten aufhalten. Wem dieses zu kostbar ist, und wer den unangenehmen Geruch nicht scheut, der kann sich auch auf gleiche Weise des Thrans bedienen.

Man hat auch die Erfahrung gemacht, daß die Ameisen sich entfernen, wenn man Tobacksstaub, der in jeder Fabrik zu haben ist, in die Gegend streut, wo sie ihren Einmarsch haben, und sich am meisten versammeln.

Nach einer Stelle im Journal oeconom. Juin. 1751. S. 51. kann man sie von Waaren und andern Sachen dadurch abhalten, wenn man um dieselben den getrockneten Bodensatz von gekochtem Kaffee streuet, und solches zuweilen wiederholt. Vielleicht läßt sich dieses Mittel auch auf eine andere Art mit Nutzen anwenden; wenn man nemlich mit diesem Kaffeesatz, den man ja leicht von längerer Zeit auffammeln und trocknen kann, die Schwellen an Häusern und Zimmern, oder deren Eingang bestreut.

Auch angezündeter Schwefel entfernt sie; aber der Gebrauch desselben hat viel Unbequemlichkeit für die Menschen. Mancher hat sich auch mit Erfolg des Wermuths bedient. Ein anderer nahm Regenwürmer, schnitt sie in Stücken, und warf sie im Zimmer umher. Wenn sich alsdann die Ameisen in Menge dabei einfanden, begoß er sie mit kochendem Wasser. Aber auch dieses Mittel wird nicht leicht jeder brauchen wollen.

K.

2.

In einer der Länge nach am Feuerheerde herunter belegenen Speisekammer waren seit mehrern Jahren alle in hiesiger Gegend bekannte Ameisen, braune und schwarze, mit und ohne Flügel, in großem Ueberfluß, und es waren alle bekannte Mittel, sie zu vertreiben, vergeblich versucht worden. Ein neu angenommener Hausknecht versprach solche unter 14 Tagen gänzlich zu vertilgen, und hielt Wort. Er beschmierte die Haupteingänge der Ameisen, und die Ritzen in dem Mauerwerk, so weit er in selbige kommen konnte, inwendig und auswendig, mit Theer (Wagenschmier) und nach 8 bis 12 Tagen war keine Ameise mehr zu sehen, auch bislang, nach Ablauf eines Vierteljahrs, zeigt sich keine Spur weiter davon.

M. D.

Hannöverisches Magazin.

82tes Stück.

Montag, den 14ten October 1805.

Verzeichniß der Lectionen,

die auf dem Königl. Pädagogio zu Ilfeld von Michaelis 1805 bis Ostern 1806 gehalten werden sollen.

1. Sprach-Lectionen.

In Ansehung der lateinischen Sprache und der Unterweisung in derselben sind sämmtliche Scholaren in drei Classen vertheilt.

In der untern oder Vorbereitungs-Classe geben drei Lehrer in dreizehn Lehrstunden Unterricht. Vom Director Pätz werden sie in einer Fundamental-Lection mit den Grundsätzen der Sprachen überhaupt, und der lateinischen vornemlich bekannt gemacht, so, daß mit deren Erklärung sogleich die Anwendung derselben in Beispielen mündlich und schriftlich verbunden wird: am Montage und Donnerstage von 3 — 4. Mit dieser Lection stehen noch drei andere Lehrstunden in genauer Verbindung, indem Dienstags und Freitags von 5 — 6 aus den von Sörgel herausgegebenen Erzählungen des Cicero, mit beständiger Beziehung auf den Fundamental-Unterricht, diejenigen genau erklärt werden, die für die Kräfte der Scholaren die angemessensten sind, und am Freitage von 8 bis 9 kleine Versuche im Lateinschreiben in gleicher Beziehung angestellt werden.

Der Conrector Zinserling wird dieser Classe des Curtius Geschichte Alexanders erklären: Dienstags und Sonnabends von 8 — 9 und Donnerstags von 10 — 11; der vierte Lehrer, Sonne, aber fortfahren, mit derselben die Briefe des Plinius vom dritten Buche an, nach einer daraus gemachten Auswahl zu lesen: Montags und Donnerstags von 9 — 10, Mittwochs und Sonnabends von 10 bis 11. Vom Conrector wird diese Classe Mittwochs von 8 — 9 in der lateinischen Prosodie unterwiesen und geübt.

Der mittlern Classe, für welche wöchentlich eilf Lehrstunden bestimmt sind, erklärt der Director Cicero's Bücher von der Divination, und zwar statarisch: Montags und Donnerstags von 9 — 10, Mittwochs und Sonnabends von 10 — 11, und übt sie durch Ausarbeitung kleiner Aufgaben, nach vorher erklärten Regeln des Stils, im Lateinschreiben: am Dienstage von 8 — 9. Der Lehrer Sonne lieset mit derselben den Livius, mehr cursorisch, und fährt im vierten Buche desselben fort: Dienstags und Freitags von 5 — 6; auch übt er sie im Lateinschreiben durch Ausarbeitung sogenannter Exercitien, die von ihm mit der Feder verbessert und nachher öffentlich beurtheilt werden: am Freitage von 8 — 9.

Der Rector Brohm besorgt für diese Ordnung die Lectüre lateinischer Dichter, und wird Virgils Aeneide diesmal in Auszügen zu erklären anfangen: am Montage und Donnerstage von 4 — 5 und Mittwochs von 8 bis 9.

Die oberste Ordnung hat wöchentlich neun lateinische Lehrstunden, in welchen sie von drei Lehrern unterrichtet wird.

Der Conrector wird ihr Cicero's Bücher von den Pflichten in einer statarischen Lection erklären: am Montage und Donnerstage von 9 — 10 und am Freitage von 10 — 11. Am Dienstage von 10 — 11 werden lateinische Aufsätze über entweder aufgegebene, oder von den Scholaren selbst gewählte Materien, die sie auf ihren Stuben ausarbeiten, nebst den von andern darüber gefertigten lateinischen Censuren, von ihm öffentlich beurtheilt und verbessert.

Der Rector fährt fort, die Geschichte des zweiten Punischen Krieges von Livius, mehr cursorisch, lesen zu lassen: Dienstags und Freitags von 5 — 6 und

Der Director wird in Lucan's Pharsalia fortfahren, und dies Gedicht, von dem die beiden ersten Bücher im vorigen Semester ganz erklärt worden, vom dritten Buche an bis zum Ende in Auszügen lesen lassen: Montags und Donnerstags von 4 — 5 und Mittwochs von 8 — 9.

In diesen Lectionen der Suprema giebt die Erklärung der Auctoren sowohl, als die Beurtheilung der schriftlichen Arbeiten zur Uebung im Lateinsprechen Veranlassung.

Mit denjenigen Scholaren, welche die griechische Sprache nicht lernen, werden vom Director die von Döring herausgegebenen Eclogae veterum poëtarum latinorum gelesen: Montags und Donnerstags von 5 — 6, und zur Erklärung des Textes der Institutionen setzt derselbe, wie gewöhnlich, eine Privatissima von zwei Stunden wöchentlich aus; so wie auch alle bisher genannte Lehrer in der lateinischen Sprache noch besondern Unterricht auf Verlangen, und da, wo es erforderlich ist, ertheilen.

In

In der griechischen Sprache wird in vier auf einander folgenden, von den lateinischen Ordnungen übrigens unabhängigen Classen von drei Lehrern Unterricht gegeben.

In der untersten oder Vorbereitungs-Classe unterweiset der Lehrer Sonne die Anfänger in der Grammatik, wobei zugleich aus Apollodor's Bibliothek ausgesuchte Stellen zur Anwendung gelesen und erklärt werden: am Montage und Donnerstage von 5 — 6, Dienstage und Freitage von 2 — 3.

Mit der zweiten prosaischen Classe wird der Conrector des Aelianus verschiedene Geschichten lesen: Montags und Donnerstags von 5 — 6, Dienstags und Freitags von 4 — 5.

In denselben Stunden erklärt der Rector der ersten prosaischen Classe Alexanders und Cäsars Leben von Plutarch, und am Dienstage und Freitage von 11 — 12 lieset er mit der obersten Ordnung Homer's Odyssee in Auszügen.

Die hebräische Sprache lehret der Lehrer Sonne Mittwochs und Sonnabends von 11 — 12 und beschäftigt die Scholaren vornemlich mit der Grammatik, wobei jedoch zur Uebung im Analysiren ausgesuchte Stellen aus den Büchern Samuelis gelesen werden.

Unterweisung und Uebung in der deutschen Sprache werden in zwei Classen von zwei Lehrern besorgt: am Dienstage u. Freitage von 10 - 11. Der fünfte Lehrer, Köhler, legt in der untern Classe Adelungs kleine Sprachlehre — der Rector aber Eschenburgs Theorie dabei zum Grunde; in beiden Classen werden übrigens vorzüglich Uebungen in Fertigung deutscher Aufsätze verschiedener Art nach Beschaffenheit der Zuhörer angestellt, und diese Aufsätze, nebst den darüber gelieferten Censuren schriftlich verbessert und öffentlich beurtheilt. Die lateinische Suprema fertigt in der logischen Lection deutsche Aufsätze grösserer Art über aufgegebene oder selbst gewählte Materien, welche auf gleiche Weise vom Conrector verbessert und recensirt werden.

In Ansehung der französischen Sprache, die ihren eigenen Lehrer, den Lector Schulenberg, hat, sind die Untergebenen in fünf Classen vertheilt, deren jede wöchentlich zwei öffentliche Lehrstunden hat.

Die fünfte Classe wird in der Grammatik unterwiesen, und verbindet damit die Lectüre leichter französischer Anecdoten, am Dienstage und Freitage von 6 — 7.

Mit der vierten wird das französische Lesebuch von Gedicke gelesen, und sie erhält zugleich Anweisung, nach den Regeln der Grammatik aus dem Deutschen in das Französische zu übersetzen: Montags und Donnerstags von 6 — 7.

Die dritte Classe lieset den Auszug aus Anacharsis Reisen: auch werden von ihr Uebersetzungen aus dem Deutschen in das Französische geliefert: am Montage und Donnerstage von 11 — 12.

Die zweite Classe wird die Lectüre des poetischen Theils des Handbuchs von Ideler und Nolte fortsetzen, auch dabei im Schreiben und Sprechen geübt: am Dienstage und Freitage von 11 — 12.

Der ersten Ordnung werden les Oéuvres de Boileau Despreaux erklärt, wobei beständige Uebung im Sprechen statt findet, so wie auch französische Aufsätze gefertigt werden: Mittwochs und Sonnabends von 11 — 12.

Die Privatstunden, welche der Lector auf Verlangen giebt, sind für solche Uebungen bestimmt, welche für Jeden nach seinen Bedürfnissen und Kenntnissen die angemessensten sind. Auch verbessert er die ihm besonders eingereichten Aufsätze schriftlich und beurtheilt sie.

In der englischen und italiänischen Sprache wird in Privatissimis Unterricht gegeben: in der englischen vom Rector Brohm und Lehrer Sonne, in der italiänischen aber vom Rector allein. Beide bestimmen die zu lesenden Bücher nach den Fähigkeiten und Bedürfnissen der Scholaren, und üben dieselben zugleich im Schreiben auf verschiedene Weise.

2. Wissenschaftliche Lectionen.

Den Religions-Unterricht besorgt der Director nach Griesbachs Anleitung zum Studium der populären Dogmatik: am Montage und Donnerstage von 8 — 9.

In der einem Theile des Cötus bestimmten encyclopädischen Lection wird der Director im bevorstehenden Winter die juristische Encyclopädie vortragen: Dienstags und Freitags von 2 — 3.

Die unter den drei obern Lehrern halbjährig abwechselnde Nachmittags-Lection, Mittwochs und Sonnabends von 4 — 5, die von allen Scholaren besucht werden muß, wird der Conrector anwenden, kurze Biographieen merkwürdiger Männer aus der neuern Litteratur vorzutragen.

Auf die bisher vorgetragenen römischen Alterthümer folget nunmehro, nach dem festgesetzten Studien-Plane wieder der Unterricht in der griechischen und römischen Mythologie, welchen der Conrector der obern und mittlern lateinischen Classe ertheilt: am Montage und Donnerstage von 3 — 4.

In Beziehung auf die Unterweisung in der neuen Geographie ist der Cötus in zwei Classen vertheilt. In der untern derselben wird der Lehrer Sonne nach dem Fabrischen Handbuche die Einleitung erklären, und dann eine Uebersicht von allen Erdtheilen und deren successiven Entdeckung geben; in der obern aber der Lehrer

Köhler

Köhler die Königreiche Dänemark, Norwegen und Schweden durchgehen, und dabei gleichfalls das Fabrische Handbuch zum Leitfaden nehmen. Beide Lectionen werden gehalten Dienstags und Freitags von 9 — 10.

Für beide geographische Classen wird auch wöchentlich eine Zeitungsstunde gehalten, Montags von 10 — 11, in welcher das, was in den Zeitungen einzeln und zerstreut vorkömmt, in Zusammenhang gestellt, und zugleich das, was einer Erklärung bedarf, erläutert wird. Für die untere Classe hält sie der Conrector, für die obere der Lehrer Köhler.

Die allgemeine Weltgeschichte lehrt der Rector nach dem Lehrbuche von Schröckh. Der obern historischen Classe, für welche die alte Geschichte bestimmt ist, trägt er die Geschichte von den frühesten Zeiten an bis auf Cyrus vor: am Dienstage und Freitage von 3 — 4; der untern aber die neuere Geschichte von der Völkerwanderung an bis zum Anfange der Kreuzzüge: Mittwochs und Sonnabends von 9 — 10.

Den Unterricht in der reinen Mathematik giebt der Lehrer Köhler in beiden mathematischen Classen. Der ersten Classe wird er nach dem Klügelschen Lehrbuche das, was vom 8ten Abschnitte noch rückständig ist nebst dem 9ten erklären: Mittwochs und Sonnabends von 9 10; in der zweiten aber das aus der Arithmetik noch nicht ganz durchgenommene ergänzen, und dann mit dem ersten Abschnitte der Elementar-Geometrie den Anfang machen: am Dienstage und Freitage von 3 — 4.

In der Naturgeschichte unterrichtet derselbe Lehrer die oberste und mittlere lateinische Ordnung, und wird sie diesmal mit der Mineralogie beschäftigen: Donnerstags von 10 – 11 und Sonnabends von 8 – 9.

Eben derselbe hält den Mitgliedern der lateinischen Suprema eine Lection über die Naturlehre nach Klügels Handbuche der Physik, von dem er 6 und 7, auch, wenn die Zeit es verstattet, den 8ten Abschnitt durchnehmen wird: am Dienstage und Freitage von 8 — 9.

Auch ist der Lehrer Köhler zur Privat-Unterweisung in allen Theilen der Mathematik und Physik erbötig.

In der Logik unterrichtet der Conrector die oberste lateinische Classe nach Kiesewetters kleiner Logik: Mittwochs und Sonnabends von 10 — 11.

* * *

Das Conversatorium im Bibliotheks-Zimmer wird abwechselnd von sämmtlichen Lehrern Mittwochs von 1 — 3 fortgesetzt; so wie die wöchentliche Uebung der in dieser Hinsicht unter sie vertheilten Scholaren im Declamiren.

Praktische Rechnenstunden halten der Lehrer Köhler und der Cantor Kandelhart, jener für die erste — dieser für die zweite arithmetische

sche Classe: Dienstags und Freitags von 4 – 5. An diesen Lehrstunden nehmen diejenigen Scholaren vornemlich Antheil, welche die griechische Sprache nicht lernen.

Zur Calligraphie und Orthographie führt der Cantor die untere lateinische Classe an: Montags und Donnerstags von 4 – 5.

Im Zeichnen und Malen giebt der Zeichnenmeister Wiegleb Unterweisung.

Unterricht in der Musik geben drei Maitres: der Organist Zimmermann im Clavierspielen; der Musikus Meyer auf der Geige, Flöte, Clarinette und andern Instrumenten, und der Cantor auf der Harfe und in Vocalmusik. Auch halten diese Musiklehrer am Montage und Donnerstage nach Tische, zur Uebung der Scholaren im Zusammenspielen, ein Collegium Musicum.

Der Musikus und Tanzmeister Meyer ertheilt im Tanzen die nöthige Unterweisung.

Zuverlässige und wohlfeile Methode,

die Kartoffeln und andere Erdgewächse bei dem Mangel guter Keller völlig gegen den Frost und die Fäulung zu schützen.

Man ersann bislang Mittel und stellte Versuche an, gefrorne Kartoffeln zu benutzen; allein solche Mittel werden von dem gemeinen Mann nur selten versucht, und schwerlich würde es auch dahin kommen, den erfrornen Kartoffeln durch künstliche Versuche den verlohrnen Geschmack u. s. w. völlig wieder zu geben.

Ich schätze mich daher glücklich, dem Publikum eine zuverlässige, sichere und erprobte Methode bekannt zu machen, die Kartoffeln ohne gute Keller oder unsichere Gruben völlig gegen den strengsten Frost und die Fäulung zu schützen. Diese anzugebende Methode ist vorzüglich für den gemeinen Mann, mit unbedeutender Mühe und Kosten anzuwenden; — doch steht es jedem zur Wahl, sie anständiger und kostbarer zu machen, da selbige bei vielen großen Oekonomen gleichfalls sehr willkommen seyn wird. Sie besteht demnach in folgenden:

Erstlich, man wählt sich einen etwas erhöheten und sichern Platz, am besten in der Nähe der Wohnung, woselbst zu keiner Zeit von unten oder von der Seite Wasser hinzieht; hat man aber solche erhöhete Plätze nicht, so

muß

muß man die Veranstaltung treffen, einen hiezu erforderlichen Platz durch Erdeauffahren zu erhöhen.

Zweitens, die Größe dieses Platzes hängt natürlich von der Quantität der Kartoffeln ab, welche man durchzuwintern wünscht.

Drittens, die Masse der Kartoffeln kann man auf diese Plätze in 5 Fuß, darüber oder darunter, hohe Haufen schütten; nachdem dieses geschehen, belegt man

Viertens diese rund herum mit ausgeharktem (nach hiesiger Provinzialsprache: ausgeschiertem) Stroh dachförmig, etwa eine gute Hand hoch, nach unten zu etwas dicker, auch recht egal; hierauf bewirft man

Fünftens rund herum von unten bis oben diese Hügel mit Erde, nach oben etwa eine Hand hoch, unten aber am Rande herum etwas dicker, damit keine Luft durchdringen kann; man formirt durch das Erdeaufwerfen zugleich rund um den Haufen einen Graben, welcher aber gegen 1 Fuß weit vom Rande des Haufens angebracht seyn muß; der Graben dient auch, wenn selbiger die zureichende Breite und Tiefe hat, gegen den Anlauf und Zerstöhrung des Viehes, und besonders der Schweine; doch wird ein jeder hiergegen die gehörigen Maßregeln zu treffen wissen.

Noch muß ich rathen, die um die Hügel aufgeworfene Erde mit hölzernen Brettschaufeln ganz eben zu schlagen, damit das Regenwasser besser abläuft und nicht hineindringt.

Barrigsen unweit Hannover.

Will man den Winter über successive ansehnliche Quantitäten in die Gebäude schaffen, dann ist es rathsam, eine große Quantität Kartoffeln in mehrere solcher Hügel und jedesmal bei günstiger Witterung einen ganz hinein zu schaffen; kleine Quantitäten zu Mahlzeiten u. s. w. kann man auch vermittelst eines unten anzubringenden Loches heraus nehmen. Das Loch muß aber jedesmal mit Heu wieder zugestopft werden.

Auf diese Art wird der gewünschte Zweck erreicht seyn, und durch diese, jedoch hier noch verbesserte Methode, hat man in dem hier in der Nähe belegenen Dorfe Stemmen bei der Ermangelung guter Keller ꝛc. in den letztern beiden strengen Wintern von 1803 bis 1804 und von 1804 bis 1805 eine ansehnliche Quantität Kartoffeln, ohne daß im geringsten eine erfroren oder verfault wäre, glücklich durchgewintert und gerettet.

Was demnach hier bei den Kartoffeln anwendbar und von zuverlässigem erprobten Nutzen ist, kann es nicht minder bei andern Erdgewächsen, als gelben Wurzeln oder Möhren, Kohlrabi, Rüben u. s. w., seyn, und kann diese Methode also auch in dieser Hinsicht ihren erwünschten Nutzen nicht verfehlen. Mir aber macht es kein geringes Vergnügen, durch diese öffentliche Mittheilung dem Publiko einen wesentlichen Dienst geleistet zu haben.

J. C. Rundspaden.

Verfertigung eines durchsichtigen Leims.

Man nimmt dazu die Haut eines Kalbskopfs, läßt sie bei einem Gerber von Haaren reinigen, wäschet sie hierauf so lange im Wasser, bis dasselbe klar bleibt, und läßt sie eine Nacht hindurch darin liegen. Es werden daraus schmale dünne Streifen geschnitten, die in einem neuen irdenen Topfe mit einem hölzernen Deckel versehen, mit Wasser so hoch begossen werden, daß sie bedeckt sind. An den Topf selbst macht man durch Messingdrath eine Handhabe, wie sich solche an Theekesseln befindet, damit er in einem mit kaltem Wasser angefüllten Küchenkessel aufgehangen werden könne, so daß dieses Wasser bis an den Rand des Topfes reichet. Wenn alsdenn das im Kessel befindliche kalte Wasser zum Kochen gebracht ist, so muß man nach Verhältniß, wie sich das Wasser im Topfe vermindert, das Wasser im Kessel ausschöpfen, mit dem Kochen aber zwei Stunden lang fortfahren. Ein Versuch, wenn man die gekochte Haut zwischen die Finger nimmt, wird zeigen, ob sie sich in feine Fäden ziehen läßt, in welchem Falle sie gut ist. Man schüttet die ganze Masse hierauf in ein reines Leinen, und bewahrt sie in solchem in einer gläsernen Schale oder Zuckerglase, welches man zudeckt.

Durch diesen auf solche Weise zubereiteten Leim kann man Fayance- und Porzellainarten u. s. w. künstlich nachahmen, wenn man sich nach Belieben Gefäße von Glas verfertigen läßt, solche mit diesem Leim überzieht, und feine gut ausgeschnittene illuminirte Bilder nach eigener Wahl darauf legt. Ist der Auftrag am Feuer trocken geworden, so vermischt man Kreide oder eine jede andere Farbe mit diesem Leime, um die Bilder und das Glas leicht damit zu bedecken. Eben so kann der Leim auch zum Kütten des Porzellain und Glases und zum Ueberzuge für Kupferstiche gebraucht werden.

Gute Schwärze zum Zeichnen der Schafe.

Man nehme entweder 1 Pfund Goldglätte mit 4 Loth gekochtem Baumöl und vermische dieses mit 3 Loth Lampenschwärze, die in den Apotheken zu haben ist, oder auch Buchdruckerfarbe, und lasse in Holz Buchstaben oder Nummern ausstechen, beschmiere diese mit der Farbe, scheere dem Schafe die Wolle vor dem Kopfe weg und drücke das Zeichen vor die Stirne. Diese Farbe spült der Regen nicht ab; das Zeichen bleibt sichtbar, wenn auch die Wolle hervorwächst.

Hannöverisches Magazin.

83tes Stück.

Freitag, den 18ten October 1805.

Ueber Dr. Galls Vorlesungen in Göttingen.

Vom Professor Osiander.

Doctor Gall ist hier gewesen und hat auch uns Vorlesungen gehalten. Das Publikum, das ihn nicht gehört hat, mag erwarten, daß ich ihm Nachricht davon ertheile, nachdem ich mir die Freiheit genommen habe, vor Dr. Galls Ankunft meine Meinung über die Schädellehre öffentlich zu sagen, und ein Theil desjenigen Publikums, welches ihn gehört hat, und von ihm eingenommen worden ist, mag wohl denken und fragen, was ich denn jetzt dazu sage, nachdem ich die Schädellehre aus Galls Munde gehört und ihn selbst kennen gelernt habe?

Beide Theile sollen hier meine Meinung erfahren.

Dr. Gall hat sich mir gleich den ersten Tag nach seiner Ankunft mit seinem aus Trier gebürtigen Begleiter und Gehülfen, als einen schwäbischen Landsmann, mit Offenheit gegen mich und in seinen Vorlesungen dargestellt. Es kann ihn also nicht befremden, daß ich mit landsmännischer Offenheit, Geradheit, Furchtlosigkeit und Wahrheitsliebe mein Urtheil über seine Vorlesungen öffentlich bekannt mache.

Ueberdies ist die Erscheinung eines solchen Mannes und die Begebenheit solcher Vorlesungen hier und überhaupt in Teutschland von der Art und Beschaffenheit, daß sie für die Nachwelt ganz ungeschminkt, wahr und treu erzählt, aufbewahrt zu werden verdient; denn nicht nur die Lehre selbst, sondern die Art zu lehren und auf Kopf und Beutel des Publikums zu wirken, ist so eigen und selten, daß ich in meinem Leben nur zwei ähnliche Erscheinungen weiß, die gleichen Eindruck beim Publikum machten, und was gewiß merkwürdig und nicht zu übersehen ist, auch von Wien ausgiengen, nemlich die Lehre des Magnetismus von Meßmer, und

der mechanische Schachspieler von dem Herrn von Kempele.

Ich will in der Ordnung erzählen, wie Dr. Gall von Anfang seiner Vorlesungen bis ans Ende mir bekannt wurde.

G. kam den 22ten Aug. des Nachmittags hier an, und Abends mit seinem Begleiter Spurzheim zu mir. Er sagte, daß er mich als Landsmann besuche, daß er hieher gekommen sey, Vorlesungen zu halten, zu lehren und durch Bekanntschaften und Ansichten von merkwürdigen Dingen zu lernen; daß er daher wünsche, das Entbindungsinstitut und meine Sammlung anatomischer Präparate zu sehen.

In dieser Unterredung kam ich darauf, von dem Einspritzen der Nerven mit Quecksilber zu sprechen, und da Gall äusserte, daß er in Halle weder bei Loder *) noch bei Reil ein solches Präparat gesehen habe, und begierig sey, eines zu sehen, so zeigte ich ihm den Augennerven eines Kalbes gut eingespritzt, in Weingeist aufbewahrt, was ihm besonders Vergnügen zu machen schien. Er äusserte sich darüber so, daß man abnehmen konnte, er habe davon nie etwas gehört, und sagte: er glaube nicht, daß der Nerve selbst, sondern nur die Nervenscheiden eingespritzt seyen. „Allerdings, antwortete ich ihm, die Kunst bestehe nur darin, das Nervenmark aus jedem einzelnen Nervenfaden oder jeder einzelnen Röhre, Canaliculo, des Nervenstranges, Funi, heraus, und Quecksilber hinein zu bringen, und der Werth eines solchen Präparats bestehe darin, bleibend sichtbar darzustellen, daß ein Augennerve aus sehr vielen solchen hohlen Faden oder Röhren in einer einzelnen Scheide bestehe, daher der eingespritzte Nerve, wie ein Convolut von Silberdrath aussehe. Die erste Bekanntmachung, den Augennerven mit Quecksilber auszufüllen, ob die Erfindung selbst, wisse ich nicht gewiß, verdanke man dem Oberbergrath Reil in Halle,*) aber das wisse ich, daß schon Coi-

*) „Wir haben doch das ganze Loderische Cabinett gesehen, sagte er zu Spurzheim, aber ich erinnere mich nicht, daß Loder oder Reil uns so was gezeigt haben."

*) Reil, J. C., Exercit. anat. de structura nervorum fascic. prim. Halae 1796. Fol. maj. c. tab. aen. p. 3. de nevrilemate et nevrhymene. „Exiguum hunc nexum in nervo optico bene vides, repleto prius argento vivo nevrilemate etc. Tunc enim subtilissima fila, singulatim dispersa, quae ambarum sibi oppositarum membranarum paginas nectunt, in conspectum prodeunt. et pag. 4. Scilicet ubique (neurilematis cylindri in canaliculos, admodum tenues abeuntes) discedentes in ramulos, qui iterum confluunt, aliisque ramulis insecti sunt anastomoses varias innumerosque nexus per canaliculos laterales inennt. Quare, cum praevia medullae nerveae expressione tubulus in

Coiter in einer Stelle, die Reil nicht gekannt zu haben scheine, diese Struktur des Augennervens gewußt, und durch einen schon von ihm angegebenen Handgriff auf das Einspritzen der Nerven hätte führen können.*) — Den folgenden Tag spritzte ich noch zwei Augennerven eines Ochsen mit Queckſilber ein, welche ich Gall bei einem folgenden Beſuch zeigte, und die ihm ſo wohl gefielen, daß er einen zu beſitzen wünſchte; aber, was mich mehr wunderte, nicht begehrte, die Kunſt des Einſpritzens zu lernen, die ihn bei weitem mehr hätte intereſſiren ſollen, da die Darſtellung der Nerven auf ſolche Weiſe, ich will nicht ſagen für ſeine Lehre, aber für ſeine öffentliche Lehrart, bei der es doch auf das Aeuſſerliche ſehr abgeſehen iſt, ſehr imponirend hätte werden können. Denn ſeit Galls Abreiſe von hier habe ich nun gezeigt, daß man nicht nur den Augennerven, ſondern die meiſten Nerven des menſchlichen Körpers unter gewiſſen Umſtänden mit Queckſilber einſpritzen kann, — und daß es bei fortgeſetzten Verſuchen möglich werden mag, eben ſo ſchöne Nervenpräparate durch Queckſilbereinſpritzungen darzuſtellen, als man von den lymphatiſchen Gefäßen aufweiſen kann. Ich habe an einem todtgebornen waſſerköpfigen Kinde den nervus phrenicus, den plexus brachialis mit dem nervo mediano, ulnari, radiali etc. den nervus cruvalis, iſchiaticus, tibialis, peroneus ſammt ſehr feinen Ramificationen eingeſpritzt, und kann das in Weingeiſt aufbewahrte Präparat jedem Kenner vorzeigen. Wie ſchnell ſich beim Einſpritzen das Queckſilber in manchen feinen Nerven fortbringe, davon war ein hieſiger Doctor der Medicin Augenzeuge. —

Daß aber Gall von einer Sache, wie das Einſpritzen der Nerven iſt, noch gar nichts wußte, ſich ſo wenig um das Erlernen deſſelben bekümmerte, Reils wichtiges Werk de ſtructura nervorum offenbar nicht geleſen hatte, nicht zu leſen Begierde zeigte, das ſchwächte

in unum canaliculum immittitur; ex ipſo hoc canaliculo ope anaſtomoſium omnis tunica argento vivo cito repletur. Hanc autem internam fabricam, ne omnino celluloſam judices, cave etc.

*) Externarum et internarum principalium H. C. partium tabulae, autore Volchero Coiter; Norib. 1572. Fol. c. tab. an. pag. 87. Opticus nervus minime, ut Galenus aliique ejus aſſeclae voluerunt, ex ſolido corpore eoque perforato conſtat, verum non aliter, atque caeteri omnes nervi, ex multis nervoſis fibris ſive filamentis ſibi mutuo membarnorum beneficio connatis conflatur. Hoc in bovino optico nervo luce clarius eſt, nam ſi medularem fruſti cujusdam nervi optici humiditatem digitis expreſſeris, filamenta nervoſa conſpicies.

meinen Glauben sehr, daß es ihm bei seinen Reisen um Lernen und Fortschreiten in dem Reellen seiner Lieblingswissenschaft ernstlich zu thun sey; aber ich erhielt davon in der Folge noch mehrere Ueberzeugung. Er hat es nicht nur ein Mahl öffentlich gerade heraus gesagt, daß er von Hirn und Nerven weit mehr und alles besser wisse, als alle Anatomiker; daß er bei seinen Untersuchungen ganz anders zu Werke gehe, als seine Vorgänger, daß er dem Tausend nach Hirne zergliedert habe, und daher auf ganz andere Entdeckungen und Resultate geleitet worden sey, als die andern Zergliederer des Hirns und der Nerven. Aber nach diesen, aufs gelindeste gesagt, ruhmredigen Aeusserungen that es jedem, der doch auch etwas von Hirn und Nerven zu verstehen glaubte, wehe, wenn er eben diesen großen Beobachter oft so ganz unwissend und daher gewaltthätig absprechend in Dingen fand, welche ein Anatomiker und Naturforscher, der etlich und zwanzig Jahre lang sich mit Hirn und Nerven beschäftigt haben will, ohne Beschämung nicht ignoriren darf. Wem würde es in unsern Tagen ein teutscher Anatom pardoniren, vor einem Nervenzergliederer Rei als Lehrer eine neuen Ansicht von Gehirn und Nerven aufzutreten, und in die Länge und Breite über Struktur des Hirns und der Nerven, über Ursprung, Verhältniß, physiologische und pathologische Ansicht des Hirns und der Nerven zu reden, abzusprechen und links und rechts allen Anatomikern der Vorzeit und des gegenwärtigen Zeitalters Streiche auszutheilen, ohne das älteste und neueste über Gehirn und Nerven, ohne das, was der schriftlich lehrte, den er eines andern mündlich belehren will, gelesen zu haben, ohne selbst die ihm ganz und gar nicht entbehrliche Abhandlungen über Nerven und Gehirn, im Reilschen Archiv für Physiologie gekannt zu haben? — Und doch war dies bei Gall der Fall. — Um ihn zu überzeugen, daß man doch schon längst, ehe man es von ihm lernte, etwas von der membranösen Beschaffenheit des Gehirns wisse, zeigte ich G. ferner ein in Weingeist aufbewahrtes kleines Gehirn (Cerebellum), das durch mühsame und sorgfältige Herausnahme der feinen Hirnhaut die blätterichte oder faltige Lage der Substanz von allen Seiten recht schön darstellt. „Das können wir auch aufweisen," war seine Antwort. Ich sahe nachher das Cerebellum, das er meinte, unter seinen Wachspräparaten; aber so schön auch diese für das Auge sind, so erreichen sie doch, wie alle anatomische Wachspräparate, an Wahrheit und Treue die Natur niemals. Es ist auch zu verwundern, daß Gall bei der Schwierigkeit, frisches Menschengehirn an manchen Orten zu erhalten, nicht Gehirne und einzelne Theile des Menschengehirns in Weingeist aufbewahrt mit sich führt, wodurch doch allein der Kenner von der Wahrheit seiner anatomischen Darstellungen und Entdeckungen überzeugt werden kann. Für den Dilettanten, der die Vorlesungen mit Hände voll Louisd'ors honorirt, sind frei-

freilich saubere Wachspräparate besser; aber der Sachkenner vergißt nie, daß das Wachs sehr geduldig und fügsam ist, und sich, wie die wächsernen Nasen, drehen und formen läßt, wie man will. Der Kenner legt daher auf solche Beweise aus Wachspräparaten keinen großen Werth; er verlangt Beweise aus der Natur. Hätte Gall einen Vorrath schön bereiteter Theile des Gehirns in klarem Weingeist und reinen weißen Gläsern so zubereitet bei sich, wie ich ihm zeigte, daß Theile des Gehirns sich aufbewahren, schön darstellen und gar wohl transportiren lassen, so hätte man nicht nöthig, wie hier geschah, dem Todtengräber Louisd'ore zu bieten, um ein Hirn aus den Gräbern zu holen; denn frische Hirne sind in den Gräbern so selten, daß ich glaube, der Georg Faber, welcher an den ehemals so berühmten Schweizerischen Wundarzt Fabricius schrieb, war der einzige Glückliche, welcher ein schon 50 Jahre begrabenes Hirn noch frisch fand.*) Und so frisch, wie man das, was in Weingeist gut aufbewahrt ist, frisch nennen kann, mögen wohl die 14 oder 17 frische Gehirne gewesen seyn, welche Gall in Halle binnen wenigen Tagen zergliedern geholfen haben soll.

Die Nacht erlaubte nicht, Gall vor jetzt mehr zu zeigen. Er behielt sich daher vor, das Uebrige zu einer andern Zeit zu sehen, und schied, nachdem noch Verschiedenes über die epidemisch hier vorkommende Verknöcherung der Fontanellen neugeborner Kinder, und über die von mir beobachtete Beschaffenheit kugelförmiger Köpfe der mit den Füssen dem Muttermunde nahe liegenden Leibesfrüchte gesprochen worden war. Wie er in den Gasthof zurück kam, brachten ihm einige Studenten ein Vivat. Aber eine von den vielen zu Gunsten Galls ersonnenen und gedruckten Unwahrheiten ist es, „daß die Göttinger Studenten, wie in der Kaiserl. Reichs-Churpf. Bair. priv. Allgem. Zeitung dieses Jahrs Nr. 6. steht, schon 14 Tage vor Galls Ankunft einen Leipziger Professor, der eben im Gasthofe angekommen war, für Gall gehalten, und ihm eine Nachtmusik mit einem Vivat gebracht haben." Eine Nachtmusik ohne höhere Erlaubniß ist hier so leicht nicht zu bringen. Am folgenden Tage wurden Subscribenten zu seinen Vorlesungen gesammelt, und endlich schlug Gall mit Erlaubniß am schwarzen Brett an, daß er täglich 4 Stunden fünf Tage nach einander, Vormittags von 10 bis 12 und Abends von

5

*) Fabricii Hildani Obs. Chirurg. Cent. V. obs. IV. cerebrum, quod per quinquaginta annos sub terra repositum, plane crudum, incorruptum, nullique putredini obnoxium, neque foetens sed albicans et instar olei diffluens a me multisque aliis cum nobilibus tum ignobilibus visum sit, non sine magna admiratione. G. Fabricii Hildani Obs. et Epist. Edit a J. S. Henningero. Argent. 1717. 4. p. 271.

5 bis 7 Uhr lesen wolle. Als Honorar forderte er 2 Louisd'or; unbemittelte aber sollten sich nach seiner schriftlichen Versicherung auf dem Anschlagzettel, dadurch nicht abhalten lassen, sich bei ihm zu melden. Die Uebereinkunft einer großen Anzahl Zuhörer aber hatte große Schwierigkeiten, von denen sich Gall keine Vorstellung machen könnte, wie diese schwer wegzuräumen wären. Verwöhnt durch schmeichelhaften Enthusiasmus müssiger Menschen an andern Orten, die jeder Unterhaltung mit Begierde nachhaschen und denen nichts Erwünschteres auf der Welt seyn kann, als wenn irgend ein Schauspielvirtuos in die Stadt kommt und sie eine Zeitlang amüsirt, glaubte Gall, die Lehrer und Lernenden sollten und würden auch hier bei seiner Ankunft alles liegen und stehen lassen, und von Begierde, seine in Wien und Berlin angestaunte Lehren anzuhören, entflammt, nicht die geringste Bedenklichkeit haben, sogleich sich als Zuhörer zu melden. Er war daher so indignirt, wie er dies ganz anders fand, daß er seinen Unwillen darüber an mehr als einem Orte laut werden ließ, und um mit dem Referenten in der Allg. Zeitung Nr. 267. zu reden, „bis zu Unanständigkeiten in Ton und Ausdruck gegen Lehrer und Lernende herabgestiegen war.“ Einmal ist es für die Lehrer einer Universität, die gewissenhaft ihre Vorlesungen halten und ausführen wollen, keine geringe Aufopferung, fünf Tage mitten im Lauf des halben Jahrs mit den Vorlesungen auszusetzen, wo man keine Stunde missen kann, ohne am Ende in Gefahr zu kommen, eilen oder dupliren zu müssen; und dann ist es für die Studierenden nichts weniger als vortheilhaft, wenn sie fünf Tage lang alle Aufmerksamkeit auf eine einzige, die Phantasie so sehr beschäftigende Sache zu wenden, genöthigt werden, wie die Schädellehre ist. Alle Studierende, die ich nachher sprach, und die G. gehört, selbst die, welche ihn mit grossem Wohlgefallen gehört hatten, klagten darüber, daß man in diesen Tagen seiner Vorlesungen durchaus nichts anders thun könne, und man mit seinen Ideen so überfüllt werde, daß man alles andre müsse liegen lassen.

Da es jedoch der Wunsch vieler Studierenden, besonders studierender Aerzte, war, Gall zu hören, und in Betracht der Lehrer, daß auch den Medicinern vorzüglich die neuen Aufschlüsse Galls über Gehirn- und Nervenlehre nützlich werden können, setzten die Lehrer der Arzneiwissenschaft ihre Vorlesungen in denen Stunden aus, in welchen Gall seine Vorlesungen halten wollte. Den meisten Zuhörern aber war das Honorar von 2 Louisd'or zu groß, weil sie es für eine zu übertriebene Forderung für eine schon so oft in Büchern bekannt gemachte Lehre hielten, und ersuchten Gall, mit einem Louisd'or vorlieb zu nehmen, was er sich auch gefallen ließ, und es daneben sehr vielen (man sagt, am ersten Tage, sechszig) frei gab, wenn sie ein schriftliches Zeugniß des Fleißes von einem Lehrer überreichten.

Am

Am Sonntage, den 25ten August, Vormittags um 11 Uhr, machte er den Anfang mit seinen Vorlesungen im Bedekerischen Saal, wo sonst Concerte, Bälle u. dgl. gehalten zu werden pflegen. Die Lehrer der Arzneiwissenschaft hatte Gall durch Freibillets zu seinen Vorlesungen eingeladen; ich erschien daher auch. Er fieng seine Vorlesung ohne weiteres damit an, daß er sagte: Man habe ein Vorurtheil gegen seine Lehre aufgestellt, als wollte er den Charakter eines Menschen aus seinem Schädel beurtheilen lehren; dies sey nie die Absicht seiner Lehre gewesen und werde es nie seyn. Man müsse Anlage zu einer Handlung nicht mit der Handlung selbst verwechseln. Die Anlagen, wodurch der Mensch zu Handlungen fähig werde, wolle er aus äussern Merkmalen kennen lernen, aber nicht die Handlungsweise des Menschen. Er habe eine ganz andere Vorstellung von Anlagen des Menschen, als die Philosophen. Er wolle erzählen, wie er darauf gekommen sey, die Anlagen eines Menschen aus äussern Wahrnehmungen zu beurtheilen und die Handlungsweise der Menschen nicht in Nebensachen, Erziehung u. dgl., sondern allein in Anlagen zu suchen. — Nun erzählte er, was schon in so vielen Schriften gedruckt steht, wie er auf seine Lehre gekommen sey, durch Beobachtung seiner Schulkameraden. — Wer dies noch nicht weiß und den Inhalt seiner hiesigen Vorlesungen, ja mehr noch, als was er hier vortrug, wissen will, der lese: Galls Lehren über die Verrichtungen des Gehirns. Dresden 1805. 8. 16 ggr., mit einem Kupfer, welches Schädel mit bezeichneten Organenstellen darstellt, oder wie Böttiger es nennt, mit einer Landkarte der Gehirnorgane versehen ist. Was hingegen Prof. Bischoff in Berlin im Hufelandschen Journal und einer besondern Schrift, und das, was der Baccalaurens Knoblauch in der Zeitung für die elegante Welt u. s. w. von der Schädel- und Gehirnlehre bekannt machten, ist nicht so vorgetragen, wie Gall hier es vortrug, sondern, wie diese Schriftsteller meinen, daß Gall es vortragen müßte, wenn es recht gefallen sollte. Diese Auctoren, die Gall mit ihrer eigenen Kraft unter die Arme greifen wollten, um ihn einige Stufen höher zu bringen, erzeigen dem Publiko und Gall selbst damit einen geringen Dienst. Die Dresdner Schrift ist getreuer, und wenn man dazu noch Galls eigene Vertheidigungsschrift, eingegeben bei der niederösterreichischen Landesregierung, in „Dr. Walthers Neuen Darstellung aus der Gallschen Gehirn- und Schädellehre, München 1804, in 8.“ lieset, so hat man die richtigste Vorstellung von dem, was und wie es Gall in seinen Vorlesungen vorträgt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Haselnußbau bei Avellino.

Nirgend in Italien gedeißen die Haselnüsse besser, als in der Gegend um die Stadt Avellino im Königreich Neapel. Schon bei den alten Römern war diese Frucht in dieser Gegend häufig, daher sie auch, wie der ältere Plinius bemerkt, den lateinischen Namen Nux avellana erhielt, wiewohl sie ursprünglich aus dem Ponuts nach Italien gebracht seyn soll. Swinburne *) meint, daß die meisten derselben von der großen runden Art Lambertsnüsse sind, die man in England Spanische nennt. Man wendet dort viel Fleiß auf den Anbau der Haselstaude, die in ausserordentlicher Menge gepflanzt wird. Der Strauch wird im besten Erdreich reihenweise 15 Fuß einer von dem andern gesetzt; man zieht die Aeste vom Boden an so gerade als möglich, so daß der Busch immer einen Strauß vorstellt. Im März wird die Erde um die Wurzel aufgehackt und daselbst gedüngt. Im April wird aller Boden unter ihm aufgeackert und Weißen darin gesaet. Außerdem werden die Felder ausserordentlich rein gehalten, und die Eigenthümer beschneiden die wilden Zweige der Haseln mit großer Aufmerksamkeit.

Man behauptet, daß der Handel mit Haselnüssen, die entweder frisch oder geröstet verkauft werden, in guten Jahren der Stadt 60000 Duk. eintragen soll. Eine große Menge dieser Nüsse, die, schon geröstet, paternostermäßig an Fäden gereihet sind, werden am Feste der Madonna del'Arco, welches einige Meilen weit von Neapel im Sommer gefeiert wird, abgesetzt.

*) S. dessen Reisen durch beide Sicilien in den Jahren 1777 bis 1780, übers. von J. R. Forster. B. I. S. 130.

Anfrage.

Haben Bienenfreunde im Celleschen, oder überhaupt in einer Heidgegend, Versuche mit der Magazinbienenzucht gemacht, und wie sind sie ausgefallen? Gebrauchte man Kasten oder Strohkränze, ließ man die Magazine schwärmen, verfuhr man sie, und in welchem Verhältnisse fand man sie gegen die gewöhnlichen Korbbienen, sowohl in Hinsicht ihres Ertrages an Honig und Wachs, als auch der Erhaltung und Vermehrung der Stöcke, wenn nemlich nicht auf einen Sommer, sondern auf mehrere Jahre Rücksicht genommen wird? Würden sich die Bienen, da man nach den Vorschriften der Magazinbienenzucht die fetten Stöcke im Herbste nicht tödtet, und falls solche allgemein eingeführt würde, vor einem Orte oder in einer Gegend nicht zu stark vermehren und die Weide übertrieben werden? Man wünscht für sich und um des allgemeinen Bestens willen hierüber eine gefällige Belehrung.

Hannöverisches Magazin.

84tes Stück.

Montag, den 21ten October 1805.

Ueber das unmäßige Branntweintrinken,

nebst Beispielen der Selbstverbrennung,

einer der schrecklichsten Folgen dieses Lasters.

Der Genuß spirituöser Getränke, besonders des Branntweins, nimmt in den jetzigen Zeiten so sehr überhand, daß es wohl der Mühe werth ist, einmal in diesen Blättern auf die schädlichen Folgen dieses Mißbrauchs aufmerksam zu machen. So nützlich und unentbehrlich der Branntwein (oder eigentlich dessen Spiritus) zur Zubereitung vieler Arzneimittel, mancher Beitzen, Lackfirnisse und dergl. ist, so schädlich und die Gesundheit zerrüttend ist der häufige Genuß desselben als Getränk. Hufeland sagt (in seiner Kunst das menschliche Leben zu verlängern): er ist ein flüssiges Feuer; er beschleunigt die Lebensconsumtion auf eine fürchterliche Art, und macht das Leben im eigentlichsten Sinne zu einem Verbrennungs-Processe. Ueberdies erzeugt er Schärfe, Hautkrankheiten, Trockenheit und Steifigkeit der Fasern, künstliches Alter, Husten, Engbrüstigkeit und Lungenkrankheiten, Wassersucht und, was das Schlimmste ist, eine schreckliche Abstumpfung des Gesichts, nicht allein im Physischen, sondern auch im Moralischen, woher es kommt, daß auf starke Branntweintrinker zuletzt weder physischer noch moralischer Reiz wirkt. Die Folge ist, daß, wenn solche Unglückliche krank werden, sie selten zu retten sind, weil ihr an den stärksten Reiz gewöhnter Körper für keinen andern mehr Empfänglichkeit hat; und eben so geht es im Moralischen, weder für Ehre und Schande, noch fürs Große, Schöne oder Gute hat ein solcher Mensch Sinn, sondern bloß und allein für Branntwein.

Eine andere schreckliche Wirkung des unmäßigen Branntweintrinkens ist die Selbstverbrennung; diese schauderhafte Folge der Unmäßigkeit ist bisher zwar durch mündliche Erzählung hin

und wieder bekannt geworden: allein man scheint an der Möglichkeit derselben noch fast allgemein zu zweifeln. Ich will daher eine Menge Beispiele solcher durch unmäßigen Branntweingenuß bewirkten Selbstverbrennung hier anführen, deren angezeigte Quellen für die Wahrheit derselben bürgen.

1.

Die Acten von Kopenhagen melden: Im Jahr 1692 sey eine Frau von geringem Stande, die sich seit drei Jahren dem Genusse von berauschenden Getränken in einem so hohen Grade ergeben hatte, daß sie zuletzt keine andere Nahrung mehr verlangte, während der Nacht verbrannt. Am folgenden Morgen habe man nichts als die Hirnschale und die letztern Glieder der Finger gefunden; alle übrigen Theile ihres Körpers waren in Asche verwandelt worden.

2.

Folgenden merkwürdigen Fall erzählt Bianchini von Verona in dem englischen Journal annual 1763. Die Gräfin Cornelius-Bande aus der Stadt Casena, 62 Jahr alt, wurde gegen Abend von einer Schläfrigkeit überfallen, und legte sich deswegen zu Bette. Ihr Kammermädchen blieb bei ihr bis sie eingeschlafen war; als sie aber am folgenden Morgen ins Zimmer trat, um die Gräfin zu wekken, fand sie nur die Reste ihres Körpers in einem schrecklichen Zustande. Vier Fuß vom Bette war ein Haufen Asche, in welchem man die Extremitäten unversehrt unterscheiden konnte. Zwischen den Füßen lag der Kopf, an dem das Gehirn, die Hälfte der hintern Hirnschale und das ganze Kinn verzehrt waren. Der übrige Körper war bloße Asche, die, wenn man sie anfaßte, eine stinkende Feuchtigkeit zurück ließ. Eine kleine Lampe, die auf dem Boden stand, war mit Asche bedeckt und das Oel darin vertrocknet. Der Talg von zwei Lichtern war auf den Tisch herabgeschmolzen; der Tocht unversehrt; die Füße der Leuchter feucht angelaufen. Das Bette war unbeschädigt geblieben. Ein feuchter aschgrauer Ruß hatte alles Hausgeräthe überzogen, war in die Schränke eingezogen und hatte das Leinenzeug beschmuzt. Man konnte ihn sogar in einer benachbarten Küche an den Wänden und dem Geschirre bemerken. Alle nahen Zimmer waren mit einem häßlichen Geruch angefüllt.

3.

Dasselbe Journal erwähnt ausser zweien ähnlichen Fällen zu Southampton und Conventry vorzüglich noch eines dritten, den der Wundarzt Willmer in einem Briefe folgendermaaßen beschreibt: Marie Cluos, eine Frau von 50 Jahren, war der Trunkenheit sehr ergeben, und ihr Hang zu diesem Laster wurde nach dem Tode ihres Mannes noch vermehrt. Seit einem Jahre kostete es ihr große Ueberwindung, einen Tag hingehen zu lassen, ohne wenigstens eine halbe Pinte Rum zu sich

zu

zu nehmen. Gegen das Frühjahr ward sie von einer Gelbsucht befallen, und gezwungen, das Bette zu hüten. Demungeachtet fuhr sie, nach ihrer Gewohnheit, fort, Rum oder Branntwein zu trinken und täglich Taback zu rauchen. Ihr Bette stand ungefähr 6 Fuß vom Kamin. Eines Abends verließ man sie gegen halb 12 Uhr und die Thür wurde wie gewöhnlich verschlossen. Oben am Bette stand ein brennendes Licht und im Kamin war ein Steinkohlenfeuer. Ein Rauch, der gegen Morgen durch die Fenster zog, erregte Aufmerksamkeit; man sprengte die Thür und bemerkte nun die Flamme im Zimmer, die sich aber leicht löschen ließ. Jetzt erst sahe man die traurigen Ueberreste dieser unglücklichen Frau. Ein Fuß und ein Schenkel waren noch unbeschädigt; aber von der Haut, den Muskeln und Eingeweiden war nichts mehr übrig. Die Knochen der Hirnschale, der Brust, des Rückgrades und der obern Extremitäten waren durchaus verbrannt. Das Feuer hatte vorzüglich den Leichnam ergriffen und von den im Zimmer befindlichen Meublen war blos das Bette an einer Seite oberflächlich verbrannt.

4.

Grace Pitt, die Frau eines Fischhändlers im Herzogthum Suffolck, 60 Jahr alt, und seit einiger Zeit sehr dem Branntweintrinken ergeben, war seit langer Zeit gewohnt, in jeder Nacht halb entkleidet aus ihrem Schlafzimmer in die Küche zu gehen, um dort Taback zu rauchen. In der Nacht vom 9ten zum 10ten April 1744 stieg sie, wie gewöhnlich, aus dem Bette. Ihre Tochter, die neben ihr schlief, bemerkte ihre Abwesenheit erst den folgenden Morgen; suchte sie in der Küche und fand den Körper ihrer Mutter ausgestreuet auf dem Heerde liegen. Alle Theile desselben hatten das Ansehen eines glimmenden Holzbrandes, der sich ohne sichtbare Flamme verzehrte. Bei diesem Anblicke bemühete sie sich, das Feuer zu löschen, indem sie eine Menge Wasser auf den brennenden Körper goß, wodurch ein solcher stinkender Dampf entstand, daß die auf ihr Geschrei herbei geeilten Nachbarn beinahe erstickt wären. Endlich konnte man deutlich wahrnehmen, daß der Rumpf einen Haufen Kohlen darstellte, die mit einer weißen Asche bedeckt waren. Auch der Kopf und die Extremitäten waren durch das Feuer beschädigt worden. Uebrigens war kein Feuer auf dem Heerde und das Licht brannte tief im Leuchter. Neben der Brandstätte fand man einige Kleidungsstücke und einen Schirm von Papier unbeschädigt.

5.

Le Cat führt in seinem Memoire sur les incendies spontanés mehrere dergleichen Beispiele an. Unter andern erzählt er: „Während meines Aufenthalts zu Reims in den Jahren 1724 und 25 wohnte ich bei einem gewissen Millet. Die Frau dieses Mannes betrank sich täglich und er war deswegen

gezwungen, seine Haushaltung einem Mädchen zu überlassen. — Den 20ten Februar 1726 fand man die Frau in der Küche 1½ Fuß vom Heerde verbrannt. Blos einige Theile des Kopfes, der untern Extremitäten und der Rückenwirbel waren dem Feuer entzogen. Sonst hatte nichts als der Fußboden im Umfange des zerstörten Körpers Spuren der Verbrennung.

6.

Boineau, Pfarrer zu Plerquer bei Dal, gab le Cat in nachstehendem Briefe über folgenden Vorfall Nachricht: „Madame de Baisson, 80 Jahr alt, sehr mager, genoß seit mehreren Jahren keine andere flüssige Nahrung als Branntwein und andere spirituöse Getränke. Einst saß sie neben dem Kaminfeuer auf einem Sessel, als ihre Kammerfrau auf einige Augenblicke hinausgieng, aber äusserst erschrocken war, als sie bei ihrer Zurückkunft diese Dame in vollen Flammen antraf. Sie schreiet; es kommen Leute herbei; einer will mit der Hand die Flammen von ihrem Körper wegschlagen, und sie hängt sich so an diese, wie es beim brennenden Branntwein und Oel geschieht. Nun bringt man Wasser, welches in reichlicher Menge über sie gegossen wird; allein das Feuer läßt sich nicht löschen, sondern scheint stärker zu werden. Es geht auch nicht eher aus, bis alles Fleisch vom Körper verzehrt ist, und das Skelet schwarz gebrannt zurückbleibt. Der Sessel, worin dies sitzen blieb, war nur oberflächlich versengt. Blos ein Fuß und beide Hände lösten sich von den übrigen Knochen ab. Man weiß nicht, ob ihre Kleider vom Kaminfeuer ergriffen wurden, und dies ist auch nicht wahrscheinlich; denn das Feuer war nicht groß. Sie saß auf ihrem gewöhnlichen Platze und war nicht vom Stuhle auf den Boden gefallen. Wahrscheinlich war also wie bei den übrigen, eine durch langen und häufigen Branntweingenuß bewirkte innere Entzündung die Ursache ihrer Verbrennung.

7.

Im Journal der ausländischen medicinischen Literatur von Hufeland ꝛc. Octoberstück 1802 Seite 403., lieset man folgendes: So eben ist eine Nachricht von Nordamerika eingelaufen, daß eine alte Frau schleunig, wahrscheinlich durch Feuer, das in ihrem Körper von selbst entstanden, zerstört wurden. Niemand war bei dem Falle gegenwärtig. Die übrigen Hausbewohner hatten sie gesund verlassen, und fanden im Zimmer, wie sie wieder zu ihr kamen, nichts als einen Klumpen schwärzliches Fett, etwas Asche und einen unangenehmen Geruch.

8.

Eins der neueste Beispiele findet sich in den Recueil periodique, Ventose VIII. p. 485. Eine dem Trunke ergebene Frau fand man, nachdem man sie noch 2 Stunden vorher gese-

hen

hen und sprechen gehört hatte, durch Selbstentzündung durchaus zerstört. Die Muskeln des Unterleibes und des Brustbeins waren in Kohlen verwandelt, der ganze Rumpf stellte nur einen Haufen Asche dar, der einen stinkenden Geruch verbreitete. Von den Extremitäten hatte nur ein Fuß seine natürliche Länge behalten. Der Kopf, der noch am Rumpfe hieng, war aufgetrieben.

9.

In den englischen Transactions wird ein Beispiel angeführt, daß ein Kohlenbrenner sich an der Seite seiner Frau von selbst entzündete, und ob man gleich bemüht war, das Feuer zu löschen, so brannte es doch einige Tage fort, bis er, einige Knochen ausgenommen, ganz verzehrt war.

10.

Eine Frau zu Paris, die seit langer Zeit stark Branntwein getrunken hatte, fand man eben so zerstört. Man konnte nichts als die Schädelknochen und die äußerlichen Glieder der Finger mehr erkennen; der ganze übrige Körper war in Asche verwandelt.

11.

Eine Frau von 50 Jahren, die sich täglich betrank, fand man ganz vom Feuer verzehrt. Nur einige Knochen wurden verschont, und die umherstehenden Gerathschaften zeigten keine Spur von Verbrennung. Vicq d'Azyr, der diesen Fall beobachtete, versichert, es wären ihm mehrere der Art bekannt.

12.

Im Februar 1779 verbrannte zu Aix in der Provence Marie Jauffert, eine Schuhmacherfrau, in ihrer Kammer. Sie war klein, sehr dick, und dem Trunke ergegeben. Chirurgus Rocas, welcher die Untersuchung hatte, fand einen Haufen Asche und einige Knochen, die so stark verbrannt waren, daß sie bei der geringsten Berührung in Staub zerfielen. Nur die Hirnschale, eine Hand und ein Fuß entgiengen der Gewalt des Feuers. In der Nähe dieser Reste sahe man alles unversehrt, bis auf einen nahe stehenden Stuhl, der ein wenig verbrannt war. Auf dem Tische stand eine Kohlenpfanne mit brennenden Kohlen, sonst war kein Feuer im Zimmer und alles in der gewöhnlichen Ordnung.

13.

Einen sich zu Caen zugetragenen Fall beschreibt der dortige Wundarzt Meville folgendergestalt: „Den 3ten Junius 1782 wurde mir aufgetragen, einen Bericht über den Zustand einer gewissen Thuars abzustatten, die, wie man mir sagte, verbrannt sey. Bei der Untersuchung fand sich folgendes: Der Leichnam lehnte sich mit dem Wirbel gegen einen Feuerbock, der übrige Körper lag schräg vor dem Kamin. Alles war in Asche verwandelt, selbst die härtesten Knochen hatten ihre Gestalt und Consistenz verlohren; keiner war mehr zu erkennen, als einige Schädelknochen, Lendenwirbel, ein

Theil

Theil des Schienbeins und des Schulterblatts, aber selbst diese waren ganz mürbe gebrannt. Nicht das geringste fand man im Zimmer beschädigt, und es brannten nur einige Stückchen Holz im Kamin. Die Person war sehr dick, in den 60ger Jahren, und liebte den Wein und andere geistige Getränke sehr. Noch am letzten Tage ihres Lebens hatte sie 3 Flaschen Wein und ausserdem noch Branntwein zu sich genommen. Die Verbrennung gieng innerhalb 7 Stunden vor sich."

Ich übergehe minder wichtige Beispiele, die sich zu Caen und an andern Orten zugetragen haben, weil sie unter denselben Umständen, wie die vorhergehenden, entstanden und in ihrem Verlaufe diesen ganz ähnlich waren. Möchten doch diese Beispiele von den schrecklichsten Folgen der Trunkenheit der, in unserm Lande, leider! so grossen Zahl unmäßigen Branntweintrinker, zur Warnung dienen! Möchte wenigstens ein jeder, der sich diesem Laster noch nicht ganz ergeben hat, bedenken, wie er sich, ausser der gänzlichen Zerrüttung seines Vermögens, auch das schauderhafteste Ende selbst zubereitet, und noch bei Zeiten zur Mäßigkeit zurück kehren!

M. D.

Nachricht

über die extraordinairen Sammlungen für die Armen in der Stadt Einbeck.

Nicht um mit Wohlthätigkeit zu prahlen, wozu auch das Object viel zu klein seyn möchte, sondern weil man glaubte, den Gebern Rechenschaft über die Verwendung ihrer Gaben schuldig zu seyn, und weil man diese Blätter hierzu für das leichteste und schicklichste Medium hielt, stehe hier eine Nachricht über die Bemühungen auch in dieser Stadt, die Noth der Armen, in diesem so drückenden Jahre zu erleichtern.

Schon im vorigen Jahre wurden, ausser einer Sammlung von Naturalien, etwa 150 Thl. zusammen gebracht, wovon in den 3 ersten Monaten desselben Jahrs eine Anzahl von 120 Armen Mittags eine Portion warmes Essen erhielt, die aber nicht blos suppen- sondern auch gemüseartig und consistenter zubereitet wurde. Das der Freischule gewidmete ehemalige Waisenhaus bot zur Bereitung und Austheilung ein vortheilhaftes Local dar,

dar, und es kam damals die tägliche Portion etwa auf 8 bis 9 Pfennige.

Die in dem gegenwärtigen Jahre noch drückendere Noth ließ bald eine ähnliche Veranstaltung in den ersten Monaten desselben wünschen. Die Summe des dazu erforderlichen Geldes betrug in Conv. M. 170 Thl. 33 mgr. An Naturalien wurden gesammelt:

Rocken	—	11 Ht.	
Gerste	—	6 :	
Erbsen	—	4 :	2½ Mz.
Linsen	—	3 :	2 :
Kartoffeln	—	70 :	2½ :
Wurzeln u. Rüben		16 :	— :
Grütze	—	— :	1 :
Salz	—	2 :	— :
Kartoffeln	—	239 Ht.	1½ Mz.
Wurzeln u. Rüben		34 :	— ½ :
Salz	—	10 :	— :
Grütze	—	1 :	2 :
Wirsbohnen	—	2 :	— :
Speck	—	170¼	Pfund
Butter	—	20	:
Schmalz	—	13	:
Mehl	—	95	:
Zehn Kälber	—	300	:

Um die Zahl der Personen, welche für dasmal gespeiset werden konnten, zu bestimmen, versammelte sich die Armen-Commission am 2ten Januar mit Zuziehung einiger derjenigen Armenfreunde, welche sich der Sammlung vorzüglich mit angenommen hatten. Man glaubte vorerst wenigstens 90 Personen, jeder eine tägliche Portion auf zwei Monat zusichern zu können. Die Zahl wuchs aber bald auf 119, zuletzt auf 136 an. Dennoch war man im Stande, diese 11 Wochen hindurch mit ¾ Quartier Speise täglich zu versorgen, und es sind daher in diesen 11 Wochen überhaupt vertheilt 8900 Portionen.

Von den 170 Thl. 33 mgr. wurden zu den geschenkten Naturalien noch angekauft:

Man fand nemlich rathsam, den Armen auch dann und wann, besonders am Sonntage, etwas Fleisch zukommen zu lassen.

Ausserdem mußte von jenem Gelde die Feurung, die nöthigen Instrumente, das Arbeitslohn für die Zubereitung u. dgl. gestanden werden.

Die Aufsicht bei der Zubereitung übernahmen Demois. Ernst, Schwester des Herrn Bürgermeisters Ernst, und Herr Doktor Schwarz.

Auf diese Art glaubte man um Ostern der drückendsten Noth abgeholfen zu haben, und nun bessern, den Armen mehr Gelegenheit zum Verdienst gebenden Zeiten entgegen sehen zu können. Allein zu einem nicht ganz befürchteten Grade stieg die Noth gerade in den Sommermonaten durch gänzliche Aufzehrung der Vorräthe und eine so lange ausbleibende Erndte. Eine der vorigen ähnliche Anstalt wäre hier noch weit nöthiger gewesen, allein es war unmöglich einen, dem obigen gleichen, Vorrath von Victualien anzuschaffen. Man mußte sich daher

auf

auf den Wunsch einschränken, die am meisten Nothleidenden nur mit Brod versorgen zu können, welches die vermittelst höherer wohlthätiger Vorsorge herbeigeschafften Getreidevorräthe doch noch, dazu in unserm Lande mehr als in andern Gegenden, möglich machten. Eine zu dem Ende abermals veranstaltete Sammlung betrug 102 Thl. 28 mgr. 4 pf. Conv. M., und dafür wurden an 3 mgr. Brodten nach und nach über 1200 vertheilt.

Einbeck im October 1805.

Noch ein Paar Mittel gegen die Ameisen,

in Beziehung auf der Anfrage im 75ten St. des hann. Magaz. von diesem Jahre.

1.

Man nehme Wasser, worin Fische gekocht sind, und feuchte die Oerter im Hause, wo die Ameisen ihren Gang haben, wie auch die Ameisenlöcher, oft damit an, und stecke in ihre Höhlen die Gräten und Ueberbleibsel von Fischen, wenn es seyn kann, von Schellfischen. — Die Ameisen scheinen diesen Geruch gar nicht vertragen zu können; da man Obstbäume immer davon durch dieses Mittel befreiet hat. — Je dikker das Wasser ist, und desto mehr es nach Fischen riecht, desto besser ist es.

H — r. J. S — d — g.

2.

Jungfernschwefel an Stellen gestreuet, wo sich Ameisen aufhalten, rieth mir unser verewigter Lentin, als ich zu Lüneburg in meinem damaligen Wohnhause gar sehr von solchen belastet war. Ich habe in jener Zeit von diesem einfachen Mittel die beste Wirkung verspürt; denn sie wichen sämmtlich weg und ließen sich nachher so wenig in der Speisekammer als an andern Orten im Hause wieder sehen.

M — m. M — r.

Hannöverisches Magazin.

85tes Stück.

Freitag, den 25ten October 1805.

Ueber Dr. Galls Vorlesungen in Göttingen.

Vom Professor Osiander.

(Fortsetzung.)

Siehe das 83te Stück dieses Magazins von diesem Jahre.

Den Inhalt von Galls Vorlesungen, den hier viele Studierende nachgeschrieben haben, will ich daher nicht anführen, sondern dem Publiko, das ihn nicht gehört hat, eine Schilderung von dem Vortrage Galls, von ihm selbst und von den besondern Ausfällen geben, die wohl nicht an allen Orten, sondern praecise hier, vorkamen, und dann mein aufrichtiges Urtheil, einige Zweifel und Bemerkungen hinzufügen.

Gall erklärte gleich in der ersten Vorlesung

1) daß man keine große Gelehrsamkeit von ihm erwarten müsse und daß er sich auf gelehrte Streitigkeiten nicht einlasse. Er sey den Weg der Erfahrung und Induction gegangen, und wünsche, daß die, welche seine Lehre prüfen wollen, eben diesen Weg gehen mögen, nur alles Raisonniren und Widerlegen a priori wolle er sich verbitten.

2) Bescheidene Zweifel lasse er sich gerne gefallen, und verständige Einwürfe möge er wohl hören; diese möge man sagen oder drukken lassen; wenn jedoch schon drei Wochen nach seiner Abreise von einem Orte, wo er Vorlesungen gehalten habe, Widerlegungen seiner Lehre im Druck herausgekommen, so wisse er zum voraus, daß das Nichts sey; denn was er durch so viele Erfahrung in einer langen Reihe von Jahren bestätigt gefunden habe, lasse sich nicht in drei Wochen widerlegen; und

alle Personalitäten gegen ihn verachte er.

Ehe ich nun zu der Schilderung seiner Vorlesungen übergehe, muß ich gegen diese Aeusserungen meine Meinung sagen, weil es sonst hart scheinen möchte, über Gall und seine Vorlesungen das nachfolgende Urtheil zu fällen.

1) Wer es wagt, vor Gelehrten öffentlich aufzutreten und diese belehren zu wollen, muß, wenn er nicht ein eminentes Organ des Höhesinns und der Dreistigkeit hat, nicht nur selbst gelehrt seyn, sondern in der Wissenschaft, die er lehrt, eine hervorstechende Gelehrsamkeit besitzen. Es ist etwas ganz anders, Anfänger eine Wissenschaft lehren, und vor einer gelehrten Gesellschaft mit dem Vortrage einer Lehre auftreten, welche Männer von Jahren und anerkannter Gelehrsamkeit schon tief erforscht haben; wie dies mit der Gehirn- und Nervenlehre vor vielen Lehrern der Anatomie und Physiologie auf Universitäten, wo Gall seine Lehre vortrug, der Fall war. Der aber ist noch kein Gelehrter, der wichtige neue Entdeckungen in einem Theile einer Wissenschaft gemacht und mühsam in der Natur geforscht hat. Der Gelehrte muß in seiner Wissenschaft das gründlich wissen, was bis auf seine Zeit geforscht, entdeckt, vermuthet, bestätigt und von den bedeutendsten Schriftstellern aller Nationen darüber bekannt gemacht worden ist. Diese Gelehrsamkeit verwahrt ihn vor Uebermuth, und vor dem ihn lächerlich machenden Wahn, alles besser zu wissen, und alles, was man weiß, selbst entdeckt, erfunden, und ersonnen zu haben. — Nun aber ist Gall in dem, was über Gehirn- und Nervenlehre, über vergleichende Anatomie u. dgl. wichtiges geschrieben ist, wie ich bald erweisen werde, erstaunlich unwissend, und daher sein Bekenntniß, daß er keine große Gelehrsamkeit besitze, sehr wahr, aber auch sein Benehmen gegen Gelehrte eben deswegen höchst unbillig.

2) Wer in Sachen der Erfahrung auf Einwürfe aus Analogie und Vernunftgründen ohne Erfahrung keinen Werth setzt, ja solche für nichts achtet, der muß auch den Beifall von Gelehrten ohne Prüfung seiner Lehrsätze durch Erfahrung für Nichts achten, und von keinem Menschen verlangen, daß er seiner Lehre geradezu auf sein Wort Beifall schenken soll. Wer haben will, daß man aufs Wort glauben soll, man sey ein ehrlicher und verständiger Mann, muß so billig seyn, und das von seinem Nächsten auch glauben. — Nun aber ist Gall der Beifall von Gelehrten auf der Stelle gar nicht gleichgültig, und er verlangt,

langt, wie ich in der Folge erweisen werde, daß man ohne zwanzigjährige Erfahrung, nicht etwan erst in drei Wochen, ja nicht ein Mahl, ehe man eine Viertelstunde darüber ruhig nachdenken kann, vielen von seinen Lehren und Worten auf der Stelle glauben soll, während er die Erfahrungen anderer geradezu ins Angesicht für Unwahrheit erklärt; er handelt also nicht, wie Christus Luc. 6, 31. sagt: „Wie ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, also thut ihnen gleich auch ihr."

3) Einem Lehrer, der öffentlich auftritt, dürfen Personalitäten durchaus nicht gleichgültig seyn. Wer persönlich seine Lehre vorträgt, kann dem Urtheil über die Art der persönlichen Darstellung nicht entgehen, und von dieser Art hängt der Eingang, den die Lehre gewinnen soll, großentheils ab. Es kann und darf daher dem Lehrer nicht einerlei seyn, wie er sich bei seinem Vortrage benimmt, und welche Meinung er dadurch von sich erweckt. Vulgi enim opinio mutari vix potest, ad eamque omnia dirigunt et qui judicant et qui existimant. — Opinio autem est non modo eos virtutem habere, qui habeant, sed eos etiam, qui habere videantur. Itaque quos ingenio, quos studio, quos doctrina praeditos vident, quorumque vitam constantem et probatam, ut Catonis etc., rentur eos esse, quales se ipsi velint. Nec solum eos censent tales esse, qui in honoribus populi, reque publica versantur, sed et oratores, et philosophos, et poetas et historicos: ex quorum et dictis et scriptis saepe auctoritas petitur ad faciendam fidem.*)

Bei dem Urtheil über die Gehirn- Nerven- und Schädellehre nach Galls Ansichten lassen sich daher jetzt, nachdem Gall sie an so vielen Orten öffentlich und persönlich vorgetragen hat, Personalitäten gar nicht vermeiden, ja man wird sehen, daß gerade diese der Schlüssel zu der Lehre selbst sind.

Dr. Gall ist ein unverehelichter ansehnlicher Mann von ungefähr funfzig Jahren, aus einem Ritterschaftlichen Dorfe Tiefenbronn am Hagelschies in Schwaben **) gebürtig, in den Jahren zwischen 70 und 80 des vorigen Säculi kurz vor der Aufhebung des Jesuiten-Ordens in der Schule dieses Ordens zu Baden-Baden erzogen,

*) Cicero ad Trebat. topic. Op. Ed. Ernesti 2da. Vol. I. pag. 734. 735.

**) Ein Landsmann hat die Bemerkung gemacht, daß Kepler, Schelling und Gall auf einem kleinem Umkreise in Schwaben, in Weil, Marbach und Tiefenbrunn geboren sey.

und hat die Medicin in eben der Zeit am Ende gedachter Jahre in Straßburg studirt, als ich da studirte, nachher in Wien promovirt, und ist seit etlich und 20 Jahren als praktischer Arzt und Arzt des Taubstummeninstituts daselbst geblieben, ohne je wieder sein Vaterland zu besuchen. In dieser Zeit hat er seiner Lieblingssache, der Gehirn- und Schädellehre, nachgedacht, viele Menschenköpfe, Thier- u. Menschenschädel und Gehirn zergliedert, untersucht, gesammelt, befühlt, in Gyps abgeformt und zum Theil mit großen Kosten in Wachs abformen lassen, und so nach und nach aus den Resultaten seiner Untersuchungen ein System geordnet, solches mit vieler Sensation vor jungen Aerzten und Nichtärzten, adelichen und unadelichen Herren und Frauen und Jungfrauen, vor Grafen und Fürsten vorgetragen, vielen Beifall eingeerndtet und besonders seit der Zeit, als die niederösterreichsche Landesregierung auf seine Lehren aufmerksam wurde, und sie eine Zeitlang als anstößig verbot, großes Aufsehen erregt, und endlich sich von der Wahrheit seiner Entdeckungen so überzeugt gehalten, daß er glaubte, die Wichtigkeit seiner Lehre könnte und müßte den gebildeten Theil in Europa höchst interessiren. Er unternahm daher im Frühjahr dieses Jahrs eine apostolische Reise zur Ausbreitung seiner Lehre und folgte der Aufmunterung seiner Freunde und Herolde nicht ohne wichtige Ursache zuerst nach Berlin. *)

Man

*) In der Zeitung f. d. eleg. Welt Nr. 69. S. 547. vertheidigt besonders Mahlmann das Herumreisen Galls, und nennt es „die interessanteste Erscheinung, daß Gall den Muth gehabt habe, sich über alle Vorurtheile wegzusetzen, und selbst der Apostel seiner Lehre zu werden. Durch ein kostbares Werk mit Kupfern wäre der Zweck nur halb erreicht.“ (Ganz gewiß, aber nur der Zweck, den Gall sich vorsetzte und seine Freunde.) — „Nur Gall, der das Talent zu sprechen ganz vorzüglich besitze, habe solches wagen dürfen. Ein Kepler, Newton, Locke, Montesquieu, Leibnitz und Kant würden, wenn sie als Lehrer herumgereiset wären, nie so gefüllte Auditorien gefunden haben.“ — Ich bin der Meinung, kein einziger von diesen Gelehrten hätte sich über alle Vorurtheile wegsetzen und so wie Gall herumreisend für Geld lesen können, selbst der allzeit Geldarme Kepler nicht. Obgleich der Landsmann Kepler auch so einen Wurm hatte, mit dem er in seinem Zeitalter hätte herumreisen und Geld machen können; Er, der Himmelskundiger, meinte nemlich, alle Himmelskörper seyen lebendige Wesen, und unsere Erde respirire; durch die Winde lasse sie ihren Odem aus, und ziehe ihn ein ꝛc. Er hätte damals leicht den Nichtastronomen vollends weis machen können, daß man den Körpern des Himmels, wie den Kalendermondsfiguren, eine Menschengestalt ansehen, und durch ein großes Fernrohr ganz genau erkennen könne, was der Planet eines jeden Menschen für ein Gesicht mache, sauer oder freundlich? Er hätte alle diese Gesichter in Wachsfiguren auf einem Tisch herumstellen und versichern kön-

Man weiß ja, wie aufgeklärt Berlin gegen alle andere Hauptstädte Teutschlands seyn will, und wie Reisebeschreiber von daher die Wiener beurtheilten. Wie konnte demnach Gall eine vortheilhaftere und seinen Herolden erwünschtere Richtung nehmen, als von dem negativen Pol nach dem positiven der Aufklärung. Von derselben Residenz aus, wo im Jahr 1802 der Regent dem Dr. Gall „den allerhöchsten Befehl zuschickte, kraft dessen er seine Privatvorlesungen alsogleich einstellen sollte," nach derjenigen Residenz, wo der Regent selbst sammt Ministern und Räthen Galls Vorlesungen von Anfang bis zu Ende anhörte und königlich belohnte. Dies war der errungene und beabsichtigte Triumph der Berlinschen Aufklärung über die Wienerische! Aber eben deswegen mußten auch die Berlinischen Herolde alles Mögliche thun, die Gallsche Lehre durch Journale zu einer Stufe von Wichtigkeit zu erheben, die kaum eine höhere noch ahnden ließ. Daher wendeten und krümmten sich selbst aufgeklärte Aerzte, Anatomiker und Philosophen mit möglichster Klugheit um allen Tadel der Gallschen Lehre und Lehrart herum, damit doch ja keiner von den großen Herren, die sich zu Galls Schüler herabließen, eine Unwürdigkeit der Lehre, deren sie ihr Ohr geliehen hatten, von Ferne ahnden möchten. Daher zeigten Galls Freunde selbst die Hinterthüre, durch welche er der übelen Nachrede des Zeitalters und der Nachwelt entschlüpfen, und mit seinen Entdeckungen in das freie Feld eines soliden Ruhms eindringen könnte. Daher wurde auf einmal die Hauptsache, mit welcher Gall debutirte, „wodurch er am meisten Aufmerksamkeit erregte, wodurch der niederösterreichschen Landesregierung die Lehre Galls verdächtig geworden war, wodurch der Nichtarzt und die wunderliebenden Weiblein am besten anzulocken waren, in eine Nebensache, und das, was sonst eine, selbst von Gall wenig beachtete Nebensache war, in die Hauptsache verwandelt. *)

Nun

können, daß er, der Kaiserliche und Königliche Astronom, dies tausendmal gesehen habe, und daß es jeder alle Nacht durch sein Fernrohr sehen könne, wenn er in einem glücklichen Zeichen geboren sey. — Da sollte es wohl einen Zulauf gegeben haben, den Himmel auf Erden, und sein Glück in Himmelsgestalten angeschrieben zu sehen!

*) „Wenn Galls Entdeckungen, sagt Mahlmann a. a. O., keinen andern Gesichtspunkt darböten, als die Schädelgreiferei, so wäre sie weiter nichts, als ein Gegenstand der Neugierde, vielleicht eine Zeitlang ein ungewisser Leitfaden zur Beurtheilung der Menschen; bestimmt stände ihnen aber kein anderes Schicksal bevor, als wie die physiognomischen Träume Lavaters belacht und vergessen zu werden." Dies schreibt ein Lobredner von Gall.

Eben-

Nun auf ein Mahl sollt die Schädellehre, und das Schädelgreifen, das Schädelbegucken und aus Schädeln Nativitätstellen nur die Schale seyn, an der sich die neidischen Tadler die Zähne ausbeißen mögen; die anatomischen Entdeckungen hingegen und die wichtigen Aufschlüsse über die Functionen des Gehirns und der Nerven sollten der ölreiche Kern der Lehre seyn, dessen Güte zu prüfen nur dem unverdorbenen Geschmack auserwählter Philosophen, Aerzte, Zergliederer, Comödienschreiber, eleganten und freimüthigen Journalisten und selbst den Exegeten der Gilrayschen Zerrbilder gegeben sey. Wo es indessen darauf ankam, die Schädelgreiferei, Anschauung und Weissagung aus den Hügeln und Thälern eines armen Sünder-Schädels zu irgend einem zeitlichen Vortheil für die Gallsche Lehre oder den Lehrer zu benutzen, da unterließ man auch noch in den neuesten Zeitungs- und Journalstücken nicht, die Divinationsgabe selbst auf Kosten der Wahrheit zu beurkunden. Ja man ließ den guten Gall immer mehr sagen und sehen, als er selbst gesehen, getastet und gesagt haben wollte. Daher sahen sich die Lobredner zuweilen in der unangenehmen Verlegenheit, eins Portion dessen, was sie so klug ausgesonnen hatten, wieder zurück zu nehmen, und dem fatalen Organ des Sach- und Wortgedächtnisses den Irrthum in die Schuhe zu schütten.*) Und es fehlte vollends nichts, als daß man, um die Gallsche Lehre recht wichtig zu machen, ihre erste Spuren im Homer nachwies, und deshalb eine „homerische Aehrenlese zur Gallschen Schädellehre“**) anstellte. Da mußte sich schon das Gallsche Organ des Hochmuths und Trotzes an dem trotzigen Spitzkopf **Thersites** ganz vortreff-

Ebenderselbe, der sich sicher, ohne zu wissen, was gemeine, will geschweigen, gelehrte Anatomiker vom Hirn wissen, die Freiheit nahm zu schreiben, a. a. O. S. 547. „Das Gehirn sey ehemals eine Terra incognita für die Anatomiker gewesen, dessen Theile man wenigstens nie im Zusammenhang übersehen habe.“

*) So hatte „der reinste gute Wille Böttigers bei Abfassung des Berichts im Freimüthigen „über Dr. Galls Aufenthalt (soll wohl heißen: Besuch) im Torgauer Zucht- und Armenhause“ S. 79 den Streich gespielt, Gall etwas mehr sehen und sagen zu lassen, als er selbst gern haben wollte; es mußte daher eine Berichtigung ebendaselbst nachgeliefert werden.

Zu Galls Gunsten hat noch neuerlich der Ref. in dem Aufsatz: „Doctor Gall,“ in der Allg. Zeit. a. a. O. das Errathen des Leichtsinns, Diebsinns und Darstellungssinns an dem Schädel einer unglücklichen Jungfer, welchen Hofr. Schütz in Halle dem Dr. Gall vorzeigte, als einen eklatanten Beweis der Wahrheit seiner Organologie und Cranioscopie aufgeführt.

**) Der Freimüth. 1805. Nr. 152.

trefflich aussprechen. Bald wird ein Orientalist und Schriftgelehrter ein zweites Spicilegium der Gallschen Principien aus den Büchern Mosis und der Propheten anführen, wo wenigstens nicht nur ein Mahl die von Gall so übel berüchtigten Dickköpfe, die ehernen Stirnen, als unbiegsame Starrköpfe vorkommen, und der Ort des bei Gall so ausgemacht gewissen Organs der physischen Liebe so deutlich bezeichnet ist.*)

Ueberall, wo Gall auf seiner Reise Vorlesungen hielt, soll er, allen Nachrichten nach, vielen Beifall eingeerndtet haben. Dies wird nur alsdann begreiflich, wenn man ihn selbst gehört hat. Einmal ist der Gegenstand einer Lehre für jeden gebildeten Menschen interessant, in welcher über die Eigenschaften der Seele und über die Werkzeuge des Körpers, wodurch die Seele diese Eigenschaften äussert, solche Aufschlüsse gegeben werden sollen, wie man bis jetzt nicht gehabt habe; und dann ist die Lehre für jeden Neugierigen anziehend genug, indem sie ihm, wie der Diable boiteux, überall ein Fensterchen zeigt, in die Herzensgeheimnisse seines Nächsten hineinzublicken. Ausserdem aber ist der Vortrag des Dr. Galls so frei, einfach, meist deutlich und daneben so decidirt, ja auf die Phantasie und das Herz des Zuhörers so mächtig wirkend, daß man selbst die großen Fehler des Vortrags übersiehet, und sich in dem Augenblick, wo man ihn hört, so überrascht und erschrocken fühlt, daß man kaum wagt, einen Zweifel aufkommen zu lassen, wenn man nicht seine Lehre schon vorher überdacht, geprüft und reiflich erwogen hat. Und wie klein ist immer diese Zahl seiner Zuhörer! Ueber die besondere Kunst dieses Vortrags aber wird sich niemand wundern, wer die Lehrart der Schulen kennt, in deren einer Dr. Gall erzogen wurde. Noch ehe ich daher wußte, daß G. in einer Jesuiter-Schule erzogen war, äusserte ich diese Vermuthung. Gall weiß nemlich seine Gründe gleich so zu stellen, daß das Herz des Zuhörers fest gehalten wird. Er fängt z. B. an zu fragen: „Was würden Sie in diesem Fall gethan haben?" „Wie würden Sie das angefangen haben?" „Was glauben Sie wohl, wie das seyn könne?" ꝛc. Dann kommt eine Pause. Ist nun das Gemüth des Zuhörers in gespanntem Nachsinnen und Erwarten,**) so folgen seine Grün-

**) Hohe Lied Salom. 2. Cap. 5. u. 6. v. „Ich bin krank vor Liebe; seine Rechte lieget unter meinem Haupte." Gerade da, wo Gall bei den Liebeskranken die topischen Mittel angewendet wissen will.

*) Ich habe mich bei Galls Vorlesungen immer so gesetzt, daß ich die größte Zahl der Zuhörer im Gesicht hatte, und ich kann versichern, daß jeder Moment, wo Gall eine solche Frage hinwarf, ein seliger Augenblick für einen Hogarth gewesen wäre. Es war ungefähr eben der Ausdruck in den Ge-

Gründe mit historischen anziehenden ausstudierten Belegen Schlag auf Schlag, und ehe noch der Verstand des Zuhörers nachzudenken anfahen kann, ob auch der logische Schluß ohne Trug gültig durchgeführt sey, kommt schon wie ein Wetterstrahl der Beschluß, daß er hoffe, daran werde nun niemand weiter zweifeln; die Sache sey ja so sonnenklar und durch Erfahrung ausgemacht, als etwas seyn könne. Einige Mahl kam auch der Trumpf hinzu: — „ich weiß nicht, ob die Zuhörer sich zu diesem Gedanken erheben können?" — Nun unterstehe sich einer noch zu zweifeln, oder gar seinen Zweifel laut werden zu lassen, so soll ers wohl abkriegen.

Gleich in der ersten Vorlesung führte Gall den Satz durch, daß das Gehirn gedoppelt sey, schon Hippokrates habe das gewußt, und wenn daher ein Theil des Hirns, folglich ein Organ zu irgend einer Fähigkeit verletzt und zernichtet sey, so könne man die Fähigkeit beim Menschen doch noch wahrnehmen, so wie ein Mensch auf einem Auge blind seyn, und doch noch sehen könne. Ja es habe Menschen gegeben, die auf einer Seite des Hirns verrückt, auf der andern vernünftig gewesen seyen, wirkliche Halbnarren. So habe er einen Minister gekannt, der lange geglaubt habe, man rufe ihm in sein linkes Ohr Injurien zu, ungeachtet ebenderselbe auf der andern Seite recht gut gewußt habe, daß alles nur in der Einbildung bestehe. Die eine Hälfte des Gehirns könne sogar lange schon abgestorben seyn, und der Mensch noch einige Zeit leben. Ein Geistlicher im Theresianum zu Wien habe lange Zeit beständig auf der rechten Seite des Kopfes eine Rosenentzündung gehabt, drei Tage vor seinem Ende noch gepredigt, und als man ihn nach seinem schnellen Tode geöffnet habe, so habe man die rechte Hälfte des Gehirns ganz verdorben gefunden. —

Gesichtern, den man in jedem Schauspielhause in dem Augenblick wahrnimmt, wo gepfiffen wird, daß der Vorhang aufrollen soll. Bei einigen wars auch, wie auf dem Hogarthschen Blatt, da Columbus das Ei auf die Spitze stellt.

(Der Schluß folgt.)

Hannöverisches Magazin.

86tes Stück.

Montag, den 28ten October 1805.

Ueber Dr. Galls Vorlesungen in Göttingen.

Vom Professor Osiander.

(Fortsetzung.)

In dem Augenblick, da Gall die Beweise von der Duplicität des Gehirns endigte, sagte ich zu einem neben mir sitzenden Collegen ganz stille: Willis habe schon in seiner Cerebri Anatome zu dieser Behauptung nicht nur zwei, sondern sogar vier Theile des Gehirns angenommen. *) Kaum hatte Gall, der zur Seite stand, bemerkt, daß ich still etwas sage, so drehte er sich um, und sagte ganz laut: „Wie! zweifelt noch jemand daran? Eine Frage, die ob sie gleich kein Haar besser war, als wenn er sich allen Zweifel verbeten hätte, mich nicht im geringsten in Verwunderung setzte. Denn dieß ist die wahre und echte Lehrmethode der Schule, von der G. ausgieng, durchaus keinen Zweifel über Lehrvorträge auf-

*) a. a. O. p. 65. In quibusvis animalibus cerebri compages in duas partes velut hemisphaeria ab invicem distincta — dividitur, pariterque ac in sensoriis omnibus et plerisque aliis functionum necessariarum organis, cerebrum quasi duplex habetur, ut contra unius lateris defectum, alterius supplemento provideatur. Porro in homine, cui cerebrum prae caeteris animalibus capax et amplum est, utrumque hemisphaerium rursus in duos lobos, nempe anteriorem et posteriorem subdividitur. Certe haec cerebri humani secundaria partitio etiam in majorem ejus tutelam designari videtur, ut si forsan labes quaepiam alterum, aut utrosque priores lobos occuparit, tamen posteriores siquidem discontinui sunt, noxae victimae ac latius grassantis contagium evadant.

aufkommen zu lassen, sondern den Verstand des Zuhörers unter den Gehorsam des Glaubens gefangen zu nehmen, und um diesen Glauben zu erzwingen, alle mögliche Mittel zu Hülfe zu ziehen. Es kam daher auch G. gar nicht darauf an, in jeder Vorlesung zu sagen, daß er dieses und jenes hundert und tausendmal beobachtet habe, wo man oft kaum begreifen konnte, wie zu tausend Beobachtungen desselben Gegenstandes ein Menschenalter hinreichte. Aber die runde Zahl von Hunderten und Tausenden wirkte elektrischer, als die bescheidene Zahl von Zehen und Zwanzig. Und um das elektrische Wirken war es doch am meisten zu thun. Kam es darauf an, einen Satz zu behaupten, so hatte Gall gar keine Scheu, gedruckte und durch Augenzeugen bestätigte Beobachtungen berühmter Männer ins Angesicht für unwahr zu erklären. Mit Verwunderung hörte man z. B., daß Gall, indem er behaupten wollte, Gehirn und Nerven erzeugen sich nie wieder, die Versuche, Resultate und Folgerungen aus den Versuchen unsers ehemaligen Collegen, Dr. Arnemann, geradezu mit Nennung seines Namens für unwahr erklärte. „Es ist alles nicht wahr, sagte er, was der Prof. Arnemann von der Wiedererzeugung des Gehirns und der Nerven geschrieben hat. Ich glaub es nicht." Dieses Absprechen aber, dieses, in Wahrheit zu sagen, höchst unüberlegte Urtheil that dem Dr. Gall in der guten Meinung aller Sachverständigen von ihm großen Schaden. Ein Mal war es keine Bestätigung der Lobschrift auf der Denkmünze, die zu Berlin erschien, und die Umschrift hat: „Im Forschen kühn, bescheiden im Behaupten." Dieß war doch wohl eher eine Kühnheit, als Bescheidenheit im Behaupten; aber eben dieses unbescheidene Absprechen war zugleich inconsequent und unwahr. Gall fieng, indem er von der einfachsten thierischen Organisation bis zur vollendetsten am Menschen aufsteigen wollte, mit dem Satz an: der Polyp sey nichts als Nerv, oder ganz Nerv, daher lebe er in allen seinen abgeschnittenen Theilen, und wo die Theile wieder zusammen kommen, vereinigen sie sich wieder zu einem Ganzen. In dem Fortgange der Rede nun wollte er den Satz behaupten, verlohrne Theile des Hirns und der Nerven ersetzen sich nie wieder; denn je edler und zusammengesetzter die Organisation sey, desto geringer sey die Wiedererzeugung. Beim Menschen ersetze sich nichts, als Haare, Nägel, und einzelne Knochenstücke. Nun sagte er, was ich eben anführte, und setzte hinzu, das Wiederersetzen sey nur scheinbar, indem die gesunde Hirnmasse sich ausdehne, und die Stelle der verlohrnen einnehme, daher man alsdann die Gewinde, Gyros, des Hirns weiter von einander entfaltet an solchen Hemisphärien des Gehirns finde. Nun aber hätte man 1) erwarten sollen, daß G. gerade sich auf die Seite derjenigen neigen würde, welche behaupten, Gehirn und Nerven erzeugen sich wieder, weil alsdann dadurch

durch der erste Satz bestätigt würde, daß der Polyp bloß Nerve sey, und sich daher so leicht wieder vereinige. Statt dessen aber behauptet er bei dem Hirn und den Werken der warmblütigen Thiere und dem Menschen das Gegentheil, und streitet gegen die Behauptung eines Gelehrten, welche er ihm unterschiebt. Denn 2) ist dieß vollends gar possierlich, daß Arnemann durch seine Versuche gerade das bestätigte, was Gall als seine eigene Meinung behaupten wollte, und daß also Gall Sätze eines Gelehrten anfocht, welche dieser nie aufgestellt, sondern selbst durch mühsame Versuche und Beobachtungen widerlegt hatte. *) Man hätte denken sollen, ein Mann, der etwas öffentlich widerlegen wollte, müßte doch wenigstens die Schriften dessen gelesen haben, den er widerlegen will; allein dieß war dem Angeführten zufolge unmöglich. Und wollte Gall behaupten, er habe das Arnemannsche Buch gelesen, so wäre die Behauptung verwegen, indem sechs noch lebende Anatomiker in dem Buche genannt sind, welche durchschnittene und scheinbar wieder vereinigte, mit Scirrhus an den abgeschnittenen Enden behaftete Nerven in Weingeist aufbewahrt von Arnemann besitzen, wovon zwei solche genannte Besitzer dem Dr. Gall vor dem Angesichs saßen, **) die folglich im Stande waren, dem Dr. Gall auf der Stelle durch

*) J. Arnemann Versuche über die Regeneration an lebenden Thieren; 1r Bd. über die Regeneration der Nerven. Götting. 1787. 8. S. 223. sagt Arnemann sogar: „Nicht einmal der Name Regeneration oder Reproduction der Nerven ist philologisch adäquat, — und doch giebt es wirkliche Erfahrungen, welche sie beweisen sollen.“ Nun führt er die Resultate der Beobachtungen eines Cruikshank, Fontana, Monro und Michaelis an, und sagt S. 243. „Wenige Versuche beweisen für die Regeneration der Nerven schlechterdings nicht.“ Und schließt endlich: „Und ich behaupte dreist, daß es kein größeres und für die Natur mehr unbezwingbares Hinderniß geben könne, als der Scirrhus. Daß also aus diesem einzigen Grunde Nervengeneration eine Chimäre, und schlechterdings unmöglich sey.“ Und vom Hirn sagt Arnemann, nachdem er die Versuche zum Theil unter den Augen der Herren Hofr. Murray, Richter und Blumenbach angestellt hatte, „daß es sich nur zum Theil wieder ergänze, aber keine feste, schwammichte Substanz, wie man bis dahin glaubte, sondern gerade das Gegentheil, eine zu lockere, den Verlust ersetze. S. dessen Versuche über das Gehirn und Rückenmark. 1787. 8. und die Götting. Gel. Anz. 1787. 116. St. S. 1154. und 1157.

**) Hofrath Wrisberg und Blumenbach. Außer diesen hatten Sömmering, Loder, Camper, Walter, Isenflamm, Baldinger und Metzger solche zerschnittene, und nur scheinbar wieder vereinigte Nerven von Arnemann erhalten. Ich selbst besitze auch einige schöne Exemplare in meiner Sammlung.

durch Thatsache die Unstatthaftigkeit seiner Widerlegung zu beweisen. – Aber kaum hatte Gall diese kühne Behauptung geendigt, so kam noch eine andere, die noch etwas verwegener war, er sagte nemlich: „Eben so wenig ist das wahr, was einige behaupten, daß man einer Locusta aquatica, ich will sagen, einer Lacerta aquatica, die Augen ausstechen könne, und das Auge sich wieder erzeuge. Es soll einer solche Versuche gemacht haben; ich habe sie nicht gemacht; aber ich glaube sie nicht." Ritum teneatis amici! Der Gelehrte, der die Versuche gemacht hatte, an dessen Wahrheitsliebe noch kein Mensch gezweifelt hatte, den jeder Gelehrte kennt und achtet, saß gerade vor dem Angesicht Galls, und ließ mit der größten Ruhe und dem sichtlichen Bewußtseyn, daß unter allen Anwesenden, welche die Versuche und Resultate kennen, (und wie wenige sind deren, die sie nicht kennen!) Gall nur der Einzige sey, der sie bezweifle, den Redner vollkommen ungestört. Nach der Vorlesung aber soll er zu Gall gesagt haben: das Wiedererzeugen des Auges des Wassermolchs sey allerdings wahr, er selbst habe die Versuche gemacht *), und könne ihm das Thier noch aufbewahrt zeigen. Darauf soll Gall geantwortet haben: „Wenn Sie es sagen, so will ich es glauben!"

Von jedem kann man freilich nicht verlangen, daß er alles gelesen habe, was andere schrieben, aber so ein Buch, wie Blumenbachs Handbuch der Naturgeschichte, sollte ein Naturforscher, wie Dr. Gall, des Lesens doch gewürdigt haben wäre es auch nur für seine Thierschädel und Thiergeschichten die schicklichsten Benennungen der Thiere sich bekannt zu machen, oder er sollte keine Behauptung wagen, ohne zum wenigsten nachzuschlagen, wer und wie jemand etwas geschrieben und beobachtet habe.

Dieses dem Ruhm des Dr. Galls eben nicht günstige Absprechen über ungeprüfte Thatsachen kommt offenbar daher, daß Schmeichler ihn verwöhnten, und nie ahnden ließen, wie viel das sey, was er noch nicht wisse, und noch zu lernen habe, ehe er sich herausnehmen dürfe, vor Gelehrten öffent-

*) Jeder Besitzer des Handbuchs der Naturgeschichte vom Hrn. Hofr. Blumenbach wird sich der Stelle S. 31 7 Aufl. 1803.) gewiß erinnern: „Vor mehrern Jahren habe ich einen Wassermolch der größern Art, (Lacerta lacustris) den ich nun in Spiritus aufbewahre, fast das ganze Auge exstirpirt; nämlich alle Säfte auslaufen lassen, und dann ⅔ der ausgeleerten Härte rein ausgeschnitten: – und doch hat sich binnen zehn Monaten ein vollkommener neuer Augapfel mit neuer Hornhaut, Augenstein, Crystallinse ꝛc. reproducirt, der sich blos dadurch vom andern gesunden Auge auszeichnet, daß er nur erst ungefähr halb so groß ist. „S. auch Götting. gel. Anz. 1785. 47. St.

öffentlich aufzutreten, und über ihre Erfahrungen abzusprechen.

Nur für das eingenommen, was er selbst beobachtet hatte, und gleichgültig gegen das, was er bei andern beobachten konnte, und nicht für, sondern wohl gar gegen seine Meinung gerichtet fand, verrieth er gar zu sehr, wie wenig es ihm um wahre Fortschritte in seiner Lieblingswissenschaft zu thun, und wie noch weit entfernt er von dem ersten Gesetz der Unpartheilichkeit eines echten Naturforschers sey. Ich bekam davon einen recht überzeugenden Beweis durch folgenden Umstand. Gleich bei der ersten Unterredung hatte ich ihm gesagt, daß nach meinen Beobachtungen der Kopf eines Kindes schon in Mutterleibe durch Druck von aussen eine bestimmte Form erhalte. Alle Früchte z. B., die ursprünglich nicht mit dem Kopf nach dem Becken gerichtet, in der Gebärmutter liegen, und dann mit den Füßen vorne zur Welt kommen, haben ganz eigen geformte, kuglichte, nach hinten abgeglättete Köpfe, und zu Bestätigung dessen zeigte ich ihm den Schädel eines solchen Kinderkopfes. Da aber Gall einmal den Satz aufgestellt hatte, das Gehirn formire den Schädel von innen heraus, so war dieß keine für ihn brauchbare, aber wohl gegen seine Behauptung anwendbare Beobachtung. Er mochte daher lieber daran zweifeln, und äußern ob der Druck des Muttergrundes auf den Kopf des Kindes dies zu bewirken im Stande sey? — Da ich nun für meine Behauptung nichts weiter, als seine Zuversicht auf meine eben so große Glaubwürdigkeit, als die seinige, in Anspruch nehmen konnte, so überließ ich es seiner Billigkeit, was er davon glauben wollte. Nun aber fügte es sich, daß gerade bei seinem hiesigen Aufenthalte auf dem Entbindungshospitale eine solche Fruchtlage vorkam. Da ich nun glaubte, daß dieß ein erwünschter Fall für ihn wäre, wo er und sein Begleiter sich von der Wahrheit der Sache durch eigene Untersuchung überzeugen könnten, so schickte ich, noch ehe die Fruchtwasser abgeflossen waren, einen meiner Zuhörer zu ihm, und ließ ihn und seinen Begleiter zu dieser Geburt, deren zu erwartenden für ihn interessanten Umstand der junge Arzt ausdrücklich meldete, höflich einladen. Sie ließen sich aber beide entschuldigen, indem sie in einem andern Hause erwartet würden.

Das Kind wurde bald darauf mit den Füßen voran gesund zur Welt gebracht, und der Kopf desselben befand sich wirklich so kugelicht, wie ich voraus vermuthet hatte. Gall ließ also eine Gelegenheit zu einer Beobachtung vorüber gehen, die ihm wahrscheinlich in seinem ganzen Leben nicht wieder aufstoßen wird. Denn hier hätte er sich erstlich durch die Untersuchung von der Lage des Kindes, und der Form des schwangeren Leibes und des Beckens, und dann von der Art der Geburt, und endlich von der Beschaffenheit des Kopfes gleich bei, und einige Tage nach der Geburt, überzeugen kön-

können. Aber die ganze Sache war ihm so wenig interessant, oder vielmehr die Beobachtung so wenig gelegen, daß obgleich er und sein Begleiter noch denselben Tag zu mir kamen, mit mir speisten, und meine Präparaten-Sammlung wieder sahen, weder der eine noch der andere das geborne Kind auch nur zu sehen, will geschweigen seinen Kopf genau zu untersuchen begehrten, auch zu theuerst nicht nach dem Ausgange der Geburt fragten. Er verlohr am meisten dabei, denn die studierenden Aerzte, welche bei der Geburt zugegen waren, schöpften ohne mein Zuthun keinen vortheilhaften Begriff von der Forschungsbegierde und Wahrheitsliebe Galls.

Ihm selbst war jede scheinbare Vernachlässigung seiner Vorlesungen unerträglich. Mein Amt und Beruf hinderten mich ein Mal, die Hälfte einer Vorlesung, ein ander Mal eine ganze Vorlesung zu besuchen. Nun konnte aber niemand besser, als Gall selbst wissen, wie wenig der praktische Arzt und Geburtshelfer über seine Zeit Meister ist; demungeachtet ahndete er es sogleich in der nächsten Vorlesung, indem er sich bei meiner Entschuldigung, daß es mir leid thue, seine Vorlesung gestern nicht haben besuchen zu können, laut gegen mich äußerte: „ihm thue es noch leider, denn er wünsche, daß man ihn im Zusammenhange höre, weil man ihn sonst leicht mißverstehe.“ In Wahrheit aber konnte dieß nicht der Fall seyn, denn beinahe alles, was er vortrug, einzelne Erzählungen und Ausfälle ausgenommen, hatte ich bereits gedruckt gelesen. Es kam daher mehr auf das Sehen, als das Hören an; aber gerade von den vielen Schädeln und Wachspräparaten, welche auf einer Tafel vor Gall ausgestellt waren, bekam ich, so wie die allermeisten Zuhörer, nur sehr wenig in der Nähe zu sehen. Denn Gall wendete sich mit seinem Vorzeigen in allen Vorlesungen nur an zwei bis drei vor ihm sitzende Personen, die übrigen vernachlässigte er so sehr, daß eine der bedeutendsten Personen in den letzten Vorlesungen sich nicht ein Mal mehr dem Tische nähern mochte, sondern unter den entferntesten Zuhörern Platz nahm. Hätte nicht der gefällige Dr. Spurzheim die Geneigtheit gehabt, mir ein und anderes zu zeigen, und zu benennen, so wäre mir, wie vielen andern, das allermeiste entgangen. — Freilich, wird man sagen: „ich habe es auch Gall in meinem Aufsatz über die Schädellehre danach gemacht, daß er mir wohl nichts habe zeigen mögen.“ Es ist wahr, ich habe mich als einen argen, und noch jetzt unversöhnlichen Feind der Schädelgreiferei gezeigt, und als einen Feind aller Charlatanerie und aller damit treibenden Industrie. Aber ich schätze alles Gute und Rühmliche an Gall höher, als alle seine Schmeichler, die ihn zu dem Nachtheil seines Ruhms, den er sich ganz anders bleibend hätte gründen können, verdarben. Alle Unschicklichkeiten, die Gall hier in seinen Vorlesungen beging, würde er zuverlässig nie gewagt ha-

haben, hätten ihn die Schmeichler nicht verdorben. — Eine Ehre war übrigens der andern werth; ich hatte Gall meine Präparate *) mit aller Sorgfalt und Bereitwilligkeit gezeigt, und konnte also erwarten, daß auch er mir die seinigen gern und willig zeige. Aber ich wurde so, wie andere, bald abgeschreckt, nach den Vorlesungen etwas zu fragen. In der ersten Vorlesung hatte Gall gesagt, daß man am Ende jeder Vorlesung alles in der Nähe sehen könne, und wollte daher nicht, daß durch das Besehen der Schädel während der Vorlesung diese gestöhrt würden. Aber bald nach einer der folgenden Vorlesungen rief er den um seinen Tisch versammelten, der Ansicht der Schädel begierigen Zuhörern gleich in den ersten Minuten nach dem Schluß der Vorlesung zu: „sie sollten nur gehen, damit sein Bedienter aufräumen könne.“ An das Vorzeigen und Erklären war nun weiter nicht zu gedenken. Nahm sich während den Vorlesungen irgend einer, er mochte bezahlt haben, oder nicht, die Freiheit, einen seinem Nachbar überreichten Schädel, war es auch der unbedeutendste Katzenkopf, einige Minuten zu betrachten, so rief er zu: Man solle den Schädel doch weiter, oder hergeben, er wisse nicht, was man so lange daran zu besehen habe; die Herrn besehen immer Dinge daran, die sie nicht zu besehen brauchen.“ Diese hier ganz ungewöhnliche Derbheit weiß ich nur einigermaßen damit zu entschuldigen, daß Gall, wie er selbst sagte, nie einen Lehrstuhl auf einer Universität betreten, und von seiner Jesuitenschule aus keinen andern Begriff von Studirenden hatte, als den sich die Lehrer dieser Schulen von ihren Schülern zu machen pflegen, als welche selbst noch in einem Alter von 30 Jahren körperliche Züchtigung erhielten. **) Gall stand ferner in der Vermuthung, es haben sich verschiedene Zuhörer ohne Bezahlung und Erlaubniß in den Lehrsaal eingeschlichen, und ihn so ums Honorar, wie er sagte, betrogen, was doch nur bei sehr wenigen möglich seyn konnte, wenn es wirklich der Fall gewesen wäre, und was er wohl hätte übersehen können, indem er doch zum wenigsten Einhundert Louisd'or einnahm. ***) Eine solche Summe war im

*) Wer meine Sammlung nicht kennt, wird wohl glauben, daß seine Sammlung mehr Werth habe, als die meinige, da Gall in seiner Vertheidigungsschrift S. 47. §. 3 sagt, die seinige habe ihn über siebentausend Gulden gekostet. Ich will die meinige nicht dagegen in Anschlag bringen; aber die Gläser und Gefäße meiner Sammlung allein kosten mich über vierhundert Thaler, ohne den Spiritus und die Präparaten darin.

**) Man lese nur, was im 5ten Stück von Wielands neuem teutschen Merkur 1805. S. 57. steht.

***) Nach Galls eigener Aussage hatten im Anfange schon 70 Zuhörer bezahlt; zahlten davon nur 30 zwei Louisd'or, die übrigen 40 einen, so waren dieß schon hundert Louisd'or. Dazu kamen in der Folge noch..

immer ein sehr guter Preis für ein an sich ganz entbehrliches Collegium von 20 Stunden über ein schon mehr als sieben Mal gedrucktes Heft. Ich will damit nicht sagen, daß die Zuhörer nichts Nützliches und Angenehmes für das Geld gehört haben; denn in manchen Stunden trug Gall, abgesehen von seiner Schädellehre, manche recht schöne, moralische, polizeiliche, naturhistorische, physiologische und pathologische Reflexionen auf eine solche klare, einfache und überzeugende Weise vor, daß man im Augenblick ganz eingenommen wurde. Aber bald darauf wurde man wieder durch eine Inconsequenz oder Insolenz, durch eine geschichtliche oder naturhistorische Unrichtigkeit und Unwissenheit indignirt und zurückgestoßen. Denn keine einzige Vorlesung vergieng, wo nicht etwas gesagt wurde, welches einen Theil der Zuschauer beleidigen mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittel gegen das Ausschwitzen des Gummi an den Bäumen.

Das Gummi, welches sich besonders an den Kirschbäumen in feuchtem Boden zu zeigen pflegt, ist ein ausgetretener Saft, von welchem der wässerigte Theil in der Luft verdünstet, worauf der Saft vertrocknet und verhärtet. Die Folge ist, daß Krebsschaden entstehen, welche den Baum entkräften und endlich zum Absterben bringen.

Ein Mittel gegen dieses Uebel verdankt man dem Vater des Herrn Hervy, welcher letzterer Director der Baumschule zu Luxenburg ist. Es besteht darin, daß man mit einem Messer das Gummi hinweg nimmt, und die Stelle bis ins Grüne wund macht. Man reibt alsdann die Wunde mit Sauerampfer so stark, daß der Saft davon in dieselbe eindringt. Ein Gartenbesitzer zu Argenteuil bei Paris, der seine mit dieser Krankheit behafteten Bäume auf solche Art behandelte, versichert, daß sie sich nie wieder gezeigt habe, und daß die wund gemachte Stelle bald darauf von der Rinde sey bedeckt worden.

Hannöverisches Magazin.

87tes Stück.

Freitag, den 1ten November 1805.

Ueber Dr. Galls Vorlesungen in Göttingen.

Vom Professor Osiander.

(Fortsetzung.)

Ein beständiger Unwille über die hiesige Aufnahme und Frequenz seiner Vorlesungen schien ihn fast immer zu beherrschen. Von seinem Schooßkinde, seiner mit so vieler Mühe erzeugten Schädellehre leidenschaft ich eingenommen, konnte er nicht begreifen, wie es möglich war, daß nicht jedermann für diese Lehre im voraus gewonnen, von der Wahrheit derselben durchdrungen, und von der Begierde, sie aus seinem Munde zu hören, hingerissen sey. Er war daher äußerst empfindlich darüber, daß er hier nicht denselben Enthusiasmus für seine Lehre und Person fand, der ihm an andern Orten so wohl gethan zu haben schien. Dieß wollte ihm durchaus nicht gefallen, daß nur die Lehrer der Medicin ihre in seine Vorlesungen fallende Lehrstunden aussetzten; hingegen weder die Theologen, noch Juristen, noch Philosophen davon Notiz nahmen. Auch ließ er sich bitter darüber aus, daß nicht gleich von Anfang seiner Vorlesungen sich alles meldete, was ihn hören wollte, sondern erst einige gleichsam abwarteten, was an seiner Lehre sey, und dann erst sich meldeten. Er wies daher manche von denen, die sich später meldeten, und seine Vorlesungen bezahlen wollten, geradezu ab, mit dem Bedeuten, warum sie sich nicht gleich Anfangs gemeldet haben. Ich erklärte ihm aber, daß, wie ich genau wisse, mancher recht gern seine Vorlesungen gleich gehört hätte, wenn es ihm nicht eine große Stöhrung in seinen übrigen Studien gemacht hätte. Es sey eine unangenehme Sache für einen fleißigen Studenten, mitten in einer Materie bei seinem Lehrer abzubrechen, und nach einem andern zu gehen. Mancher habe wenigstens noch

den Schluß einer Materie bei seinem Lehrer hören wollen, ehe er vier Tage aussetze. Für einen andern seyen zwei Louisd'or so leicht nicht entbehrlich, und der eine und der andere habe zu viel Ambition, seine Vorlesungen frei zu verlangen. Gegen dem Ende des halben Jahrs aber habe der Studierende überhaupt nicht überflüssiges Geld, und das, was mancher noch habe, sey schon sorgfältig zu einer Reise in den Ferien, zu nöthigen Instrumenten, Büchern u. dgl. von dem fleißigen Mediciner zurückgelegt. Allein dieß alles schien ihn nicht ganz zu befriedigen. Denn, wo er konnte, theilte er bittere Worte an die Zuhörer aus. Am kräftigsten bekamen es die Philosophen *) und Theologen ab. Dieß war z. B. nicht das Erheblichste, daß er bei Erläuterung des Diebsorgans, als Beweis, daß allen Menschen solches angeboren sey, sagte: „Er glaube, daß nicht ein Einziger unter den Zuhörern sey, der sich nicht aus seinen Kinderjahren erinnere, daß er manchmal etwas gestohlen, entwendet, wegstipitzt, oder wie man das Ding nennen wolle, gethan habe.“ Mehrere würdige Prediger und Theologen waren gerade gegenwärtig, als er in der letzten Vorlesung sagte: wie er studiert habe, so habe er die Bemerkung gemacht, daß meist die Faulsten und Liederlichsten die Theologie, die Fleißigsten die Medicin, die Lustigsten und Hochmüthigsten die Jurisprudenz zu ihrem Studium gewählt haben. Dieß alles war so undelikat als unklug vor einer Versammlung so vieler Gelehrten, worunter mehrere weit älter an Jahren, und weit größer an Verdienst waren, als Dr. Gall, und welche ihm wohl aus ganz andern Gründen, als des Lernens halber, die Ehre erzeigt hatten, seine Reden geduldig anzuhören, und ihre kostbare Zeit darüber aufzuopfern. Der Gegenwart dieser respektablen Männer hat es auch Gall ganz allein zu verdanken, daß der gährende Unwille der Studierenden gegen ihn niemals einen Ausbruch nahm. An einen zunehmenden Enthusiasmus für Galls Lehre war aber bei solchen Ausfällen vollends gar nicht zu gedenken. Vielmehr gab Gall dadurch zu einem Sprichwort unter den Studierenden Anlaß, was sein

*) Ich war in den Vorlesungen nicht zugegen, als die Philosophen von Gall so strenge behandelt wurden; aber ich habe es aus dem Munde mehrerer glaubwürdigen Zuhörer. Und allen Nachrichten zufolge gieng es den Philosophen an andern Orten, wo Gall Vorlesungen hielt, nicht besser. Selbst sein Herold A. Wahlmann in der Zeit. f. d. eleg. Welt schreibt Nr. 69. Man wünsche Galls Vortrag mehr philosophischen Scharfsinn, den man in seinen Ausfällen auf die Philosophen und in den Definitionen vermisse. Und doch schloß er sich aller Orten, wo er es convenabel fand, an einen oder den andern Philosophen, und was mehr zu verwundern ist, einer und der andere an ihn an.

sein Andenken nicht rühmlich erhält. Man hat dem Geh. Rath Walter in Berlin wegen seiner in der Schrift gegen die Schädellehre gebrauchten derben Sprache viele Vorwürfe gemacht, und ich sehe voraus, man wird es auch mir zum großen Vorwurf machen, daß ich die Sprache Galls derb fand, die seine Schmeichler nur sehr originel finden. Hat man ja schon im Freimüthigen sich vernehmen lassen, ich habe zu meinem ersten Aufsatz über die Schädellehre „das Dintenfaß von einem berühmten Anatomen in Berlin geborgt.“ *) Möchte nur Gall aus diesem Dintenfaß ein Werk schreiben, welches den Tabulis et descriptionibus nervorum thoracis et abdominis an die Seite gestellt werden könnte!

Gall kannte Göttingen viel zu wenig; daher fand er die Aufnahme bei seinem Benehmen ganz anders, als an andern Orten, und als er, wie er sich deutlich vernehmen ließ, erwartete. Ich habe seit 13 Jahren mit Vergnügen wahrgenommen, daß alles, was sich Charlatanerie oder Renomisterei nähert, so wie alles, was nicht auf reelles Wissen gegründet ist, nirgends weniger gedeihet, als in Göttingen. So wie hier kein Renomist unter den Studierenden sein Glück machen kann, jede von Ferne hieher gebrachte renomistische Kleidung in wenigen Wochen verschwindet, und jeder Akademiker ohne Ansehen unter seinen Mitbrüdern bleibt, an welchem diese nicht Fleiß und Geschicklichkeit wahrnehmen; eben so kann auch kein Docent hier mit irgend einer Art von Windmacherei, die etwa auf andern Universitäten ihr Glück machte, auf die Dauer sich irgend ein Ansehen verschaffen. Der Grund davon liegt ohne Zweifel darin, daß auf wenigen Universitäten ein größerer Zusammenfluß solcher Studierenden ist, die theils nur hieher kommen, reelle Kenntnisse zu sammeln, theils von andern Universitäten und Schulen schon viele solide Kenntnisse mitbringen, als in Göttingen. Aber eben diese ansehnliche Zahl von gebildeten, fleißigen und geschickten Studierenden weiß bald das Scheinende vom Reellen, und jeden Wind der Lehre von der soliden Gelehrsamkeit zu unterscheiden. Man sieht daher auch solche Docenten, wenn je so einer auftritt, bald einen andern Weg einschlagen, und eine andere Sprache annehmen, als die Menge und Sprache der gelehrten Renomisten war, die sie nachahmen wollten.

*) Der Freimüthige Nr. 174. S. 179. An einer andern Stelle des Freimüthigen Nr. 179. S. 200., wo die Unwahrheit von der Musik, welche die Studenten gar zwei Mahl sollten gebracht haben wiederholt gedruckt ist, heißt es: „D. habe mit großer Heftigkeit und in einem unanständigen Ton Gall wie einen Charlatan behandelt.“ Nein, nicht den Doktor Gall, sondern die Schädelgreiferei; diese erkenne und erkläre ich noch bis auf diese Stunde für eine Charlatanerie. Die Nachwelt wird entscheiden!

Was das Aeußere betrifft, welches bei solchen ambulirenden Vorlesungen nicht zu übersehen ist, so stand Gall in schwarzem Kleide vor einem langen Tische, welcher in den ersten Stunden mit sehr vielen, in den letzten mit sehr wenigen Thier- und Menschenschädeln belegt, und mit einigen Wachspräparaten von Menschen- und Thiergehirn besetzt war. *) Einige Masken von Gyps, wie die von Newton, Iffland, und einige wenige Kupferstiche wurden auch vorgezeigt.

Unter den Schädeln von Bedeutung war der Schädel des Generals Wurmser, des Dichters Alxinger, und des Schauspielers Jünger. Unter den Thierschädeln war der Kopf eines Löwen und eines Orang-Utang am bedeutendsten. Sonst lagen noch allerlei ungenannte umher; einen davon hätte man gar wohl für den Thersiteskopf halten können; nemlich einen „spitzköpfigen, hochaufgewölbten Oberschädel," auf welchem sich erstaunlich viel aussprach, was Böttiger schon im Homer angeschrieben fand; diesen erhielt Hofrath Blumenbach öffentlich zum Geschenk. „Mir nutzt er doch nichts, sagte Gall, ich weiß weiter nichts von ihm, als daß er ein russischer Schuster war, und gern in die Kirche gieng." Nun denke man sich diesen ausgezeichneten Theosophen, diesen echtgriechischen und der griechischen Kirche zugethanen Τοξὸ καὶ ὀξυκέφαλο **), diesen von der Natur selbst, wie Böttiger sagt, gestempelten Generalskopf, diesen hippokratischen πρῶτον περὶ τῶν μακροκεφάλων ***) verschenkt Gall! Wir sind es zufrieden, daß er in so gute Hände kam. Es ist ein Kopf, der den schönsten antiquarischen, naturhistorischen und anatomisch-pathologischen Commentar veranlassen, und den selbst ein Tischbein einer Abbildung würdig finden könnte.

Was die Form der Vorlesungen betrifft, so fieng Gall solche ohne Anrede an die Zuschauer an, und endigte, wie und wenn es ihm gut dünkte. Glaubte er während seiner Rede, bei welcher er nie etwas Geschriebenes vor sich hatte, daß ihm etwas entfallen wäre, oder hatte er den Faden verlohren, so fragte er den hinter ihm stehenden Dr. Spurzheim, der dann aushalf. Ein Mahl wurde ein, in der weitesten Entfernung von Gall sizender fremder Gelehrter wiederholt mit

*) Die ganze Sammlung von Wachspräparaten des Gehirns, die aus 24 Stücken bestehen soll, aber hier nicht alle zu sehen waren, und worunter manche sehr klein sind, wie z. B. das Gehirn der Eidexe, soll tausend Thaler kosten. Wer dazu Lust hat, darf sich nur an Dr. Gall oder Spurzheim wenden.

**) Ilias II. Der Freimüth. Nr. 152.

***) de aeribus, aquis et locis XXXV.

mit Namen aufgerufen, ihm auf einen Beleg zu einem Satz zu helfen, welcher dem Gedächtniß Galls und Spurzheims entgangen war. Und ungeachtet der Aufgeforderte, wie alle wohl merkten, nicht antworten wollte, so wurde er doch so lange angerufen, bis er sich vernehmen ließ. Ein ander Mahl kam der an der Thüre als Receveur und Controlleur der Einlaßbillette postirte Bediente dem Organ des Namensgedächtnisses seines Herrn ganz laut zu Hülfe. Uebrigens hatte ohne Zweifel das lange Nachdenken über einen und denselben Gegenstand, dessen öfterer Vortrag seit 8 Jahren, und eine Suade und Freimüthigkeit, welche noch den Berlinschen Freimüthigen übertrifft, den Dr. Gall in Stand gesetzt, jeden Augenblick unvorbereitet, wie es schien, eine zweistündige Vorlesung zu halten. Aber eben deswegen konnte es auch nicht fehlen, daß er öfters von dem abschweifte, was er beweisen wollte, daß er bald dies, bald jenes, was in den bereits gedruckten, seine Lehre enthaltenden Schriften vorkommt und als Beweis angeführt ist, vergaß, oder etwas zur Sache nicht gehöriges einmischte, und daß er gewöhnlich in den Vormittagsstunden besser sprach, als des Abends, indem er vom Abend bis zum andern Vormittag eher Zeit gewann, auf seinen künftigen Vortrag zu denken und sich vorzubereiten.

Unter seinen Zuhörern der hiesigen Vorlesungen waren Leute von allerlei Ständen, Gelehrte und Ungelehrte, Fremde und Einheimische, in allem, meiner Schätzung nach, 130 bis 140. Aber nur in anderthalb Vorlesungen wären zwei fremde Frauenzimmer, eine Mutter und Tochter, gegenwärtig. Letztere soll eine gar eifrige Schülerin von Gall seyn. Sonst sah man eben keine Dame, keinen Professor der Theologie, nur zwei juridische, fünf philosophische und sechs medicinische Professoren. Der Glaube an die Schädellehre stand schon vor Galls Ankunft hier auf schwachen Füßen, und sank noch mehr, nachdem Gall sie vorgetragen hatte; die Schädelgreiferei war ohnehin vor seiner Ankunft zum Gelächter geworden. Aber auch die Organenlehre sank in ihrem Credit immer mehr. Denn die Beweise für die Gehirnorgane wurden mit jeder Vorlesung schwächer und confuser, und die Mimik der letzten Vorlesung hatte vollends den Eindruck der ersten Vorlesungen ganz geschwächt. Man lachte, ward unwillig und da Gall vollends zu der anatomischen Demonstration eines Hirns nur geringe Hoffnung gab, so giengen zum wenigsten viele Medicaner sehr unzufrieden hinweg.

In der letzten Vorlesung trug nemlich Gall seine Mimik, als letzten Beweis der Wahrheit seiner Lehre vor. Er sagte, jetzt wolle er etwas vortragen, worüber alle lachen werden, (welches nachher auch wirklich der Fall war,) welches aber ihm sehr wichtig sey. Er frage, wie man es mache, wenn einem etwas nicht einfallen wolle,

wenn man sich eines Namens, Orts u s. w. erinnern wolle, ob man sich nicht die Stirne reibe, dahin klopfe, oder den Finger dahin halte; gerade dahin, wo das Organ des Namens-, Orts- und Sachgedächtnisses sey? Wenn man etwas recht betrachten wolle, das man in den Händen habe, ob man nicht den Kopf hin und her drehe, das Farbenorgan hin und her wiege, statt die Sache selbst zu drehen? Ob nicht die Mahler im Betrachten, den Zeig- und Mittelfinger an ein Augbraun und Schlafbein halten, dahin, wo das Farbenorgan sey? Ob der Verschlagene nicht den Kopf vorwärts, der Hochmüthige den Kopf aufwärts oder seitwärts, der Raufsüchtige den Nacken eingezogen trage, der Muthlose den Kopf sinken lasse und sich hinter den Ohren kratze, der Betende das Haupt empor hebe u. s. w., und also immer das Organ berühre, in Bewegung setze, emporrichte u. dgl., welches jetzt thätig seyn solle? Kurz, ob nicht alle diese Handlungen wirklich auf den Sitz des Organs hindeuten? — Da Gall das Organ der Darstellung durch Geberden vollkommen zu haben schien, so war die Darstellung dieser Handlungsweisen durch seine Geberden ein wahres Lustspiel für die Zuschauer, als Nachspiel zu den neunzehn vorhergegangenen Aufzügen. — Aber ich habe unter vielen Zuhörern und Zuschauern, die ich nachher sprach, nicht einen einzigen kennen lernen, den diese Vorlesung in Hinsicht auf die Schädellehre gefallen hätte. Bei vielen aber hatte sie den guten Eindruck der ersten Stunden ganz verlöscht. Man mag die Sache betrachten, wie man will, so kann man keinen gültigen Beweis für die Schädellehre daraus herleiten. — Denn, ist es nicht eben so wahr, daß mancher Mensch, dem etwas nicht beifallen will, die Faust in die Seiten stämmt, und gen Himmel oder auf die Erde nachdenkend hinblickt? — Ist es nicht wahr, daß mancher Kunstkenner die Arme über einander legt, und mit unverwandtem Blick ein Gemälde oder eine Bildsäule betrachtet? Hat nicht selbst Chodowieki den wahren Kunstkenner so abgebildet? Ist es nicht wahr, daß viele tausend Menschen, ja die größten Nationen der Erde, nicht mit dem Blick gen Himmel gerichtet, sondern mit dem Angesicht auf der Erde liegend, andre mit über die Brust gekreuzten Armen und nach der Erde gerichtetem Blick beten und ihre Gottesverehrung verrichten, u. v. dgl. m. Ich frage jeden Unbefangenen: kann aus solcher Mimik etwas sicheres für den Sitz eines Organs hergeleitet werden?

(Die Fortsetzung folgt.)

Zwei bisher noch ungedruckte Briefe von Leibnitz. *)

Alles, was auf die physische, intellectuelle und moralische Natur des Menschen Beziehung hat, war Leibnitzen interessant, und die Anthropologie war bekanntlich eine seiner Lieblingswissenschaften. Daher entgiengen auch selbst gemeine Vorurtheile seines Zeitalters, worüber er in Ansehung wissenschaftlicher Aufklärung so hoch erhaben war, seiner Aufmerksamkeit und Untersuchung nicht. Außer manchen Stellen in seinen bekannten Werken sind auch folgende zwei an den damaligen Doctor Behrens in Hildesheim gerichtete Briefe, die ich hier aus der Handschrift wörtlich mittheile, Belege zu dieser Bemerkung. Der Wahn, daß feindlich gesinnte Dämonen von Menschen Besitz nehmen, und wunderbare Wirkungen im Körper und Geist hervorbringen könnten, Wirkungen, die der aufgeklärte Arzt und Philosoph ganz natürlichen Ursachen zuschreibt, war damals noch ziemlich allgemein, und setzte, wie wir sehen werden, Mönche in Thätigkeit, die vermuthlich die Kunst der Austreibung durch Beschwörungen zu verstehen vorgaben. Wie Leibnitz über diese Sache dachte, verrathen seine Aeusserungen in diesen Briefen. — Gelegentlich erlaube ich mir hier noch die Bemerkung, daß ich unter allen Philosophen der Vorzeit keinen kenne, der mit mehr Humanität, mit mehr Schonung und Rücksicht auf die oft unverschuldete Unkultur und Schwäche des Verstandes die ihn umwimmelnden Vorurtheile seiner Zeitgenossen behandelte, der bei seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit und feurigen aufrichtigen Wahrheitsliebe besser zu leben wußte, als Leibnitz. Diese seine Lebensart entsprang, wie mir es scheint, aus seiner, nicht nur aus Büchern, sondern auch aus dem Umgange mit Menschen geschöpften tiefen Weltkenntniß, noch mehr aber aus seiner natürlichen, und durch moralische Grundsätze befestigten Gutmüthigkeit, die mit Scharfsinn und Gewandheit des Geistes verbunden war. Bei aller dieser Lebensklugheit war er jedoch weit erhaben über jene kleinliche egoistische Sophisterei, die durch Schein täuscht, und durch ein gefälliges Anschmiegen an die Meinungen und Vorurtheile anderer, ehrgeizige oder habsüchtige Zwecke erzielt. Die Ruhmbegierde, die ihn befeuerte, war von der edleren Art, und mit der Förderung reeller Wissenschaften und wahrer Aufklärung war es ihm völliger ungeheuchelter Ernst. Solche Gesinnungen, verbunden mit solchen Absichten, wie sie klar aus seinem Leben und Schriften hervorleuchten, mußten ihm das Wohlwollen und die Hochachtung Vieler erwerben; und daran war ihm, auf der neuen wissenschaftlichen Bahn, die er zu einem neuen Ziel einschlug, mehr gelegen, als an Siegen, die durch herbe Angriffe, oder gleichsam mit herkulischer Keule,

*) Man vergl. St. 34. d. Mag. v. d. J.

Keule, über Irrende oder Schwächere erfochten werden. Wenn nur erst, mochte er denken, wahre Verstandes- und Vernunftcultur durch friedliche Bemühungen eingeleitet und verbreitet wird, so werden die Gespenster von selbst verschwinden. Bei einer solchen Denkungsart konnte es sein Genius immer wagen, neue und ungewöhnliche Ideen seinen Zeitgenossen und der Nachwelt aufzustellen; er wurde dadurch nicht anstößig, wurde selbst von Andersdenkenden geachtet, und Personen von den höchsten und niedrigern Ständen näherten sich gern dem sanften wohlthätigen Lichte, das von diesem großen Manne ausgieng.

G. F. Koch.

1.

Ich will hoffen, daß alles in den Stadtsachen nach Wunsch gehen werde, und wird mir allezeit lieb seyn, meines Herrn Gedanken darüber zu vernehmen.

Zu Wolfenbüttel macht man viel Wesen mit einem Menschen, der besessen seyn soll; es ist aber vermuthlich nichts als eine Krankheit, und stelle dahin, ob nicht etwas Bosheit dabei. Mein H. hat dergleichen Materien untersucht, und werden mir seine Gedanken darüber lieb seyn. Ich vernehme, daß ein Geistlicher bei ihnen, Namens H. Magister Wilter einen Knaben von Rinteln, so auch vor besessen gehalten worden, zurechte gebracht, und den Betrug entdecket. Soll voriges Jahr geschehen seyn. Bitte, mein H. wolle sich ohnbeschwert deswegen erkundigen, und mir von der Sachen Beschaffenheit Nachricht geben; und weil auf dem Sprung nach Wolfenbüttel zu verreisen, den Brief an mich in das Postamt daselbst recommendiren. Ich verbleibe jederzeit ꝛc. Hannover 30ten Jul. 1711.

2.

Bedanke mich dienstlich, daß mein hochgeehrter Herr Doctor mir die Relation von dem vermeinten Daemoniaco communiciren wollen. Zu Wolfenbüttel soll ein casus similis seyn, weil ich aber vernommen, daß die Capuziner sich damit meliren, habe nicht hingehen wollen. Wenn die Obsessi fremde, ihnen sonst unbekannte Sprachen reden könnten, wäre es freilich übernatürlich, aber wo sind dieselben? —

Zu Wolfenbüttel ist nicht erlaubt, die Bücher ausser Fürstl. Consens außer der Stadt zu schicken *); und weil Seine Durchlauchten abwesend, so habe, was mein Herr verlanget, bis zu der Rückkunft zu ersparen nöthig erachtet. Sollte aber mein Hr. gern bald etwas aus dem Fulvio Ursino zu wissen verlangen, bitte dienstlich, solches zu specificiren, so will deswegen Erkundigung einziehen lassen; hat es aber Zeit, so soll das Buch nach des Herzogs Rückkunft selbst erfolgen. Verbleibe inzwischen jederzeit ꝛc.

Hannover den 7ten Sept. 1711.

G. W. v. Leibnitz.

*) Bekanntlich erhielt Leibnitz schon im Jahre 1691 vom Herzog Anton Ulrich auch über die Wolfenbüttelsche Bibliothek die Oberaufsicht.

Hannöverisches Magazin.

88tes Stück.

Montag, den 4ten November 1805.

Ueber Dr. Galls Vorlesungen in Göttingen.

Vom Professor Osiander.

(Fortsetzung.)

Gall läßt kein Organ auf irgend eine Geistes- oder Gemüthseigenschaft ausser dem Hirn gelten; selbst der Stimme des Gewissens hat er in Dresden *) das Organ im Hirn angewiesen. Müßte aber seiner Mimik zufolge das Organ des Gewissens nicht in der Brust sitzen, als wohin der reuvolle, vom Gewissen geängstete Mensch selbst nach dem Ausspruch unsers göttlichen Lehrers zu schlagen pflegt? — Gall sagte ferner, ob man nicht beim bewußtlosen Kranken am Gehirn ein unwillkührliches Hingreifen an die leidende Stelle des Kopfes bemerke? — Ganz gewiß. Aber ich frage jeden erfahrnen Wundarzt, ob man sich nicht öfters täusche, und nach dem Tode erst beobachtete, daß der Sitz des Uebels nicht an der Stelle gewesen sey, wo der Kranke bewußtlos hingegriffen habe?

Und kann, wie Gall vermuthet, durch das Reiben an dem Schädel ein Organ zur Thätigkeit aufgeweckt werden, so frage ich, wie ist es möglich, bei einem Thiere ein Organ aufzuwekken, welches dieses nicht hat? — Es soll z. B. nach Galls Ausspruch das Organ der Gutmüthigkeit den Thieren mangeln, welche in der Gegend der Stirn nicht entweder gar keine Erhabenheit oder sogar eine Vertiefung haben. Nun aber hat der Seehund (Phoca vitulina) einen von der Nasenspitze an nach hinten ganz platt fortlau-

*) Der Europ. Aufseher 1805. Nr. 47. sagt: Galls Erklärung von Gewissen und Freiheit sey verwerflich, und der Freymüthige S. 39. Galls Desin. des Gewissens sey ihm in Dresden übel gedeutet worden.

laufenden Kopf, wie wir an einem skeletirten Schädel sahen, den ich Gall nach seinem Wunsch aus meiner Sammlung überließ. *) Dem Seehund mangelt also nach Galls Principien das Organ der Gutmüthigkeit, und seine ungemein große Bissigkeit scheint auch diesen Mangel zu bestätigen. Doch habe ich bereits vor acht Jahren, in einer Schrift **) aus eigener Beobachtung angeführt, daß die Seehunde sehr sanft und kirre werden, wenn man ihren fetten Rücken streicht. Liegt nun wohl das Organ der Gutmüthigkeit im Rückenmark? — Wie ist es ferner möglich, daß das Organ der Sanftmuth so schnell die Oberhand über das Organ der wüthenden Zeugungsbegierde und des Mordsinns bekommen kann, wenn man einem brünstigen Hirsch, wie ich in einem Thiergarten sah, ***) auf der Stirne kratzte? Eben dieses nahm ich an einem 16 Monat alten Elephanten wahr, der vor mehreren Jahren hier gezeigt wurde, und keinen Augenblick stille stand, als wenn man seine eiserne Stirne kratzte, hinter der bekanntlich wegen den vielen Stirnhöhlen das Gehirn viele Zolle weit entfernt ist. Ich frage ferner, wie kommt es, daß der Elephant bei seiner völlig flachen Stirn, an der sich weder das Organ der Sanftmuth, noch das Organ der Personen- und Sachgedächtniß ausspricht, ein so vollkommen bezähmbares und sanftmüthiges Thier mit großer Gedächtnißkraft ist, das nicht beleidigt, aber auch weder empfangene Beleidigung noch Wohlthat leicht vergißt, ****) da doch die flachstirnigen Thiere nach Gall nie völlig bezähmbar seyn sollen. Eben so möchte man fragen: Wie hat der Elephant bei seinem wenigen vordern Gehirn so viel Verstand, und bei seinem ungemein großen hinteren Gehirn so wenig Zeugungsbegierde, daß man bis auf diese Stunde noch nicht völlig gewiß

*) Ich glaube dieser Schenkung wohl öffentlich erwähnen zu dürfen, nachdem Gall selbst hier zwei Schenkungen von Schädeln an einen Gelehrten in seinen Vorlesungen gemacht hatte, mit dem naiven Zusatz: „ich kann sie doch nicht brauchen."

**) Meine Denkwürdigk. für Aerzte und Geburtshelfer. 1r Bd. Gött. 1797. S. 119.

***) a. a. O. S. 119.

****) Wer dem im Sept. 1797. hier gezeigten 6jährigen Elephanten nichts zu leide that, und nur einige Mahl etwas zu fressen gegeben hatte, durfte es wagen, seinen Rüssel anzufassen, festzuhalten, und sogar seine vorne nicht festgewachsene Zunge in die Höhe zu ziehen. Ich sah, wie er einen Studenten, der ihm Obst gegeben hatte, mit dem Rüssel ins Gesicht streichelte, einen andern aber, der ihn geneckt hatte, und unter vielen Menschen vor ihm stand, ganz allein ins Gesicht schlug.

wiß weiß, wie der Elephant sich begattet, ungeachtet so viele Elephanten in Europa und Indien beobachtet wurden? Auch scheint aus der Naturgeschichte zu erhellen, daß ein ganz anderer Theil im Gehirn des Elephanten mit den Geschlechtstheilen und der Zeugungsbegierde in Verbindung stehe, als das kleine Gehirn. Strabo schreibt nämlich,*) daß dem Elephanten zur Brunstzeit eine fettige Materie aus einer Oeffnung an den Schläfen fließe. Und nach Pet. Campers Beschreibung des Elephanten **) und Petraults Beobachtung ***) liegt die Drüse und der Gang, aus welchen die Fettigkeit hervorfließt, zwischen dem äußersten Augenwinkel und dem Ohre des Thiers, folglich nicht dem kleinen oder hintern, sondern dem vordern Gehirn nahe. Läge nun diese Drüse am Hinterkopf in der Nähe des hintern Gehirns, so würde sie Gall sicher als einen Beweis für die Wahrheit seiner Theorie oder Hypothese, daß das kleine Gehirn der Sitz der Zeugungsbegierde sey, anführen.

Mit allen Beweisen für den Sitz dieses Organs ist es überhaupt, je mehr man die Sache naturhistorisch untersucht, sehr übel bestellt. Manche Beweise, die Gall anführt, sind ohnehin ganz unstatthaft, wie z. B. der Beweis vom Maulthier. Diese Thiere sollen deswegen ihr Geschlecht nicht fortpflanzen können, weil das kleine Gehirn in ihnen nicht gehörig und hinreichend entwickelt sey, daher der Hinterkopf schmal sey, und die Ohren so nahe beisammen stehen. Allein erstlich ist nur der Kopf des Maulesels schmäler als ein Eselkopf, und gleicht mehr dem Pferdekopfe; der Kopf des Maulthiers aber ist kürzer und dicker als beim Pferde, und mehr dem Esel ähnlich; und die Ohren des Maulthiers scheinen näher beisammen zu stehen, als beim Pferde, weil sie größer, nicht hängend wie bei den Muttereseln, sondern in die Höhe gerichtet, wie beim italiänischen Esel gestellt sind. Und bei allem dem hat der Maulthierhengst bei weitem mehr Zeugungsbegierde, als ein Pferde- und Eselhengst. Man muß daher die Maulthierhengste gewöhnlich verschneiden, weil sie viel unbändiger sind, als Pferdehengste, und wenn sie wild werden, so ist gar kein Auskommen mit ihnen. ****) Eben so ist der Beweis

*) Mari coitus tempestivus est, ubi domi detentus saevire coepit, tunc enim pingue quiddam emittit per spiramentum, quod ei circa tempora est. Foeminae cum hic idem meatus apertus fuerit. Strabo Geog. L. 15.

**) Campers kleinere Schriften, a. d. Holl. übers. 1r Bd. S 54.

***) Memoire pour servir à l'hist. nat. d. animaux. S. 534.

****) Krünitz ökonom. Encyclop. 85 Th. S. 660.

vom Nexus der Hirschgeweihe und der Hoden, in Bezug auf das kleine Gehirn, und die Zeugungskraft ganz unstatthaft. Denn wenn der Schluß davon gültig wäre, so könnte man mit eben dem Rechte behaupten, daß bei dem Haushahn das Organ der Zeugungskraft in seinen Füßen sitze. Ich habe schon an einem andern Orte gezeigt, daß die Alten unter andern Castrationsarten auch diese hatten, daß sie dem Hahn die Sporne abbrannten *). Was von den Sperlingen als Abnahme des kleinen Gehirns mit den Hoden gesagt wurde, ist unerwiesen, und eben so noch gar viel anderes, was ich hier vorsetzlich übergehe. Aber ich kann es nicht unberührt lassen, daß es eine große Unschicklichkeit war, daß Gall einen vorlängst verstorbenen, in mancher Hinsicht sehr würdigen Bischof und Reichsfürsten öffentlich mit Nahmen nannte, und eine Ursache anführte, warum ihn sein Arzt habe castriren lassen, die, wie ich zuverlässig weiß, nicht wahr ist; und wenn sie wahr wäre, nicht öffentlich gesagt werden sollte. **) Eben so undelikat war das, was er von manchen Damen sagte. — Indem er seine Gründe für die Richtigkeit der Physiognomik im Lavaterischen Sinn anführte, und nur die Pathognomik für gültig erkannte, wo man nemlich aus der Richtung der Gesichtszüge und des Körpers, welche Züge ein öfteres Handeln permanent und gleichförmig wiedererscheinen gemacht haben, auf die Eigenschaften des Menschen schließen, und so z. B. den Soldaten an seinem Gange genau vom Schneider und vom praktischen Arzt unterscheiden könne.

Endlich schloß er seine Vorlesungen mit seiner Meinung von den Schädelsammlungen, welche den Nationalcharakter jedes Volks bezeichnen sollen. Man sollte, meinte er, vorzüglich die Köpfe der niedrigsten Volksklassen einer Nation untersuchen, an welchen nemlich kein Organ durch Kultur besonders ausgebildet wäre, wie dieß bei manchen Organen an den Köpfen der höhern Klassen der Fall sey. Je ausgebildeter aber mehrere Organe des Gehirns seyen, desto dünner werde der Schädel. Als Beweis hievon führte er die verschiedene Dicke der Schädel der Perser und Aegyptier an, konnte aber den Schriftsteller nicht nennen, und hatte wohl die Nachricht weder aus der ersten Quelle, noch sie je reiflich erwogen; denn die Stelle beweist gerade gegen ihn. Herodot erzählt nemlich, (B. III. 12.) nach der Schlacht der

*) Beiträge zur Geschichte der Erfind. von Joh. Beckmann, 5r Bd. 3s St. 1804. S. 485.

**) Zwar sagte Gall, er habe diesen Umstand vom Arzt selbst gehört. Aber welcher Leibarzt würde dieß sagen? Ich weiß aus sicherer Quelle, daß die angeführte Ursache nicht wahr ist.

der Perser mit den Aegyptiern unter Kambyses seyen die Todten beider Nationen besonders untersucht worden; als man späterhin die Köpfe der Perser untersucht habe, so seyen die Schädel derselben so dünne gewesen, daß ein kleiner Stein sie durchbohrt habe. Die Köpfe der Aegyptier hingegen habe man mit den größten Steinen kaum zerschlagen können. Nun waren aber die Aegyptier ein viel früher gebildetes, und in der Kultur fortgeschrittenes Volk, als die Perser, folglich hätten die Schädel der Aegyptier dünner seyn müssen. Aber sie blieben dick, weil sie, wie Herodot meinte, ihr unbedecktes Haupt jeder Witterung bloßstellten, die Perser hingegen warm hielten, und mit schweren Turbanen bedeckte; oder es waren vielmehr, wie ich vermuthe, die Schädel der Aegyptier deswegen dicker, weil sie ein „abgebleichtes Negervolk" *) waren, und dicke Schädel eine unvertilgbare Eigenschaft der Neger von jeher gewesen war. Sicher hat darauf vorzüglich Klima und Witterung den mächtigsten Einfluß, nicht Geistesculur, was ich auch Gall daraus zu erweisen suchte, daß ich ihm erzählte, es werden hier zu manchen Jahreszeiten Kinder von allerley Ständen, von vornehmen wie von geringen, mit harten Schädelknochen und völlig verknöcherter vorderen Fontanelle geboren, von Ständen, die in Absicht der Geisteskultur und der Lebensart in Essen und Trinken ganz verschieden seyen. Ein Umstand, der ihn in Verwunderung setzte, und ihn veranlaßte, sich einen solchen Kinderschädel aus meiner Sammlung auszubitten, den ich ihm auch gern mittheilte. Daß ein chemischer Einfluß von außen solche Erscheinungen bewirke, nicht Geistesculur und Organenübung von innen, ist nach mehrern Erscheinungen klar.

Ammian (B. XIX. 9.) erzählt von einer Schlacht der Römer mit den Persern, daß die Leichname der erschlagenen Römer nach vier Tagen schon so von Verwesung entstellt gewesen seyen, daß man keinen mehr habe erkennen können. Die Leichname der Perser hingegen seyen ausgetrocknet, welches von ihrer mäßigen Lebensart und ihrem heißen vaterländischen Boden herkomme. Klima und Lebensart machen also offenbar Schädel dünne oder dick, Körper trocken oder saftreich, nicht die Kultur

*) J. G. Eichhorns Weltgeschichte, Gött. 1799. 8. S. 104. Die Aegyptier waren ein etwas abgebleichtes Negervolk mit Wollenhaar und einer Negerphysiognomie, das sich von dem hohen Aethiopien in das tiefe Nilthal herabgezogen hat, und bis auf die Ankunft der Griechen, seinen schwarzbraunen Stammvätern, wie im Profil, so auch in Sitten, Kleidung und Religion verwandt geblieben ist. Damit vergleiche man in dem kostbaren Werke des Denon Voyages en Egypte, Planch. 139. Fig 9. 10. 11. etc.

tur der Organe unter dem Schädel.

Gall war so wenig Naturforscher, und besonders so schlecht bewandert in der so anziehenden als nützlichen Lectüre der Reisebeschreibungen, daß er den, allen Anfängern des Studiums der Naturgeschichte ganz bekannten Umstand vom Pressen des Kopfes der Kinder bei verschiedenen Nationen noch zweifelhaft anführte. Nachdem er nemlich einen durch die Erfahrung so oft widerlegten Satz aufgestellt hatte, daß das Hirn der Kinder, die geboren werden sollen, ohne tödtliche Folgen keinen großen Druck leiden könne,*) so sagte er: „Es solle zwar Nationen geben, (als ob dieß nicht seit Hippocrates, Plinius und Columbus Zeiten außer Zweifel wäre) welche den Kindern die Köpfe einpressen, und in gewisse Formen drücken; aber, setzte er hinzu, man wisse auch, daß alle diese Völker dumm seyen." — Eine solche große naturhistorische Unwissenheit würde man sicherlich keinem Schüler der obern Klassen eines Gymnasii verzeihen; allein Gall durfte dieß im Angesicht von Zuhörern wagen, unter denen vielleicht nicht einer war, der die Sache nicht, selbst aus Taschenkalendern und naturhistorischen Kinderbüchern, besser wußte, ja vor einem berühmten Naturforscher, der ihn durch Schädel solcher Völker gleich in der nächsten Stunde eines Bessern belehren und überführen konnte. Statt einer leicht aufzuzählenden Anzahl von Beweisen will ich nur eines einzigen erwähnen, der zugleich aufs deutlichste darthut, wie schlecht es mit den vermeinten Organenstellen der Gallschen Theorie bestellt ist. Die Originalbewohner der Antillen drückten nach Angabe der ersten Entdecker von Westindien und Amerika ihren Kindern das Vorderhaupt so zusammen, daß dadurch das Hinterhaupt eine monströse Erhöhung erhielt. Dabei waren die Schädel dieser Menschen so hart, daß die Säbel der grausamen Spanier oftmals auf denselben zersprangen. Nach Galls Hypothese hätten nun diese Menschen abscheulich dumm,

*) Ich konnte mich nicht enthalten, ihm hiebei öffentlich zu sagen, daß der vielfältigen Erfahrung zufolge das Hirn der Kinder bei der Geburt einen sehr großen Druck ohne allen Nachtheil erleiden, und der Kopf in jeder Richtung auf einen Zoll in seinen Dimensionen vermindert werden könne. Als Beweis hievon sagte ich zu Gall: Sie haben gewiß in Leipzig einen jungen Gelehrten, den Dr. E., kennen gelernt, dem bei seiner Geburt der verstorbene berühmte Geburtshelfer, Professor Gehler daselbst, den Kopf mit der Levretschen Geburtszange so zerdrückte, daß man noch jetzt den Eindruck an der Stirne sehen, und an dem Hinterhaupte deutlich fühlen kann; doch lebt er, und hat Verstand und Gelehrsamkeit." Gall wollte sich dessen nicht erinnern, aber der redliche Spurzheim sagte ihm, daß sie ihn da und da gesehen, und daß er ihnen diese Beschaffenheit seines Kopfes selbst gezeigt habe.

dumm, roh, melancholisch, und nichts weniger als gutmüthig seyn müssen. Aber Columbus und P. Martyr versichern dagegen, daß in ihrer Physiognomie nicht nur Gutherzigkeit und Redlichkeit herrschte, sondern daß sie trotz der niedergedrückten Organe der Theosophie, der Gutmüthigkeit, des vergleichenden Scharfsinns, des Inductionsvermögens u. s. w. friedlich und froh in der schönen Natur lebten, die Liebe die Quelle ihrer ganzen Glückseligkeit ausmachte, ihre civile Kultur über andere Völker in Nordamerika erhaben war, sie den Acker sehr gut bauten, selbst die Bewässerung der Grundstücke aus weit entlegenen Flüssen zu benutzen wußten, aus selbst erzogener und selbst vortrefflich gefärbter Baumwolle schöne Zeuge webten, ohne eiserne Werkzeuge achtruderige Fahrzeuge baueten, welche oft den Galeeren der Spanier an Länge nichts nachgaben, auch bei Verfertigung ihres Hausgeräthes große Geschicklichkeit zeigten, und treffliche Beweise einer religiös-moralischen Denkart in ihren Anreden an ihre grausame Bezwinger gaben, ja dadurch die viehisch grausamen spanischen Christen auf das tiefste beschämten. *) Dieß waren die Menschen mit panzerhärten, und nach hinten verschobenen und verdrückten Schädeln, denen die Gallische Hypothese kaum noch eine Spur von Menschlichkeit angedeihen läßt, ja sie lieber an die Reihe der unvernünftigen Thiere hinschieben möchte!

Am Schluß der letzten Vorlesung versprach Gall, noch einen Tag länger hier zu verweilen, wenn er ein Gehirn zum Demonstriren bekommen könne. Aber da wir, Gott sey Dank! trotz der regnerischen Witterung des Sommers keine gefährliche Kranke hatten, und kein Sterben in den Hospitälern, so konnte in den wenigen Tagen seines Hierseyns kein Menschengehirn verschafft werden, so sehr die jungen Aerzte und alle Anatomiker es wünschten, und zu Vermehrung ihrer der Menschheit nützlichen Kenntnisse es wünschen durften. Indessen blieb Dr. Gall doch noch zwei Tage hier, und zeigte in dem Lehrsaal des Hofr. Hymly, in Gegenwart einiger Lehrer der Medicin und einiger jungen Aerzte, die Zer-

*) von Zimmermann Taschenbuch der Reisen. Leipz. 1803. S. 21. Ein solcher Greis von den Urbewohnern der Antillen sagte in Cuba zu Columbus: „Wenn ihr sterblich seyd, wie wir, so kann es euch nicht unbewußt seyn, daß es nach diesem Leben ein künftiges giebt, in welchem den Bösen ein ganz anderes Loos beschieden ist, als den Guten Erwartet ihr daher, so wie wir, den Tod, und glaubt ihr, daß Jedermann in jenem Zustande den Lohn erhalten werde, den seine gegenwärtigen Thaten verdienen, dann werdet ihr denen kein Uebels thun, welche euch nichts anthaten.“ So sprach ein sogenannter Wilder ohne Theosophenorgan.

Zergliederung eines Ochsengehirns. Die übrigen Zuhörer, welche auf eine öffentliche Demonstration hofften, und dem Versprechen zu Folge hoffen durften, giengen zur gewöhnlichen Stunde der Abendvorlesung nach dem Bedekerschen Saal. Aber der Bediente des Dr. Galls, der den Zulauf abhalten wollte, stellte sich an die Thüre, und rief den Zuströmenden sehr naiv zu: „Der Herr Doktor hat kein Hirn; — der Herr Doktor hat kein Hirn bekommen!" Auf diesen komischen Zuruf entfernten sich die Ankommenden mehr mit Lachen, als Unwillen.

Gall zeigte in dem Zergliedern des Ochsengehirns nach seiner Weise eine große Fertigkeit, versicherte aber auch, „zum wenigsten zweitausend Thier- und Menschengehirne, oft fünf bis sechs in einem Tage," untersucht zu haben. Er zeigte uns, wie der Gürtel oder die Brücke abgehoben, die pyramidalischen Körper, Hirnschenkel und gestreiften Körper präparirt, das Auslaufen der Nervenbündel vom Rückenmark in das Gehirn dargestellt, der Ursprung der Sehnerven aus dem vorderen Paar der Vierhügel, des Geruchnervens aus dem hintern Paar derselben aufgesucht werden müsse ꝛc. Alles dieses gieng so gut, als es bei Nacht und vielen Lichtern, wo die Zergliederung vorgenommen wurde, gehen konnte. Der geübteste und älteste Anatomiker unter uns äußerte über einiges Zweifel, und erklärte, daß er es erst zu Hause näher untersuchen wolle, ob sich alles wirklich so verhalte, wie es sich jetzt bei Licht nicht genau erkennen ließ. Aber Gall nach seiner immer herben Freimüthigkeit meinte, das würde man doch nicht thun können, ohne daß er es zeige, wie mans machen müsse. Endlich überließ Gall das Entfalten des Gehirns dem Dr. Spurzheim. Dieser strich dann von dem großen Ventrikel aus die Falten des einen Theils des großen Gehirns mit den Fingern auseinander, welches jedoch wegen Festigkeit der Hirnmasse, wie er sagte, nicht vollkommen gelang, doch so, daß man die Möglichkeit einsah, es auf diese Weise in eine breite Fläche auszudehnen, worauf äußerlich die graue, innen die markige Substanz sich befindet. An einigen Stellen lösete sich nun die graue oder rindige Substanz ab, an andern riß die Masse ein. Ob aber überhaupt nicht etwas von der Marksubstanz weggestrichen wurde, was auf der Rindensubstanz hätte sitzen bleiben sollen, das ließ sich bei Licht nicht entscheiden.

(Der Schluß folgt.)

Hannöverisches Magazin.

89tes Stück.

Freitag, den 8ten November 1805.

Ueber Dr. Galls Vorlesungen in Göttingen.

Vom Professor Osiander.

(Fortsetzung.)

Am besten soll das Gehirn der an der Auszehrung oder dem anfahenden Wasserkopf verstorbener Personen zu entfalten seyn. Der Wasserkopf an sich soll das Gehirn nach und nach so ausdehnen und entfalten, ohne daß das Gehirn sich verzehre. Daß es jedoch auch Kopfwassersuchten gebe, bey denen sich die Gehirnmasse wirklich verzehrt befinde, zeigte ich Gall an einem in meiner Sammlung aufbewahrten Hirnrest, an welchem alles, was noch ausser Flüssigem im Schädel war, aus Hirnhäuten und einem kleinen Rest körniger Hirnmasse bestand, der sich bei einem an der Kopfwassersucht todt zur Welt gekommenen Kinde befand.

Die faltige Beschaffenheit des grossen Gehirns kannte man längst, auch die Entfaltbarkeit von aussen, aber die Entfaltbarkeit von innen ist, wie ich vermuthe, Galls Entdeckung, jedoch bis jetzt noch unausgemacht, ob es eine wahre Entfaltung ohne Zerquetschung und Zerreissung der Marksubstanz ist. Der Anatom Willis schreibt schon: Quia etiam universa cerebri compages adhuc magis divisa et variegata appareret, nam tota ejus exterior superficies gyris et *circumvolutionibus*, *quales fere sunt intestinorum*, inaequalis undique et anfracta redditur; — in cerebro humidiore aut diutius reservato *meninx* tenuior singula investiens, ac una colligans *facili negotio avellitur*, *et tunc gyris sive plicis apertis*, *et invicem diductis cerebri substantia quasi in sulcos exarari videtur*, e quibus anfractuum juga sive lirae haud serie

directa, sed decussatim oriuntur. *) Hier beschreibt Willis schon das ganze Verfahren, welches der Dr. Spurzheim jedesmal bei der äußern Entfaltung und vor der innern vorninmt. Eben so wußte Willig schon vor anderthalb hundert Jahren recht gut, daß die Rinde zur Ernährung der Marksubstanz diene, die Marksubstanz aber Nerven ähnlich sey, und zu geistigen Verrichtungen diene, und daß Thiere desto mehr Verstand haben, je mehr markige Substanz ihr Hirn enthält. Willig fährt nemlich fort, die Ursache der faltigen Substanz des Hirns auf folgende Weise zu erklären: Dicimus cerebrum ita fabricari, tum propter uberiorem alimenti spirituosi receptionem, tum ob commodiorem spirituum animalium in quosdam usus dispensationem. Quapropter ut liquoris spirituosi sufficiens copia suppeditaretur; non tantum ubique in plana cerebri superficie e corticali ejus substantia imbibitur, verum ista superficies, seu corticalis substantia plicis ac gyris aspera et inaequalis redditur, ut succo excipiendo spatia, quam fieri potest, latissime amplientur." Und S. 67: Interim medullaris cerebri substantia medullae oblongatae et spinali perquam similis videtur, at vero *satis notum est, quod hae partes medullares spirituum animalium exercitio et dispensationi*, ac minime illorum generationi inserviunt. Profecto hanc partem spirituum emporium potius, quam officinam esse hinc constat, *quoniam animalia, quae memoria, imaginatione et appetitu excellunt, cerebri medulla ampliori instruuntur*, prout observare est in homine et quadrupedibus perfectioribus: at quae facultatibus istis parum opus habere videntur, uti quadrupedes minores, item volucres et pisces, iis cerebri cortex uberior, sed pars medullaris minima existit. Auch das glaubte man schon zu Willis Zeit, was man für einen ganz neuen Gedanken von Gall ansah, daß die Medulla spinalis der Haupttheil, und das Hirn ein Fortsatz des Rückenmarks sey. Pag. 63 l. c. Primo intuitu, schreibt Willis, tria occurrunt, nempe cerebrum, medulla oblongata et cerebellum. E quibus videtur, quod medulla oblongata sit caudex communis, cui cerebrum et cerebellum velut tubera adnascantur. Quare nonnulli contendunt, *funem medullarem esse partem principem, cerebrum autem et cerebellum appendices ejus.*

Je mehr ich in Willis Buch lese, desto mehr überzeuge ich mich, daß Gall dieses für seine Lehre so wichtige Werk nicht gelesen hat. Schon die Stelle auf der 2ten und 3ten Seite hätte ihn zum Durchlesen aufmuntern müs-

*) *Willis* Cerebri anatome. Lond. 1664. 8. p. 65. Und pag. 10. Porro cum limbus a cohaesione sua solutus elevatur, tres ventriculi, ita vulgo dicti, *in unum inane spatium* seu vacuitatem meram *e complicatione cerebri* resultantem evadent.

müſſen: Ut perfecta cerebri ejusque partium notitia obtineri queat, non modo capita humana, verum aliorum cujuscunque generis animalium dissecare ac inspicere oportebit. Und nachdem er zeigte, warum und wie viel Thiergehirne er unterſucht habe, fährt er fort: Satius duxi cerebri anatomen quandam e crebra cujuscunque generis animalium dissectione componere. Certe *ex tali anatomia comparata non modo cujusque organi facultates et usus, verum ipsius animae sensitivae vestigia, influentias et secretos operandi modos detegere licebit.* Ich müßte ganze Bogen voll abſchreiben, wenn ich zeigen wollte, wie viel ſchon Willis von dem wußte, was mancher jetzt dem Dr. Gall zuſchreibt, und wie viel daraus Gall für ſeine Lehre hätte benutzen können. Aber Gall ſchien es nicht zu machen wie P. C mper bei ſeinen zootomiſchen und anatomiſchen Unterſuchungen, der, wenn er den ganzen Tag zergliedert hatte, die Abende und Nächte dazu anwendete, alle Schriften über den Gegenſtand nachzuſchlagen und durchzuleſen, damit ihm nichts entgehen und er wiſſen möchte, was ſchon andere vor ihm wußten; damit er berichtigen und zuſetzen könne, was von andern irrig vorgetragen oder überſehen wäre, und damit er ſich weder Fremdes anmaßen, noch ſeinem Eigenthum zu nahe treten ließe. Dieſe, allen empiriſchen Naturforſchern, wie Gall ſich ſelbſt nannte, nicht genug zu empfehlende Methode iſt wie eine Salbe aus Balſam auf das Organ des Hochſinns, indem es einen, der in ſeinem Sinn mit Entdeckungen hoch einherfahren will, gar gut in Demuth erhält, wenn man ſiehet, wie viel andere ſchon thaten und wußten, und wie ſehr all unſer Wiſſen noch Stückwerk iſt. Denn urtheilt man, wie Willis, ganz beſcheiden von ſeinen Thaten und Entdekkungen, der, nachdem er ſein unſterbliches Werk über das Hirn vollendet hatte, nachdem er ſo manches Thier- und Menſchengehirn zergliedert, nachdem er ſo lange demſelben Gegenſtand nachgeforſcht hatte, nachdem er endlich überzeugt zu ſeyn glaubte, daß er nichts am Gehirn überſehen habe, und ſchreiben konnte: Quare comite et adjutore ascito Dno R. Lower (er hatte auch ſeinen Spurzheim) nulla fere dies sine administratione quadam anatomica transibat; ita ut brevi temporis spatio de cerebro ejusque intra cranium appendice *nihil non plane detectum et nobis intime perspectum* videretur. Nachdem er ſo viel gethan, geſehn und und gelernt hatte, fügt er das freimüthige Bekenntniß hinzu: In cerebro autem et nervis neque τὰ ὁρώντα ſc. ipsi spiritui animalis nec eorum tractus aut vestigia quovis modo percipi possunt. *Quare cerebri usus explicari velle aeque difficile pensum videtur, ac Animam depingere*, de qua vulgo pronunciari solet quod omnia intelligat, praeter se ipsam: perinde enim indefessus cerebri labor corporum aliorum adyta perlustrat, propriae interim ditionis et familiae economia ignorata prorsus ac occultata. Aber eben dieſes

schwere Pensum glaubt nun Gall mit dem glücklichsten Erfolg weit ausgeführt zu haben. Die Zeit wird es lehren!

Daß der Gedanke, den Seelenkräften besondere Organe und Sitze im Hirn anzuweisen, schon sehr alt, und eine, im Kleinen durch einen der ältesten anatomischen Holzschnitte dargestellte, Schädellehre schon bekannt sey, habe ich schon in meinem vorigen Aufsatz dem Publiko, und Gall selbst bei seinem Hiersein durch vorgelegte Schriften erwiesen. Galen, oder wenigstens seiner Zeitgenossen Einer, schreibt Lib. de Compagine membrorum sive de natura humana; de Cerebro. Cerebrum — cujus meninx frigida est, et sicca, et densa; et intra quam sunt *divisiones tres: prima dicitur phantasia: secunda rationalis; tertia memorialis ect.**) Auf diese Stelle gründet sich alsdann das, was ich schon in dem vorigen Aufsatze von Montagnana, oder vielmehr von Ketham anführte. Ich war nemlich der Meynung, der bei meinem Exemplar auf dem Titelblatt genannte und abgebildete Montagnana habe den dort erwähnten Holzschnitt einer Schädellehre dem Werke des Joh. de Ketham beigefügt, der ein teutscher Arzt gewesen war, und den Fasciculus medicinae schrieb, den nachher erst die Brüder Joh. et Greg de Forlivio und dann die Gebrüder Joh. et Greg. de Gregoriis zweimal im Druck herausgaben.**)

Diese seit Galens Zeiten gehegte Meinung von dem Sitz der Seelenkräfte an drei verschiedenen Theilen des Gehirns erhielt sich nachher noch lange in

*) Galeni Opera. Basil. 1561. Fol. Galeni Ascripti libri sive spurii pag. 58.

**) Der Titel der ältesten Ausgabe dieses sehr seltenen Werkes ist: Fasciculus medicine Johannis de Ketham: revisus per Geor. de Monteferrato, qui insuper apposuit titulum, auctoritates et loca plura, c. tab. V. lign. incis. ib. per Jo. et Greg. fratres de Forlivio 1491. mensis Julii die XXVI. acc. consilium Petri de Tussignane pro peste evitanda. Fol. Ein Exemplar davon befindet sich auf der Hamburgschen Joach. Stadt-Bibliothek. Der Titel der 2ten Ausgabe: Fasciculus medicines in quo continentur: videlicet. 1) judicia urinarum etc., 6) de anathomia Mundini totius corporis: et quam plura alia quae hic non explanantur in titulo etc. Venet. per Joh. et Gregor. de Gregoriis Fratt. 1495. c. tab. X. lign. incis, Fol Auch diese ist auf der Hamburger Bibliothek. Die 3te Ausgabe, die ich selbst besitze, und den P. de Montagnana auf dem Titel hat, ist von 1500, und hat 10 saubere Holzschnitte, die, wie bei dem Exemplar der ältesten Ausgabe auf der Hamb. Bibliothek, illuminirt sind, (diese Holzschnitte sind vielleicht die ältesten, die in einem medicinischen Buche, wie es scheint, bei mehreren Exemplaren absichtlich illuminirt wurden,) und 34 nicht paginirte Folioblätter und den Titel auf der 4ten Seite: Incipit fasciculus medicine compositus per excellentissimum artium ac medicine doctorem: dominum Joannem de Ketham Alamanum: tractans de anathomia et diversis infirmitatibus: et corporis ha-

in den Schriften der Aerzte und Wundärzte. In dem Feldbuch der Wundarzney, Straſsburg 1540. Fol. S. VIII heißt es; „Das Hirn hat nach der Lengy drey Büchlin oder cellen, und ein yegklich cell hatt zwey teyl, und in ein yegklichen teyl übet ſich und würt eine krafft. In dem erſten teyl des forderſten büchlins oder cellen, würt verzeychnet die gemeyne Vernunft. In der mittelen cellen würt geſetzt die bedencklich und vernünftige krafft. Unnd in der hinderſten würt behalten die bedächtlich krafft der memory."

Man ſchrieb es Gall auch als eine Entdeckung zu, daß das Rückenmark eine faſerichte Struktur habe, aus 2 Hälften beſtehe, jede Hälfte aus 8 oder nach neueren Beobachtungen Galls aus 12 bis 16 Strängen, und jeder Strang aus mehrern Faſernbündeln. Und alle Nerven, ehe ſie aus der Rükkenmarkhöhle herausgehen, bilden Knoten, aus denen ſie verſtärkt hervor gehen. Alles dieſes und mehr noch wußte vor zweihundert Jahren ſchon Coiter. Detecta, ſchreibt er, l. c. p. 108. medulla adhuc tenui membrana veſtita, videbis a lateribus quatuor filamentorum ordines ſive ſeries dependentes, utpote utrinque duas, quarum altera a parte anteriori, altera a poſteriori ex medulla naſcitur. Filamenta vero ſive fibræ ex medullari ſubſtantia et tenui membrana conflatæ, tum anteriores tum poſteriores, a dextro latere pro craſſitie et tenuitate nervorum oriundorum, multæ ac paucæ colliguntur; ac ut de nervis cerebri dictum eſt, invicem attenſæ unum conflant nervum, eodem modo ex utraque alterius vel ſiniſtri lateris ſerie producuntur nervi. Poſtquam in nervorum corpora coaluere, deſcendendo abſcedunt a medulla, tenduntque ad vertebrarum foramina, nervorum transmiſſioni deſtinata. Ad foraminum ingreſſum ſtatim dura inducuntur membrana, quae ad validam funiculorum cum membranis copulationem, in ipſis foraminibus glandulosa eaque dura et craſſa, nodo non diſſimili ita ſeſe immiſcet et implicat, ut amplius nulla ſubſtantia a ſe mutuo ſeparari queat. Poſt nodum vero rurſus extra vertebrarum cavitatem funiculi rurſus diſcerpi atque divelli poſſunt."

humani, cui annectuntur multi alii tractatus per diverſos excelentiſſimos doctores compoſiti. Nec non anathomia Mundini. Und am Ende: Explicit fasciculus medicine, in quo continentur videlicet primo judicia urinarum cum ſuis accidentiis, ſecundo tractatus de flobotomia, tertio de cyropia. Quarto de matrice mulierum et impregnatione. Quinto conſilia utiliſſima contra epidimiam. Sexto de anathomia mundini totius corporis humani. Septimo de egritudinibus puerorum. Impreſſum Venetiis per Joannem et Gregorium de Gregoriis fratres. Anno domini M, cccc. die XXVIII. Martij.

(Der Schluß folgt.)

Meteorologiſche Beobachtungen in Göttingen.

Monat September 1805. *)

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind		
1	5½	29 49	57	11	R.	W	o —	1
	2	29 47	59	12	vl. R.	NNW	—	1
	10	29 54	52	9	h.	—	o —	1
2	5	29 61	46	6	l. W.	NW	o —	1
	2	29 67	61	13	l. Wb.	W	—	1
	10	29 73	53	9	w.	—	o —	1
3	5½	29 73	50	8	w.	W	o —	1
	2	29 74	63	14	w.	W	o —	1
	10	29 73	54	10	w.	—	o —	1
4	5½	29 73	50	8	w.	WSW	o —	1
	2	29 75	67	16	l. W.	WSW	1 —	
	10	29 75	55	10	l. W.	—	o —	1
5	5½	29 73	49	8	l. W.	WSW	o —	1
	2	29 73	70	17	tr.	WSW	o —	1
	10	29 75	63	14	w.	—	o —	1
6	5½	29 73	59	12	w.	SW	o —	1
	2	29 69	75	19	w.	S	1 —	2
	10	29 63	65	15	tr.	—	o —	1
7	5½	29 66	58	12	r.	SW	—	1
	2	29 69	73	18	w.	SW	1 —	2
	10	29 54	62	13	w.	—	—	1
8	5½	29 58	56	11	w.	SW	1 —	2
	2	29 68	68	16	tr.	SW	1 —	2
	10	29 68	58	12	w.	—	o —	1
9	5¾	29 70	55	10	r.	WSW	o —	1
	2	29 78	67	16	d. W.	WSW	1 —	
	10	29 88	54	10	d. W.	—	o —	1

*) Die Anzeige und Beſchaffenheit der Inſtrumente und Maaßen, deren man ſich bedient, ſ. St. 59. d. Mag. v. J. 1802. S. 929.

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind.		
10	5¼	29 92	53	9	R.	W	0 —	1
	2	29 96	65	15	r.	W	1 —	2
	10	30 00	55	10	w.	—	0 —	1
11	5¼	30 01	53	9	d. W.	N	0 —	1
	2	30 00	67	16	tr.	N	0 —	1
	10	29 98	52	9	h.	—	0 —	1
12	5	29 97	44	5	N.	NW	0 —	1
	2	29 97	67	16	w.	NW	0 —	1
	10	29 94	52	9	w.	—	0 —	1
13	5¾	29 94	54	10	r.	NW	0 —	1
	2	29 97	70	17	tr.	—	0 —	1
	10	30 00	57	11	w.	—	0 —	1
14	5¾	30 01	55	10	l. W.	NW	0 —	1
	2	30 06	72	18	l. W.	SW	0 —	1
	10	30 11	59	12	w.	—	0 —	1
15	6	30 13	57	11	tr.	NW	0 —	1
	2	30 16	71	17	w.	NW	0 —	1
	10	30 13	56	11	h.	—	0 —	1
16	6	30 06	48	7	h.	SSW	0 —	1
	2	29 98	73	18	l. W.	SSW	1 —	
	10	29 94	57	11	h.	—	0 —	1
17	6	29 91	57	11	w.	WSW	0 —	1
	2	29 94	77	20	h.	WSW	1 —	
	10	29 95	64	14	h.	—	0 —	1
18	6	29 98	56	11	l. W.	SW	0 —	1
	2	30 03	79	21	h.	SW	0 —	1
	10	30 02	59	12	h.	—	0 —	1
19	6	30 01	51	8	l. W.	WSW	0 —	1
	2	30 00	79	21	h.	WSW	—	1
	10	29 98	62	13	h.	—	0 —	1
20	6	29 97	55	10	l. W.	W	0 —	1
	2	30 00	77	20	r.	SW	1 —	2
	10	30 07	56	11	h.	—	0 —	1
21	6	30 04	47	7	l. W.	SW	0 —	1
	2	29 98	66	15	w.	SW	1 —	
	10	29 88	58	12	tr.	—	0 —	1

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F. R.	Wetter	Wind		
22	6¼	29 78	58 12	R.	W	o —	1
	2	29 78	55 10	vl. u. str. R.	W	—	1
	10	29 81	49 8	w.	—	o —	1
23	6¼	29 79	42 4	l. W.	W	o —	1
	2	29 81	57 11	tr.	W	1 —	
	10	29 82	49 8	r.	—	o —	1
24	6¼	29 79	47 7	vl. R.	W	o —	1
	2	29 82	56 11	w.	W	1 —	
	10	29 86	42 4	☿.	—	o —	1
25	6¼	29 94	36 2	☿.	WNW	o —	1
	2	29 99	57 11	l. W.	WNW	o —	1
	11	30 01	42 4	☿.	—	o —	1
26	6¼	30 02	35 1	☿.	N	o —	1
	2	30 03	57 11	w.	N	o —	1
	10	30 03	47 7	w.	—	o —	1
27	6¼	30 03	43 5	w.	N	o —	1
	2	30 11	59 12	r.	N	o —	1
	10	30 10	47 7	w.	—	o —	1
28	6¼	30 09	48 7	tr.	NNW	o —	1
	2	30 13	57 11	r.	NNW	o —	1
	10	30 20	50 8	tr.	—	o —	1
29	6¼	30 22	50 8	R.	NW	o —	1
	2	30 27	57 11	r.	NW	1 —	2
	10	30 28	48 7	w.	—	o —	1
30	6¼	30 25	46 6	w.	N	o —	1
	2	30 29	56 11	l. W.	N	1 —	
	10	30 27	51 8	tr.	—	o —	1

F. C. W.

Hannöverisches Magazin.

90tes Stück.

Montag, den 11ten November 1805.

Ueber Dr. Galls Vorlesungen in Göttingen.

Vom Professor Osiander.

(Schluß.)

Bei dem Zergliedern des Rückenmarks nahm Coiter eben so wie Gall und Spurzheim, Finger und Messerstiel zu Hülfe. l. c. p. 108. Substantia quoque spinali medullae contigit duplex etc. et invenitur scissio sive divisio quasi dimidium crassitiei penetrans. — Cum a posteriori parte, ubi scissio est, *leviter extremis digitis sive ligneo cultro divellitur*, dehiscit et foraminis effigiem præbet.

Gehet man die ältesten und neuesten Schriften über Gehirn und Nerven durch, so findet man bei weitem das Meiste, was selbst zum Theil Anatomiker unsers Zeitalters für Entdeckungen von Gall halten, bei ältern Schriftstellern, und es bleibt Gall nur wenig übrig, davon er sich die erste Entdeckung anmaßen kann, und dieses Wenige bedarf noch großer und vorsichtiger Untersuchung und Prüfung, ehe man es für wahr annimmt. Ich glaube übrigens gerne, daß er das, was ihm neu dünkt, und nicht neu ist, nicht aus Büchern hat, sondern aus seinen vielen Untersuchungen und Beobachtungen, und daß er daher nicht die Absicht hat, sich fremde Entdeckungen anzumaßen. *)

*) Einem jeden, der über Galls Entdeckungen urtheilen will, empfehle ich vorzüglich zwei vortreffliche Dissertationen von Em. Platner zu lesen: De vi corporis in memoria Spec. I. cerebri in apprehendendis et retinendis ideis

Was die Organe betrifft, und ihre Stellen für geistige Anlagen, die Gall aufstellte, so ist er über die meisten noch selbst in einigem Zweifel, und die wenigen, über deren Gewißheit bei ihm vorjetzt kein Zweifel mehr statt findet, kommen mir wenigstens noch eben so zweifelhaft vor, und lassen so wenig Gewißheit zu, als die physiognomischen Charaktere. Denn daraus, daß Gall zuweilen erräth, daß dieser oder jener ein Musikliebhaber oder schlauer Dieb ist, folgt noch eben so wenig, als aus dem Eintreffen der Wetterprophezeihungen. Lichtenberg sagt in seinen vermischten Schriften: „Sobald man weiß, daß jemand blind ist, so glaubt man, man könnte es ihm hinten ansehen.“ *) So geht es auch Gall. Wenn er weiß, daß dieser oder jener ein großer Musikus ist, so meint er auch am dritten schon zu finden, was er am ersten gesehen hat. So gieng es Lavater, und wird es allen Physiognomen und Cranioscopen zu allen Zeiten gehen. Die vermeinte sichere Beurtheilung der geistigen Anlagen des Menschen aus der Schädelform beruht auf Selbsttäuschung. Weil vielleicht ein und mehrmal die Vermuthung zutraf, so glaubte Gall, daß es bei dieser und jener Form immer zutreffen müsse. Findet sich nun auch ein Irrthum in der Vermuthung, so tröstet man sich damit, daß dieß eine Ausnahme von der Regel sey, und sinnt nun so lange hin und her, bis man eine wahrscheinliche Ursache zu der Ausnahme von der Regel gefunden hat. Aber der Ausnahmen giebt es endlich so viele, daß man zuletzt einsiehet, wie ungewiß alles solches Vermuthen und Beurtheilen ist. Ich halte daher Gall in Hinsicht auf die Cranioscopie für einen Mann, der sich durch einzelnes Zutreffen seiner Vermuthungen selbst täuschte, aber der nichts weniger im Sinn hat, als andere zu täuschen, sondern sich für überzeugt hält, daß er mit dem Sitz einiger Organen zu Anlagen völlig im Reinen sey. Diese Selbsttäuschung aber muß so lange fortdauren, als er ein einseitiger Beobachter und Naturforscher bleibt, und sich so wenig um das bekümmert, was andere vor und neben ihm beobachteten, als ich aus einzelnen Thatsachen bereits erwiesen habe, daß er sich diese Gleichgültigkeit gegen Beobachtungen anderer Gelehrten zu Schulden kommen lasse.

Hiezu kommt noch, daß es ihm bei der Schädellehre jetzt mehr um Geldgewinn, als um Forschung nach Wahrheit zu thun ist, und nachdem er, wie er

ideis officium sistens. Lipſ. 1767. und Spec. II. pathologiam ad cognoscendas memoriæ vicissitudines necessariam ibid. eod., welche auch in Baldinger Syllog. select. opusc. Vol. III. Gött. 1778. 8. abgedruckt sind.

*) S. Vermischte Schriften. 2r Bd. S. 182.

er sich hier deutlich vernehmen ließ, nur an Orte eilt, wo Geld zu erwarten ist, so kann er auch bei seinen Reisen und ambulirenden Vorlesungen durchaus keinen wissenschaftlichen Gewinn haben, und die Hoffnungen von dem reellen Nutzen seiner versprochenen schriftstellerischen Werke müssen sich bei jedem, der das Treiben und Jagen nach Geld und unbedingten Beifall wahrnimmt, sehr vermindern. Es muß übrigens jedem, der nicht durch Journalliteratur verblendet ist, und Gall kennen lernte, wehe thun, wenn er siehet, was ein Mann, mit vielen vortrefflichen Anlagen, und mit einem anhaltenden Eifer für einen Gegenstand hätte leisten können, wenn er frühe besser geleitet, den Weg eingeschlagen hätte, auf dem nur allein ein bei der Nachwelt bleibender Ruhm in seinem Stande zu erwerben ist. Nemlich den Weg reeller Gelehrsamkeit, den ein jeder Naturforscher wählen muß, der heutiges Tages sich bleibenden Ruhm erwerben will, den Ruhm gründlicher Bekanntschaft mit dem, was seine Wissenschaft betrifft, und eines beständigen Fortschreitens in der Kenntniß der physischen und chemischen Entdeckungen, an denen unser Zeitalter so reich ist, und woran es Gall ganz besonders zu fehlen scheint; daher er auch diesen so wichtigen Theil der Physiologie bei seinen Lehren und Erklärungen ganz vernachlässiget, und sich allein mit der extensiven Größe seiner Organstellen in Wahrheit armselig behelfen muß.

Hätte Gall diese naturhistorische, anatomische, zootomische, chemische, physische und physiologische Kenntnisse, welche große Naturforscher unsers Zeitalters sich selbst für unentbehrlich halten, und welche z. B. ein Pet. Camper in seinem Zeitalter zu seinen Untersuchungen brachte, sich vor und neben seinen Untersuchungen erworben; hätte sich dabei Gall ohne alle ambulatorische Vorlesungen, ohne allen vom Eifer nach Erforschung der Wahrheit abführenden Geldspeculationen ganz allein der Erforschung nach Wahrheit in seiner Organenlehre hingegeben, und mehr durch Schriften als durch Worte sich der Welt bekannt gemacht, so hätte er wahrscheinlich einen bedeutenden Rang unter den Naturforschern seines Zeitalters behauptet, und sich einen Ruhm gegründet, den kein Zeitalter verlöschen würde.

Aber einem Ruhm, der bloß auf eine Lehre gegründet ist, die keine andere Consequenz hat, als das so oft unstatthafte Post hoc, ergo propter hoc, läßt sich seine Dauer aus der Analogie und Erfahrung leicht prognosticiren.

Der Gehirnorganenlehre und Anlagenenträthselungskunst kann kein anderes Schicksal bevorstehen, als der Physiognomik. Und ich schließe meine Bemerkungen über die Vorlesungen jener Lehre mit den Worten unsers seligen Lichtenbergs: „Von allem, „was ich über die Physiognomie „(wir wollen setzen Schädellehre)

„geschrieben habe, wünschte ich, daß „zwei Bemerkungen auf die Nachwelt „kämen; zwei ganz einfältige Gedanken, die niemand interessiren; der eine, daß ich die Aehnlichkeit zwischen „Physiognomik (Schädellehre) und „Prophetik erkannt habe; der andere, „daß ich überzeugt bin, die Physiognomik (Schädellehre) werde in ihrem „eigenen Fette ersticken.“ *)

*) S. Vermischte Schriften. 2r Bd. S. 189.

Osiander.

Der Verfasser des vorstehenden Aufsatzes verdient den Dank des Publici ganz vorzüglich durch die Freimüthigkeit und Ausführlichkeit, mit welcher das Benehmen des Dr. Gall dargestellt worden. Die Entdeckungen, welche dieser ankündigt, erregen vermöge ihres Gegenstandes ein allgemeines Interesse. Sie beruhen inzwischen größtentheils auf Beobachtungen und Untersuchungen, deren Werth von sehr wenigen Lesern, und auch nur von wenigen seiner Zuhörer geprüft werden kann. Eine richtige Beurtheilung und Schätzung derselben erfordert Vergleichung mit vielen andern Beobachtungen, und Bekanntschaft mit dem, was man bisher über dieselben Gegenstände gewußt oder zu wissen geglaubt hat. Noch weniger sind solche Zuhörer, denen die Naturwissenschaften fremd sind, im Stande, zu beurtheilen, ob aus dem, was Dr. Gall erzählt und vorzeigt, wirklich alles das folgt, was er darauf bauet. Kennern der Physiologie muß es überlassen bleiben, mit ihm auszumachen, wie viel von dem wahr ist, was er von der Entstehung Bildung und Beschaffenheit des Gehirns und andrer Organe vorträgt. Alle andere müssen ihm aufs Wort glauben, oder die Sache dahin gestellt seyn lassen. Für alle diese, denen es unmöglich ist, das Wissenschaftliche der Sache zu prüfen, ist es um so viel wichtiger, das Benehmen des Mannes genau zu kennen, der ihnen so viel verspricht. Die Darstellung der Art, wie er sich bei dem Vortrage seiner Lehren und bei der Mittheilung seiner Untersuchungen an andre Gelehrte benimmt, ist für uns alle, die wir nicht Kenner der Wissenschaft sind, viel mehr werth, als die Critik einzelner Behauptungen, deren Einfluß auf das Ganze uns doch nicht recht einleuchtend gemacht werden kann. Wie viel es einem Manne um Wahrheit und um Vermehrung seiner Einsichten zu thun ist, erhellt aus seinem Betragen, aus dem Interesse, das er an den Untersuchungen anderer und an der Prüfung Sachverständiger nimmt. Und in dieser Hinsicht ist Galls Aufenthalt in Göttingen viel merkwürdiger, als sein Auftritt an andern Orten, vor einem sehr gemischten Publiko, das nur Unterhaltung sucht, und auf welches die zufälligen Umstände, von denen die Mode abhängt, so viel Einfluß haben. In Göttingen hat seit dem Anfange der Universität beständig ein großes und unvermischtes Bestreben geherrscht, gründliche Wissenschaften zu erweitern und zu verbessern. Neue Entdeckungen, auch neue wissenschaftliche Systeme, sind daselbst niemals blos deswegen verworfen, weil es bequemer ist, beim Alten zu bleiben; aber die Pralerei, womit neue Lehren als einziger Schlüssel aller Geheimnisse angepriesen, und eine Zeitlang in Ansehen erhalten werden, hat nie in Göttingen etwas ausgerichtet. Es hat daselbst im-

mer

mer ein ernsthafter Ton geherrscht, so wie er sich für ein Institut schickt, welches gegründet worden, um das Kostbarste, was das menschliche Geschlecht besitzt, zu bewahren: Cultur des Geistes, Einsichten, gründliche Kenntnisse. Dadurch ist Göttingen ein Felsen geworden, an dem sich alle Fluthen brechen, welche von dem leichtsinnigen Misbrauche des Genies und der Begierde Lerm zu machen, in der Literatur erregt werden. Diejenigen, welche solche Dinge treiben, müssen natürlicher Weise eine große Abneigung gegen eine Anstalt haben, deren ganzer Geist ihnen allemal so sehr im Wege steht, wenn auch gleich kein einziger Göttingischer Gelehrter persönliches Interesse haben sollte, sich öffentlich dagegen zu erklären. Es erregt dagegen ein günstiges Vorurtheil für denjenigen, der in den Wissenschaften etwas neues zu leisten meint, wenn er sich nicht scheuet, da aufzutreten, wo er eine scharfe aber uninteressirte Prüfung am ersten erwarten kann. Und so dürfte unter allen Erzählungen von Dr. Galls Reisen vermuthlich keine interessanter, und für die Beurtheilung des Mannes und seiner Lehren wichtiger seyn, als die Darstellung seines Benehmens in Göttingen.

Anmerkung des Herausgebers.

Erratum. S. 1350. in der Note **) muß statt Marbach — Leonberg stehen. Denn Schelling ist in Leonberg, Schiller aber in Marbach geboren, und dadurch eine Verwechselung entstanden.

Etwas über die Berechnung des Gehalts größerer Fruchtvorräthe durch Längenmaaß.

Bei größern Fruchtvorräthen ist das Nachmessen mit den gewöhnlichen Hohlmaaßen mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft, daß deren Uebersicht, auch durch andere Mittel, nicht genug erleichtert werden kann. Unter diesen verdient das Berechnen durch Längenmaaß eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit, weil es äußerst wenig Zeit, Mühe und Kosten erfordert, und, mit sorgfältigster Genauigkeit verrichtet, an Zuverlässigkeit dem Hohlmaaß gleich kommen muß.

Es giebt darüber bereits Tabellen, welche zum Theile auf der vorgeblichen Erfahrung beruhen, daß alle Früchte, wenigstens der nämlichen Gattung, sich stets mit einem gleichen Winkel lagern sollen; von welcher Erfahrung andere jedoch noch Beweis verlangen. Ferner sind desfalls auch schon seit längerer Zeit einige Fruchtböden mit Linien bezeichnet. Dennoch findet es noch keine Anwendung im gemeinen Leben; vermuthlich, weil man sich die dazu erforderliche mechanische Behandlung der Kornbetten, insbesondere aber die Berechnung oft zu schwierig denkt. Das erste Hinderniß wird durch etwas natürliches Nachdenken und mit Hülfe eines vernünftigen

Korn-

Kornumstechers leicht überwunden werden können; das zweite zu beseitigen, soll durch die Vorlegung unter folgender Rechnungsformel versucht werden.

Die Oberfläche des Kornbettes sey eine Ebene von beliebiger Figur, und mit der Grundfläche parallel. Die Grundfläche sey eine Ebene von ähnlicher Figur; nämlich, mit gleichen gleichnamigen Winkeln, und proportionalen gleichnamigen Seiten. Jede Seitenfläche sey gegen die Grundfläche in den nämlichen Winkel geneigt, wie die übrigen Seitenflächen.

Bei einem solchen Körper wird die lothrechte Entfernung der Oberfläche von der Grundfläche **die Höhe** heissen. Wenn man sich ferner die Figur der Oberfläche lothrecht unter derselben in die Grundfläche verzeichnet denkt, so wird sodann die kürzeste Entfernung einer beliebigen Seite dieser nun innern Figur von einer gleichnamigen Seite der äußern Figur **der Abstand der Hauptflächen** genannt werden können. Den Umfang der innern Figur von dem Umfange der äussern Figur abgezogen, wird ein Rest bleiben, den man **die Differenz der Peripherien** nennen darf.

Die halbe Peripherie der innern Figur addirt zu dem sechsten Theile der Peripherien, und die Summe mit dem Abstande der Hauptflächen multiplicirt; — ferner dies Product zu dem Quadrate der innern Figur addirt; — diese Summe wieder mit der Höhe multiplicirt; wird den cubischen Inhalt des Kornbettes geben.

Es sey z. B.

die Peripherie der innern Figur 6;
die Peripherie der äußern Figur 14;
mithin die Differenz der Peripherien 8;
der Abstand der Hauptflächen 1;
das Quadrat der innern Figur 2;
die Höhe 3;

so ist

$$3 + 1\tfrac{1}{3} \times 1 + 2 \times 3 = 19.$$

oder der Cubus des Kornbettes.

Will man diesen in örtlichem Hohlmaaße finden, so darf man ihn nur mit dem Cubus dieses Hohlmaaßes dividiren. Weil aber an jedem Orte die Hohlmaaßen nie genau übereinstimmen, ja oft beträchtlich von einander abweichen, so hat man bei einer solchen Division sorgfältig nur den Cubus desjenigen Hohlmaaßes zum Grunde zu legen, welches für den befraglichen Kornvorrath zur Richtschnur dienen soll. Hielte z. B. der Calenbergische Himten, wie man gewöhnlich annimmt, 2177 Calenbergische Duodecimal-Cubiczolle, so würde man durch diesen Divisor in dem gefundenen Gehalt des Kornbettes die Calenbergische Himtenzahl als Quotienten suchen müssen.

Eine große Erleichterung wird seyn, wenn man zu denen vor der Rechnung vorzunehmenden Längenmessungen ein Längenmaaß zum Grunde legt, und

eigends verfertigt, deſſen Einheit die Cubicwurzel des zur Richtſchnur dienenden Hohlmaaßes, und z. B. bei vorgedachtem Calenbergiſchen Himten 12,960.... Calenbergiſche Duodecimalzolle lang iſt. Eine ſolche Einheit könnte man einen Kornfuß nennen, zehntheilig in Zolle und Linien theilen, und mit dem Rechnen in Decimalbrüchen vortheilhaft verbinden. Ein Cubic-Kornfuß würde z. B. ein Himten ſeyn.

Aerzen. W. A. Weſtfeld.

Sicheres Mittel wider den Roſt chirurgiſcher Inſtrumente.

Von C. B. in Münder.

Je feiner die Politur eines Inſtruments iſt, je weniger roſtet es. Je feiner und je wichtiger den Chirurgen ihre Inſtrumente ſind, je mehr ſuchen ſie ſelbige vor Roſt zu verwahren, d. h. ſie beſtreichen die ſchöne Politur mit Fett und Oel allerhand Art. Aber dennoch findet man ſolche wohlverwahrte Inſtrumente, wenn man ſie in Bewegung ſetzen will und muß, meiſtens von Roſt zerfreſſen.

Als ich von Göttingen abgereiſet, und am Orte meiner Beſtimmung angekommen war, ſalbte ich meine feinen Accoucheur-Inſtrumente, nach der Vorſchrift, mit Fett; ich bewickelte ſie mit ſeidenen Tüchern, und legte ſie in das Schrank meines Wohnzimmers Einige Jahre verſtrichen, ehe meine Inſtrumente Beförderung erhielten; aber, da ſich endlich Gelegenheit darbot, ſolche zu benutzen, traf ich ſie, nebſt Emballage, von Roſt verdorben, ſo, daß ich ſie nicht gleich brauchen konnte. In gröſſeſter Eile ließ ich ſie reinigen, und ihnen eine neue Politur geben. Da ich ſie gebraucht hatte, wozu ſie beſtimmt ſind, reinigte ich ſie genau, beſtrich ſie abermals mit Fett, und legte ſie wieder dahin, wo ſie ſchon vorhin einige Jahre unberührt gelegen hatten. Nach kurzer Zeit ſollte ich genannte Inſtrumente wieder anwenden; leider fand ich ſie doch von Roſt angefreſſen.

Ach! wie mögen deine guten Augeninſtrumente ausſehen, dachte ich, welche ich gleichfalls von Göttingen mitgebracht hatte. Dieſe Inſtrumente, welche in einem Nebenzimmer lagen, fand ich, zu meiner gröſten Freude, noch ſo ſauber, als ich ſie aus den Händen des Meiſters erhalten, obgleich ich ſelbige zuvor nicht mit Fett überſtrichen hatte.

Da

Da in dem Zimmer, wo letztere Instrumente lagen, nicht, und in jenem, wo die obengenannten sich befanden, täglich eingeheitzt wurde, so kam ich auf den Gedanken: daß die abwechselnde Temperatur, nemlich abwechselnde Hitze und Kälte, die Ursache des Rostens der Instrumente seyn müßte. Nach fernern deshalb angestellten genauen Beobachtungen kann ich es nun bestätigen, daß ich darüber nicht unrichtig gedacht hatte. Die Jäger wissen es gar wohl, daß die Schlösser ihrer Schießgewehre gleich beschlagen, wenn sie damit aus der Kälte in eingeheitzte Zimmer kommen, und daß solcher Schweiß sich bald in Rost verwandelt, und die Schlösser anfrißt, wenn sie davon nicht bald gereinigt werden. Daher lassen selbige ihre Jagdarmatur, wenn sie, ermüdet und abgemattet von ihren Streifzügen, in einem Wirthshause eintreffen, im Vorzimmer oder auf der sogenannten Diele stehen.

So wie es den Schlössern der Jagdflinten geht, so geht es jedem andern Instrumente, wenn es in einem Zimmer liegt, wo den Tag über eingeheitzt wird. Die Nacht, wo das Zimmer kalt wird, werden auch die Instrumente kalt, und wenn den folgenden Morgen wieder eingeheitzt wird, und die Instrumente warm werden, schwitzen oder beschlagen sie, welcher Schweiß dann trocknet, und den Staal anfrißt, die Instrumente mögen mit Fett belegt seyn oder nicht.

Das sicherste Mittel wider den Rost der chirurgischen Instrumente ist daher: daß man selbige, sobald sie gebraucht sind, gehörig reinigt, als von Blut u. s. w., und selbige in einem Zimmer aufbewahrt, wo nicht eingeheitzt wird.

Mittel wider den Wurmfraß im Holze.

Man nimmt 8 Loth gelbes Wachs, 3 Loth Colofonium, 3 Loth braune Seife, 1 halbes Loth Alcanawurzel, 8 Loth Terpentinspiritus. Das Wachs wird geschmolzen, und die Alcanawurzel, Colofonium und Seife dazu gethan. Dieses läßt man ein Paarmal in einem neuen irdenen Topfe durchkochen, gießt es darauf klar ab, und wenn es laulicht warm geworden, aber nicht eher, gießt man den Terpentinspiritus darunter. Nun nimmt man einen wollenen Lappen, tunkt ihn in diese dicke Masse, und reibt damit das Holzwerk. Hernach fährt man mit einem weißen leinenen Tuche ganz leise darüber her. Dadurch erhält es einen schönen Glanz, die Wurmlöcher werden verstopft und der Wurm stirbt. Ueberdem giebt dieser Firniß dem Holzwerk einen schönen Glanz.

Hannöverisches Magazin.

91tes Stück.

Freitag, den 15ten November 1805.

Von den Einkünften und Immunitäten der Kirchendiener, als Einleitung zu dem 5ten Theile des Churhannöverischen Kirchenrechts.

Von dem Consistorial-Secretair J. A. F. Schlegel.

Je enger die christliche Kirche nach ihrer ersten Entstehung dem Staate sich allmählig anschloß, je inniger sie, späterhin selbst unter Mitwirkung des nach und nach sich bildenden, und auch über die Kirche sich erstreckenden Lehnssystems, sich mit ihm vereinigte; je festere Consistenz sie zugleich durch das eingeführte und stets erweiterte hierarchische System in sich erlangte; je mehr gewannen die anfänglich nur sehr beschränkten und ungewissen Rechte, Einkünfte und Besitzungen der Geistlichen, von denen aber, um sich der Dienste der Layen zu versichern, in dem Kreislauf der Dinge, manches wiederum durch Belehnungen und Verleihungen, an letztere zurückfiel

Dieser Vereinigung hat die Clerisey zum Theil ihre mannigfaltigen Immunitäten zu verdanken. Karl der Große verlieh ihr den Zehnten, worauf sie sonst schon in früheren Zeiten verschiedentlich Anspruch gemacht hatte, und in dessen Besitze sie sich in der Folge, wiewohl zuweilen fruchtlos, möglichst zu erhalten suchte, da im Allgemeinen dieses ihr das sicherste Einkommen versprach. Auch wurden die bei gottesdienstlichen Zusammenkünften, und vorgenommenen religiösen Handlungen ursprünglich nur freiwillig dargebrachten Opferungen, nach erlangter bestimmtern Organisation, allmählig durch altes Herkommen zur Nothwendigkeit, und endlich in fixe Einkünfte und Stolgebühren verwandelt, wenn gleich nicht immer ein Zwangsrecht damit verbunden war.

Aber auch selbst die hernachmals versuchte Trennung der Kirche vom Staate, und deren behauptete Unabhängigkeit von selbigem, ward nach

einmal befestigten Rechten, und bei dem oftmals errungenen Uebergewichte über den Staat, eine ergiebige Quelle des Reichthums, durch Indulgenzen, Dispensationen, Exemtionen und Privilegien aller Art nicht weniger, als durch die dem kindlich gläubigem Gemüthe, so wie dem Aberglauben entlockten und abgedrungenen Schenkungen und Vermächtnisse; woran jedoch die Weltpriester nur einen geringen Antheil hatten, die sich mehrentheils nur mit kärglichen Einkünften begnügen mußten, und denen von habsüchtigen Bischöfen, Aebten und Mönchen, in dem Drucke, in welchem sie sich unter ihnen befanden, oft kaum der nothwendigste Unterhalt gelassen ward.

Einen mächtigen Stoß erlitten diese Rechte und Einkünfte durch die Reformation, und es hätte ihnen fast eine gänzliche Auflösung und Zernichtung gedrohet, wenn nicht hin und wieder der erste Enthusiasmus der erst von neuem sich bildenden Kirche manches dieser allmählig erlangten Rechte gerettet, und das, enige einigermaaßen wieder ersetzt hätte, was man, bei Zerstörung des Aberglaubens, der Clerisey gewaltsam zu entreißen strebte. Aber da auch dieser erste Enthusiasmus bei der oft mißverstandenen christlichen Freiheit nicht immer zureichend war, die Kirchendiener von der äußersten Noth zu retten, denen manches ihrer Güter entzogen war, ohne daß ihnen aus denen vom Staate vindicirten Schätzen der Klöster, die sich freilich oft zum Nachtheil desselben zu sehr angehäuft hatten, ein Ersatz ward; so suchten die Landesherren durch gesetzliche Vorschriften in den Kirchenordnungen ihnen zu Hülfe zu kommen, indem sie der fernern Entwendung und Veräusserung der vormals den Kirchendienern verliehenen geistlichen Güter Gränzen setzten, und in Ansehung der Accidenzien und Stolgebühren, auch verschiedener Immunitäten, das bisherige Einkommen sanctionirten; welches, in so fern man lediglich dabei stehen bleiben wollte, in manchen Fällen nur eben eine Hülfe für die damalige Zeit war, zumal da bei veränderten Sitten und vermehrtem Luxus der Werth des Geldes mit dem Fortgange der Zeit sich stets verringert; wenn nicht durch sonstige Freigebigkeit der etwanige Mangel ersetzt, und, wo es nöthig ist, irgend ein Zuwachs ihnen zu Theil wird.

Je mehr übrigens der Eifer in Behauptung und Aufrechthaltung religiöser Grundsätze, zu denen man sich bekennt, abnimmt, und eben dadurch auch die Anhänglichkeit der Mitglieder der Kirche an deren Vorsteher, welche ohnehin nach veränderten Religionsbegriffen eine andere Richtung nimmt, vermindert wird, je mehr ferner durch durch vermehrte Bedürfnisse und überhand nehmenden Luxus der Geist der Liberalität beenget wird; je mehr muß sich auch, nach aufgehobenem hierarchischen Systeme, der Kirchendiener, so sehr er auch dem entgegen streben

mag,

mag, nach der einmal bestehenden Kirchenverfassung, in seinen Einkünften und Rechten beschränkt fühlen; falls solche nicht, wie billig ist, vom Staate vermöge des der Kirche zu seinem eignen Besten ertheilten Schutzes, fernerhin aufrecht erhalten werden, um diesem wichtigen, eben so oft ungerecht verkannten, als abgöttisch verehrten Stande, der bei berufsmäßiger ungehemmter Wirksamkeit um die Bildung und Veredlung der Menschheit sich große Verdienste erwerben kann, und nicht selten erworben hat, das ihm so nöthige Ansehen zu verleihen, und ihn mit andern Ständen des Staates im angemessenen Verhältnisse zu sezzen. Es dürfte dies um so nöthiger seyn, da der Grund dieser veränderten Denkungsart nicht sowohl in dem Stande selbst, am wenigsten in einer vernachlässigten Bildung desselben, oder in einem verminderten Bestreben, seinen Beruf zu erfüllen, und Gutes zu stiften, sondern vorzüglich in dem Geiste des Zeitalters zu suchen seyn möchte.

Nichts kann daher unwichtig erscheinen, was dahin abzweckt; und wird dieser Gegenstand um desto ausführlicher zu behandeln seyn, da er die häufigsten Veranlassungen zu Streitigkeiten, gegenseitigen Beschwerden, und eben dadurch zu Mißverhältnissen zwischen Kirchendienern und den Mitgliedern der Kirche giebt.

In obiger Rücksicht darf es nicht ungünstig beurtheilt werden, wie es zuweilen geschieht, wenn man sorgfältig bemüht ist, die einmal bestehenden Rechte und Einkünfte der Kirchendiener gegen wirkliche Beeinträchtigungen zu sichern; um so weniger, da eine wirkliche Vermehrung und Verbesserung ihrer Einkünfte oft mit so vielen Schwierigkeiten verbunden ist, so dringend auch die Nothwendigkeit in jetzigen Zeiten erscheinen mag.

Diese Rechte und Einkünfte der Geistlichen haben zwar in neuern Zeiten manchen Anstoß erweckt, und wenn gleich nicht immer zu völlig ungerechten, doch oft übereilten und übertriebenen Tadel Anlaß gegeben. Es trifft dieser Tadel hauptsächlich ihre Immunitäten von öffentlichen Abgaben, und die Stolgebühren, wenigstens manche Arten derselben. — Diese Immunitäten verdanken sie lediglich der Freygebigkeit vormaliger Regenten, wozu sie auch wohl unter Mitwirkung der Bischöfe durch päbstliche Machtsprüche vermogt wurden; a) woran es auch in unsern Landen, besonders in dem 13ten bis 15ten Jahrhunderte, nicht an Beispielen gebricht; da unter andern auch vor dem Pabste Sixtus IV. im Jahre 1481 dem Abte zu Nordheim,

a) Behems Vorlesungen über das Kirchenrecht. 1ter Theil. Seite 614 u. f. 626 u. f.

und dem Dechanten zu Erfurt und Hamburg in der Mainzischen und Bremenschen Diöces befohlen war, über diese Privilegien zu halten. b)

Es kann immerhin seyn, daß es dem Geiste des Zeitalters angemessener wäre, diese Immunitäten nach gänzlich veränderter Verfassung wiederum aufzuheben, um sie hierin den übrigen Staatsbürgern gleich zu stellen, wenn nur ein hinreichender Ersatz dafür sollte ausfindig gemacht werden können; da hiebey nicht ausser Acht gelassen werden darf, daß diese Immunitäten einen nicht unbeträchtlichen Theil ihres nothdürftigen Gehalts ausmachen, statt dessen sie ihnen anzurechnen sind. Eben hierin unterscheidet sich die Immunität der Geistlichen wesentlich von der des Adels und der sonstigen Freien, denen sie wegen der ihnen obliegenden Vertheidigung des Vaterlandes, oder der ihm sonst zu leistenden Dienste gewährt ward. Es ist gegenwärtig oft das Einzige, was den Kirchendienern von dem Staate unmittelbar verabreicht und ertheilt wird, da sie sonst in Ansehung ihres Unterhalts lediglich an die Gemeinden, denen sie bedient sind, verwiesen worden. Ohnehin ist ja, wie bereits angeführt worden, bei der Reformation ein grosser Theil der geistlichen Güter dem Staate zugefallen, und die Quelle des fernern Reichthums ist für sie versiegt. Woher soll ihnen also dieser mit Recht zu fordernde Ersatz ohne Einbuße des Staats gewährt werden? Etwa von den Gemeinden? Aber dann dürfen sich die Steuerpflichtigen keine Erleichterung davon versprechen, da es immer gleich bleibt, ob die Steuerpflichtigen die Lasten für sie mit übernehmen, oder ihnen, wenn sie solche selbst abtragen, wieder vergüten. In protestantischen Ländern hat man daher weniger Grund auf die Abschaffung dieser Immunitäten zu dringen, als in katholischen Ländern, wo sie bisher im Allgemeinen noch immer beibehalten sind; und mag man sie ihnen, in deren Besitze sie nun schon so viele Jahrhunderte hindurch sind, bis dahin, daß sie als entbehrlich und überflüssig erscheinen sollten, auch fernerhin gönnen, in so weit es nach bestehenden Verfassungen, ohne Nachtheil des Staates, thunlich und möglich ist. c)

Es ist übrigens fast nicht daran zu zweifeln, daß es in mancher Rücksicht vortheilhafter wäre, wenn die wiewohl an und für sich nicht unrechtmäßigen Stolgebühren ebenfalls abgeschafft werden könnten, die gewiß in der Einforderung oft noch unangenehmer sind, als in der Darreichung, wenn solches nur

b) Rethmeyer Kirchenhistorie der Stadt Braunschweig. 2ter Th. S. 233.

c) Daß und wie weit, die Kriegskosten davon auszunehmen sind, ist in einem besondern Abschnitte erörtert.

nur ohne Verlust für die Kirchendiener geschehen kann. Die Erfahrung der vergangenen Zeiten hat aber bisher noch keine allgemein anwendbare Art des Unterhalts gezeigt, da man doch die jetzigen Kirchendiener, nicht gleich den ersten herumwandernden Lehrern der Kirche gänzlich von der Gutherzigkeit anderer lediglich wird abhängig machen wollen. Durch Substituirung anderer Zwangsabgaben aber möchte die Sache noch nicht völlig in jeder Hinsicht gebessert seyn; zumal, wenn man ihnen den wohlwollenden Charakter nicht zu verleihen vermag, von dem die Stolgebühren wenigstens noch die Spuren an sich tragen, die daher in diesem Betracht zuweilen Ermunterung gewähren können, die man von jenen nie erwarten mag; nicht zu gedenken, daß es sehr schwer halten dürfte, den Vorwurf der Willkühr von solchen Aequivalentsteuern ganz zu entfernen.

Eine Grund- und Vermögenssteuer, welche, zumal letztere, immer etwas Unangenehmes mit sich zu führen pflegen, statt dessen einzuführen, bei der überall keine Rücksicht auf den Umfang der einzelnen Familien, deren sonstige Verhältnisse und das Maaß der von selbigen veranlaßten Bemühungen genommen werde, wie hin und wieder vorgeschlagen ist, d) scheint mir im Allgemeinen bedenklich, so wie die Vergleichung dieser Aequivalentssteuer mit den sonstigen öffentlichen Steuern unzutreffend zu seyn. Dem Bemittelten ist allerdings der in Ansehung seiner Besitzungen vom Staate angediehene Schutz vom höhern Werthe, und muß er daher billig verhältnißmäßig mehr dafür bezahlen. Dieß läßt sich aber hierauf nicht anwenden, da einem jeden seine religiöse Bildung gleich werth seyn muß, wenn er sie auch nicht auf gleiche Art zu vergüten, oder vielmehr zur Erlangung der dazu erforderlichen Mittel nicht gleichen Beitrag zu leisten im Stande ist.

Ein großer Theil der Kirchendiener hat bisher von den Stolgebühren lediglich seine Subsistenz erlangt, da bei weitem nicht alle Kirchendienste mit liegenden Gründen und sonstigen fixen Einkünften von einigem Belange versehen sind, und fast keiner hat dieser Beihülfe entbehren können. Die etwa damit verbundenen Mißbräuche können die Einrichtung selbst noch nicht schlechterdings verwerflich machen, sondern suche man nur diese zu heben, und ihnen möglichst entgegen zu wirken. Ohnehin möchte das Anößige, welches man dem Ursprunge und der Art der Entrichtung nach bei manchen Stolgebühren findet, der ungebildeten Classe, auf welche, wegen des zu besorgenden schädlichen Einflusses, hiebei am meisten Rücksicht zu nehmen seyn dürfte, durch lange Gewohnheit weniger fühlbar seyn, wenn sie nicht darauf aufmerk-

d) S. Hannöversches Magazin von 1805. 44tes und 75tes Stück.

merksam gemacht werden — Auch sie werden daher bis zur Ausmittelung eines hinlänglichen und sonst angemessenen Aequivalents, mit vollem Rechte ferner bestehen müssen. e)

Aber bei der bloßen Erhaltung der einmal bestehenden Rechte und Einkünfte darf man es nicht lediglich bewenden lassen, sondern ist auch, in so weit es die Nothdurft erfordert, und es sonst thunlich ist, auf Verbesserung der Dienste Bedacht zu nehmen. f)

Nach Calenbergischer Kirchenordnung (S. 241. §. Wo ꝛc.) soll daher, wo es nöthig, für der Kirchendiener hinlänglichen Gehalt gesorgt werden, ohne jedoch es näher zu bestimmen, auf welche Art. Auch in Lüneburgischer Kirchenordnung Cap. 12. §. 16. u. f. ist die etwa nöthige Verbesserung der Einkünfte der Prediger und Seelsorger den Eingepfarrten zur dringendsten Pflicht gemacht.

Schwerlich konnte aber bei Errichtung der Kirchenordnungen dieses Bedürfniß lebhafter gefühlt werden als gegenwärtig. g) Selbst die vormals ausgezeichnetsten Kirchendienste in den grösern Städten, deren Einkünfte außer den etwanigen unbeträchtlichen Salarien, welche bei ihnen gewöhnlich die Stelle der sonstigen Pfarrgüter vertreten, größtentheils aus Accidenzien bestehen, sind jetzt merklich in Abnahme gerathen, weil auf eine beritwillige Freigebigkeit ehedem mehr als jetzt zu rechnen war. Sehr viele Pfarrdienste haben nie zureichende Einkünfte gehabt, und müssen letztere bei dem abnehmenden Werthe des Geldes noch immer mehr sinken, wenn die Accidenzen unerhöhet bleiben, oder sonst auf andere Art ihre Einkünfte nicht vermehrt werden. Am einträglichsten finden sich gegenwärtig diejenigen Pfarrdienste, welche mit Ländereien hinlänglich versehen sind, die sie frei zu erhalten gewußt haben. Wiewohl, wenn ihre Einkünfte, wie bei den Landpfarren häufig der Fall ist, fast einzig aus Ackerbau, Gemeinheits Rechten und Landhaushalte bestehen, die Kirchendiener dadurch zugleich in weitläuftige ökonomische Geschäfte, nicht selten auch in Processe verwickelt werden.

e) Wer wird wohl jemals behaupten wollen, daß die Gerechtigkeit für Geld feil sey, weil die Diener der Justiz zum Theil von der Rechtspflege leben müssen? Warum will man aber den Gerichtssporteln mehrere Gunst wiederfahren lassen, als den Stolgebühren? — Im jüdischen Staate, wo der Unterhalt der Priester sogar zur Religionsangelegenheit selbst gemacht war, erhielten sie einen Antheil von den Opferungen, die Erstlinge und den Zehnten, (Vid. Stypmann de salariis clericorum pag. 18. seq.) welche Art des Unterhalts gewiß manchen bei weitem größern Nachtheil erzeugen mußte. Irrig wird von Stypmann (loco cit. pag. 110.) der Ursprung der Stolgebühren von der Reformation abgeleitet, als Ersatz der ihnen sonst entrissenen Güter. Vergl. Grellmanns Geschichte der Stolgebühren S. 91. u. f.

f) I. H. Boehmeri Jus Eccl. Prot. lib. 3. Tit. 5. §. 152-154. Brunemanni Jus Eccl. Prot. lib. 2. Cap. 5. §. 2 Carpzovii Jurispr. eccl. lib. 1. de 105. nr. 10.

g) S. des Abts Dr. Salfeld Beiträge 4r Bd. 4s Heft S. 478 u. f.

(Der Schluß folgt.)

Er-

Erfahrung über Abbildungen;
oder vielmehr Abdrücke fester Körper, die sich unsern Augen in der Luft durch Gegenscheine darstellen.

Ich las neulich im Museo des Wundervollen über die Abbildung von menschlichen und andern Gestalten in den Wolken eine Erzählung von einer Erscheinung, die Silberschlag auf dem Brocken gehabt hat, und noch von einer andern, die so viel Aehnliches mit derjenigen zu haben scheint, die mir vor ungefähr 16 Jahren zu Gesichte kam, daß ich mich bewogen finde, sie hier mitzutheilen; ehe ich sie aber erzähle, will ich zuvor den Journalisten sprechen lassen, umher nach durch seine mitgetheilten Darstellungen, die sowohl die Erscheinungen, die dem verewigten Silberschlag aufgestoßen sind, als auch diejenigen eines Ungenannten enthalten, meine Erfahrung mit jenen Ereignissen in Verbindung setzen, um die nicht geringe Gleichförmigkeit darthun zu können, die zwischen der meinigen und jener augenfällig ist.

Er sagt nämlich in der ersten Erzählung: Er (Silberschlag) sehe die Gestalt dieses Berges ungleich größer, als er wirklich ist, in einer Entfernung von 2 Meilen wie ein entsetzliches Gespenst in der Luft schweben. Das oben befindliche Brockenhäuschen und wir selbst, sagt er, standen in Riesengestalt da; und als ich meinen Arm in die Höhe hob, war es nicht anders, als wenn eine Tanne empor gestiegen wäre. Augenblicklich rief ich meiner Gesellschaft zu, daß sie gegen Osten hinsehen sollten, und sie erblickten zu ihrem Erstaunen die nämliche Erscheinung.

In der zweiten fährt er so fort: Jemand sahe einmal neben einem Thurm bei einem Nebel, in dem die Sonne schien, die Gestalt dieses Thurms im Nebel stehen. Ein andermal, als zwischen ihm und einer Stadt ein niedriger Nebel lag, erblickte er das Bild der ganzen Stadt im Nebel abgebildet. So weit der Journalist. Nun meine mir vor Augen gestellte doppelte Abbildung gewisser Gegenstände.

Ich setzte mich nach einem Spatziergange auf dem Lüneburger Stadtwalle, den ich im October bei sehr schönem Wetter nach 2 Uhr des Nachmittags am Bardowicker Thore bestieg, nachdem ich mich westlich drehete, und ihn dergestalt umgieng, daß ich von Osten wieder gegen Westen die Kaufhaus-Brücke bei dem Hause des Visitators passirte, und von da von neuem den Bardowicker Wall betrat, auf denjenigen Platz, der der hohen Bastion gegenüber liegt, und der von jener durch die Ilmenau getrennt wird, dergestalt nieder, daß ich das Gesicht gerade nach dem Kalkberge hatte.

Ich mochte eine halbe Stunde gesessen haben, so war es mir, als wenn ein feiner Schleier vor meine Augen vorgezogen war, (es war ein dünner

Ne-

Nebel, wodurch die Sonne schien; diese stand helle und klar Nordwest zum Westen).

Es war 54 Minuten nach 3 Uhr, als mir plötzlich der Kalkberg noch einmal so hoch und stark vorkam, als er von Natur ist, und sein Schatten schien in der Luft zu schweben. Der Michaelis- und Lamberti-Thurm, desgleichen der des Rathhauses und der Marienkirche erschienen mir sämmtlich doppelt, und die beiden ersteren in ungeheurer Gestalt.

Mir stand diese Erscheinung gleichsam so vor Augen, als wenn ich die Gegenstände in einem Spiegel beschauete; ich konnte mich nicht genug an diesem schönen und frappanten Blick ergötzen, und mußte mir Gewalt anthun, ihn von diesem Gegenstande abzuwenden, um das Uebrige der Stadt in diesem Moment auch überschauen zu können. Der Heilige-Geist-Thurm sowohl, als der zu St. Johannis, und der Nicolai-Thurm standen in ihrer Einförmigkeit da; auch der übrige Theil der Stadt war im natürlichen Zustande zu sehen, mithin war die Scheidung zwischen einfacher und zwiefacher Objects-Darstellung das Rathhaus, und durchschnitt dergestalt von Westen gegen Osten ungefähr den dritten Theil der Stadt, doch solchergestalt, daß die Repräsentationslinie von Nordost nach Südwest zu fortlief. Dieses merkwürdige Schauspiel dauerte nach dem Zeiger meiner Uhr 10 Minuten, und begann, wie ich bereits oben gesagt habe, 3 Uhr 54 Minuten, daß also sein Ende 4 Minuten nach 4 Uhr erfolgte. Hierauf erschien sehr geschwind ein stärkerer Nebel, der jedoch noch ziemlich durchsichtig war.

In Besorgniß, er möchte noch stärker werden, eilte ich nach meiner Wohnung; ehe ich aber meinen Platz verließ, schauete ich erst noch zurück nach Osten, und fand dort alles in durchsichtigem Nebel verhüllet, sahe das steinerne Hochgericht außerhalb des Altenbrücker-Thors, links hinter der Ziegelei gelegen, so nahe vor mir stehen, daß es schien, als stände es auf dem Anger der Reppschläger; auch stellte es sich weit höher und stärker, als es im natürlichen Zustande ist, meinen Augen dar.

Ich habe in jener Zeit diese meine Beobachtung einigen meiner damaligen Lüneburger Freunde mitgetheilt, konnte aber von keinem einen befriedigenden Aufschluß über diese sonderbare Lufterscheinung erhalten.

Die Erzählung einer ähnlichen Erfahrung in der obengedachten Zeitschrift veranlaßt mich, sie gegenwärtig bekannt zu machen. Ich wünschte dadurch die Veranlassung zu geben, daß ein Naturkündiger die Erklärung der Erscheinungen mittheilen möge, dergleichen in Südamerica nach Bouguers Zeugnisse auf den höchsten Bergen fast täglich gesehen werden. (Museum des Wundervollen, oder Magazin des Außerordentlichen, 1ten Bandes 4tes Stück 1804. S. 310.

M — m. im Lenzmonate. M — r.

Hannöverisches Magazin.

92tes Stück.

Montag, den 18ten November 1805.

Von den Einkünften und Immunitäten der Kirchendiener, als Einleitung zu dem 5ten Theile des Churhannöverischen Kirchenrechts.

Von dem Consistorial-Secretair J. A. F. Schlegel.

(Schluß.)

Aus den Kirchen-Aerarien kann eine solche etwa nöthige Verbesserung zwar allerdings, jedoch nur in so fern erfolgen, als solche nach ihrem gegenwärtigen Bestande, mit deren Hauptzwecke, der Erhaltung der Kirchengebäude, und der Bestreitung der zur Anordnung des Gottesdienstes erforderlichen Kosten geschehen kann. a)

Ich kann daher denjenigen Rechtslehrern nicht beitreten, welche der Meinung sind, daß eine Verbesserung ihrer Einkünfte auf jeden Fall, und ohne jene Einschränkung, zunächst aus dem Kirchen-Aerario zu nehmen sey; da dieß bei den sodann bald erschöpften Kirchen-Aerarien, den Gemeinden selbst sehr drückend fallen würde. b)

a) S. Churhannöversches Kirchenrecht 4 Th. S. 15. Stypmann de salariis clericorum cap. 7. §. 215. 219. Quod augmentum debeat dari, quando aerarium ecclesiae dives crescit, et supra expensas ordinarias in residuo habet. — Si ex reditibus structurae aliqnid bona ratione detrahi possit. Non enim unum altare debet tegi, et alterum denudare.

b) Es wird solches von I. H. Boehmer cit. §. 153. behauptet, und scheint auch die Meinung von Brunnemann loc. cit, dahin zu gehen. Ersterer dürfte jedoch

Ganz vorzüglich liegt diese Verpflichtung den Kirchspielsgemeinden ob, wie auch in der oben angezogenen Stelle der Lüneburgischen Kirchenordnung ausdrücklich angedeutet wird. Will selbige sich, in so fern es nöthig ist, nicht dazu verstehen, so muß sie sich die Union mit einer andern Kirche gefallen lassen. — Indessen muß in allen solchen, das Beste der ganzen Kirchen-Societät bezielenden Beschlüssen, die Mehrheit der Stimmen entscheiden, da sonst nie leicht ein solcher Beschluß zu Stande kommen würde. c)

Wenn sich aber dabei unüberwindliche Schwierigkeiten zeigen, dürfte sich von Seiten des Staates, welcher die Kirche zu seinem eigenen Besten in Schutz genommen, eine Unterstützung erwarten lassen; zumal in denjenigen protestantischen Ländern, in welchen er durch Einziehung geistlicher Güter einen großen Zuwachs erhalten hat, wenigstens in so fern ihnen nicht etwa schon eine sonstige wohlthätige Bestimmung ertheilt ist. d)

Am unentbehrlichsten ist eine Verbesserung bei den größtentheils erst in spätern Zeiten errichteten Schuldiensten, da ein Reihetisch und eine Reihewohnung, woraus solche an manchen dürftigen Orten, außer dem kärglichen Schul-

jedoch mit sich selbst in Widerspruch stehen, wenn er dagegen in Jure Paroch. Sect. 7. cap. 1. §. 31. behauptet, daß die durch Verwüstung der Höfe verminderten Einkünfte, von der Pfarrgemeinde zu ersetzen seyn. Carpzov hingegen hält mit Recht dafür, daß die Verbesserung von den Eingepfarrten, etwa wie er vorschlägt, durch eine nach Verhältniß ihrer Besitzungen und ihres Vermögens zu bestimmende Abgabe zu beschaffen sey. Vid. lib. 1. Tit. 4. def. 59. nr. 6. parochianis incumbit, de honesta sustentatione ministris ecclesiae prospicere. Conf. lib 1. Tit. 10. def. 153. nr. 6. seq. Stypmann de salariis cler. cap. X. pag. 370 - 374.

c) Pufendorfii obs. jur. Tom. 1. obs. 39. p. 97. Tom. III. obs. 149. pag. 407. et obs. CXI. p. 301.

d) Leyser in medit. sp. 668. m. 6. bezweifelt dieses, ohne jedoch auf diese angeführten Gründe Rücksicht zu nehmen. Conf. Stypmann de salariis clericorum cap X. pag. 327. seq.

Lüneburgische Polizeiordnung von 1618. Cap. 3. §. 1. Lüneburgische Kirchenordnung Cap. 12. §. 22. Calenbergische Kirchenordnung S. 241 und 272.

In unsern Landen werden die Klostergüter, wie man hin und wieder in andern Ländern noch jetzt gleichsam als etwas neues vorgeschlagen hat, sehr zweckmäßig zur Erhaltung der höhern Bildungsanstalten in Göttingen; zugleich aber auch, so weit es thunlich, zur Unterstützung der Kirchendiener und deren Witwen verwandt; wie gleichmäßig auch aus der Celleschen Beneficial-Casse und dem Lüchowschen Calande geschieht.

Schulgelde bestehen, nicht als eine angemessene Vergütung für mühselige Dienste erachtet werden können; daher denn diese in hiesigen Landen die nächste und stärkste Aufmerksamkeit an sich gezogen hat. Es kommen hiezu einige wohlthätige Stiftungen zu Hülfe, worunter die des Kaufmanns Böttcher, des Stifters des Schulmeisters-Seminariums, durch den mannigfaltigen Nutzen, den sie bereits geleistet hat, sich vorzüglich auszeichnet.

Damit die Gemeinden, falls sie dessen bedürften, zur Verbesserung geringer Schuldienste ermuntert würden, sollten nach dem Consistorial-Ausschreiben vom 11ten April 1769, einer Schulgemeinde im Calenbergischen oder Lüneburgischen, wenn sie ihren Schuldienst, dessen Einkünfte überall nur jährlich auf 30 bis 40 Rthlr. betrügen, auf eine oder die andere Weise, besonders durch Ausrodung und Anweisung einigen Landes, zu Aeckern, Wiesen, Holztheilen, Gärten u. d. m. auf solche Art bleibend verbessern würde, daß der Ertrag dieser Verbesserung jährlich auf 10 Rthlr. anzuschlagen wäre, von den Zinsen jenes Fonds, in so weit es sich thun ließe, ein Geschenk von 100 Rthlr. gemacht werden; wodurch nach und nach nun schon so manche wesentliche Verbesserung bewirkt ist.

Es waren bald so viele Gemeinden, die sich hierum meldeten, auf dieses Legat expectivirt, daß das Consistorium nach Inhalt des Ausschreibens vom 28ten Mai 1787. darauf Bedacht nahm, der einen oder andern Gemeinde, welche ihren Schuldienst auf gleiche Art zu verbessern wünschte, ohne hierauf expectivirt zu seyn, aus einem andern Fond, nämlich von der mit landesherrlicher Genehmigung von dem jährlichen Gnadengeschenke e) nach Beschaffenheit der Umstände jährlich vorabzunehmenden Summe von 100 bis 200 Rthlr. f) 20, 30, 50 bis 100 Rthlr. auszahlen zu lassen. Vorzüglich gieng der Wunsch des Consistorii dahin, daß die beständige Verbesserung kleiner Schuldienste auf solche Art geschehe, daß dadurch zugleich den persönlichen Bedürfnissen der um einen Nebenerwerb verlegenen Schullehrer abgeholfen werde. Wenn daher eine Schulgemeinde vermogt werden könnte, ihrem Schuldienste einige uncultivirte Länderei zu Aeckern, Wiesen, oder einem Garten unentgeldlich zu überlassen; so sollte dem Schullehrer die übernommene Artbarmachung desselben, bei der Ungewißheit, ob er die Benutzung des artbar gemachten Platzes erleben werde, sowohl in Ansehung des ausgelegten baaren Geldes, als des Aufwandes an Zeit und Kräften, nach dem Tarato sachverständiger unpartheiischer Achtsleute (bei welchen jedoch nach bestehenden Principien die Düngungskosten nicht mit in Anschlag

e) S. den besondern Abschnitt darüber.
f) Consistorialkundebuch Tom. V. pag. 640.

kommen) vergütet, auch wohl im Fall eines gänzlichen Unvermögens hiezu ein Vorschuß ertheilt werden. Man erklärte sich ferner nicht abgeneigt, für eine schlechte, auf keine andere Art zu verbessernde Schulstelle, ein schon artbares Stück Feld- oder Gartenland, oder eine Wiese, bei sich ereignender Gelegenheit anzukaufen, wenn es für ein dem wahren Werthe angemessenes Kaufgeld zu erhalten wäre.

In Beziehung hierauf sind in dem Consistorial-Ausschreiben vom 6ten November 1794. die Superintendenten aufgefordert, auf solche Schuldienst-Verbesserungen alle Aufmerksamkeit zu widmen, und auch die Prediger zu ermuntern, jeden sich deshalb darbietenden Anlaß zu benutzen.

Herrschaftliche Cammer hat ebenfalls zur Beförderung dieses nützlichen Zwecks gemeinschaftlich dadurch mitgewirkt: daß sie in dem Ausschreiben von 12ten Jan. 1791. sämmtlichen Beamten empfahl, sich besonders es angelegen seyn zu lassen, durch Ausweisung und Beilegung neuer Gärten, Wiesen, Ackerländerei und Immenstellen, geringe Schuldienste zu verbessern, und dazu entbehrliche Plätze, es sey in der Gemeinheit der Interessenten oder in den privativen Dorfsgemeinheiten, entweder selbst auszuwählen, und die Gemeinden zu deren Zugestehung und einzuwilligender Ausweisung gütlich zu bereden, oder auch die Gemeinden zum selbst eignen Vorschlage von dergleichen unschädlich zu entbehrenden, und den Schuldiensten beizulegenden Plätzen zu vermögen; wobei aber nicht eigenmächtig verfahren, sondern jedesmal die Genehmhaltung der herrschaftlichen Cammer nachgesucht werden soll.

Wegen der Rottzins- oder Rottzehnt-Freiheit der den Schulmeister-Bedienungen beizulegenden Grundstücke hat man zwar kein allgemeines Principium aufstellen wollen; doch hat herrschaftliche Cammer in jenem Ausschreiben zugleich erklärt, daß sie zu mehrerer Begünstigung des gemeinnützigen Endzwecks nicht abgeneigt seyn werde, nach Beschaffenheit eintretender, und in den Amtsberichten anzuführender Umstände, in jedem einzelnen Fall entweder auf gewisse Jahre, oder überhaupt auf die Zeit, so lange die neuen Grundstücke den Schuldiensten unveräußert beigelegt bleiben, die Abgift des Rottzinses und Rottzehntens durch besondere Verwilligungen zu erlassen; über welchen Remissionsgegenstand die Beamten, ihren Ausweisungsberichten jedesmal ihr Gutachten hinzuzufügen haben.

Da auch auf Veranlassung der Landes-Regierung die löblichen Landschaften durch jährliche Geldbeiträge zur Erreichung jenes Zwecks mit zu wirken gesucht haben; g) so ist, wenn auch bei weitem noch nicht allen Bedürfnissen hat abgeholfen werden können, dieserhalb in der That sehr vieles ge-

g) S. Consistorial-Ausschreiben vom 6ten Nov. 1794.

geschehen, wie ohne Ungerechtigkeit nie verkannt werden kann; welche Vorsorge so mancher Schullehrer, und mit ihm seine Schulgemeinde dankbar zu verehren sich gedrungen fühlen wird.

Die in das Fürstenthum Lüneburg ergangene, und bei allen Schwierigkeiten des Gegenstandes nach einem großen und gerechten Plane mit weiser Sorgfalt entworfene Gemeinheitstheilungsordnung vom 25ten Jun. 1802. eröffnet für alle Kirchendienste eine neue günstige Aussicht zu dauerhaften und soliden Verbesserungen, da in dem §. 76. derselben nicht nur den Kirchen- und Schuldienern ihr Antheil an den zu vertheilenden Gemeinheiten, nach Maaßgabe ihres zur gemeinen Weide getriebenen Viehes, und ihrer Haushaltungsbedürfnisse, im Allgemeinen zugesichert, sondern auch dem Landes-Oekonomie-Collegio es zur Pflicht gemacht ist, dabei dahin zu sehen, daß die Schullehrerstellen bei solchen Gelegenheiten eine angemessene Verbesserung erhalten.

Ohne Zweifel wird daher diese gemeinnützige Veranstaltung nicht nur für unser ganzes Land, sondern auch für die Kirchendiener, in ihren seegensreichen Folgen sich wohlthätig erweisen, um den durch traurige Vorfälle zerrütteten Wohlstand dermaleinst wieder zu heben, und den sinkenden Muth mit neuer Hoffnung zu beleben.

Der Glaube an Gespenster,

in einigen historisch-physischen Ansichten dargestellt.

(Vergl. das hannöv. Magaz. St. 11. u. f. St. 24. u. f. v. d. J.)

11. Worauf gründet sich der Gespensterglaube?

Wenn man das Daseyn der Gespenster aus den Würkungen beweisen dürfte, welche die Furcht vor ihnen hervorbringt, so würde der Beweis leicht zu führen seyn, und die Erfahrung würde darthun, daß es Gespenster giebt. Wer kann nicht täglich Beispiele von Erscheinungen von Gespenstern hören? Man will das Gespenst so vollständig gesehen haben, daß man es anatomiren könnte; und doch wird man gewöhnlich gestehen, daß die Furcht jede genauere Untersuchung gehindert habe. Was man für ein Gespenst ansah, war eine natürliche Erscheinung, deren Gestalt von der Phantasie in Umriß und Form vollendet wurde. Und solchen Phantomen hat man Beweiskraft in Ansehung des Daseyns der Gespenster zuschreiben wollen! Ein bloßer flüchtiger Augenschein ist der Grund, auf welchen man den Glauben

ben an Gespenster gründet, ohne daß man diesen Grund nur geprüft hat, wozu indessen auch vielen die nöthigen Vorkenntnisse und Kaltblütigkeit fehlen mochte. Es könnte ganz was anders gewesen seyn, als ein Geist, wenn der Mensch sich nicht von seiner Einbildung hätte schrecken, und von seinen Sinnen trügen lassen.

Und mit wie vielen thörigten und lächerlichen Umständen sind gewöhnlich die Gespenstergeschichten verbunden! Gewisse sich ähnliche Umstände findet man fast bei allen solchen Geschichten, aber man achtet nicht darauf, weil alte Vorurtheile es hindern. Fast alle sind bei Nacht oder in der Dämmerung vorgefallen. Ein Geist kann an und für sich nicht erscheinen, und unsern Sinnen bemerklich werden; dies ist unmöglich. Er mußte sich in einen Körper hüllen, und, um sichtbar zu werden, wählte er gerade die Dunkelheit, wo man ihn nicht sehen kann? Aber ist das Gespenst eine natürliche Erscheinung, so ist das Räthsel gelöset. Die Dunkelheit der Nacht läßt uns alles nur im Nebel sehen. Der trockne Baum mit seinen dürren Zweigen erscheint uns als Riese, und sein Schatten als ein schwarzes Ungeheuer. *) Die Stille der Nacht vergrößert den geringsten Schall, der am Tage nicht einmahl hörbar seyn würde. Daher entsteht bei Ungebildeten natürlich der Gedanke: ich habe ein Gespenst gesehen, gehört, der bei Tage nicht entstehen würde, und daher kömmt es denn auch, daß fast alle Gespenster des Nachts erscheinen.

Gewöhnlich findet man Gespensterseher nur unter den gemeinen Leuten, die zu keiner prüfenden Untersuchung geschickt und geneigt sind, sondern alles auf Treue und Glauben anderer annehmen. Unbekannt mit der Natur und ihren verschiedenen Erscheinungen, ist er furchtsam, und nicht im Stande, richtig zu prüfen. Darum erscheinen ihm dann oft Gespenster, oder vielmehr, er sieht da Gespenster, wo der Aufgeklärte, wo der Beherzte Betrüger entlarvt, und wo der Weise die Größe Gottes in der Natur bewundert.

Und warum erscheinen die Gespenster gewöhnlich nur einer Person, selbst unter einer ganzen Gesellschaft? Ist es darum, weil nur der, welcher am Sonntage gebohren ist, Gespenster sehen kann? Swift beantwortet diese Frage sehr nachdrücklich. Es ist ein seltener Fall, sagt er, daß sich in einer Gesellschaft mehr als ein Mensch befinden sollte, der bis zu einem gewissen Grade hypochondrisch oder ein Schwärmer wäre.

12. Ist das Nichtdaseyn der Gespenster erweislich?

Wenn der Geist des neueren Mysticismus erst größern Einfluß auf den Geist

*) Ueber Gespensterfurcht, S. 33.

Geist des Zeitalters erhalten haben wird, wie nach der Herausgabe von Novalis Schriften durch Tiek und Schlegel, und nach andern Zeichen der Zeit fast zu erwarten ist, so wird obige Frage wohl aus einem höhern Gesichtspunkte beantwortet werden müssen. Bis dahin scheint der gewöhnliche Standpunkt, aus dem man sie betrachtet hat, folgender zu seyn.*)

Gespensterfurcht ist allerdings Aberglauben, aber nicht Glaube an die Möglichkeit eines selbst mit unsern Sinnen zu empfindenden Einflusses geistiger Wesen auf uns. Diese Möglichkeit läßt sich nicht mit kategorischer Gewißheit verneinen. Freilich ist noch keine einzige Erfahrung bekannt, welche die Wirklichkeit der Gespenstererscheinungen unwidersprechlich erwiese, und es wird auch wohl nie eine solche bekannt werden. Und sollte auch bei einzelnen Erfahrungen der natürliche Aufschluß nicht zu finden seyn, so folgt daraus noch nicht die Unmöglichkeit eines natürlichen Aufschlusses. Oft verbirgt und oft enthüllt das Ungefähr diesen Aufschluß.

Diese verneinende Erfahrung ist aber noch kein Beweis der Unmöglichkeit. Sie giebt nur Wahrscheinlichkeit, die erst durch unterstützende Vernunftgründe Gewißheit wird. Und viele widersprechen sogar dieser verneinenden Erfahrung, und wollen ihr selbst positive Erfahrung entgegensetzen.

Indessen möchte dieser Grund nur wenigen zusagen. Einzelne Fälle beweisen so lange nichts, als ihre Anzahl immer geringer wird, wenn unpartheiische Untersucher ihren natürlichen Grund zu erforschen suchen.

Die Vernunft müßte also den Beweis der Unmöglichkeit vollenden. Diese beruft sich auf die Weisheit des Schöpfers, mit welcher es sich nicht vereinigen läßt, wenn er den abgeschiedenen Seelen erlauben wollte, sich selbst und andere zu beunruhigen. Freilich können wir die Absichten der ewigen Weisheit nicht ergründen, aber wir müssen sie immer voraussetzen, und also auch bei Gespenstererscheinungen. Moralische Freiheit ist das edelste Geschenk moralischer Wesen, und da könnte es ja zur unverletzlichen Freiheit der Geister gehören, sich nach Gefallen auch dem sinnlichen Auge darzustellen.

Aber wir dürfen unsere Vernunft nicht gefangen nehmen. Kann diese die Absichten des Schöpfers nicht ergründen, so kan sie sie doch oft errathen und ahnen; aber welchen Zweck und Nutzen kann sie bei Gespenstererscheinungen auch nur ahnen? Wo erblickt sie nicht Nachtheil? Wird sie also gegen alle Erfahrung wohlthätige Zwecke

*) Wagners Gespenster Th. 3. Einleitung. Durch die bekannten Wözelschen Phantasien erhält dieser Gegenstand neues Interesse, wenigstens für den Augenblick.

Zwecke voraussetzen können? — Der Mensch als handelndes Wesen besitzt Freiheit; aber sollte es wohl zur Freiheit des vom Körper getrennten Geistes gehören, Geist und Körper zugleich zu seyn? Wenn der Körper verweset, wird dann der abgeschiedene Geist noch Kraft haben, sich körperlich und den Sinnen fühlbar zu zeigen? Wenn wir hier Absichten des Schöpfers voraussetzen wollten, so würden wir, bei fernerer Anwendung dieser Voraussetzung, den Begriff des Aberglaubens noch viel zu enge finden, um jede Art des Aberglaubens darunter zu bringen.

Die Fortdauer des menschlichen Geistes nach dem Tode setzt die Möglichkeit der Gespenster nicht voraus. Abgeschiedene Geister sind noch keine Gespenster; sie würden es nur werden, wenn sie den Menschen sinnlich erscheinen. Sonst wäre ja jeder Geist ein Gespenst, und er ist es nur, wenn er erscheint, oder man müßte den Begriff ungebührlich erweitern. Der Begriff von Gespenst und Gespenstererscheinung ist also derselbe; er ist leer, wenn er nicht durch Erfahrung bewährt wird. Eben so leer ist also die Furcht vor Gespenstern, als es der Glaube an Gespenster, d. i. an Erscheinung abgeschiedener Seelen ist.

Denn wie kann ein Geist meinen an Raum und Zeit gebundenen Sinnen sichtbar, fühlbar oder hörbar werden? Erfahrung und Einsicht rechtfertigen diesen Satz, wenn wir auch nicht einsehen können, warum es einem Geist unmöglich seyn sollte, sich den Sinnen fühlbar zu machen. Die Vernunft soll sich innerhalb der Grenzen der Sinnenwelt halten; aber warum will man es dem Wahn und Glauben erlauben, das Feld des Uebersinnlichen zu betreten? Warum sollen diese nicht durch die Vernunft aus dem fremden Gebiete zurückgebracht werden?

Mag es indessen immer möglich seyn, daß geistige Wesen auf uns Menschen wirken können, weil wir ja zugleich Körper und Geist sind; der Erfahrungsbeweis wird immer noch fehlen, so daß wir wohl mit entschiedener Gewißheit das Gegentheil behaupten dürfen.

Den Grund der Allgemeinheit der Gespensterfurcht haben wir schon oben zu erklären versucht. Es ist gewiß nicht eine gewisse innere Erfahrung, die uns das Grauen einflößt, wenn wir auch entschiedene Läugner von Gespenstererscheinungen sind. Es ist Folge eines schwachen Nervensystems, dem die Regungen der Furcht von Kindheit an eingeprägt sind. Nervenschwäche und Furchtsamkeit sind immer gepaart. Und werden nicht noch jetzt alle Kinder mehr oder weniger zur Gespensterfurcht erzogen? Diese verliehrt sich nicht mit den Jahren, wie der Glaube an andere Ammenmährchen sich verliehrt. Man giebt diesen auf, weil ihn kein Erwachsener weiter nährt; aber jene erhält sich, weil sie überall genährt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hannöverisches Magazin.

93tes Stück.

Freitag, den 22ten November 1805.

Der Glaube an Gespenster,

in einigen historisch-physischen Ansichten dargestellt.

(Fortsetzung.)

Um dies natürliche Grauen zu erklären, braucht man nicht auf einen innern Grund in der Seele zu rathen. Nur die Mystik würde hier eine Verbindung mit andern Geistern ahnen, die uns nur in seltnen Augenblicken deutlich wird. Es ist möglich, daß auch andere Geister auf unsern Körper würken können, aber nur exaltirte Schwärmer und nervenschwache Enthusiasten werden wähnen, solchen Einwürkungen ausgesetzt zu seyn. Nur diese werden glauben, mit geöffneten Augen des Geistes zu sehen, wenn ihre Phantasie ihnen Traumgestalten vorzaubert. Sie erblicken Geister mit ihren alten Körpern, und können sich nicht davon überzeugen, daß ihnen die Phantasie solche Streiche spielen kann. Sie sind Seher höherer Art, und sehen besser als Menschen mit gesunden Augen. Man wird sie bewundern, und dadurch ihre Eitelkeit und ihren Stolz vermehren, die sie dann bewegen werden, den Gesichtskreis ihres inneren Auges noch immer mehr zu erweitern.

Das Gebiet der Hypothesen ist unbegrenzt, und die rationelle Geisterlehre wird sich immer auf diesem Gebiete anbauen. Sie wird der Schwärmerei Thor und Thür öffnen. Sie wird sich über die Grenzen der psychologischen Erfahrung hinauswagen, und mit Stillings Sehkraft das Geisterreich oft besser zu kennen glauben, als sie die Erde kennt. Aber so lange wir die geheimen Kräfte unserer Seele, wenn sie deren würklich hat, nicht besser kennen, so lange werden wir

wohl thun, wenn wir uns über die Grenzen nicht erheben, die uns als Sinnenwesen gesteckt sind.

Immer aber wird jeder seines Glaubens leben! Man störe ihn nicht, so lange sein Glaube unschädlich ist. Es ist möglich, daß der Glaube an Gespenstererscheinungen irgend einen Einzelnen beglückt; aber es ist wirklich und ungezweifelt gewiß, daß Gespensterglaube und Gespensterfurcht, sofern Betrug und Täuschung sie gebahr, schon Tausende um Ruhe und Zufriedenheit, ja selbst um Ruhe und Leben gebracht haben.

13. Würdigung des Gespensterglaubens; dessen Nichtigkeit.

Es ist nicht unmöglich, daß es wirkliche Gespenstererscheinungen geben könne; aber was möglich ist, das ist darum noch lange nicht wirklich, und warum will man einen Geist als die Ursache solcher Wirkungen annehmen? Die Gründe für diese Annahme sind ganz unzureichend, und es giebt nicht einen vernünftigen Zweck, wodurch Gott bewogen werden könnte, Geister erscheinen zu lassen. Warum also ein Wunder annehmen, das nicht durch unwidersprechliche Beweise bestätigt ist?

Mag unser Verstand noch so eingeschränkt, und unser Gesichtskreis noch so enge seyn, so folgt daraus noch nichts für einen übernatürlichen Grund solcher Begebenheiten. Würde auch ein solcher übernatürlicher Grund zugegeben, so folgt doch daraus nur eine bloße Möglichkeit. Aber eben dies, daß noch niemand einen solchen übernatürlichen Grund solcher Erscheinungen entdeckt hat, erhebt es beinahe zur Gewißheit, daß man den Grund nicht im Geisterreiche suchen darf. Wie oft ist der natürliche Grund solcher Erscheinungen entdeckt worden, welche für Gespenster gehalten wurden. Die Erfahrung hat es so oft gelehrt, daß der Geist, in seiner Blöße dargestellt, sich als körperliches Wesen zeigte, daß die fürchterlichste Gestalt bei schärferer Untersuchung oft ein bloßer Schatten, ein Thier oder etwas Aehnliches war. *) Und diese Beispiele, sollten sie uns nicht berechtigen, in ähnlichen Fällen eben so zu schließen? Wir können nur nicht immer in den Grund einer jeden Erscheinung dringen, aber dann ist es weit vernünftiger, einen natürlichen, als einen übernatürlichen Grund zu vermuthen.

Ist es auch möglich, daß ein Geist überhaupt auf unsre Sinne würken kann; wie will man denn von einer Erscheinung beweisen, daß sie ein Geist, ein Gespenst sey? Es ist nicht einmahl wahrscheinlich, dies anzunehmen. Die Erfahrung beweist nichts, und selbst die Vernunft und die engen

*) Man braucht zum Beweise nur einen Theil von Wagners Gespenstern aufzuschlagen.

gen Grenzen unsrer Einsichten sprechen für das Natürliche solcher Erscheinungen. Aber es fehlt sogar nicht an Gründen gegen das Daseyn der Gespenster und deren Einwirkungen auf die Sinnenwelt. Diese Gründe *) muß man unpartheiisch prüfen, und einen unbefangenen Blick auf die Bemerkungen über den Ursprung des Glaubens an Gespenster zurückwerfen, wenn man von der völligen Nichtigkeit und Grundlosigkeit desselben sich überzeugen will.

Gespenster erfolgen nicht nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur. Ein Geist kann seiner Natur nach unmöglich unmittelbar auf unsre Sinne wirken. Wir vermuthen zwar, daß sie mit einem feinen Körper umgeben sind, aber wie könnten sie in der Hülle eines groben Körpers, ohne besondere Zulassung Gottes, auf den Menschen würken, wenn nicht dieser das Spiel eines jeden Geistes werden soll, der als eingeschränktes Wesen doch immer noch Fehltritten unterworfen ist?

Und wäre es möglich, daß Geister vermöge ihres Körpers auf unsre Welt willkührlich wirken könnten; wie würde Alles in schreckliche Verwirrung gerathen? Dann müßte der Mensch seine Vernunft gefangen nehmen, und die Vorsehung selbst würde der Willkühr und dem Spiele endlicher Geister unterworfen seyn.

Gespenstererscheinungen würden also nur auf Befehl Gottes erfolgen, und nur die wichtigsten Zwecke würden die Gottheit bewegen können, sie zuzulassen. Es müßten die besten Folgen dadurch bezweckt werden müssen, die ohne solche Mittel nicht zu erreichen wären. Der Beweis für die Wirklichkeit solcher Erscheinungen beruht also auf den Nutzen, den sie schaffen, und wenn sie, statt zu nützen, nur schaden, so sind die Erzählungen davon zu den thörigten Fabeln zu rechnen.

Und welchen Nutzen könnten solche Erscheinungen gewähren? Ist Strafe Zweck derselben? Strafe soll bessern und nicht Zorn und Rache, sondern blos Liebe kann Gott bewegen, zu strafen. Er ist ja über alle Beleidigung weit erhaben, und seine Strafen können nur als Mittel zur Wiederherstellung unsers moralischen Glücks dienen. Eine Strafe aber, welche bessern soll, muß bald auf das Vergehen folgen, demselben angemessen seyn, und nur den Verbrecher, nicht aber zugleich den Unschuldigen treffen. Und nehmen wir Gespenster als Strafe, wo ist da Zusammenhang, Verhältniß, wo nur eine Spur, daß ihre Erscheinungen Strafe für gewisse Laster seyn sollen? Die Strafe würde den redlichen Schwärmer so oft und noch öfter treffen, als den frechen Bösewicht. Sie könnten wohl Schrecken und Staunen, aber nie Besserung bewirken.

*) Ueber Gespensterfurcht. S. 52 u. f.

Oder sollen wir dadurch Nachricht von dem Zustande der Seele nach dem Tode erhalten, oder wenigstens von unsrer Fortdauer nach dem Tode überzeugt werden? Aber wo hat je eine solche Erscheinung uns über das Geisterreich aufgeklärt und belehrt? Ist die Wahrheit von der Fortdauer der Seele zuerst durch Erscheinungen von Gespenstern entdeckt worden? Ist nicht der Glaube an Gespenster nach unsern obigen Bemerkungen erst aus dem Glauben an Fortdauer hervorgegangen. Solche Erscheinungen haben so wenig den Glauben veranlaßt, als sie ihn beweisen können.

Es giebt Beispiele *), daß die Sterbenden ihren zurückbleibenden Freunden versprochen, ihnen nach ihrem Tode, wenn sie fortdauerten, zu erscheinen, und von dem Leben der Seele nach dem Tode ihres Körpers gewisse Nachricht zu bringen. Gesetzt nun, daß diese Erscheinung nicht erfolgt, kann man daraus schließen, daß die Seele nach dem Tode nicht mehr sey, oder gesetzt, sie erfolge, darf man urtheilen, daß sie fortdauere? Keines von beiden, und dann hätten die Geistererscheinungen auch diesen Nutzen nicht. Man darf das erstere nicht schließen, weil es unendlich viele und unbekannte Gründe geben kann, welche den Verstorbenen hindern, zu uns herüber zu kommen, und uns die versprochene Nachricht zu bringen. Er kann es vergessen haben, er kann nicht wissen, wie er es ins Werk stellen soll, es kann ihm von einem höhern Wesen verboten werden, dem er nicht ungehorsam seyn darf.

Allein, wenn die Erscheinung erfolgte, ist sie ein unumstößlicher Beweis von der Fortdauer der Seele nach dem Tode? Wenn sie das seyn sollte, so müßte eine jede andere Hypothese, woraus die Erscheinung erklärt werden könnte, unmöglich seyn. Aber wie sehr sind wir den Täuschungen unserer Leidenschaften und unserer Einbildungskraft unterworfen, und wenn wir dies erkennen, so würde unsere Ungewißheit in Ansehung der Fortdauer der Seele dieselbe seyn, wenn unsere Ueberzeugung nicht auf bessere Gründe gebauet wäre.

Aber nicht genug, daß der Gespensterglaube keinen Nutzen gewährt; er hat auch die schädlichsten Wirkungen im Gefolge (s. oben 10.) und verdient aufs

*) A. a. O. S. 80. Ich sage hier nichts von einer Schrift, (Meiner Ehegattin Erscheinung nach ihrem Tode) die man bislang für eine Erscheinung im romantischen Fache gehalten hat. Ich bin erst durch des Herrn von Kamptz Aufforderung im Reichsanzeiger darauf aufmerksam geworden. Der Verfasser, Herr Dr. Wözel, will die Thatsachen eidlich erhärten. Gehört er zu den phantastischen Schwärmern, so wird er mit vielen Andern das Spiel seiner Phantasie für eine wirkliche Erscheinung gehalten haben. Man braucht also nicht einmahl auf die Phantasmen zurückzugehen, von denen man noch neuerlich ein Beispiel von einem Danziger Prediger gelesen hat.

aufs stärkste von allen Vernünftigen verfolgt zu werden.

Wenn also Gespenster weder Geister sind, noch seyn können, so ist ihre Beschaffenheit am besten zu entwickeln, wenn man dabei vergleichende Rücksicht auf den Ursprung des Begriffes nimmt. Dann findet man, daß Betrügereien schlechter Menschen, Gaukeleien listiger Taschenspieler, die sich Ansehn und Vermögen zu verschaffen suchten, daß Gespenstervorspiegelungen, wodurch Wüstlinge die Unschuld verführten, und Räuber sich vor Verfolgung schützten, eine erste Classe ausmacht, wohin viele Gespenster gehören. Die unschuldigsten Gespenster sind wohl die, welche den Nachtwandrern ihr Daseyn verdanken. Zu einer andern Classe gehören gewisse Naturphänomene, die selten und auffallend sind, oder zu einer ungewöhnlichen Zeit mit besondern Umständen gesehen oder bemerkt werden. Der ungebildete Mensch denkt sich diese als Geister, und auch nur ihm allein, weil er furchsam ist, und die Untersuchung scheut, können sie Furcht einjagen. Der verständige Mann urtheilt erst dann, wenn er geprüft hat. So kann ein Baum, ein Hund oder ein anderes Thier dem Einem ein Gespenst seyn, was dem Andern nur ein Baum oder ein Hund ist. Und sehr viele Gespenstergeschichten, was sind sie wohl anders, als Spiele einer erhitzten Einbildung, die uns Sachen sehen und empfinden läßt, die nur in unserm Kopfe wirklich sind, und auch wohl den Muthigsten aus der Fassung bringen können. Man höre darüber nur Reisende sprechen, die berüchtigte Oerter passiren mußten, wie ihre Phantasie ihnen oft ärger zusetzte, als es Gespenster selbst, wenn sie wirklich vorhanden waren, nur thun konnten. Nur prüfende Untersuchung konnte den Zauber lösen, und das ungebildete Phantom zerstören. Ein männlicher prüfender Muth ist das Schrecken der Gespenster, und wer diesen besitzt, der ist vor ihren Erscheinungen völlig gesichert. *)

14. Wie soll man diesem Glauben entgegenwirken?

Aber wann wird der Zeitpunkt da seyn, wo dieser schädliche Glaube ganz unterdrückt und ausgerottet seyn wird? Der Glaube an böse Geister, die Einfluß auf den Menschen haben können, findet selbst in der Bibel eine Stütze, wenn die einzelnen Aussprüche derselben weder im Zusammenhange betrachtet, noch aus dem Geist der alten Sprache, und in Verbindung mit andern bibli-

*) A. a. O. S. 70. Der Verfasser erinnert hier zum Schluß, daß, wenn die Ansichten, die er geliefert hat, auch nichts Neues enthalten, sie darum doch lehrreich seyn können. Der Verehrer und Freund der allerneuesten Mystik würde indessen allerdings neue Ansichten haben eröffnen können. Diese darf Herr Wözel gleichfalls für das Interesse seiner Behauptung anführen.

biblischen Aeußerungen, die jenen Einfluß völlig vernichten, gewürdigt werden. Um so schwerer möchte es seyn, jenen Glauben völlig zu untergraben oder zu vernichten. Die öffentliche Erziehung wird dabei selten von der häuslichen unterstützt, und wenn auch beide vereint wirken, so wird die Neugierde der Kinder durch die Unbesonnenheit oder den Aberglauben Erwachsener ihrer Phantasie leicht Vorstellungen zuführen, die um so schädlichere Wirksamkeit äußern werden, jemehr sie sich selbst überlassen über diese Vorstellungen brüten, und den Leitungen derselben überlassen seyn werden.

So lange also an eine völlige Ausrottung des schädlichen Glaubens an Gespenster nicht zu denken ist, wird der Menschenfreund wenigstens alles aufsuchen, was im Stande ist, ihn weniger schädlich zu machen, und seine Herrschaft über die Gemüther zu mildern. Die Religionslehrer können hier vieles, aber nicht alles thun. Sie können nur durch Belehrungen und Unterricht im Allgemeinen wirken, aber sie können den schädlichen Einfluß der häuslichen Erziehung und des Beispiels nicht vertilgen, weil es über ihre Kräfte geht, alle Individuen ihrer Gemeinden mit dem Schlage einer Zauberruthe zu bessern Einsichten zu leiten.

Die Vernunftbildung kann nur durch fortgesetzte Uebung vollendet werden. Wenn diese unterbrochen wird, so ermüdet sie leicht, und wird ein Spiel der Phantasie, die weit früher ihr Geschäft beginnt, und die edleren Kräfte der Vernunft mit ihrem Joche belastet. Im Dienste der Phantasie begränzt sich die Vernunft dann leicht mit luftigen Schattenbildern, deren Wirklichkeit sie voraussetzt. Es gefällt ihr, auf dem Polster der Leichtgläubigkeit zu ruhen, und sich von Autoritäten leiten zu lassen. Auch lebt der jugendliche Geist so gern in der Welt des Wunderbaren *), und würde sich sehr geschmeichelt fühlen, auf diese Art vor Andern ausgezeichnet zu werden. Er kennt nicht die Künste der Täuschung und des Betrugs, und hat folglich auch keinen Grund, warum er andern nicht auf ihr Wort glauben sollte.

Wer sieht nicht, daß unsre Väter und Mütter erst selbst gebildeter seyn müssen, um für die bessere Bildung ihrer Kinder sorgen zu können. Es fehlt ihnen selbst zu sehr an richtigen Begriffen, um ihren Kindern dergleichen mitzutheilen. Ihr Urtheil wird selbst zu sehr durch den äußern Schein geleitet, als daß sie Anderer Urtheil berichtigen könnten. Sie kennen die Natur selbst zu wenig, um die Gespenster zu verscheuchen, die aus Unkunde derselben entspringen. Darum hat manche Gegend noch ihre eigenen örtlichen Gespenster. Der Bewohner sum-

*) Der Verfasser könnte sich selbst in dieser Hinsicht als Beispiel anführen.

sumpfigter Gegenden hat seine Irrlichter, wie der Bergmann seine eignen Geister hat. Nur die Naturlehre kann hier aufklären, und durch richtige Kenntnisse die bösen Geister verscheuchen. Dann würden Irrthümer verschwinden, und der Mensch würde nicht weiter ein Spielwerk von Betrügern seyn, wenn er in ihren Gaukeleien nicht ferner die Wirksamkeit höherer Kräfte suchte, indem er, wenn er ihren Grund auch nicht zu erklären vermögte, doch durch Schlüsse dahin geleitet würde, zu glauben, daß Alles natürlich, oder wie er sagt, „mit rechten Dingen zuginge."

Wenn der Mensch gelernt hat, Erscheinungen der Natur zu begreifen, so wird er auch leichter sich selbst begreifen lernen. Die geübte Vernunft wird manches Räthsel psychologisch lösen können, was sie vorher nicht zu lösen vermogte. Der Einfluß der Sinne ist groß, und erscheint, nach Beschaffenheit des Körpers, in verschiedenartigen Modificationen. Und man muß diesen Einfluß kennen, um sich nicht selbst zu betrügen, wenn die Phantasie mit uns ihr Gaukelspiel treibt, und die Leidenschaften aufregt, die uns dann vermögen, jenen Bildern Wirklichkeit beizulegen.

Ein schwacher, reizbarer Körper macht die Seele nur zu sehr abhängig, und zum passiven Spiel der Einbildungskraft. Kränklichkeit erzeugt Hypochondrie, die sich selbst böse Dämonen zu Peinigern hervorbringt Der Geist wird mit dem Körper zerrüttet. Der Nervenschwache erschrickt leichter und fürchtet sich leichter. In Einsamkeit und Dunkelheit erscheint ihm Alles in wunderbaren Gestalten. Die Phantasie bildet Bäume, Wolken und Schatten zu drohenden Ungeheuern. Das Gemüth wird befangen und erschüttert, und indem es den Körper noch reizbarer macht, verstärkt es durch dessen Reizbarkeit nur noch mehr die Wirksamkeit der Phantasie.

Diesem Uebel muß schon in der Jugend vorgebeugt werden. Durch Uebung der körperlichen Kräfte muß die Gesundheit gestärkt, und durch gymnastische Bildung die zu hohe Reizbarkeit des Körpers und mithin auch der Seele für das spätere Alter verhütet werden. Daneben gewöhne man die Kinder an Einsamkeit und Dunkelheit, daß sie lernen, den Schein von der Wirklichkeit trennen. Aber man vergesse nicht, dabei Rücksicht auf die Lage und Stimmung der Kinder zu nehmen. Man verschone sie, wenn sie schlaftrunken sind, mit solchen Versuchen. In diesem Zustande ist der Körper zu reizbar. Man führe sie Schrittweise, daß sie ihrer Kraft nicht zu viel zutrauen, und aus Schaam mehr versprechen, als sie leisten können. In solchem Zustande wird man seine Schwäche um so stärker fühlen.

Die Vorstellung von einsamen, dunkeln Oertern wird bei Kindern immer mit ängstlicher Furcht verbunden seyn, wenn man sie zur Strafe in solche Oerter gesperrt hat, und diese Furcht wird lei-

leidenschaftliche Stimmungen erzeugen, die oft von sehr traurigen Folgen begleitet sind. Wer hat wohl mehr Erscheinungen, und wer erblickt wohl mehr Gespenster, als der Furchtsame? Es ist falsch, wenn man sagt, das Kind wisse nichts von Furcht, wenn Erziehung und Beispiel diese nicht bei ihm veranlasse. Schon in der ersten Lebenszeit bemerkt man bei Kindern Empfänglichkeit für den Einfluß des Lichts und der Finsterniß. Wäre es auch nur, daß es sich in der Dunkelheit leichter stößt oder fällt, so wird es schon darum das Dunkel fürchten, das überdem den bekanntesten Sachen fremde Gestalten leiht. Und wer weiß nicht, daß Kinder vor neuen, fremden Gestalten immer eine gewisse Scheu und Furcht äußern? Die Sinne werden getäuscht, und die Phantasie wird überrascht. Es sind Vorstellungen, deren sich der Mensch oft selbst nicht bewußt ist, die Furcht bei ihm veranlassen, und die durch Beispiel und Erzählungen nur noch verstärkt und vergrößert werden.

Und wie oft versieht man es in der Wahl dieser Erzählungen, wenn man dadurch die Nichtigkeit des Gespensterglaubens darthun will? Manche Thatsachen setzen psychologische Kenntnisse voraus, die der Jugend fehlen, wenn ihre Erzählung nützlich und nicht schädlich werden soll. Sie wirken oft zu stark auf Phantasie und Leidenschaft, und wecken Bilder und Gefühle, die alle Besonnenheit vernichten.

So lange viele Menschen es vorziehen, auf dem Wege der Faulheit zu schwelgen, als durch Arbeitsamkeit und Thätigkeit zu Reichthum und Ehre zu gelangen, werden sie leicht die Beute schlauer Betrüger werden, die durch Verbindung mit Geistern sie diesem gewünschten Ziele entgegenzuführen versprechen. Man glaubt es nicht, sagt ein aufmerksamer Beobachter *), wie leicht ein eitler, schwelgerischer Mensch geneigt ist, sich für wenige Stunden Genuß dem Teufel zu verschreiben! Man glaubt es nicht, wie so viele im neunzehnten Jahrhunderte schwarze Hähne suchen, Teufel beschwören, und sich mit ihrem eigenen Blute dem Teufel verschreiben würden, wenn nicht die Polizei den schlauen Betrügern das Handwerk legte.

*) Janisch in den N. homiletisch-kritischen Blättern 1803. 38 Heft. S. 185.

(Der Schluß folgt.)

Hannöverisches Magazin.

94tes Stück.

Montag, den 25ten November 1805.

Der Glaube an Gespenster,

in einigen historisch-physischen Ansichten dargestellt.

(Schluß.)

Am schwersten möchte der Aberglaube auszurotten seyn, wenn er durch die Religion begünstigt wird, wenn auch nur durch eine unrecht verstandene und falsch angewandte Religion. Der Glaube an Gespenster und böse Geister läßt sich nicht auf einmal, wie mit einem Zauberschlage, vertilgen. Er greift zu sehr ein in die gesammte Bildung des Menschen, und erhebt sich gleich der Hydra, wenn er bekämpft wird, in immer neuen Gestalten. Nur mit weiser Vorsicht ist ihm beizukommen, und diese muß sich auf genaue Kenntniß der Menschen, mit welchen man zu thun hat, gründen. Es sey zuerst genug, manchen Betrug und manche Täuschung aufzudecken, und Lehren der Religion mit biblischen Aussprüchen in das Interesse seiner Widerlegung zu ziehen. Mit Spott wird er weniger ausrichten, und dem Körperkranken würde er sein Uebel nur noch verschlimmern.

Am meisten wird man der guten Sache bei der Jugend nützen, und man wird, wie Janisch sehr richtig bemerkt, durch gelegentlichen Unterricht über Naturerscheinungen, über die Seele des Menschen und über den Mißverstand mancher Sätze, durch eine würdige Vorstellung von Gott, durch Belehrungen über die Quellen und Zwecke des Uebels; durch eine gesunde Moral, die sich an Beispiele in der wirklichen Welt anschließt, tausend böse Geister und Gespenster verjagen, ohne sie zu nennen. Ich darf nicht hinzusetzen, daß ein solcher Unterricht mit Vorsicht und Lehrweisheit ertheilt werden

muß; aber welcher Lehrer wird hier Zeit und Mühe scheuen, wo ein glücklicher Erfolg in sich selbst einen so schönen Lohn hat.

Schon in die erste Periode der Kindheit fällt die Entwickelung des Gefühls der Furcht. Das Kind ist schwach, und muß manches Unangenehme über sich ergehen lassen. Das Auge stellt ihm manchen widrigen Anblick dar. So macht dies Gefühl das Kind furchtsam, und Furcht ist mithin nicht blos eine Folge der Erziehung, sondern oft ganz natürlich. Die Furcht führt das Kind zur kindlichen Liebe, zur Dankbarkeit, zum Vertrauen und Gehorsam. Auch soll das Gefühl der Furcht das Kind vor vielen Uebeln sichern.

Aber diese natürliche Furcht soll, mit Muth verbunden, eine edle Schüchternheit mit Zutrauen gegen die Menschen entwickeln. *) Der Gegenstand der Furcht wird bei dem Kinde größtentheils ein Thier seyn, weil es da in den lebendigen Bewegungen sympatherisch eine Macht vermuthet, welcher es nichts entgegenzusetzen hat; es ist ihm etwas Unbekanntes. Das sieht es denn freilich oft ärger an, als es ist, und daher fürchten oft selbst noch Erwachsene sich vor einer Maus mehr, als vor einem Ochsen. Kömmt nun Dunkelheit hinzu, so wird alles schauriger, wie aus einer andern Welt, und unter diesen Umständen ist auch die Gespensterfurcht natürlich, wie auch ihre allgemeine Verbreitung beweiset. Denn sagt man auch dem Kinde gar nichts von Gespenstern, wie billig und recht, so fürchtet es sich vor einem eingebildeten Hunde oder so was in der dunkeln Ecke, und schafft sich also selbst sein Gespenst, besonders bei einer lebhaften Phantasie und einem Halbdunkel, das ihr mehr Spielraum läßt. Daß nämlich das Ungewisse die Furcht vermehre, auch darin läßt sich die weise Veranstaltung der Natur nicht verkennen, da sie will, daß wir desto vorsichtiger da seyn sollen, wo wir Uebel zu besorgen haben, die wir nicht kennen. Man hätte also auch hier Unrecht, wenn man über den Hang zur Gespensterfurcht unter dem Volke so jammert, als wenn alles Böse daher käme. — Wenn nur sonst alles richtig ist, so hat es mit kei-

*) Schwarz Erziehungslehre B. 2. S. 414. Der Mangel an Furcht erzeugt, nach Hrn. S., Zorn und Grimm. Fehlt aber dem Kinde Muth, so wendet es sich von dem gefürchteten Gegenstande weg, sinnt vielleicht auf List und Rache, wird endlich tückisch, und je kälter es ist, desto mehr heimtückisch. In allem diesem entwickelt sich der Haß mit seinem unseligen Gefolge: Schadenfreude, Neid, Bosheit, Grausamkeit und dergl., und allerdings muß man schon sehr früh gegen den Unhold wachen. — Auf eine richtige Leitung der Jugend wird also auch hier das Meiste ankommen.

keiner Furcht des Kindes Noth, auch nicht mit der vor den Menschen. *)

Und wie glücklich würden unsre Nachkommen seyn, wenn wahre Philosophie, verbunden mit einer psychologischen Erziehung, endlich ganz den Nebel zerstreute, der so viele unsrer Mitbrüder blendet. Jeder Menschenfreund müsse das Seinige dazu beitragen. Eine Pflicht ists vorzüglich, ihr Väter, wenn ihr eure Kinder wirklich liebt, früh diesen thörigten Gespensterglauben, dies schädliche Vorurtheil aus ihrer jungen Seele zu verbannen! Glaubt nicht, die Zeit und reifern Jahre werden dies Grauen, diese Furcht von selbst zerstreuen. Nein, sie besetzt das Innerste des Herzens, sie quält auch den Mann, dessen Kopf als Kind mit Gespensterideen erfüllt war. Auch dann noch, wenn er dereinst, durch Gründe und gereifte Kenntnisse vom Ungrunde dieser Thorheiten überzeugt wird, wird ihm eine gewisse Furcht ankleben, und wider Willen wird die Stille der Nacht ihm furchtbar bleiben. Kein Mittel sey euch zu kostbar, und keine Mühe zu beschwerlich, eure Kinder von diesem Vorurtheile frei zu erhalten. Entfernt sie von zarter Jugend an von solchen Erzählungen und Büchern, die ihren Kopf mit Thorheit, und ihr Herz mit Furcht erfüllen könnten! Entfernt sie von einem zu genauen Umgange mit euren Dienstboten, und verbietet diesen aufs strengste, in Gegenwart eurer Kinder auch nicht einmahl den Ausdruck Gespenst zu gebrauchen. Redet selbst immer nur im spöttelnden und verächtlichen Tone davon, und zeigt ihnen durch sinnliche Beispiele, wie sehr man sich durch diese eitle Furcht selbst schade. Gewöhnt sie durch öftere, jedoch mit Vorsicht angestellte Spatziergänge im Dunkeln, so wenig die Dunkelheit der Nacht als das Licht des Tages zu scheuen. Vorzüglich aber hütet sie vor Müssiggang, weil dieser der ausschweifenden Phantasie den Weg öffnet und bahnt. Macht sie früh aufmerksam auf dir sanften Reize der schlummernden Natur, auf die Annehmlichkeit, auf den großen Nutzen der Nacht. Lehrt sie, die schöne Ordnung, die Größe jener am blauen Himmel an-

*) Zur Bestätigung obiger Darstellung könnte auch die Bemerkung dienen, daß selbst Völker, die weder einen Begriff von einem höchsten Wesen haben, noch einen Cultus kennen, oft abergläubische Begriffe von bösen Geistern haben. So haben die Buschmänner einige Begriffe von einem bösen Geist, der Unglück, besonders Krankheit bringt. Um diesem Uebel entgegen zu arbeiten, bedient man sich gewisser Leute, welche aus dem Munde blasen, und über dem Kranken einen sumsenden Ton, wie die Bienen, von sich geben, womit sie oft mehrere Stunden hinter einander anhalten. Gablers Journal B. 1. S. 461.

gehefteten Welten kennen — dann werden hohe Gedanken ihre Seelen erfüllen, und sie werden über Furcht und Aberglauben triumphiren. — Bringt ihnen würdige Kenntnisse von der Regierung des großen Gottes bei, von seiner Vorsehung, unter deren Schutz alle Menschen stehen, ohne deren Willen kein Geschöpf, Körper oder Geist dem Redlichen schaden kann. Solche Lehren und Gespräche werden sich aus dem Munde des Vaters in das Herz seiner Kinder und Enkel ergießen, und den Aberglauben endlich in sein Nichts zurückstürzen. — Möchte doch diese Zeit nahe seyn, und möchten doch Alle bald anschauend erkennen, daß die Gespenster-Chimären und ihre Erscheinungen Fabeln sind, woran die gesunde Vernunft einen Ekel findet, die nur den Aberglauben begünstigen, das Leben der Sterblichen verkümmern, und die Summe des Unglücks in der Welt vermehren.

Epochen des Lebens.

„Dunkle, reizende Hoffnungen des Lebens, werdet ihr einmal erfüllt werden? Ist die Lebhaftigkeit, mit welcher ich euch fühle, vielleicht ein Unterpfand eurer Erfüllung? Oder soll ich bei allen Ansprüchen auf Glück, es vielleicht nur im Traum kennen? Soll ich es nur von weitem, gleich dem fernen Wetterleuchten, schimmern sehen, und am Ende meines Lebens ausrufen: Ich habe nicht gelebt?“

„Die Jugend ist die reizendste Epoche unsers Daseyns. Das Herz in der Fülle des Lebens schafft sich eine liebliche Zukunft. Alles scheint möglich, alles ist nahe. Liebe und Ruhm, die zwei Idole gefühlvoller Seelen, stehen vor uns hinter einem dünnen Flor, und strecken die Hand aus, um uns mit ihren Gaben zu überschütten. Das Herz schlägt in froher Erwartung, verliert sich in Wünschen, in der Auswahl des Glücks, und genießt mehr in der Zukunft als in der Wirklichkeit.“

„Aber die Blume der Jugend welkt. Die Erfahrung trocknet das Herz aus, und überzeugt es, wie schwer es sey, glücklich zu werden, das ihm Anfangs so leicht schien. Wir sehen, daß die Phantasie die Annehmlichkeiten des Lebens verschönerte, und seine Mängel bedeckte. Die Jugend ist vorüber. Die Liebe ist, gleich der Sonne, unter dem Horizonte verschwunden, und nichts als einige liebliche und melancholische Erinnerungen bleiben in dem Herzen zurück. Eine zarte Sehnsucht, die viel Aehnlichkeit mit der Empfindung hat, die wir bei

der

der Trennung von theuren Freunden fühlen, wenn wir sie auf dieser Welt nicht wieder zu sehen hoffen dürfen, nimmt die Stelle der Liebe ein. Und der Ruhm? — Man sagt, daß es der letzte Trost eines von der Liebe zerrissenen Herzens sey, aber er hat gleich der Rose der Liebe seine Dornen, Täuschungen und Qualen. Wie viele hat er wohl glücklich gemacht? Sein erstes Lächeln erweckt die Hydern des Neides und der Bosheit, die euch bis ins Grab anzischen, und noch auf euren Sarg ihr Gift spritzen."

„Unser Leben hat zwei Epochen. Die eine durchleben wir in Hoffnung, und die andere in Erinnerung. Bis zu gewissen Jahren blickt der Mensch im Stolze seiner Hoffnungen nur in die Zukunft, mit dem Gedanken: Dort, dort erwartet mich ein meines Herzens würdiges Loos! — Verlust kränkt ihn wenig; die Zukunft erscheint ihm als ein unerschöpflicher, zu seinem Vergnügen angehäufter Schatz, der ihm Alles ersetzen wird. Aber wenn die Hitze verflogen ist; wenn seine hundertmahl beleidigte Eigenliebe endlich unwillkührlich Bescheidenheit lernt; wenn er hundertmahl in seinen Hoffnungen betrogen, ihnen weniger Glauben beimißt; dann wendet er seinen Blick voll Verdruß von der Zukunft auf die Vergangenheit, und sucht das verlorne Glück getäuschter Erwartungen durch einige angenehme Erinnerungen zu ersetzen, und sagt tröstend zu sich selbst: Auch ich war in Arcadien. — Dann lernt er aber auch die Gegenwart würdigen. Ein schöner Tag, ein angenehmer Spatziergang, ein interessantes Buch, ein freundschaftliches Gespräch, und selbst die Schmeicheleien eines treuen Hundes, der ihn nicht mit der flatterhaften Geliebten verließ, locken Thränen des Danks und der Freude aus seinen Augen; aber dann füllt auch der Tod eines Lieblingsvogels das Herz mit bitterm Kummer."

„Wo diese Epochen an einander gränzen, sieht weder das Auge, noch fühlt es das Herz. — Erst sagt man von uns: wie jung er ist! — und auf einmal heißt es? wie alt ist er? —"

Meteorologische Beobachtungen in Göttingen.

Monat October 1805.*)

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind		
1	6½	30 19	51	8	R.	NNW	o —	1
	2	30 21	58	12	tr.	N	1 —	
	10	30 21	47	7	l. W.	—	—	1
2	6½	30 22	41	4	st. R.	—	o —	
	2	30 26	57	11	w.	NNO	1 —	
	10	30 27	44	5	h.	—	o —	1
3	6½	30 23	37	2	R.	ONO	o —	1
	2	30 23	57	11	tr.	NO	o —	1
	10	30 22	51	8	w.	—	o —	1
4	6½	30 23	48	7	l. W.	O	o —	1
	2	30 28	57	11	l. W.	O	1 —	2
	10	30 29	46	6	h.	—	o —	1
5	6½	30 25	38	3	R.	O	o —	1
	2	30 27	59	12	w.	O	1 —	
	10	30 23	44	5	h.	—	o —	1
6	6½	30 10	35	1	w.	W	o —	1
	2	30 03	53	9	tr.	W	1 —	2
	10	30 05	45	6	l. W.	—	o —	1
7	6½	30 05	40	4	w.	NNW	o —	1
	2	30 12	52	9	tr.	NNW	1 —	2
	10	30 15	48	7	tr.	—	o —	1
8	6¾	29 93	47	7	tr.	NW	—	1
	2	29 89	52	9	R.	NW	1 —	
	10	29 83	49	8	R.	—	o —	1
9	6¾	29 74	47	7	r.	NNW	1 —	
	2	29 74	50	8	w.	NNW	—	2
	10	29 72	43	5	w.	—	o —	1

*) Die Anzeige und Beschaffenheit der Instrumente und Maaßen, deren man sich bedient, s. St. 59. d. Mag. v. J. 1802. S. 929.

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind.		
10	6¾	29 55	39	3	w.	NW	o —	1
	2	29 49	48	7	r.	SO	1 —	
	10	29 53	37	2	d. W.	—	—	1
11	6¾	29 68	29	—1	w.	O	—	1
	2	29 78	40	4	l. W.	NO	—	2
	10	29 88	31	0	h.	—	—	1
12	6¾	29 89	28	—2	l. W.	O	o —	1
	2	29 90	45	6	h.	O	1 —	2
	10	29 82	32	0	h.	—	o —	1
13	6¾	29 62	26	—3	l. W.	NO	o —	1
	2	29 56	40	4	tr.	NO	o —	1
	10	29 51	30	2	R.	—	1 —	
14	6¾	29 44	37	2	r.	W	o —	1
	2	29 46	45	6	r.	SW	o —	1
	10	29 48	42	4	tr.	—	o —	1
15	6¾	29 37	42	4	r.	NW	o —	1
	2	29 31	51	8	r.	WSW	o —	1
	10	29 33	46	6	R.	—	o —	1
16	7	29 42	44	5	r.	SO	o —	1
	2	29 36	48	7	tr.	S	1 —	
	10	29 10	44	5	vl. R.	—	2 —	
17	7	28 94	49	8	r.	SSW	2 —	
	2	29 03	47	7	R.	WSW	2 —	3
	10	29 34	41	4	tr.	—	—	2
18	7	29 57	39	3	tr.	NW	o —	1
	2	29 63	44	5	tr.	NW	1 —	
	10	29 83	32	0	l. W.	—	o —	1
19	7	29 93	29	—1	l. W.	N	o —	1
	2	30 02	41	4	l. W.	N	—	1
	10	30 08	37	2	w.	—	o —	
20	7	30 07	32	0	l. W.	NW	o —	1
	2	30 04	48	7	l. W.	W	o —	1
	10	30 03	40	4	l. W.	—	o —	1
21	7	29 96	43	5	R.	NW	o —	1
	2	29 98	48	7	w.	N	1 —	2
	10	30 03	40	4	l. W.	—	o —	1

Digitized by Google

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind		
22	7	30 07	30	—1	h.	O	o	— 1
	2	30 12	42	4	tr.	O	1	— 2
	10	30 11	33	o	l. W.	—	o	— 1
23	7	30 00	25	—3	h.	O	o	— 1
	2	29 97	42	4	h.	O	1	— 2
	10	29 91	30	—1	l. W.	—	o	— 1
24	7¼	29 81	22	—4	l. W.	O	o	— 1
*)	2	29 75	46	6	l. W.	SSO	1	—
	10	29 66	37	2	l. W.	—	o	— 1
25	7¼	29 52	40	4	N. u. r.	—	o	—
	2	29 48	47	7	N. u. r.	—	o	—
	10	29 50	44	5	w.	—	1	—
26	7¼	29 57	39	3	w.	SO	1	— 2
	2	29 55	41	4	tr.	SO	1	— 2
	10	29 48	39	3	tr.	—	1	—
27	7¼	29 31	40	4	N. u. r.	—	o	—
	2	29 33	43	5	N. u. r.	W	o	— 1
	10	29 43	37	2	R.	—	o1	—
28	7¼	29 52	30	—1	l. W.	O	o	— 1
	2	29 63	39	3	w.	O	1	— 2
	10	29 67	29	—1	l. W.	—	o	— 1
29	7¼	29 58	26	—3	l. W.	OSO	o	— 1
	2	29 47	35	1	R.	OSO	1	—
	10	29 42	34	1	r.	—	o1	— 1
30	7¼	29 42	29	—1	Schn.	NNO	1	— 2
	2	29 60	32	o	l. W.	NNO	1	—
	10	29 82	32	o	w.	—	o	— 1
31	7¼	30 02	32	o	tr.	N	2	—
	2	30 23	31	o	h.	N		— 2
	10	30 42	18	—6	h.	—	o	— 1

*) An dem Abend gegen 7 Uhr wollen einige Personen eine Lufterscheinung, nämlich eine feurige Kugel in der Luft wahrgenommen haben, die mit einem Knall zerplatzt ist, und einen lichten Schweif nachgelassen haben soll, den man einige Minuten bemerken können.

F. C. W.

Hannöverisches Magazin.

95tes Stück.

Freitag, den 29ten November 1805.

Ein kleiner Beitrag zur Beförderung der Stallfütterung des Rindviehes.

Auffallend ist es allerdings, daß die Stallfütterung, ungeachtet ihre großen Vortheile oft und nachdrücklich genug ins Licht gestellt sind, doch noch hier zu Lande so sehr wenig eingeführt ist. Im Bauernstande wird sie nicht zuerst Platz gewinnen; und ehe sie bei dem nicht als Regel eingeführt ist, kann ihr Segen nicht weit umfassend werden. So wie die Sache jetzt steht, da noch sogar mancher Landwirth aus dem Mittelstande, dem es sonst nicht an Aufklärung fehlt, sich gegen die Stallfütterung erklärt, bekömmt der Bauer häufig nicht einmal Kenntniß davon. Bekäme sie auch, im seltenern Falle, einer aus Büchern, so dürfte ihm die Lehre zu hoch dünken, und sein festgegründetes, angeerbtes, althergebrachtes Vorurtheil, wodurch die verkehrte Weidewirthschaft begünstigt wird, möchte bei ihm leicht jede bessere Erkenntniß verhindern. Von den, doch immer noch viel zu seltenen, Beispielen großer Güter und Pachtungen, wo die Stallfütterung mit dem besten Erfolge im Gange ist, läßt sich bei dem Bauer, der sie vor Augen hat, auch deswegen nicht viel zu seiner Belehrung und Nachfolge erwarten, weil er eines Theils gar häufig diese Wirthschaften mit ungünstigem Blicke ansieht, und dann weil sie ihm zu weitläuftig und zu verwickelt sind, als daß er sie mit ihrem vollen Gewinne übersehen und das für ihn Dienliche daraus in seine engere Wirthschaft hineinführen könnte.

Ganz natürlich also ist es, daß der Bauer mehrentheils im alten Gleise gemächlich fortzieht. Er weiß und kennt nichts Besseres, oder er steift sich dagegen, und läßt immerfort sein überzahlreiches, und, auch dieserwegen kümmerliches Rindvieh, über die holperichten Dorfwege und Weidestraßen, wo die Thiere ihre Füße verderben,

nach der fernen Weide hingehen, wo sie hungrig und ermattet anlangen, weil sie hungrig mit der Morgendämmerung ausgiengen, auf die Weide, mager von Natur, oder ausgesogen durch die immerwährende ganz unverhältnißmäßige Uebertreibung mit Weidevieh. Leider trifft man dergleichen so gewaltsam ausgesogene Weiden nur zu häufig, in sonst sehr guten gesegneten Gegenden an. In solchen Weidewüsten nun, wo in Menge umherstreifende Pferde das Beste weggezehrt, Vieles vertreten, und wo zahlreiche Schafheerden, so weit sie giengen, das Gräschen bis auf die Wurzel abrasirt haben, muß nun das Rindvieh umherwanken, oder, von Hitze und Ungeziefer gepeinigt, umherrennen, den lieben langen Tag durch. Und der Besitzer dieses Viehes schickt es immerfort auf die armselige Weide, und läßt es ermüdet und ausgehungert, oder zur bloßen Lebenserhaltung gefüttert zurückkehren — und achtet deß nicht, daß es seiner Wirthschaft nicht Milch noch Butter einbringt, daß der Dünger, dieses große, sonst von ihm selbst sehr hoch geachtete Hülfsmittel des Landbaues, gewaltsam verschleppet und verstreuet wird, und zwar gerade in der Jahrszeit, worin er, als der Erfolg von grüner Fütterung, in vorzüglicher Menge und Güte gesammelt werden könnte, gerade dann, wenn seine möglichst reichliche Einsammlung zur bevorstehenden Düngung der Winterfeldfrucht am meisten nothwendig und heilsam wäre. Der Sorglose achtet auch deß nicht, daß jedes Jahr eine beträchtliche Menge Weide-Rindvieh durch die Erhitzung, welche es auf den Weidegängen erlitten hat, durch den Genuß von faulichtem Wasser, durch widrige Witterung oder durch andere Uebel, welchen das Vieh bei dem Weidegehen ausgesetzt wurde, erkranket und dahinstirbt, daß dem Besitzer manches Stückes also erst die Zinsen und bald das Capital verlohren gehen.

Soll dem tief eingewurzelten Uebel allgemein gesteuert werden, so bedarf es freilich noch mancher großen Vorkehrung, vorzüglich der Aufhebung der großen Gemeinheiten. Doch ehe wir bis zu dieser hohen Verbesserungsstufe in der gesammten Landwirthschaft, wohin sich jeder aufgeklärte Landwirth sehnt, gelangt seyn werden, kann schon viel geschehen. Durch vorläufig und einzeln eingeführte Stallfütterungswirthschaften wird so sicher die künftige Gemeinheitentheilung vorbereitet und herbeigeführt werden, als nachmals eine vollkommnere, allgemeine Stallfütterung die Folge der Gemeinheitenaufhebung seyn muß. Damit nun aber die Bauern Lust bekommen mögen, ihr Rindvieh auf dem Stalle zu füttern, müssen sie an kleinen ländlichen Wirthschaften von Leuten des Mittelstandes, welche unter ihnen leben, das Beispiel und den Segen der Stallfütterung sehen. Bekommt der Landmann viel dergleichen kleinere Landwirthschaften, wo wenig gutes Vieh

auf

auf dem Stalle gefüttert wird, vor Augen, so wird er begreifen und nachfolgen. Die erste Maaßregel für ihn wird dann ohne Zweifel die seyn, daß er die Hälfte seines bisherigen Rindviehbestandes abschaffe, damit die bleibende, bessere, vollzunährende Hälfte der Milch und des Düngers mehr liefere, als bisher vom Ganzen einkam. Den Beweis, daß die Hälfte, in diesem Falle, dem Ganzen vorzuziehen sey, wird mir jeder Kenner gern erlassen. Habe ich es doch erlebt, daß verschiedene verständige Miteinwohner meines Orts, (welche zuvor 4 Graspferde gehalten hatten, die den Vorsommer durch, auf gut Ukrainisch, wild umherstreiften, so daß ihre Besitzer oft, wenn sie ihrer bedurften, sie nicht ergreifen konnten,) diese, im Grunde doch zu keiner schweren und anhaltenden Arbeit tauglichen, Thiere abschafften, und nun mit 2 tüchtigen Stallpferden mehr beschicken, als zuvor mit den 4 Graspferden geschah. Die Anwendung ist leicht zu machen. Ist demnächst die Stallfütterung eingerichtet, so wird jeder kluge Landwirth wohl sorgen, wie er sie auf mehr Köpfe ausdehnen möge.

Um die Zahl der vorhin bezeichneten kleinen Landwirthschaften, durch deren Beispiel der Bauer zur Stallfütterung des Rindviehes ermuntert werden müßte und könnte, zu vergrößern, wird es, dünkt mich, ein dienliches Mittel seyn, kurze und treue Beschreibungen von hieländischen Stallfütterungs-Wirthschaften in viel gelesenen Zeitschriften, wie das hannöversche Magazin ist, drucken zu lassen, damit die gute Sache nur erst den gebildetern Leuten, welche auf dem Lande leben, recht einleuchte. Der Herr Verfasser des im 51ten und 52ten Stück des diesjährigen Magazins enthaltenen Aufsatzes: „Die Vorzüge der Stallfütterung ꝛc." hat durch die Nachricht von seiner Rindviehwirthschaft ein treffliches Lehrexempel aufgestellt. Dazu wünschte ich in der kurzen Beschreibung meiner Stallfütterung ein kleines Nebenstück zu liefern.

Ich wohne in einer guten Geestgegend, wo Gerste und Bohnen, als Feldfrucht, gut gedeihen; und mein diesjähriger Rindviehbestand enthält vier Melkkühe, ein Rind und zwei Zuchtkälber. Zur grünen Fütterung dieses kleinen Haufens sollten 2 Morgen mit spanischem Klee dienen, ausserdem war ein gut ¾ Morgen starker Angerraum im Hausgarten dazu bestimmt; von dem Klee war das eine Stück zweijährig, das andere einjährig. Diese Fläche wäre übergroß gewesen, hätte mir noch Heuvorrath liefern können, wenn nicht der harte und anhaltende Winter die Kleewurzeln, ob sie gleich im trocknen Boden standen, größtentheils zerstört hätte. Indeß ließ ich auf den beiden Morgen wachsen, was die Erde hervortreiben wollte, und glücklicher Weise fand sich unter den mancherlei Gewächsen eine große Menge von wildem Sauerampfer, zu dem

den wenigen Kleestauden, so daß sich noch immer ein mäßig gutes Futter von dem Raume n ähen ließ. Allein die erst nach der Mitte des Maimonats eintretende Frühlingswitterung machte, so wie alle Grasplätze, auch meine ärmlichen sogenannten Kleestücke erst gar spät grün; kaum daß es mit dem Beginnen des Junius eine gehörige grüne Fütterung für meine Kühe gab. Zwei Kühe ließ ich täglich, sofern die Witterung es zuließ, einige Vormittagsstund n lang, vor und zwischen meinen nahe gelegenen Ackerstücken an einer Linie grasen führen, so daß, in Hinsicht auf diese zwei Stücke Vieh etwa eine ⅔ Stallfütterungs-Wirthschaft getrieben wurde, doch in der Maaße, daß den zu Hause Bleibenden das Futter völlig vergütet wurde, welches die Ausgegangenen draußen nahmen, und daß sie übrigens durchaus gleich gehalten wurden. Als nun Gras und Klee von dem bezeichneten 2¾ Morgenraum abgemähet waren, mußte ein Wiesenplatz angegriffen werden, um bis zur Rückkehr der Sense zum zweiten Schnitte jener Fläche die Stallfütterung aufrecht zu erhalten. Grn opferte ich da ein Fuder Heu auf, in der Hoffnung, auf der eigentlich durchaus einschürigen Wiese, an der Stelle, die ohnedas gedüngt war, Grummet zu erndten. Doch würde ich, auch ohne diese Hoffnung, nicht anders gehandelt haben, weil man sich bei der Winterfütterung der Kühe, selbst bei einem um etwas beschränkteren Heuvorrathe auf mehrerlei Weise helfen kann.

Das Vieh ist von der kleineren hieländischen Art; denn ich halte dafür, daß man Thiere von der gewöhnlichen Landesart halten, nur sie über die gewöhnliche Art pflegen müße, um den möglichsten Gewinn zu ziehen. Doch wünsche ich sehr, daß über die Frage: ob fremdes edleres Rindvieh hier zu Lande allgemeiner einzuführen sey, und welches? von dazu befugten Beurtheilern entschieden werden möge. Uebrigens ist mein Vieh im eignen Stalle angezogen, denn nur aus einem Kalbe erprobter Art, welches von der ersten Zeit an gut gehalten ist, darf man hoffen, eine gute Kuh zu erziehen. Von den 4 Stücken, worunter eine Erstlingskuh ist, welche bekanntlich weit nicht völligen Milchertrag liefern, hatte die erste in der Mitte des Februars, die letzte gegen die Mitte des Mai's gekalbet. Jetzt, da ich dieses schreibe, in den ersten Tagen des Augusts — nach und in einer ungewöhnlich nassen Sommerwitterung, welche es durchaus unmöglich machte und noch macht, dem Viehe immer recht gedeihliches Futter zu geben, da ausserdem das Futter erster Güte, der Klee, fast ganz fehlte — liefern die 3 vollständigen Kühe noch täglich jede 13, die vierte Erstlingskuh mitgezählt, und alle gleich gerechnet liefert jede zwischen 11 und 12 Quartier sehr rahm- und butterreiche Milch täglich. Von der abgerahmten Milch nähren sich, weit größten Theils, 4 Ferkel und 2 ältere Schweine, welche schon seit 4 Wochen kein Korn mehr bekommen, weil

es mangelt, etwas Kleietrank abgerechnet, und sich bei ihrer Milchdiät recht wohl befinden.

Die Kühe sind gesund, blank und wohl beleibt; das seit Johannis ¼tel Jahr alte Rind übertrifft an Größe und Schwere eine Menge hiesiger Bauernkühe. Die Nachbarn staunen das Vieh an, vorzüglich das Rindchen; sie staunen noch mehr, wenn ihnen der Ertrag der Kühe berichtet und vorgezeigt wird. Die Thiere sind munter und frisch, wie die Hirsche, von den Weidekühen aber ist hier eine an der sogenannten Maiseuche, dort eine andere an der Darmgicht todt krank, wieder eine dritte ist plötzlich gefallen, und ihre Eingeweide waren verfault u. s. w. Und der Milchertrag ist von den wenigsten Stücken des großen, noch gesünderen Haufens der Weidekühe reich genug, um den Gang der Melkerinnen nach der Melkstätte vollgültig zu bezahlen, die Leute klagen selbst über viele ihrer Kühe, daß sie beinahe trocken seyn, längst vor ihrer Zeit. Zu künftigen Krankheiten mögen die armen Thiere in der Weidewüste, wo sie alles Ungemach der nassen Wege und der häufigen oft furchtbaren Regengüsse dieses wunderbaren Sommers erdulden mußten, Stoff genug gesammelt haben.

Im August 1805.

So wie den Reichthum an Milch, den meine Kühe liefern, staunen die Nachbarn, welche zum Theil des Viehes weit mehr haben, als meine Wirthschaft davon enthält, den Düngervorrath meines Hofes an. Es könnte, wenn der Strohrest von der vorigjährigen Erndte her nicht so mäßig wäre, des Düngers allerdings noch beträchtlich mehr seyn — z. B. an nassen Stellen, vor den Gebäuden, auf Wegen und Pfaden, welche über den Hof führen, kann durch die von Zeit zu Zeit wiederholte Wegebesserung mit kurzem Stroh, in regnigten Zeiten viel Dünger bereitet werden: — doch wird der Belang von drei guten zweispännigen Fudern wöchent ich aus den Ställen geworfen. Wenn dann zum ersten Mahle der Kuhstall wieder frisch ausgestreuet wird, lasse ich Langstroh hineinwerfen; für die folgenden Mahle werden die Strohbunde in der Mitte durchgeschnitten, so mischt sich, bei reichlicher Streuung, der Abgang des Viehes vorzüglich gut mit dem Strohe, ohne daß die Thiere gar zu tief durchtreten. Und die Melkerin, wenn sie jederzeit vor dem Melkgeschäft wohl gestreuet hat, kann diese Arbeit, wie es sich gebührt, reinlich betreiben.

. . . . . e.

Baum-

Baumwollenbau um Tarent.

Nach dem Zeugniß mehrerer Reisenden gedeiht die Baumwollenpflanze in Italien ganz vorzüglich gut in den eines milden freundlichen Klima sich freuenden Fluren um Tarent. Hier hat sie ein fettes, lockeres, gern die Nässe an sich haltendes Erdreich, das sie vorzüglich liebt. Sie erfordert demungeachtet aber viele Sorgfalt und Fleiß, wenn sie gut gerathen soll, und die dazu bestimmten Aecker werden beinahe wie Gartenbeete behandelt. Hat ein Feld, in welches Baumwolle gesäet werden soll, das Jahr vorher Weitzen getragen, so wird es, sobald als dieser geschnitten ist, in flachen engen Furchen umgepflügt, oder, welches noch öfterer geschieht, wie Gartenland umgehackt. Ist aber Baumwolle darin gewesen, so muß mit dem Hacken oder Pflügen so lange gewartet werden, bis diese ganz aus dem Felde geschafft ist. In beiden Fällen wird während den hier lauen, frost- und schneelosen Winter der Acker verschiedene Mahle bearbeitet, besonders aber unmittelbar vor dem Säen zween Palmen tief durchwühlt und wohl gedüngt. Die Säezeit fällt in trocknen Jahren und Orten in das Ende März, in feuchten in den Anfang und die Mitte des Aprils. Man sucht immer unmittelbar nach einem Regen zu säen. Da aber der Saamen der Baumwolle an einander hängt, so wird er zuerst auf einem steinernen Boden ausgebreitet, mit Wasser bespritzt, hernach gegen den Boden gerieben, so lange, bis sich der Saamen von einander sondert; dann wird er noch mit etwas Erde wohl vermischt, ziemlich weitläuftig ausgesäet, untergehackt und zuletzt mit einem Rechen der ganze Acker so eben als möglich gemacht. Wenn die Pflanzen 4 Finger hoch sind, so werden die zu dicke stehenden ausgerissen, so daß jede Staude acht Zoll von der andern entfernt bleibt. Mit einer kurzstieligen Hacke werden dann die übrigen aufgelockert, und mit der größten Sorgfalt jedes Unkraut ausgejätet. Ungefähr nach 20 andern Tagen wird diese Arbeit wiederholt, sowohl das Umhacken, das Ausjäten, als das Ausziehen, wo etwa die Pflanzen zu dicke stünden. Sobald die Pflanze 8 bis 9 Zoll hoch ist, so bricht man zwei Zoll von der Spitze ab, damit sie desto mehr in Blumen und weniger in Stengel und Blätter schieße. Dies trifft wenigstens in das Ende des Julius und den Anfang des Augusts. Alsdann ist sie meistens im Blühen begriffen. Die Zeit der Blüthe fängt mit dem Julius an und dauert gemeiniglich nach und nach bis zum Ende Augusts.

Nichts

Nichts schöneres soll in der Welt seyn, als so ein blühendes Baumwollenfeld. Die grünblaue, weißgelbe, ins röthliche ziehende Blüthe spiegelt in der Sonne mit allen Regenbogenfarben.

Nach der Blüthe bildet sich die Kapsel, die rund und oben zugespitzt ist. Inwendig ist sie in vier Kammern getheilt, deren zuweilen, wiewohl selten, auch mehr und weniger sind. Diese enthalten die Samenkörner, welche dreieckig, aber auch weder von beständiger Zahl noch Form sind. An einem Ende sind sie indessen rund, am andern zugespitzt. Jedes dieser Samenkörner ist von einer weißen, langen, zarten Wolle umgeben, die den eigentlichen Werth dieser Pflanze ausmacht. Nach und nach werden nun diese Kapseln grösser, bis sie endlich gegen das Ende des Septembers sich oben spalten, und den Schatz zeigen, den sie verborgen hielten. Alsdann fängt die Erndte der Baumwolle an, die meistens den ganzen October durch, so wie nemlich die Kapseln zerspringen, dauert. Diese Erndte wird von Weibern verrichtet, welche täglich die reifern Kapseln abbrechen und in Säcken nach Hause tragen. Finden sich am Ende Octobers noch unreife Kapseln, so werden sie dennoch abgerissen, an der Sonne und am Feuer gedörrt, und die Baumwolle hernach zur zweiten Qualität sortirt.

Das erste, was an der eingeerndteten Baumwolle verrichtet wird, ist, daß man die Wolle von dem darin enthaltenen Saamen scheidet. Dies geschieht durch ein Instrument, **Monganella** oder auch **Scannella** genannt. Man findet davon eine Abbildung in Krünitz Encyklopädie Th. 4. Tab. 2. Fig. 116., und eine andere, die nur ein wenig hievon abweicht, nebst näherer Beschreibung, in Carl Ulysses von Salis Marschlins Reisen in verschiedene Provinzen des Königreichs Neapel, B. 1. S. 99, vergl. mit Tab. I. Fig. 2.

Ist die Baumwolle von ihrem Saamen gereinigt, so wird sie sortirt, und diejenige, die man zu feiner Arbeit gebrauchen will, von derjenigen gesondert, welche zu gröberer bestimmt ist. Jene wird nun durch Kämme mit eisernen oder messingenen Zähnen gezogen, dann mit einem, durch eine Darmseite gespannten Bogen geklopft, und so in kleine Bündel getheilt. Das Klopfen wird auch an der zu gröbern Arbeiten bei Seite gesetzten Baumwolle verrichtet. Beide Arten Baumwolle werden nun entweder auf dem Rade oder von freier Hand gesponnen. Alle die, so zu Strümpfen und Mousselinen bestimmt wird, und von der größten Feinheit seyn muß, spinnt man auf die letztere Art, und zwar mit einer Feinheit, die nicht übertroffen werden kann. Wirklich sind die Strümpfe von Tarent, mit deren Verfertigung sich daselbst auch Personen von Stande abgeben, von einer bewunderungswürdigen Vollkommenheit.

Das-

Dafür wird aber auch ein Paar von der besten Qualität mit sechs neapolitanischen Dukaten am Orte selbst bezahlt. Nicht weniger berühmt sind die Mousseline von aller möglichen Gattung, einfache, geblümte, gefärbte, für Halstücher und ganze Kleider, die davon in Gallipoli verfertigt werden. Die Baumwolle der zweiten Art wird meistens auf dem Rade gesponnen. Es werden davon vortreffliche Bettdecken, Manschester, Felpen und allerlei andere Manufakturarbeit verfertigt.

Keine Pflanze trägt um Tarent mehr ein, als die Baumwolle, und der Ertrag könnte nach Verbesserung mancher Einrichtung noch grösser seyn. Selbst wenn die Erndte der Baumwolle mißräth, welches nicht selten durch zu anhaltende Trockniß, auch durch einen ihr schädlichen Käfer veranlaßt wird, ist der Nutzen in der darauf folgenden Kornerndte, des so sorgfältig bearbeiteten Erdreichs wegen, so groß, daß alle Kosten weit vergütet werden.

Das Einfrieren der Wassermühlenräder zu verhüten.

Das Einfrieren der Wasserräder ist eine der größten Beschwerden des Mühlwesens im Winter. Das Aufeisen erfordert viel Zeit und Arbeit, und die Räder sowohl als andere Theile der Mühlen werden dadurch gewaltsam erschüttert. Ueberdies kömmt manche Mühle, ungeachtet vieler angewandten Mühe, durch den Frost in Stillstand, wodurch Mehlnoth und Brodmangel entstehen kann. Diesem Uebel hat der Müller Franz Marek zu Zunain in Mähren im Jahr 1799 bei der damaligen strengen Kälte durch eine einfache und überall leicht anzubringende Vorrichtung abgeholfen, und die zehn Mahlgänge seiner Mühle in beständigem Gange erhalten. Er hat nemlich in der Radstube einen Ofen mit zwei Dampfröhren angebracht, in welchem mit verfaultem Holze, Reisig und andern schlechten Brennmaterialien, bei anhaltender strenger Kälte, ein beständiger Dampf und Rauch unterhalten wird. Dieser sichert die Wasserräder vor dem Einfrieren, so daß man das Aufeisen vermeiden kann, und das Mühlwerk um die Hälfte länger dauert.

Hannöverisches Magazin.

96tes Stück.

Montag, den 2ten December 1805.

Das Schafschurfest zu Woburn

am 17ten, 18ten, 19ten und 20ten Junius 1805.

Vorerinnerung. Die Nachricht von der Schafschur zu Woburn, welche ich hier aus Nr. 71. des Agricultural Magazine übersetzt mittheile, scheint mir besonders für unser Land ein hohes Interesse zu haben. Sie enthält mehrere Belehrungen über landwirthschaftliche Dinge, die uns neu und wichtig sind; sie giebt manchen Gesichtspunkt an, den gewiß auch wir bei dem Eifer, welcher uns für landwirthschaftliche Verbesserungen belebt, gern verfolgen werden; sie macht uns mit dem Gemeingeiste und dem feinen moralischen Sinne bekannt, der in jeder Nation herrschen muß, worin sich die Cultur heben und allgemein verbreiten soll; und — was uns noch mehr als dieses ist — sie zeigt uns die Denkungsart des uns allen so theuern Prinzen von einer Seite, von der wir sie bis jetzt bei weitem noch nicht genug gekannt haben. Die Erzählung selbst hat freilich keinen Reiz, sondern ist so trocken und ängstlich genau, als ein gerichtlich aufgenommenes Protocoll; aber es kömmt uns hier doch auch nur darauf an, zu erfahren, was und wie es geschehen ist. Westfeld.

Erster Tag.

Den Montag, den 17ten Junius des Morgens fieng sich das Schafschurfest des Herzogs von Bedford zu Woburn auf der ehemaligen Abtei, dem jetzigen Sitze des Herzogs, mit öffentlicher Einnehmung eines Frühstücks an; und um 10 Uhr fand sich die Gesellschaft auf dem Gute im Park auf dem Platze, der zur Schauausstellung bestimmt war, ein. Der Morgen gieng nun größtentheils mit der Besichtigung der Böcke von der neu Leicesterschen Race, die man den Tag vorher des Nachmittags zum Verleihen auf die Sprungzeit ausgesetzt hatte, hin; indem sie Stück für Stück genau untersucht wurden. Man hatte sie eben erst geschoren, und die

abgeschornen Pelze hingen für die anwesenden Herrn zum Besehn um den Platz herum; jeder Pelz hatte die Nummer und das Zeichen des Bocks, wovon er abgeschnitten war, und die pünktliche Nachricht von seinem Gewichte. Seine Königl. Hoheit, der Herzog von Clarence, war mit in der Gesellschaft, und unterhielt sich den ganzen Tag mit den anwesenden Güterbesitzern und Pächtern auf die vertraulichste Weise. Unter den verschiedenen interessanten Gruppen, in die sich die Gesellschaft zu Unterredungen über Ackerbau und landwirthschaftliche Gegenstände vertheilt hatte, sah man auch den Hrn. Tollet Proben von 15 Zoll langer Wolle, die so fein war, daß sie zu den feinsten breiten Tüchern gebraucht werden konnte, vorzeigen; sie war von dem Rücken eines Hammels, den er von halb spanischer und halb southdownscher Race selbst gezogen hatte, und hatte drei Jahre auf dem Thiere gestanden. Herr T. versicherte, daß er, wenn er die Schur darnach aufschiebe, Wolle von jeder Länge, wovon man sie verlange, produciren könne; es komme nur darauf an, daß sie die Tuchmacher auch nach ihrem wahren Werthe bezahlen wollen.

Herr Cowley von Astley-Guise legte einen Plan von einer Vorrichtung zu einer Wiesenwässerung, die er veranstaltet hatte, vor; nach seiner Versicherung wäre dies der erste Versuch, den ein Bedfordshirer Pächter mit dem Wiesenwässern gemacht hätte.

Der Platz zur Schauausstellung war mit berichtigten Zeichnungen und Ansichten der Statue verziert, die jetzt in London auf der Südseite des Russelplatzes zum Andenken des großen Beförderers aller nützlichen Künste, des zuletzt verstorbenen Herzogs von Bedford, errichtet wird.

Herr Taylor, Mitglied der Gesellschaft der Künste, zeigte ein Paar von den Schafscheeren vor, wofür der Hauptmann Müller in der letzten Sitzung der geachten Gesellschaft eine Belohnung erhalten hatte; und der Herzog ließ durch die Scheerer, die gerade bei der Arbeit waren, einen Versuch damit machen.

Herr Bellamy hatte sich angefunden, um sein Werk über die Krankheiden des Hornviehes auszutheilen.

Herr Garrard vertheilte Plane zu einem großen Kupfer, das die Schafschur zu Woburn und die Abbildung der vorzüglichsten Landwirthe nach einem von ihm ausgearbeiteten Gemälde vorstellen sollte. Noch ehe es zum Mittagsessen ging, wurde einigen von den Anwesenden das Gemälde selbst, so weit als es fertig war, in dem großen Salon der Abtei gezeigt.

Die nähern Nachrichten von den von dem Smithfieldklubb für den künftigen December ausgesetzten Preisen, so wie auch Beschreibungen von Hornvieh, das bei der gegenwärtigen Zusammenkunft zur Schau ausgestellt, vermiethet oder auch verkauft werden sollte, wurden ausgelegt.

Bald

Bald nach 3 Uhr setzte sich die Gesellschaft, beinahe 200 Personen stark, in der großen Halle, und dem Zimmer daneben, zu einem vortrefflichen Mittagessen nieder. Rechts des Herzogs saß Seine Königl. Hoheit, der Herzog von Clarence, der Marquis von Huntley, und Lord Sheffield; links Earl Darnley, Lord Sommerville und Herr Curwen. So wie das Tischtuch abgenommen war, brachte der Herzog die Gesundheiten aus:

— der König! und dann — Gedeihen dem Ackerbaue! —

Bald darauf erhob sich Seine Königl. Hoheit, der Herzog von Clarence, und bemerkte in einer kurzen, aber sehr schönen Rede, daß ihm der letzte Trinkspruch die schicklichste Gelegenheit gebe, die Gesundheit des Herzogs von Bedford auszubringen; des Mannes, dem das Vaterland für seine so rühmliche und zweckmäßige Bemühungen zur Verbesserung der inländischen Landwirthschaft ganz besonders verpflichtet sey. Alle griffen nach dem Glase, und tranken diese Gesundheit mit dreimal drei lauten Ausrufungen ihres herzlichen Beifalls. Der Herzog dankte Seiner Königl. Hoheit und der Gesellschaft in einer kurzen, den Umständen gemäßen Rede.

Herr Conyers ließ nun einige Stücke von einer besondern Art zu verschiedenen Behufen beim Schiffsbaue brauchbaren Ulmenholze, das er in der Grafschaft Kent entdeckt hatte, an dem Tische herumgehn.

Die äußerste Fröhlichkeit herrschte unter der Gesellschaft, und die wichtigen Gespräche über landwirthschaftliche Gegenstände wurden durch folgende Trinksprüche noch mehr belebt: Der Pflug! Das Vlies, klein an Umfange, aber groß an Werthe! Gute Fettweiden! Das Viehzüchten aller Art! Die Wiesenwässerung! Glück allen Verbesserungen in der Landwirthschaft! Die Gesellschaften der Landwirthe in Irland! Earl Weichelsea!

Ehe die Gesellschaft aufstand, wandte sich der Herzog von Bedford noch einmal an sie, und sagte: Es sey nicht ungewöhnlich, auf die Gesundheit abwesender Freunde landwirthschaftlicher Verbesserungen zu trinken. Unglücklicher Weise entziehe ihnen jetzt eine Krankheit die Gegenwart eines Mannes, der bei seinen höchstausgedehnten und mannigfaltigen Kenntnissen zur Belehrung über die nützlichsten Gegenstände, und vermöge seiner großen Herzensgüte und Urbanität schon so manchmal zur angenehmsten Unterhaltung dieser Gesellschaft beigetragen habe. Man werde ihm also erlauben, daß er noch die Gesundheit ausbringe:

Sir Joseph Banks, und seine baldigste Wiederherstellung!

(Hier folgen im Originale die Namen der Herren, die an der Tafel gesessen haben. Da die wenigsten davon in Deutschland bekannt sind; so läßt man sie in der Uebersetzung aus, und bemerkt davon nur, daß kein Unterschied der Stände zu sehn ge-

wesen, sondern Herzöge, Lords, und gemeine, aber gescheute Pächter durch einander gesessen haben.)

Nach der Tafel gieng man wieder nach dem Wirthschaftshofe. Hier wurden nun 4 Sätze Schafvieh von der Leicesterschen Race, jeder von 5 Stücken zu folgenden Preisen verkauft: 1) 5 Mutterschafe an den Lord Sommerville zu 15 Guineen; 2) 5 dergleichen an den Lord Cowdor 19½ Guineen; 3) 5 Jährlingsschafe an den Lord Sommerville zu 14 Guineen; 4) 5 dergleichen an denselben zu 18 Guineen.

Herr Coke von Norfolk und Herr Northey waren noch nach dem Mittagsessen angekommen. Uebrigens gab Herr Francis Sitwell, Parlamentsglied, noch besondere Nachricht von der zu Barmoor bei Berwick auf den 18ten künftigen Monats angesetzten Schafschur, und lud zugleich die ganze Gesellschaft dazu ein.

Nur selten kann man eine Zusammenkunft von so auserlesenen Männern sehn, als hier bei einander waren. Glücklicher Weise war es auch ein angenehmer Tag; außer daß gegen Abend ein kleines Regenschauer fiel.

Zweiter Tag.

Den Donnerstag des Morgens nach dem Frühstücke wurde die hierher verabredete Versammlung des Smitfield-Clubbs gehalten. Der Herzog von Bedford präsidirte; der Secretair Arthur Young war leider, wegen eines Todesfalls in seiner Familie, abwesend. Es wurde beschlossen, daß künftig die Zahl der Glieder dieser nützlichen Gesellschaft angemessen seyn solle, und auf den dringenden Wunsch des Lords Sommerville und des Hrn. Gray wurde für die nächste Zusammenkunft der Gesellschaft sehr empfohlen, den Termin der jährlichen Schauausstellung in Smitfield etwas abzuändern, damit von einem sowohl die Zusammenkunft der ökonomischen Gesellschaft zu Bath, als auch die Viehschau zu Smitfield möge abgewartet werden können.

Das zweite Geschäft, das man diesen Morgen vornahm, war, daß man die von den Bewerbern um die beiden von dem Herzoge ausgesetzten Preise in der Wolle zur Schau gebrachte fette Hämmel in den Ställen bei der Abtei untersuchte. Lord Sommerville, Richard Ashley und Wilhelm Chapmann von Fleetmarkt waren zu Richtern ausersehn. Bald nach 11 Uhr versammlete sich die Gesellschaft in dem Wirthschaftshofe zur Schau der Böcke von der Southdownschen Race, welche am Mittewochen Abends auf eine Sprungzeit ausgethan werden sollten. Jedes dieser schönen Thiere wurde allein, eins nach dem andern, der Gesellschaft vorgezeigt. Hierauf kam einiges Hornvieh von Heerford- und Devonshirer Race, welches diesen Abend verkauft werden sollte, zur Schau und Untersuchung. Ferner wurden geschauet:

1) vier neuleicesterſche in Bedfordſhire gezogene Jährlingsſchafe, welche dem Hrn. Moore von Aſpley gehörten; und drei dergl. dem Hrn. Circuit von Woburn gehörige; 2) ein Eber und ein fünf und eine 7 Monate alte Sau aus des Hrn. Weſtern Zucht, und ein Eber und ein ſehr hübſches Schwein, halb von chineſiſchem und halb von ſuffolkſchem Blute, aus der Zucht des Hrn. Iſted. Die Herren Gray, Pickfort und Lambert waren zu Richtern geſetzt, um über die Vorzüge dieſer Thiere zu ſprechen.

Herr Smith zeigte verſchiedenen Herren, wie weit er mit ſeiner mineralogiſchen Charte von England und Wallis nun ſchon gekommen war; zugleich beſchrieb er das Ausgehende verſchiedener Lagen und Flötze beider Reiche.

Herr Parkinſon theilte einige Abdrücke ſeines neuen Werks, des erfahrnen Landwirths Reiſe durch Amerika, aus.

Die Verſammlung war heute viel ſtärker als geſtern, und es gewann das Anſehn, daß ſie an Intereſſe und an höherer Vollkommenheit des zur Schau ausgeſtellten Viehes vor irgend einer in den vorigen Jahren, wo nicht den Vorzug verdiente, doch damit gewiß in Vergleichung kam.

Vor Tiſche machten der Herzog und ein großer Theil ſeiner edlen Gäſte erſt noch einen Abſtecher nach Crawleyheide, um das Eindrillen von Rübenſaamen zu beſehn. Bald nach 3 Uhr ſetzten ſich dann ſo viel Perſonen, als die geräumigen Zimmer nur faſſen wollten, zu Tiſche nieder. Beim Speiſen unterhielt man ſich über allerlei wichtige Gegenſtände, die mit landwirthſchaftlichen Verbeſſerungen in Verbindung ſtehn. Darauf wurden nicht nur die geſtrigen Geſundheiten wieder ausgebracht, ſondern auch manche neue, als zum Beiſpiel:

Die Vereinigung der Landwirthſchaft und der Handlung! Herr Foſter! Earl von Egremont! ꝛc.

Der Herzog trug dann vor, daß eine Wette von einer Guinee Einſatz von der Perſon vorgeſchlagen worden,

das Gewicht eines ſeiner fetten 4jährigen Southdownſchen Hämmel, die dieſen Morgen zur Schau ausgeſtellt geweſen, zu ſchätzen.

Seine Königl. Hoheit, der Herzog von Clarence und ſiebenzehn von den übrigen gegenwärtigen Herren hätten ſich dazu ſchon unterſchrieben; und er wolle das Subſcriptionsblatt herumgeben, wenn etwa noch einige andere Herren ſich gleichfalls mit zu unterzeichnen belieben ſollten. Der Hammel ſolle hergebracht werden, damit ihn die Herren, ehe ſie ihre Angabe machten, noch weiter beſehen könnten. Zur Entſcheidung ſolle derſelbe nachher geſchlachtet werden.

(Hier werden nun wieder die Herren genannt, die mit geſpeiſet haben.)

Gleich

Gleich nach Tische gieng die Gesellschaft nach der Schauausstellung, und das Verleihen der folgenden Böcke von der Leicesterschen Race auf eine Sprungzeit geschah. Nr. 4 1 Jährling, 1 Enkel von dem Bocke Surprise, dessen Pelz 7 Pfund gewogen hatte, kam an Lord Sommerville für 20 Guineen. Nr 5. auch 1 Jährling, ein Enkel von dem Bocke Jn und Jn, (von beiden Seiten von einer Race) dessen Pelz 7 Pfund 24 Loth schwer war, an Herrn Marlin Weber für 40 Guineen. Nr. 6. noch ein Jährling, auch ein Enkel von dem Jn und Jn, dessen Pelz 6 Pfund 16 Loth gewogen hatte, an Wilhelm Maxey für 25 Guineen. Nr. 8. ein Erstlingsbock, ein Sohn des Surprise, dessen Pelz 6 Pfund 16 Loth schwer gewesen, an Herrn Crook für 50 Guineen. Nr. 9. einer desgleichen von Jn und Jn, dessen Pelz 7 Pfund 4 Loth schwer gewesen, wurde dem Lord Ludlow für 50 Guineen überlassen. Nr. 11. ein dreijähriger Bock von dem Carcase, dessen Pelz 6 Pfund 8 Loth gewogen hatte, kam an Johann Wing für 50 Guineen.

Nach dieser Verleihung der Böcke zum Springen begann der Verkauf des Hornviehes. Dabei wurden zugeschlagen:

eine Kuh von Herfordshirer Race an Eduard Cox für 22 Guineen;
eine dergleichen an Wilhelm Stop für 20 Guineen;
eine von Devonshirer Race an J. M. Cripps für 16½ Guineen;
eine dergleichen an Herrn Coke für 15 Guineen;
eine dergleichen an denselben für 13 Guineen;
ein dreijähriges Rind von Devonshirer Race, an J. Clayton den jüngern, für 14½ Guineen.

Auch diesen Tag war das Wetter der interessanten Gesellschaft ungemein günstig, außer daß nach Tische ein Gewitter entstand, das jedoch bald vorüber ging. Seine Königl. Hoheit, der Herzog von Clarence, schien an der Gesellschaft der verständigen, nützlichen Männer, unter denen er sich befand, mit sichtbarer, zunehmender Freude Theil zu nehmen.

Dritter Tag.

Der Mittewochen war für die Zusammenkunft ein sehr geschäftvoller Tag. Früh des Morgens machten Lord Talbot und die Herren Williams, Reeves, Wakefield, Ashley und einige andere eine kleine Reise nach Creslow in Buckinghamshire zu Herrn Westcar, um seine vortreffliche Wirthschaft und sein Vieh in Augenschein zu nehmen, und mit diesem liebenswürdigen und geistvollen Landwirthe und Viehmäster zu Mittage zu essen. Eine andere Partie, wozu unter andern sich die Herren Montague Burgoyne, Joh. Martin Cripps, Wilhelm Bruere, Wilhelm Smith, Karl Taylor (das Mitglied der Gesellschaft der Künste) der Geistliche Otter, die Herren Crisp, Simmens und Farrey gesellt

selleten, fuhren nach Prisley, um die Wiesenwässerung einiger, dem Herzog von Bedford gehörigen Wiesen, die aber jetzt der Herzog von Mancheſter in Pacht hat, zu besehn. Der äußerst vervollkommnete Zustand dieser Wiesen erregte bei diesen Herren ein ungemeines Wohlgefallen.

Unter dem, was in der Abtei die Aufmerksamkeit aller Anwesenden an sich zog, war die Aushängung der ausgeschlachteten Hämmel, die die Gesellschaft den Tag vorher lebendig in Augenschein genommen hatte, das erste. Hierauf begaben sie sich nach einem Felde auf der Crawleyheide, wo sich noch eine Menge Landwirthe aus der Nachbarschaft zu ihnen sammlete. Acht Stücke Land, jedes von einem halben Acker, waren hier an dem einen Ende eines abgemäheten Kleefeldes zum Preispflügen abgemessen und abgesteckt worden. Lord Sommerville, Pastor B. Dudley, und noch ein anderer Herr, die zu Preisrichtern erwählt worden waren, machten die nöthigen Bedingungen für die Preisbewerber, und darauf setzten 8 Bewerber mit ihren Pflügen ein. Die Pflüge waren Nr. 1. Herrn Westerns 2spänniger esserischer Schwingpflug; Nr. 2. Hrn. Whitbreads 2spänniger norfolkscher Räderpflug; Nr. 3. ein dem Hrn. Arthur Borret gehöriger, von Johann Croch gemachter nottinghamscher 2spänniger Schwingflug; Nr. 4. ein auf des Herzogs von Bedford Gut im Parke gehöriger zweispänniger Räderpflug; Nr. 5. des Hrn. J. B. Riddles schottscher 2spänniger Schwingpflug; Nr. 6. des Hrn. Jacob Potts mit einem kleinen schottischen Pferde und einem Ochsen bespannter Schwingpflug; Nr. 7. des Herzogs von Bedford norfolkscher 2spänniger Schwingpflug; und Nr. 8. Joseph Cowleys 2schaariger staffordshirer 4spänniger Pflug mit einem Treiber. Den Treiber hatte nur dieser Pflug; bei den übrigen sieben waren nur die Pflüger, die das Zugvieh mit der Pfluglinie regierten. Zur Bestimmung der zum Pflügen angewandt werdenden Kraft bediente man sich des von Mac Dougal erfundenen Instruments.

Damit die Zuschauer hier nicht so, wie es bei andern solchen Preispflügungen wohl geschehn war, die Pflüger unterbrechen, und gute Arbeit zu machen hindern möchten, hatten die Pflugrichter dieselben in einen an dem zu pflügenden Felde liegenden Kamp treten lassen, woraus sie die wetteifernden Pflüger über eine junge Hecke ohne alle Stöhrung sehn konnten.

Diese Einrichtung wurde so streng beobachtet, daß selbst der Herzog von Bedford, als er mit dem Herzoge von Clarence erst nach dem Anfange des Pflügens kam, und von dieser Einrichtung nicht unterrichtet, gerade nach den Pflügern hingehn wollte, von den Pflugrichtern nicht hingelassen wurde. Beide Herren nahmen dies gar nicht übel, sondern stellten sich bei die übrigen

gen Zuschauer in den Kamp daneben, bis zwei oder drei Pflüger fertig waren, da sie dann mit der ganzen übrigen Gesellschaft umher gehn durften, um die gemachte Arbeit zu besehn, und die Operationen der noch übrigen Pflüger in der Nähe genauer zu beobachten. Ein starkes Regenschauer trieb jedoch die Anwesenden bald aus dem Felde unter die Bäume in der Nähe.

Hierauf wurden die verschiedenen Geräthschaften, womit sich verschiedene um die von dem Herzoge ausgesetzten Preise beworben hatten, von der Gesellschaft besichtiget. Diese waren: 1) ein Wässerungskarren, den Wilhelm Dickius für Hrn. Johann Foster gemacht hatte, um alle Arten von gewillten Saaten mittelst angebrachter lederner Schläuche zu begießen; 2) ein von Hrn. Cester erfundener Kartoffelnwäscher; 3) ein Kleesaamendrescher und ein Pflug von Wilhelm Shepherd; 4) eine gegliederte Sense von Hrn. Noor. Diese war vorher auch der Gesellschaft der Künste schon präsentirt worden; 5) Matten oder vielmehr Kissen von Wolle zu allerlei Behufen, von Hrn. Jacob Esser erfunden.

Herr Salomon Wilhelm gab darauf Subscriptionsbillets zu einem Kupferstiche von der Schafschur zu Holkham aus; dabei zeigte er das Gemälde vor, das auf das Kupfer übertragen werden sollte.

Herr Garrard stellte sein Gemälde von der Schafschur zu Woburn in der Abtei aus.

(Der Schluß folgt.)

Beitrag zur Naturgeschichte.

Von C. B. in Münder.

Bei den Thieren, welche blind gebohren werden, als Hunde, Katzen u. s. w. habe ich schon vor langer Zeit die Bemerkung gemacht, daß ihre Gehörorgane gleichfalls, wie ihre Augenlieder, verschlossen sind, und das sich ihr Gehör weit später öffnet, als ihre Augen. — Von blindgebohrnen Thieren habe ich manches gesehen, gehört und gelesen; nur nicht von taubgebohrnen Thieren. Nachdem ich jene Entdeckung machte, und ehe ich selbige öffentlich mittheilte, habe ich verschiedene Naturforscher gefragt: ob ihnen solche Erscheinungen, entweder aus Büchern oder aus Erfahrung, oder von Hörensagen, erinnerlich seyn, nemlich, daß die Thiere, welche mit verschlossenen Augen gebohren werden, d. h. solche, welche die ersten Tage ihres Daseyns nicht sehen können, auch verschlossene Gehörorgane haben. Ihre Antwort war: Nein. Daher glaube ich der erste zu seyn, der auf die verschlossenen Gehörorgane der blindgebohrnen Thiere Aufmerksamkeit erweckt, wenn schon meine Entdeckung weiter keinen Nutzen hat, als daß sie damit die Naturwissenschaft bereichert. Von der Wahrheit meiner Aussage wird sich jeder überzeugen, der die Gehörorgane solcher neugebohrnen Thiere untersucht.

Hannöverisches Magazin.

97tes Stück.

Freitag, den 6ten December 1805.

Das Schafschurfest zu Woburn am 17ten, 18ten, 19ten und 20ten Junius 1805.

(Schluß.)

Bald nach 3 Uhr nahm wieder eine eben so zahlreiche Gesellschaft, als die gestrige gewesen war, in der großen Halle der Abtei ein herrliches Mittagsmahl ein; darauf brachte der Herzog die gewöhnlichen, stehenden Gesundheiten dieser Versammlung aus. Dazwischen stand Hr. Coke von Norfolk auf, und erklärte: der Versuch mit den Pflügen, welche er und Sir Johann Sinclair zu Folge der auf des Lord Sommerville letzten Viehschau eingegangenen Wette hätten stellen wollen, würde bei der gegenwärtigen Zusammenkunft ihrem Versprechen gemäß statt gefunden haben; wenn nicht wegen des eingetretenen, und noch einige Zeit anhalten zu wollen scheinenden trocknen Wetters, das sich nach seiner Meinung zu einem entscheidenden Versuche nicht schicke, beliebet worden wäre, noch einige Zeit damit Anstand zu nehmen. Sir Johann versicherte dabei, daß die Absicht durchaus nicht sey, die Wette aufzugeben; und daß Meister Klein (der berühmte schottländische Pflugmacher) seiner Seits bereit sey, sich dazu einzufinden. Bei Gelegenheit des oben ausgebrachten Trinkspruchs setzte Sir Johann weiter — mit dem Worte spielend — scherzweise hinzu: er hoffe, ob zwar sein Pflug vom Meister Klein sey, so solle dessen Werth doch nicht klein befunden werden. Kurz nachher kamen beide Theile überein, daß die Wette an der künftigen Schafschau zu Woburn statt haben solle; das Wetter möge dann seyn, wie es wolle. In dem weitern Verlauf sprach Hr. Coke sehr zum Ruhme eines der Pflüge, die er damals arbeiten gesehen habe; — wenn wir nicht irren, war es der von Hrn. Cooch.

Der Herzog stand nun auf und sagte: der gegenwärtige Gegenstand der Unterhaltung müsse natürlicher Weise an Umstände erinnern, die bei dem Wettepflügen im vorigen Jahre vorgekommen seyn, wobei Marcus Duckett mit seinem, mit dem zum Abscheeren der obern Erdrinde eingerichteten Seche versehenen Pfluge den Preis gewonnen habe. Er bitte jetzt um eingeneigtes Gehör für das, was der Lord Sommerville in Betreff dieses Marcus Duckett vorzutragen habe. Seine Herrlichkeit, der Lord, erhob sich dann und redete mit einem Eifer und mit einer Energie, die auch ihm selbst zur größten Ehre gereichte, von den unglückl. Geldverhältnissen dieses armen Marcus Duckett, des einen von den drei Söhnen des vor einiger Zeit verstorbenen würdigen, erfinderischen vortrefflichen, allbekannten Pächters Duckett von Escher, und empfahl mit unwiderstehlicher Beredsamkeit eine Subscription zu seiner Unterstützung. Man müsse der Welt zeigen, daß geistvolle würdige Männer in diesem Lande darauf rechnen können, daß die Dankbarkeit der Nation nicht mit ihnen sterbe, sondern auch noch nach ihnen für ihre Kinder lebe. Seine Herrlichkeit endigte mit der Nachricht, daß selbst Seine Königl. Hoheit, der Herzog von Clarence, wohlbekannt mit des armen Marcus unverschuldetem Unglücke und mit seiner Lage, auch ihren Namen mit unterschrieben, und ihm 10 Guineen versichert hätten. Seine Königl. Hoheit stimmten den Aeusserungen des Lords Sommerville von Herzen bei; und der Herzog von Bedford, Henry Hugh Howe, Montague Bourgoyne und er, der Lord Sommerville selbst, unterschrieben gleich, jeder auch 10 Guineen. Hr. Bourgoyne stand auf und versicherte aus eigener persönlicher Bekanntschaft mit Hrn. Ducketts Verdienste und Unglücke, daß nicht Vernachlässigung seines Berufs oder Ausschweifungen, sondern Mißwachs und schlechter Absatz an seinem Unglück Schuld seyen. Die Herren Howe und Bourgoyne reichten darauf das Subscriptionsblatt bei allen Anwesenden selbst herum. Dieses füllte sich nun zusehends mit Namen, und wir hoffen und vertrauen, daß eine hinlängliche Summe zu dem beabsichtigten wohlthätigen Zwecke zusammen gekommen seyn wird. Hiernächst zeigte der Herzog das Resultat der Wette an, die gestern 31 Herren wegen der Schätzung des wahren Gewichts des einen Hammels mit einander eingegangen waren. Die Schätzung war auf 33½ bis 38 Pfund das Viertheil gegangen; Herr Cullen-Schmidt hatte aber 35 Pf. 18 Lth. gesagt, und dies war das gewesen, was das Wägen nach dem Schlachten ausgewiesen hatte. Dieser hatte also die Wette gewonnen.

Die Bedingungen zu den von dem Herzoge von Bedford für die nächstjährige Schafschur ausgesetzten, von den gegenwärtigen nicht sehr verschiedenen Preisen wurden nun herum gegeben;

ben; Se. Gnaden brachten dabei den Trinkspruch aus:

Gedeihen allen Bemühungen zu Verbesserung der Landwirthschaft!

und tranken dann auf die Gesundheit von Lord Sheffield, Arthur Young und Hr. Overmann von Norfolk, machten dem letzten auch bei dieser Gelegenheit das Compliment, daß er einer der besten Pflugwirthe in England sey.

Hr. Platt stellte hierauf ein schönes leicesterisches und ein suffolksches ¾jähriges Schwein aus. Am Abende wurden folgende Böcke von Southdownscher Race ausgethan, nämlich 1) 1 Erstling Nr. 2., wovon das Vlies 5 Pfund 24 Loth gewogen hatte, an Hrn. Knight für 40 Guineen; Nr. 6., dessen Vlies 6 Pfund 16 Lth. gewogen hatte, an Hrn. Johann Seabright für 30 Guineen; 2) 3 jährige Nr. 4. Vlies 5 Pfund an Hrn. Wakefield für 30 Guineen; Nr. 10., Vlies 6 Pfund 16 Loth, an Hrn. Simms für 20 Guineen; 3) 1 vierjähriger Nr. 13., Vlies 4 Pfund 24 Loth, an Hrn. Coke für 25 Guineen; 4) 1 fünfjähriger, Vlies 5 Pfund 8 Loth an Hrn. Bright für 10 Guineen.

Endlich wurde zum Beschlusse der heutigen Geschäfte noch folgendes Vieh verkauft:

1) 10 Mutterschafe von Southdownscher Race an Hrn. Knight zu 22 Guineen; 20 dergleichen an Hrn. Pickford zu 48 Guin.; 10 dergleichen an Hrn. Knight zu 24 Guineen; 20 dergleichen an Hrn. Gordon zu 40 Guin.;
2) 10 Jährlingsschafe von Southdownscher Race an Hrn. Knight zu 24½ Guin.; 20 drgl. an denselben für 41½ Guin.; 10 drgl. an denselben für 28½ Guineen; 20 Mutterschafe von Southdownscher Race an Hrn. Kemp für 47 Guineen; 10 dergl. an Hrn. Simms für 35 Guineen;
3) eine Kuh von Herefordshirer Race an Hrn. Eduard Coke für 21½ Guineen; ein 2jähriges Rind von derselben Race an Hrn Ratliff für 14½ Guineen; eine Devonschirer Kuh an Hrn. J. Clayton den jüngern, für 15½ Guineen; eine dergl. an den Lord Ludlow für 21½ Guineen; eine Herefordschirer Kuh an an Eduard Coke für 18½ Guin.; eine Devonshirer Kuh an Lord Wilhelm Russel für 20 Guin.; ein Herfordshirer 3jähr. Bulle an John Wing für 18½ Guin.; einer desgl. an Lord Ongley für 16½ Guineen;

Uebrigens waren an dem heutigen Tage Sir Johann Sinclair, der Oberste Dalrymple, der Geistliche Dr. Randolph und Hr. Willshire zur Gesellschaft zugekommen.

An der Mittagstafel befanden sich ausser den oben erwähnten Gästen wieder mehrere neue.

Die Feldflur gewann nach den Regenschauern, die sich in diesen Tagen niedergelassen hatten, ein vortreffliches Ansehn; besonders nahmen sich aber die schönen Grundstücke des Herzogs herrlich aus.

Vierter Tag.

Da dieses der letzte Tag des ländlichen Festes war, so war er den Landwirthen und Pächtern der Grafschaft und der Nachbarschaft auch besonders gewidmet. Der Anfang wurde mit einer zweiten Schau von Leicesterschen Böcken gemacht, und darauf folgte eine von Hereford- und Devonshirer Hornvieh. Hr. Joseph Cowley zeigte das Modell von einer Kornscheuer, auf beiden Seiten mit Ochsenställen, vor.

Die für Hrn. Duckets Familie bestimmte Subscriptionsliste war aufgehangen und enthielt an die 80 Namen, und die subscribirte Summe betrug schon 195 Pfund 10 Sh.

Um 3 Uhr kam die Gesellschaft zum Mittagsessen zusammen, und nahm es auf der Abtei in der großen Halle ein. Die Tafel war mit mehreren silbernen Bechern geziert, womit der Herzog verschiedentlich von der Gesellschaft zu Bath, und bei den Viehschauen des Schmidtfieldsclubbs, des Lords Sommerville und anderer beehrt worden war. Der Herzog brachte die Gesundheit des Königs aus, und wünschte dabei der Gesellschaft Glück, daß sie auf die Gesundheit dieses erhabenen Herren trinken könne — nicht bloß als Königs, sondern auch als des ausgezeichnetsten Beförderers der Landwirthschaft; und daß sie das Vergnügen genieße, den Sohn desselben mitten unter sich zu sehen, der den Tugenden des Vaters so edel nacheifere, und der die Wichtigkeit einer blühenden Landwirthschaft für das Wohlseyn des Staats so gut kenne, und durch die genaue Aufmerksamkeit, deren alle landwirthschaftliche Gegenstände in dieser Versammlung von ihm gewürdiget worden, das Interesse, das er daran nehme, überzeugend bewiesen habe. Der Herzog schloß mit einer herrlichen Rede, in der er am Ende die Gesundheit des Herzogs von Clarence ausbrachte, worauf die Anwesenden den gränzenlosesten Beifall bezeugten.

Seine Königl. Hoheit dankte der Gesellschaft, trank wieder auf ihre Gesundheit und sagte: er hoffe, künftiges Jahr abermals das hohe Vergnügen zu genießen, an dieser Zusammenkunft Theil nehmen zu können. Bald nachher erhob sich Se. Königl. Hoheit noch einmal und bezeugte in einer bewundernswürdig schönen Rede: er sey nicht vermögend, das, was er bei dem Benehmen des edlen Wirths gefühlt habe, mit Worten auszudrükken. Er könne eine so nützliche und wohlbehagliche Zusammenkunft sich nicht schließen lassen, ohne die Gesundheit, die er am ersten Tage ausgebracht habe, zu wiederholen. Er bringe der Gesellschaft also „die Gesundheit

des

des Herzogs von Bedford" noch einmal zu. Es entstand ein allgemeiner Beifallszuruf. So wie sich dieser geendiget hatte, erhob sich der Herzog von Bedford wieder, dankte der Gesellschaft, brachte den Trinkspruch: Der Pflug! noch einmal aus, und fing dann an, die versiegelten Preiserkenntnisse der Richter zu öffnen. Die ausgelobten sechs silbernen Becher standen auf der Tafel vor ihm.

Es waren zuerkannt:

1) Der erste Preis, ein Becher zehn Guineen an Werthe, für die beiden besten fetten Erstlingshämmel, und ein anderer von eben solchem Werthe für die drei besten Kibbenjährlinge, die in Bedfordshire gezogen worden, dem Hrn. Johann P. Moore.

2) Der Preis nächst dem besten, ein Becher von 5 Guineen an Werthe, für 3 Kibbenjährlinge aus Bedfordshire nächst dem besten, dem Hrn. Johann Circuit. Der Herzog überreichte diese drei Becher den Gewinnern, beklagte sich dabei aber gegen die anwesenden Bedfordshirer Landwirthe sehr ernstlich, daß dieses Jahr so wenig Eifer unter den Schafzüchtern gewesen sey, daß er von seinen vier auf das beste Schafvieh gesetzten Preisen einen nicht einmal habe austheilen können.

3) Hierauf fuhr der Herzog fort, das Preisurtheil, wodurch dem Hrn. Karl Western ein Becher von 5 Guineen an Werthe, für den besten Eber zuerkannt worden war, vorzulesen. Bei der Uebereichung bemühte sich der Herzog aber wieder, die Bedfordshirer Pächter zu reizen, indem er beklagte, daß so wenige von ihnen Schweine zur Schau herbeigebracht hätten.

Die folgenden Preise waren die für die Schafscheerer. Der Herzog bemerkte, daß 14 Bewerber sich gemeldet hätten, ihre Geschicklichkeit in dieser nützlichen Kunst zu zeigen, und daß sie auch wirklich viel gute und nette Arbeit gemacht hätten. Die Preise wären folgenden zuerkannt worden: dem Johann Arnold 5 Guineen, dem Samuel Moore 3 Guineen, dem W. Wadsworth 2 Guineen, und dem Wilhelm Shwannel 1 Guinee.

In Betreff der zur Bewerbung um den Preis verfertigten Geräthschaften beklagte der Herzog zuvörderst, daß unglücklicher Weise vergessen worden sey, den Bewerbern die erforderlichen Nachrichten zu ertheilen. Mehrere hätten daher ihre Arbeiten schon wieder zurückgenommen, ehe die Preisrichter sie noch hätten besehn können, und die Zuerkennung des Preises könne also nicht Statt finden. Nun gieng der Herzog zu der Bekanntmachung der Preisvertheilung für die Pflüge

fort,

fort, und las die Erkenntnisse der Richter ab. Es ergab sich daraus, daß sein eigener Schwingpflug, so wie solcher vom Herrn Johann Bailey verbessert worden, in einer Stunde und funfzig Minuten 1 Rood Land (46 Rt. 51 Fuß 78 Zollen Calenbergisch) $5\frac{1}{2}$ Zoll tief gepflügt hatte, und die Ziehkraft 300 Pfund gewesen war. Herr Barrets northamptonshirer Pflug, der von Meister Cooch gemacht war, hatte eine solche Rood in einer Stunde und fünf und zwanzig Minuten 4 Zoll tief gepflügt; die Ziehkraft war auch 300 Pfund gewesen. Hrn. Whitbreads norfolkscher Pflug hatte die Rood in einer Stunde 13 Minuten, 5 Zolle tief umgebracht; die Ziehkraft war $200\frac{1}{4}$ Pfund gewesen. Die Richter hatten erklärt, daß sie diese drei Pflüge unter den achten, womit der Versuch gemacht worden, für die besten erkannt hätten. Da auch Meisters Pott Bedfordshirer Pflug sehr zur Zufriedenheit der Richter gearbeitet hatte; so beschenkte der Herzog ihn als Verfertiger und auch als Pflüger mit einer Belohnung von zwei Guineen.

Nachrichten von vergleichenden Versuchen mit Drillen und Säen aus freier Hand waren dieses Jahr aus der Grafschaft Bedfordshire nicht an den Herzog gesandt worden, was er sehr bedauerte.

Von Schäfern, die die meisten Lämmer durchgebracht hatten, erhielten ein Geschenk: Johann Holland 5 Guineen, Karl Pain 4 Guineen, Lucas Colemann 3 Guineen, Jacob Allen 2 Guineen, und Joseph Poach 1 Guinee.

In Betreff des für dieses Jahr zum ersten Male ausgesetzten Preises für Bewässerung, bemerkte der Herzog, wie Lord Sheffield, Lord Wilhelm Russel, und Herr Marshal dafür hielten, daß die von Hrn. Cowley vorgerichtete Wiesenwässerung nicht nach den besten Grundsätzen eingerichtet sey, indem es an der gehörigen Erhöhung fehle, daß das Wasser seine rechte Wirkung thun könne. Es gebühre derselben daher der Preis nicht. Jedoch bat sich der Herzog die Erlaubniß aus, ihn mit der Summe von 25 Guineen beschenken zu dürfen. Dieser Ausweg, den der Herzog nahm, gereichte zur größten Zufriedenheit der Gesellschaft.

Der Herzog äußerte hierauf noch, daß die Preise für das künftige Jahr wieder dieselben seyn würden, und brachte dann die Trinksprüche aus: Die Preisbewerber! Wetteiferung ist gute Wirthschaft! Lord Sommerville, Herr Coke und andere ausgezeichnete Landwirthe, die diese Versammlung mit ihrer Gegenwart beehrt hatten: Die Preisrichter!

Hierauf bezeugte der Herzog sein Bedauern, daß Umstände, die diesen Abend im Parlamente vorkommen würden, ihn und einige andere von seinen anwesenden edlen Freunden nöthigten, noch ehe der Tag zu Ende sey, nach London zu reisen; doch hoffe er,

sie

sie alle bei der künftigen Schafschur hier wieder zu sehn.

Der Herzog von Clarence, dem die Vorkommenheiten des heutigen Tages eine außerordentliche Freude gemacht zu haben schienen, erhob sich, und sagte: Nach der ihnen allen gewordenen so gütigen Einladung könne er nicht abreisen, ohne noch eine Gesundheit auszubringen: Der Himmel gebe, daß wir künftiges Jahr den Herzog eben so gesund und vergnügt hier wieder sehn, als jetzt!

Die gedachten Herren reiseten nun nach London ab; die übrige Gesellschaft ging aber nach dem Wirthschaftshofe im Parke, wo die Leicesterschen Böcke folgendermaßen ausgetheilt wurden:

Ein Jährling Nr. 5. der Herrn Buillon's Söhnen gehörte, an Hrn. Bitheren für 50 Guineen. Das Thier stammte von Sire und Sire, und das Vlies hatte 7 Pfund 24 Loth gewogen.

Nr. 6. einer desgleichen, wovon das Vlies 7 Pfund 8 Loth gewogen hatte, an Hrn. Chase für 25 G.

Nr. 12. ein dreijähriger Bock von Sire und Sire an Wilhelm Daniel für 10 G. Das Vlies hatte 7 Pfund 8 Loth gewogen.

Nr. 13. einer desgleichen, dessen Vlies 7 Pfund gewesen, an Hrn. Circuit für 10 G.

Nr. 14. einer desgl. an Hrn. Barret für 10 G. Das Vlies 7 Pfund 24 Loth.

Nr. 15. einer desgl. an denselben für 20 G. Das Vlies 7 Pfund 16 Loth.

Nr. 16. einer desgl. von Carene an Hrn. Isled für 15 G. Das Vlies 9 Pfund.

Verkauft wurde diesen Abend folgendes Vieh:

20 Mutterschafe von Southdownscher Race, an Hrn. Trerow für 43 Guineen.

20 dergl. an Hrn. Morand für 45 Guineen.

21 dergl. an Hrn. Ksugsley für 21 Guineen.

20 dergl. an Hrn. Sins für 60 G.

1 Devonshirer altes Rind an Hrn. Collmann für 16½ G.

1 dergl. an denselben für 21 G.

1 dergl. an Wilhelm Top für 22½ G.

1 teutsches 2jähriges Rind an Hrn. Mostmann für 14½ G.

Die meisten von des Herzogs Gästen blieben noch in der Abtei bis nach dem Mittagessen. (Die merkwürdigsten darunter werden hier genannt.)

Wirksames Mittel zur Vertilgung des Hederichs in der Gerste.

Um dieses, sich so gern unter die Gerste einschleichende böse Unkraut los zu werden, muß man, sowohl auf die Reinigung der auszusäenden Gerste, als auch auf die Reinigung des Ackers, den man damit bestellen will, sorgfältig bedacht seyn. Man beobachte daher folgendes:

1. Man schütte die Gerstensaat an dem Tage, wo sie ausgesäet werden soll, viertelweise in eine Tonne und gieße reines Wasser darauf, ungefähr so hoch, daß das Wasser eine Elle hoch über der Gerste steht. Dann rühre man die Saat in dem Wasser fleißig mit einem Stabe um, bis der Hederichssaame, der sehr leicht ist, obenauf schwimmt. Diesen sondere man sorgfältig ab, und man wird von dieser kleinen Mühe ungemein vielen Vortheil haben.

2. Will man den Acker, worin schon viel Saamen von diesem Unkraut steckt, von demselben reinigen, so lasse man, nachdem derselbe gedüngt und begehörig zubereitet worden, die auf vorschriebene Art gereinigte Saat aussäen, aber noch nicht gleich eineggen; mit dieser Eineggung warte man so lange, bis die in dem Acker stehenden Hederichspflanzen aufgegangen sind, welches bei günstiger Witterung in 4 bis 6 Tagen zu geschehen pflegt. Sobald man diese jungen Hederichspflanzen siehet, so lasse man die Gerstensaat eineggen, wodurch denn die aufgegangenen Hederichspflanzen ausgerissen werden und verdorren müssen. Auf diese Art wird die Gerste gut gerathen, weil der Hederich ihr die beste Nahrung nicht entziehen kann.

Noch bemerke ich, daß der Saame des Hederichs pflegt, wenn Gerste und andre Feldfrüchte reif werden, auch zu reifen, und wenn man früh vor Sonnenaufgang, da der Thau noch anzutreffen ist, an ein Stück Acker sich begiebt, worauf viel von diesem Unkraut steht, so kann man sehen und hören, wie die Schoten, die der Hederich trägt, aufplatzen und ihrem Saamen häufig auf dem Acker fallen lassen, welcher wegen seiner Härte über Jahr und Tag im Acker zu liegen pflegt, ohne bei den Winterfrüchten aufzugehen, und ohne davon zu verderben.

Hannöverisches Magazin.

98tes Stück.

Montag, den 9ten December 1805.

Etwas über den klimatischen Unterschied der Gewächse.

Nutzen des botanischen Studiums für Geist und Herz, besonders des weiblichen Geschlechts. *)

Dem Botaniker, dem Pflanzenliebhaber, dem Aufseher über Gärten und Plantagen, ist eine genaue Uebersicht der verschiedenen Klimate, deren fremde Pflanzen in ihrem Vaterlande genießen, weil man sonst ihre Pflege nicht gehörig einrichten kann, vorzüglich nützlich.

Unter physischem Klima versteht man die Beschaffenheit der Luft und der Witterung, welche Folge der Entfernung einer Gegend vom Aequator und von den Polen, Folge der Höhe eines Orts über der Meeresfläche, Folge der Beschaffenheit des Bodens und der Umgebungen eines Landes, Folge endlich der hiedurch bewirkten regelmäßigen oder unregelmäßigen Winde, der besondern Wirkung der Sonnenstrahlen, der öfteren oder seltenern Regen ist. Zum physischen Klima trägt also hauptsächlich die Entfernung der Gegend vom Aequator oder die Breite des Orts bei. Viele Gewächse sind z. B. blos auf die Länder zwischen den Wendekreisen eingeschränkt; andere kommen nur in den Polargegenden vor; noch andere, aber wenige, giebt es, die, wie der Mensch und die Hausthiere, jedem Klima trotzen, und überall fortkommen. Der gemeine Nachtschatten und der Sellerie, die gemeine Kohldiestel, der Hünerdarm, das Knquelgras scheinen zu diesen Gewächsen zu gehören; man findet sie unter dem Aequator, auf den Südseeinseln, in Afrika, in Grönland und Island. Die Erdbeere wächst durch

*) M. s. Anleitung zur Kenntniß der Gewächse, in Briefen, von Kurt Sprengel. Erste Sammlung. Mit vier Kupfertafeln. Halle 1802.

durch ganz Europa, bis in die schwedischen Lappmarken, in Asien bis Kamtschatka, in Afrika unter dem Aequator; sie kommt in Brasilien, in Peru, in Cayenne, wie in China und Japan fort.

Dagegen sind andere Gewächse wieder auf eine einzelne Gegend eingeschränkt; wenigstens haben wir keine Nachrichten, daß sie anderswo wild wachsen. So hat das Feuerland seine eigene Flor, und die dortigen Gewächse sind bis jetzt in keinem andern Erdstriche gefunden worden. Nur auf Island und auf Stromer, einer der Faeröer, wächst die Königia; nur auf wenigen der höchsten Alpen am See Baikal kommt die Schneerose fort.

Allein manche Gewächse sind ehemals als eigenthümlich in einem einzelnen Lande angesehen worden, die man bei genauerer und allgemeinerer Forschung auch in andern Gegenden angetroffen hat. Ein schwedischer Naturforscher Osbeck fand auf der unwirthbaren Ascensionsinsel, westlich von Afrika, ein Gras, Aristida, welches man eine Zeitlang dieser Insel eigenthümlich glaubte, allein jetzt weiß man, daß es auch auf Jamaica häufig ist, und selbst in Arabien vorkommt. Eine Art Rauke (Silymbrium) hat man nach der Insel Mona bei England benannt, weil man glaubte, daß sie hier nur allein zu finden sey; aber man hat sie seit kurzem auch in Ungarn angetroffen. So hielt man bisher eine merkwürdige Art Lebermoos, Targionia, dem Plauer Grunde bei Dresden für eigenthümlich, allein auch auf dem Kröllwitzer Felsen findet man sie häufig.

Es ist durchaus nothwendig, daß man mit der Entfernung einer Gegend vom Aequator, oder mit seiner geographischen Breite, zugleich seine Höhe über der Meeresfläche vergleiche, weil sich darnach die Temperatur und die Beschaffenheit der Luft richten. Es giebt mehrere Gegenden zwischen den Wendekreisen, und selbst unter dem Aequator, die sehr hoch liegen, und voll Gebirge sind, und deren Gewächse eben deswegen in unsern nördlichen Breiten recht wohl fortkommen. Die Pflanzen aus Peru und Chili wollen größtentheils nur gegen die strengsten Fröste Schutz in unsern Gewächshäusern haben; den ganzen Sommer hindurch dauern sie im Freien aus. Peru liegt zwar unter dem Aequator, aber die höchsten Gebirge in der Welt, die Cordilleras, die fast zur Hälfte mit ewigem Schnee bedeckt sind, gehen der Länge nach durch dies Land hin.

Auf der Insel Bourbon, östlich von Madagaskar, also noch innerhalb der Wendekreise, erhebt sich eine Gebirgsfläche bis über die Wolken, die man die Kafferfläche nennt. Sie ist mit einer Menge thurmhoher Kegel besetzt, die einander vollkommen ähnlich, und den französischen Einwohnern der Insel unter dem Namen: Pitons, bekannt sind. Diese kegelförmigen Felsen sind mit einem beständigen dicken Nebel umgeben, der sehr oft zu

Reif

Reif wird, und in dieser Höhe gedeihen die Pflanzen vortrefflich. Unter andern wächst hier eine Dombeya, davon die Insel allein zehn Arten fast ausschließlich besitzt, zu einer beträchtlichen Höhe.

Weil der nördliche Theil von Ostindien zwar nicht weit über den Wendekreis des Krebses hinausgeht, aber voll hoher Gebirge, und die Kälte in dieser hohen Gegend so groß ist, daß schon Alexander auf seinem Feldzuge die Folgen davon empfand, und Bernier, der im vorigen Jahrhundert den großen Mogul auf einer Reise nach Kaschmire begleitete, vor Frost umkommen zu müssen glaubte, so vertragen viele ostindische Pflanzen unser Klima sehr gut.

Die eigentlichen Alpen oder Felsgebirge, die aus ursprünglichen Steinarten bestehen, und sich zum Theil in die Wolken erheben, sind durchgehends sehr reich an Gewächsen, und diese Gewächse sind solchen Gegenden eigenthümlich. Die Alpengegenden sind sehr reich an Pflanzen, theils, weil sie beständig mit einem dunstigen Luftkreise umgeben sind, theils, weil der Boden sumpfig und voll Quellen ist, die durch Niederschläge aus den Wolken entstehen, und in den dichten Mooslagen, die die Felsen bedecken, unversiegbar bleiben. Eigenthümlich sind den Alpen diese Pflanzen, weil sie nirgends diese Atmosphäre und diesen Boden finden. Doch kommen sie bei einiger Aehnlichkeit des Bodens und der Luft bisweilen auch in andern Gegenden fort. Auf den Bergen bei Schmon, südlich von Querfurt, findet man mehrere Flechten, die man sonst nur den helvetischen Alpen und den Harzgebirgen zuschrieb. Die nördlichen Polarländer haben viele unserer Alpenpflanzen. Die Zwergbirke wächst bei uns auf der Spitze des Brockens und der Achtermannshöhe mit der Rauschbeere, der Sumpfheidelbeere, dem Wolfsfuß und der Alpenanemone. Diese Pflanzen findet man in Lappland auf ebenem Boden. Am Fuße des Berges Ararat fand Tournefort die gewöhnlichen armenischen Pflanzen; höher hinauf einige, die in Schweden vorkommen; und auf der höchsten Spitze verschiedene Arten von Steinbrech und Habichtskraut, die den nördlichen Polarländern eigenthümlich scheinen.

Alpen in gemäßigten Erdstrichen, z. B. die helvetischen, bringen, wie Haller bemerkte, Pflanzen der verschiedensten Klimate hervor, weil die Temperatur und der Boden von den heißen Thälern bis zu der Schneeregion alle mögliche Abstufungen darbieten. Im Walliserlande kann man in einem Bezirke von sechs deutschen Meilen eine Menge Pflanzen finden, die vom 40sten bis zum 70sten Grade Norder Breite wachsen. Dieselbe Bemerkung machte Saunders in Thibet.

Auf den europäischen Alpen, auf den Pyrenäen, wie auf den Tauern, im Salzburgischen und Oesterreichschen hört die Vegetation bei einer Höhe von 1200 Klaftern auf. Je näher man

der Region des ewigen Schnees kommt, desto kleiner und verkrüppelter werden die Gewächse; am Ende findet man nur noch Mooſe und Flechten, und endlich verlieren ſich auch dieſe, um dem alten Chaos Platz zu machen. Auf den Cordilleras in Südamerika hingegen erſtreckt ſich die Vegetation bis zu einer Höhe von 2300 Klaftern. Sträucher findet man dort erſt wieder, wenn man 450 Klafter unter die Schneeregion heruntergeſtiegen iſt. Davon kommen freilich manche Ausnahmen vor: **Sauſſure** fand auf dem Montblanc in einer Höhe von 1780 Klaftern noch die Seidelbaſtſtaude; **La Billardiere** auf dem Pic von Teneriffa über der Wolkenregion noch einen Pfriemenbuſch. Viele Alpenpflanzen kann man in Gärten ziehen, wenn man ihnen nur reine fette Heideerde giebt, ſie mit Steinen und Felsſtücken umgiebt, ſie in Schatten ſäet, und beſtändig feucht hält. Einige aber, die Alpbalſame, die Steinbrecharten, widerſtehen oft aller Kunſt, und laſſen ſich weder aus Saamen ziehen, noch auch verpflanzen.

Inſelländer und ſolche, die überall vom Meer umgeben ſind, pflegen die meiſten und ſchönſten Pflanzen zu tragen; auch gedeihen andere Gewächſe auf Inſeln am beſten. Liegen die Inſeln überdies noch in gemäßigten oder warmen Erdſtrichen, enthalten ſie Gebirge, ſo bieten ſie das Schauſpiel der üppigſten Vegetation, und der größten Fruchtbarkeit dar. Die reichſte und ſchönſte Flor findet man unſtreitig auf der Inſel Madagascar, wo bis 5000 Arten wachſen ſollen; dann auf dem Sechelles und Maskarenhas; ferner auf den Antillen, beſonders auf St. Domingo und Jamaika; auf den Molucken, auf den Südſeeinſeln und auf den Inſeln des ägäiſchen Meeres. England iſt ſeiner überaus ſchönen Vegetation, des köſtlich grünenden Teppichs ſeiner Wieſen wegen berühmt; aber es wird auch überall vom Meer umfloſſen, und das Klima iſt viel milder, als auf dem feſten Lande unter gleicher Breite. Welche reiche Mannigfaltigkeit der herrlichſten Früchte, der kräftigſten Gewürze liefern uns die moluckiſchen Inſeln; und was kommt der Fruchtbarkeit der Societäts- und freundſchaftlichen Inſeln bei! Der Weinſtock, der Feigenbaum, die Olive, der Kaſtanienbaum und unſere Getreidearten gedeihen auf den Inſeln des ägäiſchen und des mittelländiſchen Meers am beſten. Dagegen kommen aber auch Inſeln vor, die, weil ſie einen ſehr unfruchtbaren Boden haben, oder unter einem zu kalten Himmelsſtriche liegen, die dürftigſte Flor darbieten. Auf Spitzbergen hat man mit allen Flechten nur ſechs und dreißig; auf der Beeringsinſel, öſtlich von Kamtſchatka, gar nur zwölf, auf Kerguelens Land einige funfzig, auf der Aſcenſionsinſel überall nur vier Pflanzen gefunden. Die Aſcenſionsinſel iſt freilich nur ein nackter Felſen, aber mehrere Pflanzen hat ſie gewiß, wenn man Mooſe und Flechten mitrechnet.

Je entfernter hingegen eine Gegend vom Ufer des Meeres ist, je weniger Flüsse sie durchkreuzen, und je weniger Gebirge sich darin erheben, desto ärmer ist sie an Pflanzen. Die eigentlichen sibirischen Steppen, die großen Karrofelder im Innern von Afrika, die öden Sierren in Spanien, die unübersehbaren Llanos in Neugranada, haben eine verhältnißmäßig dürftige Flor. Aber gerade in solchen öden Gegenden kommen die saftigsten Pflanzen, die belaubtesten Bäume vor. Unsere Aloen, Fakeldiesteln, Zaserblumen und Stapelien kommen aus den dürresten Karrofeldern, und welcher Reichthum an Säften, welcher üppige Wuchs zeichnet diese Gewächse aus, die sich bloß vom Thaue des Himmels nähren! Selbst die sibirischen Pflanzen sind zum Theil sehr fett und saftig, ob sie gleich auf den ödesten Ebenen fortkommen. In Habessinien findet man den Sekomorus, eine Feigenart, die mehrere Jahrhunderte alt wird, und fast gar keines Regens zu ihrem Fortkommen bedarf. Es scheint die Absicht der Natur gewesen zu seyn, in diesen unwirthbaren Gegenden Mittel hervorzubringen, wodurch der Durst in Ermangelung alles Trinkwassers gelöscht werden könnte. Dazu dienen wenigstens die Zaserblumen, die man im südlichen Afrika Kannasträucher nennt. Dazu dienen in Amerika die Früchte der Fakeldiesteln, die man Prickel- oder Erdbeerenbirn nennt.

Es ist bekannt, daß viele Pflanzen aus einem Lande in das andere und aus einem Welttheile in den andern versetzt, sich oft an das Klima dergestalt gewöhnen, daß sie in der Folge fast als einheimisch betrachtet werden. Der Reiß ist eigentlich in Ostindien zu Hause; zu Ende des vorigen Jahrhunderts brachte man ihn nach Italien, und man bauet ihn dort bis in Oberitalien hinein. Die Nachtkerze oder Rapontika ist in Virginien einheimisch, allein jetzt wächst sie fast durch ganz Europa ohne alle Kultur. Das kanadische Erigeron ist seit Jahrhunderten schon ein allgemeines Unkraut in Europa. Den Stechapfel sollen die Zigeuner aus dem Oriente zu uns gebracht haben, und wie gemein ist er jetzt nicht! Und unsere Kartoffel, welch eine Wohlthat von der Vorsehung, daß sie sich an unser Klima gewöhnt hat, ungeachtet sie aus Peru zu uns gebracht ist! Ganz hat sie sich freilich nicht der mildern Luft in ihrem Vaterlande entwöhnt, aber sie ist doch viel härter geworden, als ehemals.

Man macht oft mit glücklichem Erfolge mehrere Versuche, schöne und nutzbare Gewächse an unser Klima zu gewöhnen, und es gehört diese Kunst zu den nützlichsten Theilen der Gärtnerei. Die schöne Fuchsia (Fuchsia coccinea) von den Falklandsinseln, kann man sehr wohl im Freien ziehen. Der virginische Schneebaum, die südliche Cercis halten sehr gut bei uns im

Freien

Freien aus; die letztere wächst zwar im nördlichen Afrika, in der Nähe des Wendekreises, auf den höchsten Gebirgen des Atlas, aber demunerachtet gedeihet sie recht gut bei uns. Freilich aber werden diese Versuche mit tropischen Gewächsen nie gelingen. Man wird den Kaffeebaum und das Zuckerrohr zwar an die Luft in unsern Wohnzimmern gewöhnen können, aber nie an unsre freie Atmosphäre. So gelingen auch gewiß die Versuche nicht, Pflanzen aus sehr kalten Gegenden an warme Klimate zu gewöhnen. Gewiß wird man keine isländische Königia, keine lappländische Diapensia, bei uns ziehen können. Eben so wenig wird es gelingen, unsern Weinstock in Westindien oder auf den Molucken mit Erfolg zu kultiviren. Er wächst nur ausser den Wendekreisen bis zum 55ten Grade der Breite.

Viele Familien von Pflanzen scheinen ebenfalls an gewisse Länder gebunden zu seyn, oder sie scheinen wenigstens wegen klimatischer Verhältnisse gewisse Länder zu lieben. Moose und Flechten kommen weniger in warmen, als in kalten Klimaten vor. Schweden, Schottland, Helvetien und unser lieber Harz, sind bis jetzt die Schatzkammern der europäischen Moose und Flechten. So ist es auch auf der südlichen Halbkugel. In Patagonien, an der Magellanischen Meerenge und auf dem Feuerlande ist alles mit Moosen bedeckt. Ja dort nehmen, wie in Lappland und Island, wegen der Kälte des Klimas, die meisten übrigen Pflanzen ein moosartiges Ansehn an. Die Winterana ist fast der einzige eigentliche Baum, den man auf der Küste des Feuerlandes bei Kap Noir findet, alle übrige, die antarktische Birke und Buche; die Arbutusarten, die Donatia, sind durchaus zwergartig.

Moose und Flechten kommen aber doch in warmen Ländern, selbst zwischen den Wendekreisen, vor, wenn das Land sehr gebirgig ist. Auf Jamaika fand der schwedische Naturforscher **Olaus Swartz** eine reiche Ernte der schönsten Moose. Was mögen auf den Cordilleras, auf den Smaragdengebirgen in Habessinien, auf den Alpen im Königreiche Tombuktu, auf den Bergen, die die Kaffern den Weltrücken nennen, noch für Tausende von Moosen seyn, die ganz neue Gattungen und Arten darstellen! Denn daß Afrika nicht entblößt von Moosen ist, hat Desfontaines bewiesen, der vom Atlas eine beträchtliche Menge mitbrachte. Und sollten die Gaurischen Gebirge, sollten der alte Imaus und Kaukasus, sollten das gebirgigte Thibet, China und die Mongolei nicht noch unzählige neue Arten aus dieser Familie aufzuweisen haben? Auch Neu-Holland wird noch einen sehr wichtigen Beweis liefern, da Dampier schon eine beträchtliche Menge Moose von dort mitgebracht hat.

Farn

Farrenkräuter sind am häufigsten in den Ländern zwischen den Wendekreisen. Fast drei Viertheile der uns bekannten Arten dieser Familie sind in Westindien auf den Inseln der Südsee und auf den Molucken zu Hause. Deutschland besitzt von den 500 bekannten Arten dieser Familie kaum 60. Bei uns sind sie krautartige Pflanzen; in Westindien aber, besonders auf Martinique und auf einigen Molucken giebt es Farrenbäume, die bis sechszehn Schuh hoch wachsen und mit den Palmen die größte Aehnlichkeit haben. Einige Farrenkräuter finden sich überall, wie das Pillenkraut, die Marsilia und Salvinia.

Palmen gedeihen nur zwischen den Wendekreisen. Höchstens trift man im südlichen Spanien die Fächerpalme. Knabenkräuter, oder Orchiden, glauben wir auf den Bergwiesen unsers Harzes in vorzüglicher Anzahl zu finden, aber sie halten keine Vergleichung aus mit der zahllosen Menge der prächtigsten und seltensten Orchiden auf den Molucken, auf den Südseeinseln und in Südamerika. Ruiz und Pavon, beide spanische Naturforscher, die sich viele Jahre in Peru aufhielten, versichern, daß die Zahl der Orchiden in jenem Wunderlande sich bis auf tausend belaufe.

Die Gebirgsgegenden an der südlichen Küste von Afrika prangen mit mehr als hundert Arten Zaserblumen, mit eben so viel Arten Heidekraut, mit funfzig Arten Stapelien, mit sechszig Arten der köstlichen Silberfichte, die sich nirgends weiter finden.

Die jetzt immer mehr verbreitete Neigung für die Pflanzenkenntniß ist sehr gerecht, und sehr rühmlich. Wenn die Gewächse durch die Schönheit ihrer Formen, durch die Annehmlichkeit ihrer Gerüche, durch die Lieblichkeit ihrer Früchte, allen unsern Sinnen schmeicheln, so setzt das eigentliche Studium der Pflanzen, oder die Erforschung ihres Baues und die genaue Unterscheidung der Arten, alle Kräfte des Geistes in Bewegung und gewährt einen so leichten Ueberblick des Spiels unserer Thätigkeit, daß dadurch das lebhafteste und reinste Vergnügen entsteht.

Dieses Vergnügen kann der Botaniker und Pflanzenliebhaber in jeder Jahrszeit genießen. Wenn die Natur im Herbst uns den Anblick ihrer lieblichsten Geschöpfe auf Fluren, in Wäldern, auf Wiesen und Gebirgen entzieht, dann fangen ihre zartesten Kinder an, die Geheimnisse ihres Baues zu enthüllen; dann nimmt das geübte und bewaffnete Auge des Beobachters die verborgene Pracht der Moose wahr. Die höchst angenehme Beschäftigung, die diese Untersuchung gewährt, wird nur durch den heftigen Frost und durch die Schneehülle unterbrochen, womit sich die Erde bedeckt, um die zarten Keime und Wurzeln vor dem Untergange zu schützen. Aber selbst alsdann, wenn weder Garten noch Fluren dem Auge des Beobachters

tets einen Gegenstand der Beschäftigung anbieten, wird ihm seine Sammlung getrockneter Pflanzen aufs angenehmste und lehrreichste unterhalten. Dies ist die Zeit des Briefwechsels und der gegenseitigen Mittheiluug der im Sommer gesammelten Schätze. Ein rühmlicher Wetteifer beseelt alle Botaniker, sich durch Austausch ihrer getrockneten Vorräthe zu bereichern, und dadurch ihre Kenntnisse zu vermehren. Mit welchem freudigen Herzklopfen wird jedes Päckchen geoffnet, das uns der entfernte Freund als Beitrag zu unserer Sammlung mittheilt! Wie gern sendet man dagegen, was man entbehren kann, und denkt sich schon im voraus die Freude, die auch unser Freund bei Erblickung der ihm neuen Pflanzen empfinden wird! Und kommt nun der Frühling mit seiner milden Himmelsluft, mit seinen schwellenden Knospen, mit allen seinen Blumen und Blüthen, wer empfindet da, wie der Botaniker, die frohe Auferstehung der Natur! Wer ahnt da, wie er, die Unsterblichkeit, zu der wir berufen sind.

Die Vortheile, die der gebildete Mensch aus der Kenntniß der Pflanzen für die Bedürfnisse seines Körpers, seines Geistes und Herzens zieht, sind so beträchtlich, daß sie kaum leise angedeutet werden dürfen. Ehemals nahm man zu einseitig bloß auf die Vortheile Rücksicht, die die Pflanzen als Nahrungs- und Arzneimittel gewähren; indem man die Botanik bloß dem Arzt überließ, schränkte man sie auf die Kenntniß weniger in die Küche und Apotheke gebräuchlicher Gewächse ein, und vernachlässigte darüber die vielseitige Erforschung der Natur im ganzen Umfange des Pflanzenreichs. So nützlich und unentbehrlich auch der Hauswirthin, dem Oekonomen, dem Apotheker und Arzte die Kenntniß der nutzbaren, heilsamen und schädlichen oder giftigen Gewächse ist, so zeigt es doch wahre Eingeschränktheit der Begriffe, wenn man bei jeder Pflanze die Frage aufwirft: Wozu nützt sie? Weiß der Pflanzenkenner diese Frage nicht gleich zu beantworten, so wirft man wohl gar einen verächtlichen Seitenblick auf diese dem Anschein nach unnütze Beschäftigung. Daran thut man sehr Unrecht. In dem unendlichen Reiche der Natur ist nichts umsonst, nichts ohne Nutzen da. Alles greift in einander; jedes ist um des andern willen da; in der großen Kette der Wesen die nur der Ewige übersieht, ist jedes Glied mit dem andern unauflöslich verbunden. Wenige Glieder dieser unendlichen Kette kennt das spähende Auge des Naturforschers, und sein Geschäft, sein Beruf ist es, aus dem Bau der Geschöpfe ihre Verhältnisse zu einander zu errathen, ohne daß er alles auf die körperlichen Bedürfnisse des Menschen und der Hausthiere zu beziehen braucht.

(Der Schluß folgt.)

Hannöverisches Magazin.

99tes Stück.

Freitag, den 13ten December 1805.

Etwas über den klimatischen Unterschied der Gewächse.

Nutzen des botanischen Studiums für Geist und Herz, besonders des weiblichen Geschlechts.

(Schluß.)

Dies lebhafte Grün der Wiesen und Wälder, dies bunte und ergötzende Farbenspiel auf Fluren und Gebirgen ist nicht bloß da, um unser Auge zu erquicken und den Kummer des traurenden Gemüths zu verscheuchen. Diese liebliche Schattirungen erkennt der Naturforscher als Folgen einer Anstalt, wodurch die dem Menschen und den vollkommneren Thieren unentbehrliche Lebensluft bereitet, und das Verhältniß der Bestandtheile des Luftkreises erhalten und wieder hergestellt wird. Jener rauhe Teppich von Moosen, der die kahlen Wände der Felsen überzieht, ernährt sich vom Thau des Himmels, der an der Nordseite der Gebirge und Felsen niedergeschlagen wird; er giebt wieder den Quellen der Gebirge ihren Ursprung. Ohne diesen dichten Moosteppich würden die kristallenen Bäche nicht von unsern Bergen und Felsen unaufhörlich herabrieseln; ohne ihn würden die Gebirgsthäler nicht so fruchtbar seyn. Und jenes wunderliche Kleid von vielfarbigen Flechten, womit sich die nacktesten Felswände zieren, es ist der erste Anflug der Vegetation, der, ohne fruchtbare Dammerde zu bedürfen, bloß von der Luftfeuchtigkeit lebt, aber durch sein Verwittern jene schwarze fette Erde erzeugt, die wir, als das Produkt von Jahrhunderten auf der Oberfläche der meisten Urgebirge bemerken.

In der großen Haushaltung der Natur sind also die Gewächse unentbehrlich. Ausser ihrem angegebenen Nutzen dienen sie zur Erhaltung des

Thierreichs. Die unansehnliche Flechte, die die dürren Haiden bei uns in zahlloser Menge überzieht, die wir täglich bei unsern Spaziergängen mit Füßen treten; sie ist in Lappland die Lieblingsnahrung der Rennthiere, die dem armen Lappländer einen so vielfachen Nutzen gewähren. Ganze Kolonien der mannigfaltigsten Insekten finden ihren Aufenthalt und ihre Nahrung in dem Ueberzuge von Flechten und Moosen, der uns beim ersten Anblick als unnütz erscheint. Mit mütterlicher Sorgfalt spendete die Natur ihre Gaben aus; keines ihrer Geschöpfe ist einsam und verlassen; jedes ist Mittel und Zweck zugleich; der Tod des einen gebiert das Leben des andern; so rauscht der ewige unendliche Strom fort, indeß sich von seinen Millionen Wellen immer eine in die andere verliert.

Wenn solche Beobachtungen nicht wohlthätig auf Geist und Herz wirken, so weiß ich nicht, wodurch die geistige und moralische Bildung des Menschen noch stärker befördert werden kann.

Das Studium der Pflanzen übt die Sinne und das Gedächtniß. Der Scharfsinn, der Witz und der Verstand werden in Thätigkeit gesetzt, um die Merkmale gehörig unterscheiden, die Uebereinstimmungen bemerken und sich deutliche Vorstellungen von dem verborgenen Zusammenhange des Baues und der Verrichtungen der Theile machen zu können. Die Einbildungskraft geht bei diesem wohlthätigen Einfluß des Studiums der Natur auf den Geist zwar nicht leer aus, aber sie wird gemäßigter in ihren Wirkungen und lernt sich der Vernunft eher unterwerfen.

An dieser harmonischen Ausbildung muß das Gemüth allemal Theil nehmen. Je weniger die Phantasie ausschweift, desto gemäßigter werden die Leidenschaften, desto mehr wird das Gemüth zur Sanftheit gestimmt. Je mehr man die Schriftzüge in dem grossen Buche der Natur entziffern lernt, desto mehr lernt man die Mängel unserer Kenntnisse einsehen, desto mehr wird die Bescheidenheit, diese Krone aller Tugenden, ausgebildet. Gewohnt, unaufhörlich die ursachlichen Verhältnisse der Geschöpfe zu einander zu erforschen, lernt man die Absichten des Urhebers der Natur immer besser ahnen: überall sieht man Spuren seiner unendlichen Macht, Weisheit und Güte: alles zeugt von seiner allwaltenden Vorsehung: alles nöthigt uns zur Verehrung und Anbetung dessen, der uns diese Fähigkeiten verlieh, ihn in seiner Schöpfung zu erkennen. So entsteht wahre Religiosität, deren kein ächter Naturforscher jemals entbehrt hat. Und gewiß werden alle, die im Gewühl von Gesellschaften diese Gesinnungen verleugnen, in einsamer Betrachtung der Natur genöthigt, sich zu gestehen, daß es der Thorheiten größte ist, den Aussprüchen der Vernunft und des Herzens sich zu widersetzen, und sich seiner edelsten Gefühle zu

schä-

schämen, bloß um den elenden Spöttereien elender Witzlinge zu entgehen.

Und diese treffliche Wissenschaft sollte zur Bildung des weiblichen Geschlechts nicht nützlich, nicht nothwendig seyn? Sie sollte überflüssige Kenntnisse mittheilen und von der wahren Bestimmung des Weibes abführen? Nein, gewiß ist jeder vom Gegentheil überzeugt. Wenn ein Mädchen aus höhern Ständen ihrer ehrwürdigen Bestimmung, Gefährtin eines gebildeten Mannes und Erzieherin ihrer Kinder zu seyn, entgegen geführt werden soll; wenn ihr Körper und ihr Geist einer festen Gesundheit genießen sollen: was für ein besseres Mittel giebt es zu diesem Zwecke, als das Studium der Natur?

Alle schöne Kunstfertigkeiten, die sich das Mädchen gerade in den kritischen Jahren ihres Lebens erwerben muß, untergraben ihre Gesundheit, schwächen ihre Augen und legen schon frühzeitig den Grund zu den ohne dies unerklärbaren Launen und zu dem Trübsinn, wodurch oft auch die besten Weiber sich und andern das Leben verbittern. Und, welchen Gewinn haben sie dafür? Allein den, daß sie den Besatz eines Kleides, ein Tuch, eine Weste zierlich sticken oder irgend eine andere Arbeit verrichten können, die sie für eine Kleinigkeit gemacht erhalten würden, ohne ihre köstliche Zeit dabei verschwenden zu dürfen. Wenn Mädchen in diesem Zeitpunkte gerade für die Natur erzogen würden, wenn sie gewöhnt würden, so oft es die Witterung erlaubt, auf Bergen und in Wäldern Gewächse zu suchen, ihren Garten selbst zu bearbeiten; so würden sie mit dem Genuß der freien Luft zugleich Gesundheit erlangen; ihre Sinne würden geübter, ihr Gedächtniß besser, ihre Einbildungskraft gemäßigter werden, und man würde nicht mehr so viele unglückliche Geschöpfe sehen, die durch das Lesen geschmackloser Bücher eine romantische Verzerrung ihres ganzen Wesens erlitten haben. Das Studium der Natur führt zur Einfachheit des Charakters; aus dem Reiche der Träume kehrt man leichter wieder ins Gebiet der Wirklichkeit zurück. Nur im Schoße der Natur heilen die Wunden, die durch Verirrungen der Vernunft und des Herzens entstanden sind.

Endlich ist auch der Unterricht in Naturkenntnissen bei der Bildung des zartesten kindlichen Verstandes äusserst nothwendig, und auch angenehm. Nur allein die Mutter hat die Pflicht auf sich, dem Kinde die ersten Begriffe beizubringen. Wie könnte also eine künftige Mutter gleichgültig gegen Naturkenntnisse seyn, wenn sie nicht ganz ihre Bestimmung verkennen will!

Alle diese Gründe sind wichtig genug, um Beherzigung zu verdienen, sie überzeugen von der Nothwendigkeit, dem weiblichen Geschlechte Kenntnisse mitzutheilen, die gemeinnütziger und we-

weniger Mißbräuchen unterworfen sind, als so viele andere gepriesene Wissenschaften und Sprachen, womit die Weiber nur zu glänzen suchen, ohne sich nur einen Schritt ihrer wahren Bestimmung zu nähern.

Einige Bemerkungen

über den im 90ten Stück des Hannoverschen Magazins v. d. J. befindlichen Aufsatz:

Etwas über die Berechnung des Gehalts grösserer Fruchtvorräthe durch Längenmaaß.

Der Herr Verfasser nimmt zu Bestimmung des cubischen Inhalts des Kornbottes unmittelbar die Peripherien der Grundflächen zu Hülfe; jene können ohne Ende wachsen, wenn diese (an Flächeninhalt) ungeändert bleiben (Kästner's Mathes. I. Theil erste Abth., Geom. 44 Satz 9 Zus. 2 Anm.); dies weiß nicht allein der Mathematiker, sondern die Erfahrung lehrt jeden, der mit Flächen-Einschließungen zu thun hat, daß er nicht immer einerlei Flächeninhalt bekomme, wenn er mit ein und demselben Umfange verschiedene Figuren macht; namentlich ist dem Schäfer nicht unbekannt, daß er in den nemlichen Hürden mehr Schafe placiren kann, wenn er mit ihnen (den Hürden) ein Quadrat, als wenn er ein Rechteck damit macht; daß aber der körperliche Inhalt einer abgekürzten Pyramide unmöglich ungeändert bleiben könne, wenn, bei gleicher Höhe, der Quadrat-Inhalt der Grundflächen sich ändert, ist in die Augen fallend, und da der Quadrat-Inhalt der Grundflächen sich, ohne Veränderung der Größe der Peripherien, ändern kann; so sind die Peripherien der Grundflächen, um unmittelbar aus ihnen — wenn auch mit Zuziehung anderer Dinge, als: Quadrat der innern Figur, (nach des Herrn Verfassers Bestimmung dieser Worte) Höhe und dergl. — den körperlichen Inhalt zu bestimmen, unbrauchbar, sobald man vorher sagt:

„Die Oberfläche des Kornbettes
„sey eine Ebene von beliebiger
„Figur."

Daß es ganz anders in Rücksicht der Brauchbarkeit der Peripherien, zu dem in Frage seyenden Behuf, aussehen würde, wenn von einem abgekürzten Kegel allein die Rede wäre, bedarf keiner Erwähnung, da der Flächen-Inhalt des Kreises durch die angegebene Peripherie bestimmt ist.

Das

Das vom Herrn Verfasser aufgestellte Exempel enthält zwar nicht die Bedingungen, welche er selbst für den zu berechnenden Kornhaufen verlangt; indem die obere Fläche der ihr parallelen unteren nicht ähnlich ist, wenn nicht beide Kreise sind — indeß wäre das Nebensache, wenn nur die aufgestellte Formel mathematisch richtig wäre.

Ueberhaupt möchte die Natur der Sache wohl immer mehr Gewißheit durch Messung mit dem Hohlmaaße, als durch Berechnung erlauben — die Rechnung fordert z. B. das Parallele der obern Fläche mit der untern, welches, wenn es auch so weit zu Stande gebracht werden könnte, daß das durch Rechnung erfolgende Resultat der Wahrheit ziemlich nahe käme, doch immer mit Schwierigkeiten verbunden ist, die sehr wohl verdienen, in Erwägung gezogen zu werden; das Werfen der Dielen, oder das Uneben überhaupt, worauf die Frucht liegt, nicht gerechnet — wenn man aber in Geschwindigkeit ungefähr wissen will, wie stark der Fruchtvorrath sey, so kann man sich ja der mathematischen — in jedem Handbuche der Mathematik befindlichen Formeln zu Berechnung abgekürzter Pyramiden und Kegel bedienen, wovon ich eine, nach Anleitung Kästners Mathesis I. Th. 1te Abtheilung, hersetzen will.

Ich nehme eine abgekürzte Pyramide an.

Man berechne den Quadrat-Inhalt der untern Grundfläche, und multiplicire solchen mit dem dritten Theile der Höhe (versteht sich die senkrechte Entfernung der obern Grundfläche von der untern); hierauf nehme man den Quotienten, den man erhält, wenn man die Länge einer Linie der obern Grundfläche durch die der gleichnamigen Linie der untern Grundfläche dividirt; zu diesen Quotienten addire man sein Quadrat, und zu dieser Summe noch 1; die Summe dieser drei Theile multiplicire man sodann mit dem vorhin gefundenen Produkte des dritten Theils der Höhe in dem Flächeninhalt der untern Grundfläche; das so entstehende Produkt ist der körperliche Inhalt der abgekürzten Pyramide in Einheiten, deren Cubicwurzel der zur Längenmessung gebrauchten Einheit gleich ist; so erhält man den Inhalt in Cubicfüße, wenn man die Längen in Füssen, in Cubiczollen, wenn man die Längen mit Zollen gemessen hat. Die mathematische Formel zu der eben gegebenen Vorschrift sieht so aus:

ich nenne die Höhe = y;

den Quadrat-Inhalt der untern Grundfläche = B.;

eine Linie in der obern Grundfläche = e;

die ihr gleichnamige in der untern Grundfläche = a;

so ist

$$\frac{1}{3}\, y\, B. \left(1 + \frac{e}{a} + \frac{e^2}{a^2}\right)$$

= dem Cubic-Inhalte des Pyramidenstücks.

Um

Um nach dieser Vorschrift den Inhalt zu berechnen, habe ich nur zu wissen nöthig:

den Flächeninhalt der untern Grundfläche,

die Höhe des Pyramidenstücks,

die Länge einer Linie der untern Grundfläche, und

die der ihr gleichnamigen der obern Grundfläche,

darf also so viel nicht messen, als der Herr Verfasser verlangt — wenn seine Formel auch brauchbar wäre — und was ich messe, ist weniger schwierig zu messen.

Die hier gegebene Formel (deren Beweis man in Kästners Mathes. I. Th. 1te Abth. Geom. 62. Satz 4 Zus., so wie mehreres über dergleichen in Kästners geometr. Abhandl. 2te Samml. 9te Abth. finden kann) ist, wenn der vorgegebene Kornhaufen Rechtecke zu Grundflächen hat, sehr leicht anwendbar; etwas schwieriger aber, wenn solche Rauten oder andere Figuren bilden.

Es sind übrigens im vorstehenden nicht alle Fehler angeführt, die sich in der in Rede seyenden Vorschrift befinden; auch werden Exempel überflüssig seyn, um zu zeigen, wie sehr der Irrthum ins Große gehen könne.

Kästn. Mathes. I. Th. 1te Abth. Geom. 62. S. 5 Zus. II.

Vorstehendes wurde mir von einem Mathematiker mitgetheilt, den ich aufgefordert hatte, mir sein Gutachten über den mehrerwähnten Aufsatz im 90sten Stück dieses Magazins zukommen zu lassen; der Herr Verfasser jenes Aufsatzes wird diese öffentliche Berichtigung um so weniger übel nehmen, je nachtheiliger die Folgen für irgend jemand hätten werden können, der nach seinen vorgetragenen Grundsätzen verfahren hätte.

Bursfelde. O. F. v. Voigt.

Erscheinungen im Pflanzenreiche, welche Analogie mit thierischen Handlungen zu haben scheinen.

Sey es Absicht oder Instinkt; die Analogie mit thierischen Handlungen ist nicht zu läugnen. Entenküchlein, die von einer Henne ausgebrütet werden, äußern, fern vom Wasser, eine fortdaurende Unruhe und Ungeduld. Man sieht sie alle Bewegungen des Schwimmens üben,

wiewohl sie weder mit ihrer künftigen Bestimmung bekannt sind, noch mit dem Element, wofür ihre geölten Federn und häutigen Füße bestimmt werden. Daß ein ähnlicher dunkler Drang auch die Pflanzen zu Verrichtungen antreibe, die zu ihrem Gedeihen und selbst zu ihrem Daseyn unentbehrlich sind, scheint aus einer Menge Thatsachen zu erhellen. *) Garnett sah in Schottland eine große Linde, die aus zwei Hauptästen bestand, welche nur wenig Fuß über dem Boden sich getrennt haben. Beide Aeste, oder vielmehr Stämme, sind zu einer solchen Dicke und Höhe ausgewachsen, daß ihr Gewicht sie längst gänzlich auseinander würde gerissen haben, wenn nicht sonderbarer Weise in einer Höhe von ungefähr zwanzig Fuß ein starker Zweig aus einem der beiden Hauptäste hervorgetrieben, und dermaßen fest in den andern hineingewachsen wäre, daß sich jetzt unmöglich mehr entscheiden läßt, aus welchem der beiden Stämme der verbindende Stamm eigentlich ausgegangen sey. Durch dieses starke Band werden nun die beiden Stämme für immer zusammengehalten. Man nennt ihn den Heirathsbaum.

In den Ruinen einer Abtei wächst auf der Spitze der Mauer ein ungefähr 20 Fuß hoher Wachholderbaum. Da es ihm auf der Mauer an Nahrung fehlt, so hat er seit mehrern Jahren die Wurzeln längst der Mauer zehn Fuß tief hinunter gesenkt, wo sie die Erde erreichen, und aus dieser einen solchen Ueberfluß an Nahrung saugen, daß der Baum seitdem alljährlich unnöthige Schüsse treibt. Von der Spitze der Mauer bis zur Oberfläche der Erde haben die Wurzeln keine einzige Fiber geschossen, sondern sich zu einer einzigen ziemlich dicken Wurzel vereinigt. Auf einer andern hohen Mauer steht eine Menge Epheu, welcher ebenfalls aus Bedürfniß mehrerer Nahrung seine Wurzeln in gradlienigter Richtung in die Erde gesenkt hat, und dadurch so viele Nahrung erhält, daß er weit üppiger wächst, als auf andern Stellen.

Dr. Percival sagt, daß während seiner Versuche die Wirkungen der fixen Luft auf die Pflanzen zu vergewissern, ihm folgende Thatsache vorgekommen sey. Ein Krausemünzenstengel, der von ihm bei der Wurzel, die Spitze unten, in dem mittlern Glase der Noothischen Maschine aufgehängt wurde, fuhr fort, ohne einige andere Nahrung, als die ihm durch das zuströmende Gas zugeführt wurde, auf das fröhlichste zu treiben. Nach 24 Stunden krümmte sich der Stamm, die Spitze richtete sich in die Höhe, und stieg allmählig der Mündung des Gefäßes entgegen, was denn freilich nicht ohne eine ganz neue und ungewöhn-

*) Thomas Garnett Reise durch die Schottischen Hochlande, und einen Theil der Hebriden. Aus dem Englischen von Kosegarten. Lübeck 1802. Th. 1. S. 92.

wöhnliche Configuration der Theile geschehen konnte. Dies Bestreben des Stengels, seine verkehrte Lage zu berichtigen, und aus einem ihm fremden Element in sein natürliches zurückzusteigen, scheint auf ein Wollen zu deuten, die dem, was schädlich ist, ausweicht, und dem erprobten Guten zustrebt. Wenn eine Pflanze im Gartentopf in ein Gemach gebracht wird, in welches kein anderes Licht hineinfällt, als vermittelst eines kleinen in die Wand gebohrten Loches, so schießt sie dem Loche entgegen, dringt durch dasselbe in die offene Luft, und wächst dann weiter in ihrer natürlichen Richtung.

Die Dionaea muscipula ist in Nordcarolina einheimisch. Ihre Blätter sind zahlreich, beugen sich nach unten, und zwar in einer zirkelförmigen Ordnung; sie sind gegliedert und saftig; das obere Gelenk besteht aus zwei Lappen von halbeirunder Form, deren Ränder mit steifen Haaren versehen sind; die Lappen umfassen einander, wenn irgend ein Reiz sie nöthigt, sich zusammenzuschließen. Die Oberfläche der Lappen ist nemlich mit kleinen rothen Kügelchen übersäet, welche vermuthlich einen süßen Saft absondern, der die Insekten zu ihrem Verderben anlockt. In dem Augenblick nemlich, wo eine Fliege sich auf diese Theile setzt, richten die beiden Lappen sich auf, umfassen sie mit Gewalt, schliessen die Dornenreisen in einander, und quetschen sie zu Tode. Damit das sträubende Insekt sich auf keine Weise loswickeln möge, stehen drei kleine Stacheln zwischen den Kügelchen, um die Mitte jedes Läppchens, welche alle seine Anstrengung vereiteln; auch öffnen die Lappen sich nicht wieder, so lange das todte Thier sich noch dazwischen befindet. Die Naturkundiger glauben, daß die aufgelöseste Substanz des Insekts die Pflanze nähren helfe; daß also wenigstens in diesem einem Fall dem Thierreich, was sich großentheils vom Pflanzenzeiche nährt, von Letzterm ein Gleiches vergolten werde.

So scheint das Lebensprinzip überall ausgegossen zu seyn, und wurde es verschiednen Wesen in verschiednen Graden mitgetheilt. Den Thieren ward der größte Antheil zugemessen; allein auch durch das ganze Thierreich steht jegliche Gattung zwischen einer höhern und niedern, in Absicht der seelischen Kräfte sowohl, als auf die organischen Empfindnisse. Dies Fortschreiten ist dermaßen abgestuft, daß die vollkommenste Art einer niedern Gattung mit der unvollkommensten einer höhern beinahe zusammenfließt. So läuft die Kette mittelst unzähliger, kaum unterscheidbarer Glieder durch das Thier- und Pflanzenreich bis herunter in das Reich der Mineralien.

Hannöverisches Magazin.

100tes Stück.

Montag, den 16ten December 1805.

Welches Princip verdient vorzüglich beim Unterricht in der Sittenlehre fürs Volk zum Grunde gelegt zu werden?

Von Daniel Alexander Eichhorn.

Diese Frage mag vielleicht vielen sehr unwichtig zu seyn scheinen. Indessen zweifle ich doch nicht, daß sie allen denen wichtig seyn werde, welche eines Theils die verschiedenen bisher aufgestellten Moralprincipe, und andern Theils die Bedürfnisse des Volks gehörig in Erwägung gezogen haben. Diese werden es einsehen, daß ausnehmend viel darauf beruhe, ein solches Princip zum Grunde zu legen, welches den gemeinen Verstandesfähigkeiten und Herzensgefühlen angemessen ist. Denn wie sollten sie nicht befürchten müssen, daß, wenn ein anderes Princip zum Grunde gelegt wird, der so große Nutzen, der sich vom Unterrichte in der Sittenlehre erwarten läßt, wo nicht gänzlich vernichtet, doch verringert, und wenigstens sehr ungewiß gemacht werde? Für diejenigen nun, welche es nicht für einerlei halten, ob das eine oder andere Moralprincip beim Volksunterricht zum Grunde gelegt werde, will ich jetzt meine Gedanken mit aller der Unpartheilichkeit, die besonders bei der Beurtheilung eines solchen Gegenstandes Statt finden muß, eröffnen; und es ihnen nach genauer Prüfung überlassen, ob und in wie fern dieselben gebilligt oder getadelt, angenommen oder verworfen werden müssen.

Das Moralprincip, welches beim Volksunterricht zum Grunde gelegt werden soll, muß, glaube ich, folgende Eigenschaften an sich haben. Es muß 1) faßlich, 2) bestimmt, 3) anwendbar und 4) eindringlich seyn. Fehlt es ihm an einer dieser Eigenschaften, so muß man besorgen, daß die Bildung des Volks zu einer moralisch guten Denk- und Handlungs-

art werde verfehlt werden, wenn anders die Bildung desselben nicht bloß durch Uebung und Gewohnheit bewirkt werden soll. Daß sich nun aber jene Eigenschaften bei einem Moralprincip, welches beim Volksunterricht zum Grunde gelegt werden soll, finden müssen, läßt sich ohne Schwierigkeit beweisen.

Gelehrte Kenntnisse und ein im Nachdenken geübter Scharfsinn lassen sich bei dem großen Haufen nicht erwarten. Jene hat er sich nicht erworben und nicht erwerben können; diesen besitzt er nicht; weil es ihm an Anweisung und Uebung gefehlt hat, gesetzt auch, daß die Natur, welches doch keinesweges der Fall ist, allen die Anlage dazu gegeben hätte. Wenn es sich nun aber wirklich so verhält, wie nöthig ist es dann nicht, daß beim Volksunterricht in der Moral kein anderes, als ein faßlich-s Princip zum Grunde gelegt werde? So müssen denn alle diejenigen verworfen werden, welche, so gut sie auch übrigens seyn mögen, nur allein von denen gehörig verstanden werden, welchen es weder an gelehrten Kenntnissen, noch an einem im Nachdenken geübten Scharfsinne mangelt.

So wenig es nun dem Princip an Faßlichkeit fehlen darf, eben so wenig darf es ihm auch an Bestimmtheit fehlen. Wahrlich ein höchstwichtiger Punkt! In der philosophischen Sprache haben die Worte und Redensarten, deren man sich zur Bezeichnung moralischer Ideen bedient, bei weitem noch nicht die Bestimmtheit, die ihnen zu wünschen wäre; die eine Schule nimmt sie in diesem, die andere in jenem Sinn; ja selbst sogar die Anhänger des nemlichen philosophischen Systems harmoniren nicht im Gebrauch der Wörter und Redensarten, sondern weichen öfters höchst auffallend von einander ab. Doch gesetzt, in der philosophischen Sprache gebe es kein Wort, keine Redensart ohne einen festbestimmten Sinn, würde man wohl in dieser Sprache zum Volke reden können? Sicherlich nicht, weil es von jeher an eine andre Sprache gewöhnt ist, und auch nie aufhören wird, von einem jeden, der es belehren will, zu verlangen, daß er sich nach der Volkssprache bequeme. Wer kennt nun aber die Volkssprache, und weiß nicht, wie so manches Wort, so manche Redensart eine unbestimmte und schwankende Bedeutung hat, wie oft ihnen bald dieser bald jener Sinn untergelegt wird? Muß man nicht daher in Betreff eines Moralprincips beim Volksunterricht vor allen Dingen dahin sehen, daß es recht bestimmt ausgedrückt sey, und nur einen einzigen leicht in die Augen fallenden Sinn habe? Ist es anders beschaffen, so wird sich mancher nur gar zu bereitwillig finden, demselben durch die künstlichsten Verdrehungen einen Sinn beizulegen, der dem eigensüchtigen Herzen wenig Zwang auflegt. Dann würde aber gerade der Zweck, die

Be-

Beförderung einer edeln Denk- und Handlungsart vereitelt werden.

Das 3te Erforderniß, daß das Moralprincip, welches beim Volksunterricht zum Grunde gelegt werden soll, anwendbar seyn müsse, ist eben so unentbehrlich und einleuchtend nothwendig. Wenn ich diese Eigenschaft fordere, so will ich damit sagen, ein jeder, der den Sinn des Princips gefaßt habe, müsse auch dadurch eine Anleitung erhalten, sich in allen Lagen des Lebens, wo es auf Sittlichkeit ankomme, sowohl in Rücksicht der Gesinnungen als Handlungen, pflichtmäßig zu betragen. Findet sich in dem Princip eine solche Anleitung nicht, so ist es offenbar unzweckmäßig, da es ja gerade in der Absicht aufgestellt wird, damit die Menschen über die Sittlichkeit ihres Verhaltens nicht ungewiß bleiben sollen. Giebt uns aber das Princip eine solche Anleitung, so kann dadurch dem wichtigen Bedürfniß der Selbstveredlung zwar nicht ganz abgeholfen, aber doch viel zur Abhelfung dieses Bedürfnisses beigetragen werden. Freilich bleibt es einem jeden selbst überlassen, ob er davon eine Anwendung auf sich machen will oder nicht. Allein niemand kann doch, wenn ihm anders vermittelst jenes Princips eine solche Anleitung gegeben ist, seine Vergehungen mit der Ausflucht entschuldigen, er habe keine Richtschnur gehabt, nach welcher er sein Betragen in diesem und jenem Falle habe einrichten sollen.

Was endlich das 4te Erforderniß eines Moralprincips, das beim Volksunterricht zum Grunde gelegt werden soll, nemlich die Eindringlichkeit anlangt, so wird auch jedermann die Unentbehrlichkeit desselben zugestehen müssen, sobald ich mich nur über diesen Ausdruck erkläre. Wenn ich Eindringlichkeit fordere, so will ich damit sagen, das Princip müsse, sobald der Verstand die Wahrheit desselben erkennet, einen tiefen Eindruck aufs Herz machen; es müsse ein lebhaftes Interesse erregen, und zur Bereitwilligkeit dem Princip Folge zu leisten, erwecken. Wie dürfte es nun wohl einem Moralprincip, das beim Volksunterricht gebraucht werden soll, an dieser Eigenschaft fehlen? Sicherlich, es darf keinem einzigen fehlen, wäre es auch blos für Philosophen aufgestellt. Wie viel weniger demjenigen, welches für den großen Haufen dienen soll, der, wie man weiß, nicht gewohnt ist, erst mit vieler Mühe das Interessante einer Wahrheit aufzusuchen?

Bei welchem Moralprincip finden sich nun die erwähnten 4 Erfordernisse? Trifft man sie sämmtlich bei einem jeden an? Oder fehlt es einem jeden bald an dem einen, bald an dem andern. Gesetzt man träfe sie sämmtlich bei einem jeden an, so würde doch nur das beim moralischen Volksunterrichte zum Grunde gelegt werden müssen, welches sie im vorzüglichsten Grade besitzt. Indessen darf man keineswegs glauben, daß man sie

sämmtlich bei einem jeden antreffen werde. Dies durch eine ausführliche Untersuchung zu zeigen, ist zwar meine Absicht nicht. Indessen ist es doch der Mühe werth, auf einige der vornehmsten neueren Moralprincipe in dieser Hinsicht einen Blick zu werfen.

Das Princip: **Mache dich glückselig**, hat zwar allerdings für jedes vernünftige und empfindende Wesen viel Interesse. Aber sollte es wohl im moralischen Volksunterrichte gebraucht werden können? Muß man dieses nicht bezweifeln; oder vielmehr gradezu leugnen, wenn man bedenkt, wie wenig die Ausdrücke glücklich und glückselig im gemeinen Leben unterschieden werden? Denn wenn diese beiden Ausdrücke, die doch in der Sprache der Philosophie ganz verschiedene Begriffe anzeigen sollen, mit einander so verwechselt werden, als ob sie gleichbedeutend wären, wie kann man wohl sagen, daß das Princip: Mache dich glückselig, einen bestimmten Sinn hätte? Gesetzt indessen, die Ausdrücke glücklich und glückselig hätten in der Sprache des gemeinen Lebens einerlei und eine fest bestimmte Bedeutung, so würde jenes Princip doch im moralischen Volksunterrichte nicht brauchbar seyn. Wie sollten nemlich alle die Pflichten, die ohne Entsagung und Entbehrung nicht ausgeübt werden können, wie sollten sie sich fürs Volk aus demselben herleiten lassen, da sich das Volk nie sonderlich geneigt gefunden hat, Glückseligkeit mit Entsagung und Entbehrung in Verbindung zu setzen, indem es sich gegentheils daran gewöhnt hat, nur im Genuß Glückseligkeit zu suchen? Mag dann auch gleich der Philosoph, der das Wort Glückseligkeit in einem erhabenem Sinne nimmt, all menschliche Pflichten aus jenem Princip herzuleiten im Stande seyn, so kann dasselbe doch beim moralischen Volksunterrichte nicht gebraucht werden.

Eben dies gilt nun nicht weniger von dem Princip: **Suche dich zu vervollkommnen.** Zwar ist dies wohl keiner so groben Mißdeutung unterworfen, als das vorhergehende. Aber schwerlich wird es dem großen Haufen faßlich gemacht werden können. Das Ideal eines vollkommenen Menschen kann nur von denjenigen recht gefaßt und angeschaut werden, welche selbst schon einen nicht gemeinen Grad der Cultur erreicht haben, und deren Erkenntniß-Gefühls- und Begehrungs-Vermögen theils durch erhaltenen Unterricht, theils durch eigene Uebung cultivirt worden ist. Zwar mag es wohl nicht viel Mühe kosten, diese und jene Eigenschaft, Fertigkeit und Geschicklichkeit auch Leuten von den gemeinsten Fähigkeiten und einem sehr geringen Grade der Cultur als Theile der menschlichen Vollkommenheit darzustellen; allein darf man hoffen, daß diese Leute, falls man ihnen auch gleichsam jede Vollkommenheit einzeln vor Augen legte, sich daraus ein vollständiges Bild zu entwerfen

im

im Stande seyn werden? Das Ideal eines vollkommenen Menschen wird also nie ihren Augen klar und deutlich dargestellt werden. Wie sollte denn in ihnen der Eifer rege werden können, es in sich selbst zu realisiren, wüßten sie auch nichts von den Schwierigkeiten, die besiegt, und von den Hindernissen, die aus dem Wege geräumt werden müssen, um dies thun zu können?

Das Princip: **Handle gemeinnützig**, ist zwar faßlich und bestimmt genug, und außerdem ist es so beschaffen, daß sich die meisten Pflichten leicht daraus herleiten lassen. Indessen kann ich es doch nicht für brauchbar halten, sobald es beim Volksunterricht in der Moral zum Grunde gelegt werden soll. Denn, wenn ich auch nicht darauf sehen will, daß hierin eigentlich nur von Handlungen, und nicht von Gesinnungen, die doch keinesweges aus der Acht gelassen werden dürfen, die Rede ist, so muß ich doch bemerken, daß es für den großen Haufen nicht anwendbar genug zu seyn scheint. Soll man nemlich die Güte und Verwerflichkeit der Handlungen nach ihrer Gemeinnützigkeit und deren Gegentheil beurtheilen so muß man nothwendig auf die Beschaffenheit, Menge und Größe der Folgen, die daraus herfließen, Rücksicht nehmen. Und sollte dies wohl ein Geschäft seyn, dem sich die meisten Menschen zu unterziehen im Stande wären? Wer wird dies nicht bezweifeln, oder vielmehr leugnen müssen? Freilich hat die Erfahrung, überhaupt genommen, schon vieles gelehrt, was zur Beurtheilung dienen kann, ob eine Handlung gemeinnützig sey oder nicht. Allein haben nicht die meisten nur einen sehr kleinen Theil dieser Erfahrungen eingesammlet? Und fehlt es nicht den meisten sowohl an Fähigkeit als Gelegenheit, einen großen Vorrath einzusammlen? Es ist ja nicht genug, daß man vielerlei erlebt, sondern man muß auch einen zur Aufmerksamkeit geneigten und gewöhnten Kopf besitzen, und sich in solchen Umständen befinden, daß man die Folgen, welche aus den Handlungen anderer entstehen, nach ihrer wahren Beschaffenheit und Verbindung beurtheilen kann. Da es nun hieran den meisten fehlt, so darf man auch wohl nicht von ihnen verlangen, daß sie die Gemeinnützigkeit zum Princip ihrer Handlungen machen sollen.

Das Clarkesche Princip: **Behandle jedes Ding nach seiner Natur**, ist ohne Zweifel ein vortreffliches, und in Verbindung mit dem Stoischen, meines Bedünkens, das beste, das sich auffinden läßt. Indessen ist es dieses doch nur für den Philosophen, nicht für den großen Haufen. Denn welch eine Menge Kenntnisse, welcher Scharfsinn, welche Unpartheilichkeit werden nicht bei demjenigen, der es auf alle Handlungen seines Lebens anwenden soll, vorausgesetzt? Ich will damit keinesweges sagen, daß es dem großen Haufen gänzlich an Vermögen fehle, eine An-

wendung davon zu machen, und sich dadurch über die Frage, wie er in diesem und jenem Falle handeln solle, eine richtige Antwort zu geben. Nur das behaupte ich, daß er es auf alle Fälle gehörig anzuwenden unvermögend sey. Und ich besorge nicht, daß mir in Ansehung dieses Punktes ein erfahrner Menschenkenner widersprechen werde. So viel Vorzüge demnach auch das Clarkesche Princip sonst haben mag, so ist es doch, allein genommen, beim moralischen Volksunterricht nicht brauchbar.

Was das Kantische Moralprincip in seinen dreierlei Formeln betrifft, so gebe ich gern zu, daß man viele Pflichten sehr leicht und ungezwungen daraus ableiten kann, sobald man den eigentlichen Sinn dieser Formeln gefaßt hat. Aber daß sich der eigentliche Sinn dieser Formeln dem Volke klar genug darlegen lasse, und daß man ihnen fürs Volk ein hinreichendes Interesse geben könne, dies bezweifle ich deswegen, weil es zu wenig an dergleichen Abstractionen gewöhnt ist. Mancher mag sich zwar überreden, daß er dem Volke den Sinn derselben klar vor Augen gelegt, und ihnen ein hinreichendes Interesse zu geben gewußt habe; allein wird er dann auch noch in seiner Ueberzeugung beharren, wenn seine Lehrlinge befragt werden, wie sie aus einer jener Formeln die pflichtmäßige Handlung, die sie wirklich verrichtet haben, herleiten können, und dann nichts darauf zu antworten wissen? Uebrigens glaube ich, daß das Kantische Princip sehr brauchbar ist, nur nicht, um zur Grundlage eines Unterrichts in der Sittenlehre fürs Volk zu dienen.

Nach diesen kurzen Bemerkungen über einige der neuern Moralprincipe trage ich kein Bedenken, das christliche als das brauchbarste in Hinsicht auf den moralischen Volksunterricht zu empfehlen, indem ich es in dieser Formel ausdrücke: **Befolge in allen Stücken die jedem Christen gegebenen göttlichen Vorschriften.** Zwar muß ich allerdings gestehen, daß es nicht eigentlich Princip genannt werden kann. Allein dem Volke kann es eben so wohl für ein Princip gelten, als dem Philosophen der Satz: Suche dich zu vervollkommnen, da dasselbe die Autorität des höchsten Wesens gern anerkennt, und überhaupt mehr geneigt ist, sich durch Autorität als durch Speculation leiten zu lassen. Außerdem aber empfiehlt es sich dadurch, daß es die vorhin erwähnten vier Erfordernisse im vollsten Maaße besitzt. Es ist faßlich und bestimmt, anwendbar und eindringlich.

Wie könnte man leugnen, daß es faßlich sey, wenn man nicht überhaupt leugnen will, daß das Volk zur Religiosität gebildet werden könne. Und dies wird doch niemand thun wollen? Man glaubt vielmehr, daß die Bildung des Volks zur Religiosität eine höchstwichtige Angele-

gen-

genheit sey. Und jeder, der dies glaubt, muß also auch voraussetzen, daß die Begriffe von göttlichen Vorschriften, von ihrer Bekanntmachung durch die Bibel, und von der Verbindlichkeit, sie zu befolgen, allen einleuchtend gemacht werden können. Oder läßt es sich denken, daß sich eine christliche Religiosität bei irgend jemanden, dem diese Begriffe nicht einleuchtend geworden sind, hervorbringen lasse? Die Erfahrung lehrt es aber außerdem zur Gnüge, daß man jenen Satz auch Leuten von den gemeinsten Fähigkeiten hinlänglich verdeutlichen könne.

So wenig es nun dem christlichen Princip an Faßlichkeit fehlt, eben so wenig fehlt es ihm auch an **Bestimmtheit**. Wenn nach demselben verlangt wird, daß die den Christen gegebenen göttlichen Vorschriften befolgt werden sollen, so weiß jedermann, wo er diese Gesetze aufsuchen und kennen lernen soll. Wo anders nemlich, als in den heiligen Urkunden des Christenthums? Freilich wird das Volk durch die Autorität seiner Lehrer zum Glauben, daß Gottes Wille hierin offenbart sey, bewogen. Aber wer wird ihm doch auch wohl zumuthen wollen und können, daß es mit kritischem Auge so manche hieher gehörigen Gegenstände untersuchen soll, um zu einer völligen Gewißheit seines Glaubens zu gelangen: Wird nicht sein Glaube unerschütterlich fest werden, wenn es sich, je mehr es über die Vorschriften des Christenthums nachdenkt, desto mehr genöthigt sieht, ihnen eine Weisheit zuzugestehen, zu der es sich selbst nimmermehr würde haben erheben können? Und wird jemals über die Frage, ob die Vorschriften des Christenthums göttlichen Ursprungs sind, bei dem ein Zweifel entstehen können, welcher von früher Jugend an sie zu befolgen gewöhnt ist? Wird ihn nicht die Gemüthsruhe und Zufriedenheit, die er genießt, gänzlich davor bewahren, so lange man ihn nur mit einer solchen Frage verschont? So weiß denn das Volk bestimmt, welche Vorschriften es für göttliche Vorschriften zu halten hat. — Aber vielleicht weiß es nicht, wie es die allgemein gültigen von den partikulären, deren sich doch gleichfalls mehrere in den heiligen Urkunden des Christenthums finden, unterscheiden soll. Ich gebe es zu, daß es, sich selbst überlassen, hiezu nicht vermögend ist, ob ich gleich manchem aus der Volksklasse genug Beurtheilungskraft zutraue, um hierüber wenigstens zum Theil richtig zu entscheiden. Aber das Volk soll sich auch in diesem Punkte nicht selbst überlassen bleiben, sondern ist an seine Lehrer gewiesen, um von ihnen, so weit es nöthig ist, diesen Unterschied kennen zu lernen. Irren seine Lehrer, so mögen diese es verantworten; es selbst bleibt schuldlos,

los, wenn es nur diejenigen Vorschriften, die es für göttlich hält, treulich befolgt.

Ist denn aber auch das christliche Princip so beschaffen, daß das Volk eine leichte und sichere Anwendung davon machen kann? Darf man nicht daran zweifeln, daß dasselbe jederzeit auf seine gewissenhaften Fragen: Wie soll ich gesinnt seyn? Wie soll ich handeln? eine zuverlässige Antwort erhält? Allerdings; dies ist keinem Zweifel unterworfen. Zwar giebt es unzählige Vorfälle im menschlichen Leben, in denen nur der kluge, erfahrne und scharfsinnige Kopf richtig beurtheilen kann, was er zu thun und zu lassen habe; allein, wenn gleich dieses wahr ist, und wenn man gleich zugestehen muß, daß es unter dem Volke nicht viele solche Köpfe giebt, so ist es doch auch nicht weniger wahr, daß jeder über sein moralisches Verhalten eine hinreichende Belehrung erhält, sobald er nur die Vorschriften des Christenthums zu Rathe zieht. Diese dringen vornemlich auf eine gewisse harmonische Gesinnungsart, und diese Gesinnungsart mache er sich nur eigen, so wird er dadurch auch in seinem äußern Verhalten sicher genug geleitet werden, um sich desselben nie schämen zu dürfen. So darf man denn auch dem christlichen Princip die Anwendbarkeit nicht absprechen.

Und eben so wenig die Eindringlichkeit. Wer nur den Sinn desselben gefaßt hat, und nicht etwa ein Atheist, oder von Grund aus verdorben ist, der kann sich der Ehrfurcht gegen dasselbe nicht erwehren. Er fühlt sich unmittelbar aufgefordert, es zur Richtschnur seines Lebens zu machen. Denn er würde ja, wenn er es nicht thäte, dem Verhältnisse, worin er mit dem höchsten Wesen steht, einem Verhältniß, welches uns das Christenthum so wichtig macht, schnurstracks entgegenhandeln. Wie könnte er dieses wagen? Nein; wer wirklich den Geist des Christenthums kennen gelernt hat, der weiß es auch, daß ohne ein sittlich gutes Betragen weder in dieser noch in jener Welt Glückseligkeit Statt finden könne.

Hannöverisches Magazin.

101tes Stück.

Freitag, den 20ten December 1805.

Ueber den ersten Anfang der Lutherischen Reformation in unserm Lande.

Wie weit wir noch von der Erfüllung des Wunsches entfernt sind, den gewiß jeder Freund des Vaterlandes und der vaterländischen Geschichte mit mir hegt, nemlich eine **vollständige Geschichte der Reformation unsers Landes** zu erhalten, kann man schon daraus sehen, daß der erste Grundstein dazu noch nicht einmal gelegt, wenigstens nicht als solcher vor aller Augen und an der rechten Stelle gelegt ist. Mit andern Worten: Der **Ort**, wo — und der **Mann**, von welchem — und das **Jahr**, in welchem zuerst in hiesigen Landen die Lehre Luthers gepredigt wurde, sind noch nicht gehörig an's Licht gezogen, und nicht allgemein genug bekannt.

Hamelmann (in seiner historia eccles. renati euangelii per Saxon. inferi. P. II. p. 796), dem die meisten andern gefolgt sind, verlegt den Anfang der Reformation nach **Einbeck** in das Jahr 1524, und nennt M. **Ernst Burmester** und D. **Gottschalk Kropp** als die ersten evangelischen Prediger daselbst. Aber dies alles mit Unrecht. **Spittler** in seiner Gesch. des Fürstenthums Hannover Th. I. S. 112 - 118, schweigt über den eigentlichen Anfangspunkt der Reformation fast gänzlich. Dagegen führt uns **L. G. Crome** (Rector in Einbeck und nachher zu Lüneburg) auf einen richtigern Weg in seiner Gelegenheitsschrift: „**Ursprung und Fortgang der Reformation in Einbeck. Aus einer handschriftlichen Nachricht.** (von einem Mag. Fathschild, Rektor in Einbeck in den Jahren 1611 bis 1618; nachher Superintendent in Burgdorf) Gött. 1783." Gleichwohl dringt auch er noch nicht ans letzte Ziel der Wahrheit, weil ihm der Führer hiezu unbekannt geblieben zu seyn scheint. Dieser ist nemlich der um die ältere Geschichte unsers Landes

so verdiente Joh. Lezner, Prediger zu Iber am Ende des 16ten Jahrhunderts, in seiner selten gewordenen Dasselschen und Eilbeckschen Chronik, Erfurt 1596, Fol. B V. Th. I. Cap. 41. Die allgemein anerkannte Glaubwürdigkeit dieses Mannes, die sich auf seinen unermüdeten Fleiß in Sammlung und treuer Benutzung alter Urkunden und Nachrichten gründet, dürfte in dem vorliegendem Punkte noch dadurch einen Zusatz erhalten, daß er an dem damaligen Prediger zu Hullersen, Bartold Reuter, einen Mann fand, der in Einbeck selbst geboren war, und dessen Jugend bis an die ersten Reformationszeiten hinanreichte. Auch konnte damals, als Lezner seine Nachrichten sammelte, noch sonst ein und anderer Ohren- und Augenzeuge in und um Einbeck am Leben seyn, und er deren Erzählungen mit einander vergleichen. Nur in einigen unbedeutenden Nebenpunkten scheint er sich zu sehr auf eine und andere mündliche Relation verlassen zu haben. Deshalb ist, um ganz sicher zu gehen, mit seiner Chronik noch eine Abhandlung zu vergleichen, welche sich findet in dem Theologischen Magazin, Gotha 1764. B. III. St. 3. und 4. S. 171 – 206, unter folgendem Titel: „Merkwürdige Reformations-Geschichte der vereinigten Gemeinen zu Hullersen und Roensen, im Fürstenthum Grubenhagen, woselbst das Lutherthum in den hannoverschen Landen, und zwar bereits im Jahre 1522, am allererſten öffentlich gepredigt worden; entworfen, von den Lezнerschen Fehlern gereinigt, und auf gegenwärtige Zeit fortgesetzt von C. V. Groscurd, Prediger daselbst."

Vergleicht man nun alle diese einzelnen Nachrichten und Bruchstücke, berichtigt und ergänzt eines durch das andere: so läßt sich mit Hülfe und vorsichtiger Anwendung historischer Combinationen und Schlüssen, die sich auf sichere Data gründen, diese ganze kleine Geschichte von einigen noch vorhandenen Widersprüchen oder Dunkelheiten meist befreien, und in recht guten Zusammenhang bringen. Da nun aber die Namen von Hullersen und dem damit kirchlich vereinigten Roensen an der Spitze der Reformationsgeschichte unsers Landes stehen, und da es ohnehin zur Erläuterung einiger folgenden Umstände dienen wird, so dürfte es wohl zweckmäßig seyn, hier die Hauptnotizen über die ältere Geschichte und politischen Verhältnisse dieser beiden Ortschaften vorauszuschicken.

Hullersen, nach Lenzner und Groscurd eigentlich Huldershausen, aber besser Huldersheim, (denn in Fathschilds lateinischem Manuscript heißt es: Huldershemia, Hukdersheim) und Roensen eigentlich Roerhausen oder Roersheim, gehörten anfangs, so wie die Stadt

Ein-

Einbeck selbst, in deren Feldmark sie liegen, zur uralten Grafschaft Dassel. Hullersen war eine bloße Bauerschaft. Bei Koensen aber hatten die Junkern von Koenstein, als Vasallen der Grafen von Dassel, ihr Bergschloß. (Schon im achten Jahrhundert wird ein Vernekind von Koenstein namhaft gemacht.) Durch ihre Bedrückungen und ihre Raublust reizten sie aber das umherwohnende Landvolk zu einem wilden Aufruhr gegen sich, worin ihr Geschlecht ausgerottet und ihre Burg zerstört wurde. (Noch jetzt, sagt Groscurd im J. 1743, sind einige Grundmauern davon auf der Anhöhe bei Koensen vorhanden, und der verödete Platz daselbst heißt: Auf der Koenschen Burg.) Ihre Güter fielen unstreitig an die Grafen von Dassel zurück; und sind vermuthlich erst von diesen dem Stift. St. Alexander in Einbeck, welches ungefähr ums Jahr 1108 gestiftet ist, geschenkt worden. Die weltliche Gerichtsbarkeit aber über die Dorfschaft, wie über Einbeck selbst, blieb bei den Grafen; bis im J. 1272 gegen den zu harten Graf Bernhard eine Revolte in Einbeck ausbrach, u. die Bürgerschaft ihren Rath zwang, die Stadt an Albrecht den Großen, Herzog zu Braunschweig, Grubenhagenschen Antheils, zu übergeben, wodurch zugleich Hullersen und Koensen, als in der Einbecker Börde belegen, Grubenhagisch wurden. Allein im Jahr 1381 wurden beide Dorfschaften, zugleich mit der Dorfschaft Vorderhausen, jetzt Vardelsen, vom damaligen Herzog zu Grubenhagen, Albrecht dem Jüngern („Albrecht Ichteswan, Hertogen Ernstes Sohn") an den Bischof von Hildesheim, Gerhard vom Berge, für 800 Rheinische Gulden wiederkäuflich verkauft. Der Wiederkauf konnte nicht geschehen. Erst in der Stiftsfehde wurden sie dem im Jahr 1521 geächteten Bischof Johann von Hildesheim durch Herzog Erich den Aeltern, göttingischen und calenbergischen Antheils, durch Gewalt der Waffen wieder mit abgenommen, zum Fürstenthum Göttingen geschlagen und dem im J. 1530 neu erbaueten Amtschlosse Erichsburg zugegeben.*) So kamen sie dann nach dem Ableben Herzogs Erich des Jüngern mit den Fürstenthümern Calenberg und Göttingen an die Wolfenbüttelsche Linie, bis sie nach Abgang dieser mit Friedrich Ulrich 1634, wieder mit dem Fürstenthum Grubenhagen vereinigt und dem Amte Rotenkirchen beigegeben sind. Auffallend ist es, daß, nach Groscurds Aussage, in den Koenschen Kirchenrechnungen schon aus dem Jahre 1635, also noch 1 Jahr vor dem Celleschen Vertrag vom 2ten Jan. 1636, Unterschriften von Grubenhagenscher Seite

*) S. Lezner und Groscurd a. a. O.

sich vorfinden. Man scheint also noch während des Erbschaftsstreits in den Jahren 1634 und 1635 hier bereits reunirt zu haben.

Noch eine vorläufige Bemerkung über die Entstehung und Verbindung der beiden Kirchen zu Hullersen und Koensen gehört hieher.*)

Die Kirche zu Hullersen (ecclesia parochialis St. Nicolai) verdankt ihre Gründung dem Stifte Korvei, welches dem gemäß auch anfangs darüber das Patronatrecht ausgeübt hat. Aber aus dem Jahre 1479 findet sich ein Abtretungsbrief, worin Korvei (unter seinem damaligen Abt Hermannus) sein Belehnungsrecht an das Stift U. L. F. in Einbeck, gegen jährliche Lieferung eines Pfundes Wachs zur Urkunde, überträgt. — Die Kirche zu Koensen ist mit einigen Gütern der abgegangenen Junkern von Koenstein dotirt, und zwar höchst wahrscheinlich vom Stifte St. Alexander in Einbeck; nachdem dieses von den Gr. zu Dassel jene Koenschen Güter zum Geschenk erhalten hatte (s. oben).

So waren beide Kirchen von zwei verschiedenen Patronen abhängig, und hatten auch wohl die meiste Zeit jede ihren besondern Prediger, einen Vicarius aus dem einen und dem andern Stifte. Erst im Jahre 1568 vereinigten sich beide Stifter, daß sie ihre Patronatkirchen zu Hullersen und Koensen künftig immer mit einem gemeinschaftlichen Prediger besetzen wollten, dessen Wahl wechselsweise von jedem Stifte geschehen sollte („welcher Vertrag auch nachmals im J. 1590 vom Königl. Consistorium in Hannover bestätigt worden ist")**). Jedoch müssen schon vor diesem förmlichen Vertrage dann und wann beide Stifter in Einem Manne übereingekommen seyn, dem sie die Seelsorge in beiden Gemeinen übertrugen. Wenigstens war dies ganz erweislich der Fall in jener ersten Reformationszeit, zu deren näherer Geschichte wir jetzt übergehen.

§. 1.

Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts war in Einbeck ausser jenen Stiftern auch ein Augustiner Mönchskloster.***) Unter den Mönchen dieses Ordens herrschte damals noch am meisten Fleiß und literarische Thätigkeit. Aus ihrer Mitte trat Luther selbst hervor. Kein Wunder

*) S. Grosceurd a. a. Orte S. 182 f.

**) Grosceurd a. a. O. S. 183.

***) Die alten Mauern und Trümmer von der Kirche dieses Klosters waren noch vor etwa 30 Jahren zu sehen; seitdem sind sie zu einem neuen guten Zwecke verwendet. Die Steine, auf denen man jetzt aus Einbeck sicherer zur Hufe hinanfährt, machten einst das Gewölbe aus, in dem die Stimme der frühesten Reformatoren unsers Landes erscholl.

der also, wenn vorzüglich Klöster und Mitglieder dieses Ordens an den Lehren, Bestrebungen und Schicksalen ihres Ordensbruders den lebhaftesten Antheil nahmen, und darüber mit einander communicirten. So fielen dann sehr bald die Funken, welche aus Luthers Geist und Schriften ausflogen, auch unter den Augustiner-Convent zu Einbeck nieder, und zündeten. Es gab hierinfalls einige bessere Köpfe mit helleren Augen, welche in dem Feuer, das von Luther ausstrahlte, keine weltverzehrende Flamme, sondern ein wohlthätig scheinendes und erwärmendes Licht für die Menschheit erblickten, zu dessen baldiger Verbreitung jeder Selbsterleuchtete das Seinige thun müsse. Es mochten etwa ein Dutzend dieser Mönche seyn, welche so dachten. Der aber, welcher unter ihnen zuerst handelte, war der Pater Hermann Ebbrecht.

§. 2.

Dieser Hermann Ebbrecht, — der erste Reformationsprediger in unsern Landen, aus Soltsedel gebürtig, ordinirter Augustinermönch in Einbeck und Vicarius beim Stifte St. Alexander daselbst war zugleich von den Stiftern St. Alex und U. L. F. als Prediger der beiden Gemeinen zu Hullersen und Koensen angestellt. Daß er ein anerkannt geschickter Mann war, kann man schon daraus schließen, daß ihm ausser seinem Kloster jenes Vicariat beigelegt war, und daß sich beide Stifter, lange vor jenem Vergleich von 1568 (s. oben), in der Wahl seiner Person zum gemeinschaftlichen Prediger bei ihren beiden Landkirchen vereinigt hatten. Er leistete aber noch bei weitem mehr, als seine Kirchenpatronen wohl von ihm erwartet hatten und wünschten.

§. 3.

Er hatte nemlich, ungeachtet er wohl sehen mußte, daß ihm dies sein Vicariat, seine Pfarrstellen und wohl noch mehr kosten würde, dennoch hohen Sinn und freien Muth genug, schon im Anfange des Jahrs 1522 die von ihm anerkannte Wahrheit des Lutherthums auch in seinen beiden Pfarrkirchen eigenmächtig und öffentlich zu verkündigen. Mit Hülfe seines Küsters, Franz Grevendeich, (der zuletzt Succentor am Alexanderstifte zu Einbeck war, und den er selbst unstreitig zuvor in die Wahrheit der Lehren Luthers eingeweiht und auf seine eigenen Unternehmungen in ihren Kirchen gehörig vorbereitet hatte,) fieng er an einem Sonntage in dem genannten Jahre zum Erstaunen seiner Gemeinen unerwartet an, statt der bisherigen lateinischen Hymnen, Luthers deutsche Psalmen vor ihren Ohren abzusingen, ihnen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu reichen, und in seiner Predigt noch manche andere Irrthümer und Mißbräuche ihres zeitherigen Glaubens und Thuns aufzudecken und ernstlichst zu rügen.

§. 4.

§. 4.

Der nächste Erfolg hievon war: Die Gemeinen sowohl von Hullersen als Koensen wurden unruhig und aufgebracht. Nur zwei, Tiele Wolf, der Müller zu Hullersen, und Hans Buckhage, waren mit ihres Pfarrers Neuerungen zufrieden. Die übrigen alle wollten Herstellung des Alten; da aber Pastor Ebbrecht unerschütterlich beim Neuen beharrte, so blieben sie ganz weg aus der Kirche. Dafür kamen aber die Einbecker an allen Sonn- und Festtagen in desto vollern Haufen in seine Kirche; anfangs aus Neugierde, sie wollten doch mit eigenen Augen sehen, wie es denn eigentlich mit den neuen Einrichtungen beim Gottesdienste, von dem man allenthalben sprechen hörte, beschaffen sey — bald aber aus wahrer Ueberzeugung, um sich an seinen Predigten zu erbauen und das Mahl des Herrn unter beiden Gestalten zu genießen.

§. 5.

Diese zwiefache ganz entgegengesetzte Wirkung jener ersten Reformationsversuche bei den Landleuten und den Stadtbewohnern war gewiß sehr natürlich und in der Ordnung. Jenen kam dies alles gar zu unerwartet. Keine Heerstraße und kein Fremder gieng durch ihre abseits gelegenen Dörfer; in ihren engen, stillen Hütten hatten sie wohl noch nichts von dem vernommen, wodurch der kühne Doctor in Wittenberg schon einen großen Theil der übrigen Welt in Bewegung gesetzt hatte. Und sein hiesiger Nacheiferer, unser Ebbrecht, hatte wohl nicht die Vorsicht gebraucht, durch vorläufige Privatunterredungen auf ihre Ueberzeugung zu wirken, sich wenigstens des Beifalls einiger, und zwar der angesehensten, tonangebenden Mitglieder aus jeder Gemeine zu versichern. Nur bei dem Müller Wolf und Buckhage mochte dies geschehen seyn. Aber zwei waren zu wenige; oder diese hatten nicht das nöthige Ansehen und Vertrauen ihrer Dorfgenossen. Man weiß ohnehin, wie wenig der Landmann überhaupt für neue Ideen empfänglich ist, mit welcher harten Beharrlichkeit er auf dem alten Wege fortzugehen liebt, auf dem er schon als Knabe neben seinem Vater einherlief. Und nun sollten die Hullerser und Koenser Bauern so plötzlich sich umwenden, in diesem Augenblick einen ganz andern Weg für ihre ganze künftige Lebenszeit einschlagen! Wie viel Neues, Unerhörtes, Ketzerisches sollten sie da an dem einen Sonntage sehen, hören, glauben, annehmen, mitmachen! Was konnte man da von diesen Menschen anders erwarten, als daß sie in voller Verwirrung davonliefen? Freilich kannte also der gute Pater Ebbrecht die Weise des Bauren nicht. Allein wie könnten wir dies auch von ihm verlangen? von ihm, dem Mönch, den wir uns als einen feurigen, unternehmenden, jüngern Mann denken müssen, der mithin wohl noch nicht lange sein Pfarr-

amt

amt bei den Bauern verwaltete, und der zuvor in den dichten Mauern seines Klosters gewiß keine Gelegenheit gehabt hatte, den Charakter des Landmanns kennen und auf ihn einwirken zu lernen.

§. 6.

Ganz anders verhielt es sich dagegen mit den Bürgern von Einbeck. Ihre Stadt gehörte mit zu dem großen Hanse-Bunde. Handel und Gewerbe blühten in ihr. Sie verführten z. B. ihr Bier durch ganz Deutschland. Ein Theil des Verkehrs zwischen Ober- und Niederdeutschland gieng durch ihren Ort. Sie kamen zu vielen, und viele kamen zu ihnen aus allen Gegenden. Wie mancher wandernde Geselle aus Obersachsen kehrte hier ein, erzählte vom Doctor Martin, brachte ein Lied mit hieher so gut, als nach Göttingen (s. Spittler a. a. O. Th. I. S. 217). Und als im Jahr 1521 Herzog Erichs Gefolge mit dem Reichstage in Wormns hier ins Land zurückkam, da sollte man es nicht denen zu Einbeck erzählt, und da sollten diese vor allen es nicht mit Wohlgefallen gehört haben, daß ihr Herzog dem Mönch, der so herzhaft vor Kaiser und Reich gestanden, nachher zur Erquickung einen Krug ihres Einbecker's in seine Herberge geschickt habe? *) Wird nicht schon dieser einzige zufällige Umstand gerade ihnen die ganze Sache wichtiger gemacht, und ihre fernere Aufmerksamkeit auf alles, was sie darüber in Erfahrung bringen konnten, sehr geschärft haben? **) Ob nicht auch schon einige andere Mönche im Kloster, Luthers und Ebbrechts Freunde, zu Gunsten ihrer neuen Lehre manches Wort im Stillen gegen ihre Einbeckischen Beichtkinder hatten fallen lassen? — Genug, es gab der Wege viele, auf denen Einbecks Bewohner weit besser zur Annahme des Lutherthums vorbereitet und empfänglicher gemacht seyn konnten, als jene Insassen der Dorfschaften Hullersen und Kocusen.

§. 7.

Sollten nun auch diese empörten Dorfgemeinen keine förmliche Klagen gegen ihren reformirenden Prediger bei den Patronen desselben, den Canonicis zu St. Alexander und U. L. F., eingebracht haben: so erforderte es doch schon das eigene vielfache Interesse dieser letztern, von jenen Vorgängen in ihren

*) Mejers Reform. Gesch. der Stadt Hannover. S. 28.

**) Wer es aus der Geschichte der Weltbegebenheiten, der Künste und Erfindungen weiß, wie oft solche geringfügigen Umstände und Zufälle zu den größten und wichtigsten Folgen Veranlassung gaben, den wird es nicht befremden, auch hier unter den Beförderungsmitteln der Reformation in hiesigen Landen jene Kannen Einbeckschen Biers aus Herzog Erichs Hand mit stehen zu sehen.

ihren Patronatkirchen baldigste Notiz zu nehmen. Ueberdies drang der dort erregte Sturm sehr schnell in die Stadt zu ihnen selbst herein, daß sie mit eigenen Ohren sein Brausen hörten, und ihnen dies Brausen mit jedem Tage bedenklicher und furchtbarer wurde. Denn da sie wahrscheinlich zuerst durch Drohungen und sonstige Schreckmittel, die sie als Stiftsherren und seine Patronen in Händen hatten, ihren Pfarrer zum Widerruf und Ablassen von den Neuerungen zwingen wollten: so nahm alles Partie, und es kam zu einem öffentlichen Zwiespalt in Einbeck. Die meisten und geachtetsten Augustiner hielten es mit Ebbrecht, ihrem Ordensbruder, und ein großer Theil der Bürgerschaft stand auf ihrer Seite; dagegen hatten die Canonici beider Stifter die ganze Priesterschaft und die Vornehmsten der Stadt, mit denen wohl die Stiftsherren in freundschaftlichen Verhältnissen und Familien-Verbindungen stehen mochten, zu ihrem Anhang. Was konnten diese aber gegen jene immer stärker zuströmende und laut brausende Menge ausrichten, wenn diese, dem Pater Ebbrecht in ihrer Mitte, jeden Sonn- und Festtag nach und von Hullersen im Triumph aus- und einzog?

§. 8.

Deshalb sahen die Canonici kein anderes Mittel, als den weltlichen Arm zu Hülfe zu rufen. Sie wendeten sich unter der Hand an die damaligen Beamten des Herzogs Erichs des Aelt rn, Rabe von Kanstein und Georg von Werde auf dem Hunnesrück (welches Amt und Schloß gerade damals gleich zuerst beim Ausbruch der Stiftsfehde von Herzog Erich dem Bischof von Hildesheim abgenommin war, s. oben), und verklagten den Pfarrer Ebbrecht als einen Unruhstifter. „Bald darauf wurde dieser auch, nachdem er zu Hullersen Gottesdienst gehalten, überfallen, nach dem Amte Hunnesrück, eine gute Meile von da, gebracht, und daselbst in ein unleidliches Gefängniß gesetzt.“ *)

*) S. Grosceurd a. a. O. S. 189.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neues Hannöverisches Magazin.

102tes Stück.

Montag, den 23ten December 1805.

Ueber den ersten Anfang der Lutherischen Reformation in unserm Lande.

(Fortsetzung.)

§. 9.

Dieses unleidliche Gefängniß vor aller nähern Untersuchung war unstreitig eine zu harte Bestrafung, wenn man es auch zugestehen muß, daß P. Ebbrecht zu unvorsichtig gewesen, und in der Hitze seines Reformationseifers etwas zu weit gegangen war. „Seine Zuhörer (in Hullersen und Koensen) hätten indessen wenig Mitleiden mit ihm, ohne allein Tiele Wolf der Müller, und Hans Buckhage. Diese hielten es noch mit ihrem Pfarrherrn, und thaten ihm (während seiner Gefangenschaft) Handreichung heimlich und öffentlich. Darüber ward der Müller seines Dienstes entsetzt,*) aber alsbald (von der Bürgerschaft) zu Einbeck wieder in die Mühle aufgenommen. Hans Buckhage ward des Landes verwiesen. Endlich ward jedoch auf vieler Leute Fürbitte der Pater Ebbrecht seines Gefängnisses erledigt, aber der Pfarre entsetzt und von den Augustinern wieder eingenommen, da er sich dann im Kloster, so gut als es vermogt, eine Zeitlang aufgehalten.“**) Aus der Vergleichung aller Umstände, die Lezner hievon berichtet, läßt sich wohl mit Groscurd schließen, daß Ebbrechts Gefangenschaft sicher über ein ganzes Jahr gedauert haben müsse. Ferner ver-

*) „Die Hullersche Mühle ist noch jetzo eine Landesherrliche, und sogenannte Zwangmühle für umliegende Dorfschaften.“ Groscurd S. 189.

**) Worte Leszners B. V. Th. I. Kap. 4.

vermuthet Groscurd, daß der, welcher das meiste zu seiner Befreiung beigetragen habe, Christoph von Steinberg, damals Oberster in des Herzogs Erichs Diensten, gewesen sey. Denn in der Schrift Köles: „Die Verdienste derer v Stinberg für das Lutherthum in hiesigen Landen," werde es ausdrücklich von diesem gesagt, daß er für mehrere, in damaligen Zeiten verfolgte und abgesetzte Prediger gebeten habe.

§. 10.

Mit der Gefangennehmung Ebbrechts hatte auch das von ihm in seinen Kirchen zu Hullersen und Koensen eröffnete Vorspiel der Reformation daselbst ein Ende.*) Aus diesem Vorspiel in jenen Dorfkirchen entwickelte sich aber nun sehr schnell der Hauptact der Reformation in Einbeck. – Es gieng nemlich auch hier wie bei allen andern Verfolgungen der Art. An die Stelle des Einen verdrängten Märtyrers der Wahrheit treten zehn andere auf. Die Augustiner in Einbeck hatten, nach Lezners Bericht B. V. | Kap. 40, nicht blos Luthers, sondern auch Joh. Hussens Schriften im Kloster gehabt und gelesen. Es war also keine blinde Vorliebe, keine bloße flüchtige Neuerungssucht, welche sie zu Luthern hinriß; sondern es war eine wohlgeordnete und gründliche Ueberzeugung von dem Recht und der Wahrheit auf Luthers Seite, welche sich in ihnen festgesetzt hatte, und welche ihnen die feste Beharrlichkeit gab, womit sie ihr, bei allen drohenden Anmuthungen und gewaltsamen Maaßregeln von Seiten der Chorherren, des Magistrats, und wahrscheinlich ihres eigenen Probstes, um sie davon abzubringen, dennoch unerschütterlich treu blieben.

§. 11.

Als solche Männer und Reformationsfreunde in diesem Kloster findet man bei Lezner B. V. Th. I. Kap. 41. und B. VI. Th. I. Kap. 15. ausser unserm Ebbrecht folgende namentlich angeführt: Joh. Dornwelle, Ernst Baumeister, Henrich Mey, Nikol Mey

*) Nach seiner Absetzung scheint hier von dem Jahre 1522 bis 1529, wegen der Einbeckischen Religionsunruhen, kein ordentlicher Prediger wieder bestellt zu seyn. Die beiden päbstlich gebliebenen Gemeinen mögen sich inzwischen an die benachbarten Stiftskirchen zu St. Alex. und U. L. F. in und vor Einbeck gehalten haben; und dürfte die vollständige Einführung des Lutherthums in Hullersen und Koensen wohl erst nach dem Jahre 1538, als in welchem Jahre sich das Stift St. Alexandri selbst reformirte, unter dem gleichfalls lutherisch gewordenen Prediger Johann Warenholz statt gefunden haben.

Mey, Conrad Lampe, Nikol Oppermann, Hermann Wolder. Ferner gehören hieher die von Fathschild (bei Crome S. 23) namhaft gemachten: Nicolaus (vielleicht aber der nemliche mit einem von obigen beiden Nikols), Conrad Leck und Henrich Schlemmer, welche drei in der Folge als ordentliche evangelische Prediger an der Münster- oder St. Alexandrikirche angestellt wurden.

§. 12.

Unter diesen war es der Pater Johann Dornwelle, welcher zuerst in Einbeck öffentlich seine Stimme für die Reformation erhob, und das in Hullersen mißlungene Werk seines Confraters hier mit besserm Erfolg fortsetzte. Als nemlich — so scheinen sich die hier etwas abweichenden oder unbestimmten Nachrichten am besten vereinigen zu lassen *) — Pater Ebbrecht in gefängliche Haft gebracht war, und die Bürger von Einbeck ihre lebhafte Begierde zum neuen Lutherthum nicht mehr in seiner Kirche zu Hullersen befriedigen konnten, was war ihnen da natürlicher als der Wunsch, in ihrer Stadt selbst dergleichen Predigten hören, deutsche Gesänge mitsingen, das Abendmahl mit Brod und Wein genießen zu können? Wie konnte es ihnen aber nach dem, was bisher schon in Einbeck vorgegangen war (s. oben §. 7), verborgen seyn, daß im Kloster noch mehrere Mönche wären, welche eben so dächten wie Pat. Ebbrecht, welche es nur noch nicht, wie er, wagen möchten, selbstthätig und so nahe vor den Augen des Magistrats und beider Stifter, die so hart dagegen kämpften, Hand an das neue Werk zu legen. Da aber die Bürger diesen einmal Trotz geboten hatten, so wollten sie nun auch das Aeusserste wagen, um zu ihrem Zweck zu gelangen. Sie drangen also auf die Mönche ein, „lagen ihnen — wie Lezner sagt — mit Ungestüm in den Ohren," versicherten ihnen ihren Beistand, nahmen alle Verantwortung auf sich — und so fieng dann noch in dem nämlichen Jahre 1522 Johann Dornwelle an „die päbstliche Lehre in öffentlichen Predigten in der Augustiner-Klosterkirche zu bestreiten, und das reine Evangelium dem Volke vorzutragen und zu erklären. Und, sagt Fathschild weiter, da nun gemeiniglich, wenn dieser Mönch predigte, ein erstaunlicher Zulauf von Zuhörern war, so schickte endlich der

*) Daß Dornwelle unserm Ebbrecht die Ehre des ersten Reformationspredigers in unserm Lande überhaupt nicht streitig machen könne, erhellet, wie auch Groscurd S. 187 mit Recht erinnert, schon daraus, daß wenn Dornwelle früher oder eben so früh als Ebbrecht in Hullersen, seine Reformationspredigten in Einbeck zu halten angefangen hätte, die Einbecker dann nicht nöthig gehabt hätten, über Feld dorthin zu gehen, um dergleichen zu hören.

Stadtmagistrat seine Rathsdiener dahin, (wie ich mich noch ganz wohl erinnere, als Knabe von dem alten Just Ko krremeier, oft erzählen gehört zu haben) mit dem Befehl, die Zuhörer in das Henkers Hände zu liefern. *) Die Rathsdiener aber, als sie hier einen solchen Zulauf von Leuten sahen, daß sie nicht einmal alle in der Augenmerkliche Platz hatten (sehr viele standen noch draussen vor den Kirchthüren und hörten der Predigt zu), hielten es für bedenklich, den Befehl des hochweisen Rats sogleich ins Werk zu richten; begnügten sich also vor der Hand, unverrichteter Sache zurückzukehren, und zu berichten, was sie gesehen hätten; mit hinzugefügter Betheurung, es sey unmöglich, eine so große Menge Zuhörer mit dem Schwert hinzurichten!" **)

§. 13.

Diese Unmöglichkeit mit Gewalt weiter vorzuschreiten begriff auch der Magistrat, und überließ es nun den höchst entrüsteten Chorherren, was sie mit den Kräften und Mitteln, die ihnen zu Gebot standen, gegen den Pat. Dorfwerke auszurichten vermöchten." ***) Allein, was sie auch thun mochten, einen haltbaren Damm konnten sie dem reißenden Strome nicht mehr entgegensetzen. Dornwelle's Anhang verstärkte sich mit jedem Tage. Und, um ihren Einfluß noch wirksamer zu machen und ihrem ganzen Unternehmen einen höhern Grad von Wichtigkeit und Festigkeit zu geben, wendeten sich die Mönche an Luther selbst, und baten ihn um einen Gehülfen aus seiner eigenen Schule. Den schickte er ihnen (wahrscheinlich im Jahre 1524) in der Person des Gotschalk Kropp, Doctors der Theologie, der Luthers ganzes Vertrauen besaß, und der mit dem lebhaftesten Eifer eine seltene Gabe der Popularität im Vortrage verband. Die Ankunft und das Auftreten dieses Mannes in Einbeck gab der Sache einen neuen Schwung. Durch diesen glücklichen Fortgang ermuntert, trat nun aus dem Kloster noch ein Mönch nach dem andern auf (namentlich Ernst Baumeister u. a. s. oben §. 11.), und förderten so mit vereinigten Kräften das Lutherthum. Und alles Volk konnte jetzt vollkommen überzeugt seyn, daß es der ächte Geist Luthers sey, der unter ihnen wohne und aus ihnen allen spräche, da ein persönlicher Freund dieses großen Reformators die Seele des Ganzen war.

§. 14.

*) „Misit lictores suos Senatus, qui auditores trucidandos carnifici traderent."

**) S. Crome a. a. O. 4. 5.

***) Evangelii lucem Satan, concitatis in praeconem isthunc furiosis Canonicis, plebi hostiliter invidebat."

§. 14.

So dauerte es bis an das Jahr 1527. Da merkten es aber die Chorherren beider Stifter nur gar zu deutlich, daß durch die Aoträmmigkeit des Volks von dem Glauben an die Nothwendigkeit oder Heilsamkeit so mancher ältern Gebräuche, Verpflichtungen, Prästationen an die Geistlichkeit u. s. w. — daß dadurch ihre Pfründen weit magerer würden, mehrere Artikel in ihren Einnahme-Registern sich sehr verringert hatten oder ganz ausfielen. Im bittern Gram über diese schmerzliche Entdeckung entschlossen sie sich nun zu einem Schritt, welchen zu thun sie wohl bisher aus guten Gründen bis auf diesen äussersten Nothfall verschoben hatten. Sie wendeten sich unmittelbar an den Herzog Philipp I., Grubenhagenscher Linie, und dessen jüngern Bruder Erich, Bischof von Paderborn, (welche beide damals noch nicht zur lutherischen Lehre übergetreten waren) und ruheten nicht eher, als bis sie die gewaltsame Vertreibung jener Lutherischen Mönche und Prediger aus dem Augustinerkloster bewirkt hatten. *)

§. 15.

„Aber zwei Jahre nachher, erzählt M. Fabricius, (also ums Jahr 1529) wurden diese Männer durch ein öffentliches Schreiben (publicis literis, also vom Bürgermeister u. Rath der Stadt) wieder zurück nach Einbeck gerufen, um das reine Evangelium zu lehren; und so fiengen sie denn, wiewohl wider den Willen der Chorherren, von neuem an, die Lehre Luthers, öffentlich, ohne Hinderniß und Störung, dem Volke wieder vorzutragen; nemlich Dornwelle **) in der Jacobi-Kirche, Kropp ***) in der Neustädter-Kirche, und Baumeister in der Kirche St. Alexandri. Dies ist also in Einbeck der eigentliche

*) Verum non quiescentibus, furore plane satanico correptis Canonicis, tam Alexandrinis quam Marianis (qui nundinationes suas imminui, ventri gulaeque suae male consuli, olfaciebant) dictos veritatis coelestis praecones Dux Philippus, huiusque frater Ericus, Paderbornensis Episcopus, Canonicis instanter rem urgentibus, coenobio ejecerunt" (Circa a. 1527.)

**) Er starb aber bereits in demselbigen Jahre 1529. „Sein Leichenstein liegt, ganz unbemerkt und unbekannt, in der Hospitalkirche zum heil. Geist." Crome S. 18.

***) Gottschalkius Kroppius, Theol. doctor, primus Lutheranae fidei praeco in hac Eccl (Neapolitana fuit, qui antea cum Jo. Dornwelle in monasterio Augustiniano Evangelium docere coeperat. Hic, licet iniuria Canonicorum furiosorum electus esset, majore tamen cum laude biennio elapso, an. sc. 1529 publice revocatus est, et Pastor Neapolitanae Ecclesiae legitime est creatus. Anno 1540, Einbecka in cineres redacta, animam exspirauit." Fathschild bei Crome S. 18.

liche Anfangspunct zur festen Gründung der Kirchenreformation!"

§. 16.

In dieser Erzählung Fathschilds giebt es wieder mehrere Lücken und Schwierigkeiten, die auch sein Herausgeber und Commentator Crome unberührt läßt, wiewohl er sonst mit so sichtlichem Fleiße gearbeitet und sich den besten Dank verdient hat. — Wie kam es nemlich, daß der Magistrat, der doch anfangs gleich mit dem Schwert darein schlagen wollte (s. oben §. 12.), nachher so zahm wurde, und allen weitern Bewegungen der Mönche und der Bürgerschaft so ruhig zusah? Daß nicht er, und vornemlich er, zur Erhaltung der alten Ordnung, schon früher das Mittel ergriff, zu welchem späterhin die Stiftsherren griffen, sich Beistand von Seiten des Herzogs zu verschaffen? Und wie kam es — so muß man mit noch grösserer Verwunderung fragen — daß er, der zuvor in so traulicher Freundschaft und Vereinigung mit den regulirten Chorherren den Fortschritten der Reformation entgegengewirkt hatte, daß dieser nemliche Magistrat nun auf einmal und in so kurzer Zeit als ihr abgesagter Feind erscheint, im Verein mit der Bürgerschaft ihre vertriebenen Gegner zurückholt, ihnen so recht zum Trotz und Hohn einen Lutherischen Prediger an ihre eigene Stiftskirche setzt, und dabei auf alle ihre Rechte, Prästationen und Berufungen auf den Herzog gar nicht achtet noch hört?

§. 17.

Doch gerade darin, daß die Stifter die herzogliche Gewalt herbeigezogen und ins Spiel gemischt hatten, möchte wohl die richtigste Antwort auf jene Fragen enthalten seyn. Wie waren nicht damals die Städte, besonders eine Stadt im großen Hanse-Bunde, wie Einbeck, auf ihre Rechte und Freiheiten, auf ihre selbstgebildete Verfassung und ihr eigenes Gubernium, auf ihre Unabhängigkeit von aller fürstlichen Macht stelz und eifersüchtig! Wohl mochten die Stifter mit dem Magistrate längst unterhandelt haben, daß, da seine kleine Schaar von Häschern vor der großen Masse der Bürgerschaft scheu und ohnmächtig zurückweichen mußte (s. §. 12.), er selbst um die Hülfe der fürstlichen Haustruppen anhalten solle. Aber dies hieß einem jeden Stadtmagistrat an's Herz gegriffen! Lieber ließ er seine Bürgerschaft machen, was sie wollte, und er mit seiner eigenen Macht nicht hindern konnte. Mit dem Magistrat wollten es nun freilich die Stifter auch nicht gern verderben; deshalb zögerten sie mehrere Jahre. Aber da sie endlich sahen, daß sie ihn zu nichts bringen konnten, schritten sie für sich und ohne Wissen und Willen des Stadtraths zu diesem letzten Mittel. Dies sowohl, als die darauf folgende Aufhebung der Mönche selbst in ihrem Kloster, war unstreitig ganz in der Stille und auf geheimen Wegen geschehen, so daß Rath und Bürgerschaft

schaft völlig damit überrascht wurden, und die Mönche weg waren, ehe sie sich zu einer wirksamen Opposition vereinigen konnten. Diesen Streich, wodurch sie sich so arg überlistet sahen, empfanden natürlich die Magistratsherren höchst übel, und hiedurch war nun jedes Friedens- und Freundschaftsband mit den Stiftern gänzlich zerrissen. Der Magistrat suchte sich nun allmählich in leisen Vorschritten seiner Bürgerschaft wieder zu nähern, und da beide Theile in ihrem gemeinschaftlichen Hasse und Rachgefühl gegen die Stiftsherren schon einen Hauptvereinigungspunct hatten, so war auch ihre völlige Vereinigung von den andern Seiten her bald geschehen. Die Wirkung hievon haben wir oben gehört. Alles, was die Canonici ungern sahen, was ihnen recht wehe that, geschah mit desto grösserer Freude und Rachlust.

§. 18.

Jedoch, als eine andere mitwirkende Ursache bei jenen Vorgängen kann man wohl ohne Täuschung ferner annehmen, daß sich während jener sechs, sieben Jahre in einem und dem andern Mitgliede des Senats die Gesinnung und Ueberzeugung in Hinsicht der streitigen Sache selbst merklich umgeändert haben mochte. Je lauter die Mönche in der Stadt selbst zu predigen anfiengen, desto deutlicher konnten es nun jene Herren — ohne weiter mit den einseitigen Relationen von Hullersen her übertäubt zu werden — mit eigenen Ohren vernehmen, was denn eigentlich gepredigt und in der Kirche nach der neuen Lehre verhandelt wurde, und daß darunter manches war, welches sich ihrem gesunden Menschenverstande als vollkommen wahr und gut unabweislich aufdrang. Als nun vollends ein hochwürdiger Doctor der Theologie aus der Ferne von Wittenberg herkam, so gewann dieser mit seiner höhern Würde und Weisheit wohl noch mehr Ansehn bei ihnen und Einfluß auf ihre Gemüther und Ueberzeugungen, da ihre einheimischen Mönche, als Propheten in ihrem Vaterlande, sammt ihrer Lehre nicht so viel bei ihnen gegolten haben mochten. — Auch dürfte wohl in dem Lauf jener Jahre einige Veränderung in dem Personale des Magistrats vorgegangen seyn. Und da wird wohl, wenn eine neue Wahl nöthig war und diese von der Bürgerschaft abhieng, die überwiegende Mehrheit der lutherisch gesinnten Bürger dafür gesorgt haben, daß das neue Rathsmitglied ihren eigenen Gesinnungen und Wünschen in Hinsicht der Kirchenverbesserung nicht abhold war. — Sollte nicht endlich das Beispiel der Herren Collegen in den Magistraten so vieler andern Städte in den Braunschweigschen Landen und fast aller großen ihnen verschwisterten Städte des Hansebundes, die im Jahre 1529 schon öffentlich und kühn für die Reformation sich erklärt hatten, auf den Magistrat zu Einbeck das Seinige gewirkt haben, daß er nicht allein in diesem

neuen

neuen Werke hinter jenen allen zurückbleiben wollte?

§. 19.

In dieser letzten Bemerkung liegt dann zugleich die Auflösung der Frage: Wie der Magistrat in Einbeck es wagen konnte, gegen den offenbaren Willen des noch katholischen Herzogs Philipp I. die von ihm verjagten Mönche eigenmächtig zurückzuholen, und durch ihre Anstellung als Prediger in allen Kirchen die Reformation in ihrer Stadt förmlich und öffentlich zu auctorisiren und einzuführen? Die Städte, und vor allen die Hansestädte, hatten damals bekanntlich weit mehr Rechte, die, wenn von den Fürsten auch zu Zeiten angefochten, doch von den Städten bei weitem noch nicht aufgegeben waren. Sie hatten sich wohl hie und da, so wie Einbeck selbst, zur Zeit der Noth einen nahen Fürsten zu ihrem Schutzherrn erwählt, aber deshalb nicht zum vollen Regenten zu aller Zeit des Friedens in dem, was ihre innere städtische Verfassung und Organisation betraf. Und, im Fall der Noth, konnte eine Stadt, wie Einbeck, in ihrer damaligen Stärke, hinter ihren Wällen und Thürmen einem bloßen Fürsten von Grubenhagen leicht Trotz bieten. Dabei durften sie sich, wenns recht schlimm werden wollte, der allgemeinen Praxis jener Zeiten zufolge, mit aller Sicherheit auf den thätigsten Beistand fast aller Städte Niedersachsens verlassen, die ja durch das Interesse der Behauptung gleicher Städte-Rechte, eines wechselseitigen Handelsverkehrs, und nun noch durch das neue Band einer gemeinschaftlichen Religionsveränderung so vielfach und fest mit ihnen verbunden waren.*) Ueberdies mußten sie auch wissen, daß der so nahe und rüstige Landgraf Philipp von Hessen sie bei einer solchen Angelegenheit nicht hülflos lassen würde.

*) Spittler I. d. 222. 223.

(Der Schluß folgt.)

Versendung lebendiger Fische im Winter.

Folgende Methode ist die bequemste und leichteste, Fische, vorzüglich Karpfen, Forellen ꝛc. lebendig an weit entfernte Orte zu versenden: Man packe den lebendigen Fisch locker in Schnee ein, und schicke ihn dann so weit als man will. Der Fisch erstarrt im Schnee, stirbt aber nicht. Bei der Ankunft am Bestimmungsorte thut man ihn gleich in kaltes Wasser, und er wird schnell wieder lebendig werden. Daß der Fisch auf der Reise in seinem Schneebette bleiben müsse und nicht an warme Orte gebracht werden darf, versteht sich von selbst.

Neues Hannöverisches Magazin.

103tes Stück.

Freitag, den 27ten December 1805.

Ueber den ersten Anfang der Lutherischen Reformation in unserm Lande.

(Schluß.)

§. 20.

Jedoch besser als dies alles wußten und sahen sie auch, daß die Braunschweigschen Fürsten um sie her (Herzog Heinrich von Wolfenbüttel ausgenommen), selbst die oder da sie noch katholisch waren, durchaus von keinem so argen Verfolgungsgeiste getrieben wurden, daß sie zu Feuer und Schwert greifen würden. *) Vielmehr bekannte sich ihr Grubenhagenscher Herzog Philipp selbst bald darauf im Jahr 1534, so wie sein Bruder, der Bischof Erich, zur Lutherischen Lehre. Da berief denn der Senat den nachmaligen Bischof von Naumburg, Doctor Nicolaus Amsdorff, Luthers vertrautesten Freund, zu sich nach Einbeck. Dieser legte nun die letzte Hand ans Werk, regelte alles, was bisher nur tumultuarisch und provisorisch vorgenommen war, nach einem festern Plan, und gab ihnen, nach dem Gutachten und der Genehmigung Luthers, eine förmliche Kirchenordnung. **)

Auch

*) S. Spittler a. a. O. S. 218.

**) Senatus postea, nihil amplius repugnantibus Principibus, D. N. Amsdorffium, Lutheri intimum, vocavit, qui, publico omnium suffragio, .. verbo Dei congruentes, de consilio Lutheri, caeremonias nostratibus praescripsit ecclesiasticas." So Fabyschild bei Crome S. 8. — Es wäre sehr schätzbar, wenn sich hierüber, so wie über die ganze hier vorgetragene Geschichte, in den Archiven und Registraturen in und um Einbeck noch manches, was zur Berichtigung oder Bestätigung und Erweiterung derselben dienen könnte, auffinden ließe. Und hierauf gerade aufmerksam

Auch schickte Luther, auf schriftliches Anhalten des Stadtmagistrats bei ihm selber, den Magister Clemens, als den ersten Lutherischen Rector, für die dasige Neustädter Schule, von Wittenberg nach Einbeck.

§. 21.

Endlich mußten selbst die regulirten Chorherren des Stifts St. Alexandri den dringenden Anforderungen des Volks nachgeben und sich gleichfalls zur reinen evangelischen Lehre bekennen. Und zufolge dem im Jahr 1538 zwischen dem Einbeckschen Magistrat und den Canonicis gemachten, und vom Herzog Philipp genehmigten und bestätigten Vertrage, traten sie nunmehro wieder in die Ausübung ihres Patronatrechts, und beriefen um dasselbe Jahr 1538 aus dem Augustiner-Kloster zu ordentlichen evangelischen Predigern an ihrer Stiftskirche Hrn. Nicolaus, und zu dessen Diakonus Conrad Leck. *)

§. 22.

So war denn die noch so zarte Pflanze des Lutherthums, welche Pater Ebbrecht im Jahr 1522 als der Erste unter allen in unsern Landen, und zwar in seinen Parochien zu Hullersen und Roensen, einheimisch zu machen vergeblich versucht hatte, durch ihre Versetzung nach Einbeck, und durch die weitere sorgsame Wartung seiner Ordens- und Glaubensbrüder daselbst zur Blüthe und fruchtbringenden Kraft gediehen! Und zwei Klöster sind es, denen die Ehre zukommt — auf welche Ehre damals freilich der übrige Theil ihres Convents gern Verzicht geleistet hätte — die frühesten und wirksamsten einheimischen Reformatoren im hiesigen Lande geliefert zu haben: nemlich jenes Augustinerkloster in Einbeck und das Cisterzienserkloster zu Loccum, aus welchem in dem nemlichen Jahre 1522 der nachher so berühmte Anton Corvin hervorgieng, oder

zu machen, war mit ein Zweck bei der Bekanntmachung dieses Aufsatzes in diesen Blättern. Freilich mag aber der große Brand in Einbeck 1540 die meisten Urkunden hierüber mit verzehrt haben.

*) „Cum dux Philippus senior, Alberti filius, lutheranam fidem ipse quoque suscepisset, etiam Alexandrini Canonici, populo id urgente, Evangelio subscripserunt. Et, ut ex pactis, anno 1538 inter Senatum Einbecensem et Canonicos, consentiente et approbante Philippo Duce, factis, circa dictum 1538 annum ex Augustiniano Monasterio ad docendum Euangelion ordine vocarunt 1) Dominum Nicolaum, cuius Diaconus erat 2) Conradus Leckius: cui discedenti successit in Diaconatu 3) Henricus Schlemmer. Atque hi tres Monachi antea, cum Dornwellio et aliis, in Augustiniana aede Evangelium docuerant.

oder vielmehr gerade wegen seiner Vorliebe fürs neue Lutherthum gar unsanft hervorgestoßen, dafür aber in der Folge von der Herzogin Regentin Elisabeth mit desto mehr Ehre aus dem Hessenlande zurückgerufen, und an die Spitze des großen Geschäfts zur allgemeinen Einführung der Lutherischen Kirchenverbesserung in ihren Landen gestellt wurde. *)

* * *

Im Anhange und als Beleg zu dem, was oben sowohl von Ebbrechts für jene Zeiten sehr liberaler und aufgeklärter Denkart, als auch von seiner zu unvorsichtigen Raschheit gesagt ist (womit er ohne alle obrigkeitliche Unterstützung zu viel auf einmal unternahm, allen und jeden Aberglauben des Volks mit Schlag auf Schlag zerstören wollte, und sich dadurch seine gute Sache so schnell verbarb), stehe hier noch die kurze Geschichte von der Boenschen Donnerglocke, mit den Worten, worin sich dieselbe bei Lezner B. V. Th. I. Kap. 12. findet:

„An einer Glocke in Boensen „wird folgende Schrift gelesen: „Ich rufe den Lebendigen, „und beweine die Todten, „und vertreibe den Donner.“ **) „Das Volk daselbst setzte in Zeiten „des Ungewitters auf diese Glocke „ein großes Vertrauen, und war „der gänzlichen Meinung, daß, so„bald die Glocke in solchen Umstän„den geläutet würde, der Donner „um des Läutens willen aufhören „müßte. Dagegen hat Herr Eb„brecht gelehret, daß solches Läu„ten nur eine Erinnerung und An„reizung zum Gebet wäre, wie „auch sonst alle Tage des Morgens, „Mittags und Abends geschehe. „Das Gebet aber, welches ernst„lich aus gläubigem Herzen gienge, „und nicht die Stimme der Glocke, „durchdringe die Wolken, und höre „nicht auf, Gott sehe denn drein. „Aber das wollten und konnten „die Leute nicht fassen und glauben, „sondern setzten ihr Vertrauen auf „die Glocke. Dawider predigte Hr. „Ebbrecht, und darum ward „ihm das Volk aufsätzig.“

L. S.

*) S. Barings Lebensbeschreibung des Anton Corvinus. Hannover 1749.

**) „Ek rope den Levendighen, unde bewene de Doden, unde vordrive den Doner. . . . Anno Christi 1506.“ Dies sind die plattdeutschen Originalworte an der Glocke nach der Aussage Groscurds am angeführten Orte S. 193.

Bemerkungen
über die durch Frost und Kälte gelittenen Kartoffeln.

Die späte Erndte hat mich, und gewiß sehr viele Landwirthe, diesen Herbst verhindert, die Kartoffeln vor dem ersten Froste aufzuroden, da man denn nach diesem Froste, der darauf eingetretenen nassen Witterung ungeachtet, mit dem Aufroden eilte, und die Kartoffeln — um sie vor dem Erfrieren zu sichern — sogleich in Keller brachte oder einkuhlte. Bei dem Aufroden meiner Kartoffeln bemerkte ich, daß diejenigen, welche oben auf den Hörsten von Erde unbedeckt lagen, sehr vom Froste gelitten hatten, und ganz weich, die übrigen aber unbeschädigt waren. Jene weichen Kartoffeln ließ ich sorgsam auslesen, und weil sie gar nicht zu gebrauchen waren, wegwerfen; allein aus Besorgniß, daß einige davon mit in den Keller gekommen seyn möchten, und durch Fäulniß meinen ganzen Vorrath anstecken und verderben könnten, gieng ich vor einigen Tagen in meinen Keller, und erschrack nicht wenig, wie ich hin und wieder einige faule Kartoffeln fand, welche die Nächstgelegenen bereits angesteckt und angefault hatten, so daß der ganze nicht unbeträchtliche Vorrath im Angange des Verderbens war.

Es war also kein ander Mittel, als sämmtliche Kartoffeln genau zu verlesen, die faulen wegzuwerfen und die angefaulten mit dem Viehe zu verfüttern; auch werde ich genau darauf achten, die Kartoffeln öfterer verlesen zu lassen, welches auch wahrscheinlich nöthig seyn wird, weil selbige ziemlich feucht in den Keller gekommen sind, und also ohnehin leicht faulen.

Wie nun ein jeder Hauswirth, besonders in diesen theuren Zeiten, alle Ursache hat, auf die Conservation seiner Kartoffeln, als des edelsten und ganz unentbehrlichen Gemüses, sorgfältig zu achten, so bringe ich obige Bemerkungen hiedurch zur öffentlichen Bekanntmachung, und zwar jedem zur Warnung, sich vor dem Schaden, daß seine Kartoffeln im Keller oder in der Kuhle verfaulen, zu hüten. Auch glaube ich, daß die Herren Prediger auf dem Lande, welche dieses lesen, es für zweckmäßig erachten werden, solche Warnung den Gemeinden allenfalls durch die Schulkinder bekannt werden zu lassen.

Uebrigens führe ich bei dieser Gelegenheit annoch nachrichtlich folgendes an:

Unterm 4ten Februar 1802 ließ ich einen Aufsatz, betreffend die Versuche, gefrorne Kartoffeln zu benutzen, ins Magazin rücken, worin es heißt:

„Noch ein 3ter Versuch, gefrorne „Kartoffeln brauchbar zu machen, „ist von mir angestellt, dessen gün-

stiges

„stiges oder ungünstiges Resultat „aber erst die Zeit, da der Frost „aus der Erde ist, lehren muß. „Ich ließ im Garten von einem „Himten gefrorner Kartoffeln ein „Drittheil in gefrorne, ein Drit„theil in ungefrorne Erde und ein „Drittheil in Schnee verscharren, „doch so, daß sie sich einander nicht „berühren, um zu erfahren, ob sie „dadurch, daß hier der Frost nach „und nach heraus gezogen wird, „aufthauen, ohne daß ihre Be„standtheile zerstört werden ꝛc."

Dieser Versuch, den ich wiederholend gemacht habe, ist nicht gelungen, denn die ausserhalb der Erde gefrornen, und demnächst in Erde und Schnee eingescharrten Kartoffeln waren sämmtlich in Fäulniß übergegangen.

Fallersleben
den 13ten Dec. 1805.

J. H. Franck,
Amtmann.

Ueber Anwendung der Eberäschbeeren zum Branntweinbrennen.

Die Eberäschbeeren, welche auch Vogelbeeren oder Quitschen genannt werden, veredeln, wie Herr Blösche zu Mußkau in der Oberlausitz in einem öffentlichen Blatte versichert, eine jede Sorte Branntwein-Maisch, geben starken, der Gesundheit ganz unschädlichen und sehr viel Branntwein, und wenn sie in Menge vorhanden sind, so kann man sie in Verbindung mit andern Sachen, als geschrotenen Eicheln, Bucheicheln, geringen, auch erfrornen Erdbirnen, wie auch erfrornem Kraut, desgleichen Kohlrüben, zur Hälfte und darüber im Branntweinbrennen verbrauchen, und daraus sowohl als aus dem übrigen sonst dem Viehe schädlichen Sachen, noch ein fürs Vieh unschädliches Futter (ausser dem Gewinn des Branntweins) bereiten.

Ein erwachsener Eberäschbaum gewährt in den meisten Jahren einen Scheffel Beeren und darüber. Aus einem Scheffel Eberäschen können etliche zwanzig Kannen Branntwein gebrannt werden.

Wenn nun von einem Dresdner Scheffel Korn an den meisten Orten nicht mehr als etliche vierzig Kannen Kornbranntwein gebrannt werden können, so ergiebt sich daraus, daß zwei Eberäschbeerbäume eben so viel Nutzen in dieser Hinsicht gewähren, als ein Scheffel Korn.

Was die Kultur der Eberäschbeerbäume anbelangt, so ist es bekannt, daß solche auf einem jeden schlechten, sau-

sauren und sandigen Boden, schnell wachsen, gedeihen und Früchte tragen, und weder der Beschädigung des Hasenfraßes noch der Raupen ausgesetzt sind.

Der Anbau der Eberäschbeerbäume ist sehr einfach und ohne Kosten auf verschiedene Art zu bewirken. So kann man z. B. die jungen Sprossen im Februar oder März mit den Wurzeln ausgraben und versetzen; auch kann man in eben dieser Zeit ¾ Ellen lange Reiser abschneiden und ½ Elle tief in gegrabenes Erdreich stecken, wo sie bisweilen Wurzeln schlagen. Die allerleichteste und gewisseste Vermehrungsart aber ist, wenn man im Herbst, im October oder November die reifsten Beeren in gegrabenes Erdreich 2 Zoll tief Reihenweise, wie andere Obstkerne, säet. Dann wird man in wenig Jahren ansehnliche Baumschulen erhalten, und die jungen Bäume von da weiter verpflanzen können.

Der Gebrauch der Eberäschbeeren zum Branntweinbrennen ist folgender: Diese Beeren werden, wenn sie ihre gehörige Reife erlangt haben, abgepflückt, zwischen Michaelis und Martini, und auf einen großen leeren trokkenen Boden gethan, woselbst sie den ganzen Winter hindurch dauern. Will man zum Brennen einmaischen, so nehme man einen halben Scheffel Beeren, zerstampfe sie in einem hölzernen Troge zu Brei (denn welche Beere unzertheilt und ganz bleibt, löset sich in der Gährung nicht auf, mithin kann sie ihre Schärfe oder ihren Geist nicht von sich geben), thue solchen Brei ins Maischfaß, dazu einen halben Scheffel gekochte Erdbirnen oder Kartoffeln, (es können hiezu die schlechtesten Sorten, wie auch erfrorne Erdbirnen, auch erfrornes Kraut und dergleichen Kohlrüben, ebenfalls zerschnitten und gekocht, zu gleichem Verhältniß genommen werden) und ein Dresdner Viertel oder 5 Metzen Rocken- oder Kornschrot; in dessen Ermangelung aber eben so viel geschrotene Eicheln oder Bucheckern; (die mit der Schaale gekochten Kartoffeln werden gewöhnlich zu Brei zerdrückt). Auf diese drei Sachen, als Eberäschen, Kartoffeln und Schroot, werden drei Wasserkannen (oder 16 Dresdner Kannen) warmes Wasser gegossen, und eine Handvoll gesiebte Holzasche dazu gethan, alsdann die ganze Masse mit dem Rührscheit zu einem derben Brei unter einander gerührt, hernach mit 8 oder 9 Wasserkannen voll kochenden Wassers unter stetem Umrühren aufgebrühet, dann zugedeckt. Anderthalb bis zwei Stunden lang läßt man brühen, unter welcher Zeit es drei oder vier Mahl mit der Krücke umgerührt wird, alsdann mit 15, 16 bis 17 Wasserkannen voll kalten Wassers abgekühlt, wobei die gewöhnlichen Hefen wo möglich reichlich gegeben werden. Auch kann man zur Erleichterung der Gährung ein Paar Hände voll Hopfen noch hinzu thun, die ganze Masse mit der Krücke noch mal recht durch einander

der

der rühren, dann fest zudecken und ruhig stehen lassen. Innerhalb acht bis zwölf Stunden wird es gehöriger maaßen gähren; dann läßt man es noch sechzehn bis zwanzig Stunden stehen, damit es gehörig abgähre, säure und sich lagere. Aus dieser Masse können, wenn man recht damit verfahren ist, bis auf 36 Kannen guter gesunder Branntwein gewonnen werden.

Etwas über die Benutzung einheimischer Oelgewächse, nebst Anzeige einiger noch nicht allgemein bekannter nützlicher Gewächse.

Es ist gewiß auffallend, daß wir jährlich ungeheure Summen an die Ausländer für Baumöl bezahlen, (welches wir noch dazu oft von schlechter Art und ranzig bekommen) ohne daran zu denken, daß wir theils einheimische Produkte, die dem kostbaren italiänischen und Provencer Oehl gleich kommen, aus mancherlei Pflanzen gewinnen könnten, theils daß wir den Preis derselben noch durch vermehrten Anbau dieser und ähnlicher auswärtiger Oehlgewächse, zu verringern im Stande wären. Ohne hier solcher Oelpflanzen zu erwähnen, die, bei aller ihrer innern Güte, sich doch beim Anbau nicht leicht an unser nordisches Klima gewöhnen möchten, (wohin besonders das Sesam, se samum orientale Linn., gehört) und ohne dem bekannten Mohn- und Nußöl hier eine Lobrede zu halten, die sie doch so sehr verdienen, will ich hier nur einiger öhlichter Saamengewächse, die man noch viel zu wenig benutzt, gedenken. Dahin gehören 1) Die **Weinkerne**, welche, gehörig geschlagen, ein fettes, angenehmes und mildes Oel geben. 2) Die **Tabacksſaamen**, deren Oel nach neueren Erfahrungen zur Speise sehr brauchbar ist, mit grösserer Sicherheit und grösserm Vortheil aber zur Seife und zum Brennen gebraucht wird. 3) Der **Lindenſaamen**, der ein reichliches und gutes Oel giebt. 4) Die **Saamen von einigen Rübſamarten**, worunter sich besonders der vom Hrn. Prof Borovsky, einem in der Oekonomie in so vieler Hinsicht verdienten Manne, empfohlne **chineſiſche Oelrettig** (eine Varietät des Raphanus sativus Linn.) auszeichnet. Diese Pflanze giebt ein Oel, das dem süßesten Mandelöl gleicht, wenn der Saame nur erst von den unächten Körnern gereinigt und vorher etwas gedörret wird, ehe man ihn schlägt. Die Kultur dieser Pflanze ist um desto mehr zu empfehlen, da sie, nach vielen Erfahrungen, auf deutschem Boden sehr

gut fortkömmt. Sie liebt lockern und thonigen Boden, muß im April auf Beeten von 5 bis 6 Fuß Breite gesäet, und, wenn sie aufgegangen ist, fleißig vom Unkraut gereinigt werden. Am besten gedeihet sie im Sonnenscheine. Im August ist der Saamen reif und man schneidet die Stengel ab. Die davon gewonnenen Oelkuchen sind für die Schaafe die leckerhafteste und gesundeste Speise.

Zu den sehr nützlichen, aber bis jetzt noch nicht genug bekannten Gewächsen gehören folgende: 1) **Griechischer Gewürzkümmel** (Nigella aromatica). Diese Pflanze liefert, ohne die geringsten Kosten, ein Produkt, das dem Landmann Pfeffer, Kümmel, Zimt und andere Gewürze in einem Korn darreicht. Der Franzose nennt es Tout Epice, und ist der Einzige, der es bauet. Der Saamen ist gelb, aromatisch und weit gesunder und zugleich lieblicher, als das indianische Gewürz, und kann eben so wie andere Gewürze, an Speisen gebraucht werden. Diese Pflanze verlangt einen leichten, lockern und schwarzen Boden, wird im März gesäet, und giebt, wenn der Boden fleißig aufgelockert wird, eine sehr reichliche Erndte. Aber allzu viele Nässe ist ihm schädlich.

2) **Berberitzen** oder **Sauerdorn** (Berberis vulgaris). Möchte man doch den großen Nutzen auch dieses Strauches nicht verkennen, da er auf doppelte Art dem Landmann ohne Kosten viel Geld ersparende Vortheile bringt. Der Saft seiner den Hahnebutten ähnlicher Beeren ist ganz vollkommen, ohne Uebertreibung, der Citronensäure gleich, und kann in Suppen, Punsch, Limonade und bei Krankheiten gebraucht werden. Diesen Saft muß man in linnenen Beuteln ausdrücken, klar werden lassen und in trocknen Kellern in Flaschen aufbewahren. — Der andere Nutzen dieses stachlichten Strauchs ist der, daß man sehr schöne dichte Hekken in Gärten und Feldern davon anlegen kann. Man säet den Saamen im Herbste, und wird im Kurzen eine schöne Hecke davon aufwachsen sehen.

A. J. H. Brandt.

Hannöverisches Magazin.

104tes Stück.

Montag, den 30ten December 1805.

Uebersicht der Armenpflege des allgemeinen Armencollegiums zu Hannover von Michaelis 1804. bis dahin 1805.

Mit den väterlichen Verheißungen und Thaten, wodurch unser allergnädigster Landesherr das Sechs und Vierzigste Jahr Seiner durchaus väterlichen Regierung der ihm angestammten Deutschen Unterthanen verherrlichet, sind, so gerecht als billig, väterliche Erwartungen von dem ächtkindlichen Sinn unserer, Seiner getreuesten Deutschen Unterthanen, zur redlichsten, thätigsten Mitwirkung, bei Wiederherstellung, Erhaltung und Erhöhung des Flors dieser großen Staaten-Familie verbunden, welche dem bedürftigsten und leidendsten Theil derselben, unsern zahlreichen Armen, den sichersten und besten Trost, bei dem Antritt eines neuen Zeitabschnittes gewähren, wo kärgliche Erndte, verspätete neue Aussaat, Erschöpfung des öffentlichen und Privat-Vermögens zur Befriedigung feindlicher Forderungen, fast unerschwingliche Preise der dringendsten Lebens-Bedürfnisse, verbunden mit deren, an Mangel, gränzenden Seltenheit, die in den letzten Dreißig Monaten uns trafen, die Herzen mit den bangsten Besorgnissen, schon für die nächste Zukunft, erfüllten, und dem bekümmerten Dürftigen sein letztes Kleinod, die Hoffnung, zu rauben schienen.

Zum großen Besten des Ganzen allumfassend zu wirken, ist unserm allgeliebten Beherrscher und Seinen innigst vertrauten Räthen vorbehalten, aber, im Einzelnen, zum Wohl des Ganzen beitragen, die Thränen des Kummers und Mangels armer Greise, Witwen und Waisen wandeln in Thränen des Dankes und der Freude, in kummerfreie Heiterkeit, durch unsere Milde, die Erziehung nützlicher Staats-Mitglieder

Digitized by Google

befördern, das können wir Alle, in mehr oder minderm Maaße je nachdem die Vorsehung uns mehr verlieh, als wir zu unserer und der Unsrigen Erhaltung bedürfen.

Diesen, unsern guten Hannoveranern, von den frühesten Zeiten des Daseyns ihrer Stadt, so eigenen, durch die Jahrhunderte ihrer Fortdauer stets bewährten, und durch die neueste, vorbemerkte Ereignisse, gewiß noch erhöheten brüderlichen Sinn für ihre ärmern Mitbrüder erbitten wir auch jetzt, in seiner ganzen edlen Thätigkeit, herzlich und dringend für unsre hiesige Arme, indem wir Ihnen dasjenige vorlegen, was wir, in dem letzt abgeschlossenen Rechnungs-Jahre, für sie, als Verwalter der öffentlichen Milde thaten.

Es wird bei dem hiesigen Armenwesen nach folgenden Grundsätzen gehandelt:

Diejenigen, welche sich auf eine beglaubte Art als Arme qualificiren, erhalten eine Unterstützung an Gelde; keinem der hiesigen Armen wird eine höhere Unterstützung als 2 Thaler monatlich an baarem Gelde verwilliget. Dagegen wird den Kranken freie Cur und Medicin gegeben. Die armen Schulkinder erhalten nebst freier Schule, Bücher, auch Kleidung, sobald sie zur Schule gehen. Wem es an Arbeit fehlt, dem wird Gelegenheit zum Verdienst geschaffet. Nothdürftige Reisende bekommen, da die Straßenbettelei nicht geduldet wird *), eine nothdürftige Gabe von den Armenanstalten zur Fortsetzung ihrer Reise.

Rech-

*) Um das sogenannte Fechten und Betteln, so weit es durch öffentliche Anstalten möglich ist, zu verhüten, werden solchen einpassirenden reisenden Fußgängern, von welchen dergleichen zu besorgen ist, folgende Warnungszettel an den Thoren, von dem wachthabenden Unterofficier, nach Untersuchung ihrer Kundschaften und Pässe, und Einzeichnung ihres Namens, unter der Bedeutung mitgetheilt, dieselben bei ihrer Abreise, an dem Thore, wo sie auspassiren, wieder abzuliefern;

Warnungszettel für Handwerker:

Vorzeiger dieses von gebürtig, und von Profession ein ist dato zum Thore hereinpassirt, und demselben, jedoch daß er sich alles Bettelns und Fechtens bei harter Gefängnißstrafe bei Wasser und Brodt enthalte, nirgends anders als auf der Herberge seiner Profession logiere, den Abend von Michaelis bis Ostern nach 5 Uhr, von Ostern bis Michaelis nach 6 Uhr, nicht mehr von der Herberge ausgehe, zween Tage zu seinem Aufenthalt hieselbst verstattet. Im Fall er aber binnen solcher Frist keine Arbeit allhier bekommen sollte, so hat er sich alsdenn ohne längeren Aufenthalt, und zwar bei Vermeidung nachdrücklicher Strafe, sofort von hier wieder weg zu begeben, zuförderst aber diesen Zettel von dem Herbergsvater unterschreiben zu lassen, und solchen an dem Thore, wo er herauspassirt, wieder zurück- und abzugeben.

Für andere:

Empfängern dieses wird bei Gefängnißstrafe verboten, in hiesiger Stadt fechten und betteln zu gehen.

Auf

Rechnet man hiezu die beträchtlichen Kosten des im Jahre 1779 angelegten Arbeits- und Erziehungshauses, worin bereits 1206 Personen theils erhalten sind, theils noch erhalten werden; so wird man einräumen müssen, daß zur Bestreitung aller dieser Ausgaben ansehnliche Summen nöthig sind, deren Belang dadurch nothwendig sehr vermehrt ist, daß durch die im Jahre 1784. in der ganzen Stadt angeordneten Armenväter zeitiger und häufiger die Armendirection von den Bedürfnissen der Nothleidenden benachrichtigt wird, und die allgemeine Armenmedicinal- und chirurgische Pflege, nebst dem damit verbundenen Kostenaufwand für Arzneien, zum Besten dürftiger Kranken dadurch sehr erweitert ist, daß mehrere Herren Aerzte nach den sieben Districten der Stadt, in welche man diese unentgeldliche Arzneipflege vertheilt hat, die Aufsicht über die Kranken unter der Armuth führen, und, eben dadurch, die Wohlfahrt des Dürftigen sorgfältiger wahrgenommen wird.

Da von allen Classen der Armen vorzüglich zwo der ganz besondern Aufmerksamkeit und Vorsorge der Armendirection bedürfen, nemlich die Classe der Kranken und die der unerzogenen Kinder, weil diese beiden die Hülflosesten u. Hülfebedürftigsten sind; so hat man die Unterstützung dieser beiden Classen ansehnlich erweitern müssen, hiernach ist der Ertrag der Arzneikosten

Im Jahre 1805. – 1301 Thl. 20 mgr. und die

a) der Alimentation armer Kinder unter 2 Jahr alt:

Im Jahre 1805. – 45 Thl. 20 mgr.

b) so wie der nothdürftigen Kleidung sämmtlicher armer Kinder bis zur Confirmation derselben:

Im Jahre 1805. 722 Thl. 25 mgr. 5 pf.

Durch diese letztere Vorsorge wird nicht nur für den physikalischen Wohlstand der Kinder gesorgt, sondern auch den wirklichen und Pflege-Aeltern der Vorwand der Nachsicht bei den Schulversäumnissen der Kinder benommen.

Die Einrichtung der hiesigen wöchentlichen Sammlung auf Bücher ist diese: die ganze Stadt Hannover, Alt- und Neustadt, ist in 92 Districte von 15 bis 20 Häusern, so wie deren Lage es rathsam gemacht, abgetheilt. Ein jeder

Auf den Straßen sind, unter der Aufsicht der Armenobervögte, Armenvögte nach bestimmten Revieren der Stadt, zur Wahrnehmung der Bettelei und Einführung der dabei betretenen vertheilt. Für jede Einführung, deren in diesem Jahre 244 vorgefallen sind, wird eine Belohnung von Sechs Mariengroschen aus der Armencasse den Unterbedienten, ausser ihrem übrigen Gehalt, bezahlt. Die Eingeführten werden der Armendirection zum Verhör und Bestrafungsverfügung sistiret, und in der Wohnung des Armendirectoriums ist von Morgens 6 bis Abends 9 Uhr ein Armenvogt gegenwärtig, um die in einem Privathause etwa angehaltene Bettler, auf geschehene Anzeige, abzuholen.

District sammelt unter sich, statt der montägigen Büchsen, nach diesem Buche; und das Armendirectorium wünscht, daß so, wie in andern großen Städten es mit Nutzen geschiehet, auch hier die Sammlung nach der Reihe, von dem Hausherrn, oder Hausinhaber, zum Besten der Armuth, selbst besorgt werde. Bei Behinderung des einen oder andern übernimmt der Nachbar die Sammlung. Sollten aber auch dabei Schwierigkeiten eintreten, so wird das Armendirectorium dafür sorgen, daß die Sammlung geschehe. Der Betrag der wöchentlichen Sammlung wird an den Armenregistrator Warnecke abgeliefert, und der Empfang von ihm im Sammlungsbuche wöchentlich quittirt. Ein jeder, sowohl Hausherr als Miethsmann, zeichnet, oder läßt durch den Sammler in das Buch zeichnen, wie viel er gegeben. Der Betrag dieser Sammlungen ist gewesen:

Im Jahre	1783.	6633 Thl.	24	mgr	pf.
= =	1784.	6675 =	21	=	- =
= =	1785.	6137 =	14	=	3 =
= =	1786.	5990 =	5	=	7 =
= =	1787.	5895 =	23	=	7 =
= =	1788.	5449 =	18	=	4 =
= =	1789.	5300 =	5	=	3 =
= =	1790.	4978 =	17	=	1 =
= =	1791.	4921 =	13	=	1 =
= =	1792.	4781 =	8	=	2 =
= =	1793.	4681 =	9	=	7 =
= =	1794.	4420 =	16	=	- =
= =	1795.	4189 =	6	=	1 =
= =	1796.	4341 =	25	=	3 =
Im Jahre	1797.	4663 Thl.	29	mgr.	pf.
= =	1798.	4808 =	22	=	4 =
= =	1799.	4872 =	9	=	- =
= =	1800.	4628 =	15	=	7 =
= =	1801.	4592 =	13	=	3 =
= =	1802.	4424 =	25	=	6 =
= =	1803.	4606 =	4	=	3 =
= =	1804.	4303 =	—	=	4 =
= =	1805.	4225 =	26	=	2 =

Die menschenfreundlichen Herren Aerzte, welche die unentgeldliche Medicinalpflege besorgen, haben auch im abgewichenen Rechnungsjahre die leidenden Armen sich sehr angelegen seyn lassen:

1076 kranke Armen

haben an medicinischer und chirurgischer Hülfe bei der rühmlichen Beförderung, welche zur Erleichterung der Armencasse die hiesigen drei Apotheken beweisen, derselben gekostet

1301 Thl. 20 mgr. in Cass. M.

Für dieses alles sey den Wohlthätern der Armen der herzlichste Dank geweiht.

Alle zur Verbesserung der Armenanstalten gereichende, thunliche Vorschläge werden der Armendirection von jedem, insonderheit aber von den bestellten Armenvätern, willkommen seyn, welchen letztern man, wenn sie es begehren, über die Verwendung der Armengelder jederzeit neue Auskunft zu geben bereit ist, auch gegenwärtig die Bilanz der Einnahme und Ausgabe der Hauptarmencasse von Michaelis 1804. bis 1805. beigefügt wird.

Das Armendirectorium hieselbst.

Verzeichniß der Armenväter der Alt- und Neustadt Hannover, mit den beigefügten Nummern der Distrikte.

A. In der Altstadt.

Leinstraße.

1) Hr. Bürgercorporal Sachse.
2) " Krameramtsvorsteher Beste.
3) " Registrator Prieser.
4) " Schneidermeister Portmann.
5) " Kaufmann Parmann, jun.
6) " — " — Detert.
7) " " Prieser.
8) " Gerichtschr. Stoffregen.
9) " Kornmagazinverwalter Schuppe.
10) " Registrator Matthias.
11) " Bürgercorporal Schick.
12) " Buchbinder Liebermann.
13) " Hofconditor Müller.
14) " Bürgercorporal Masch.
15) " " Buchholz.
16) " Schneideramtsmeister Marxhausen.

Köbelingerstraße.

1) Hr. Posamentieramtsvorsteher Walte.
2) " Maureramtsvorsteher Schilling.
3) " Bürgercorporal Schnäbel.
4) " Hockenamtsvorsteher Stolze jun.
5) " Senator Schädler.
6) " Bürgercorporal Mezler.
7) " Hoftapezirer Görz.
8) " Gleseramtsmeister Ahrens.
9) " Tischleramtsmeister Dülfer.
10) " Diaconus Parmann, sen.
11) " Schneidermeister Kleffer.
12) " Schusteramtsmeister Wolf.
13) " Rußmeister Hunstock.
14) " Hokenamtsvorsteher Beuermann.
15) " Tischler Rotermund.
16) " Uhrmacher Seebaum.
17) " Klempner Just jun.

Marktstraße.

1) Hr. Cammerarius Schär.
2) " Bürgercorporal Strübel.
3) " Kaufmann Stakemann.
4) " Diaconus Seger.
5) " Bürgercorporal Große.
6) " Kaufmann Hildebrandt.
7) " Schneideramtsmeister Grobe.
8) " Schusteramtsmeister Beckmann.
9) " Knochenhauer Busch.
10) " Registrator Meyer.

Regidienneustadt.

1) Hr. Hofgerichtsassessor Iffland.
2) " Soltmann.
3) " Bürgercorporal Jüchling.
4) " Zimmermeister Holecamp jun.
5) " Hokenamtsgenossen Grundmann.

Osterstraße.

1) Hr. Weidherr Goltermann.
2) " Hufschmidt Mannegold.
3) " Brauknecht Warneke.
4) " " Schmidt
5) " Sattleramtsvorsteher Marten.
6) " Maurergeselle Meyer.
7) " Tischler Homeyer.
8) " Braumeister Lampe.
9) " Krämer Wolters.
10) " Sattler Rühling.
11) " Senator Wedekind.
12) " Zimmergeselle Ahrens.
13) " Diaconus Peppermüller.
14) " Brauer Lüdeking.
15) " Hofkupferschmidt Krüger.
16) " Banquier Borell.
17) " Spediteur Dampcke.

B. In der Neustadt.

Lange Straße.

1) Hr. Schatzeinnehmer Haase.
2) " Zinngießer Taberger.
3) " Hofschuhmacher Wetzig.
4) " Knochenhauer Walter.

Wallstraße.

1) Hr. Schusteramtsmeister Seegers.
2) " Nagelschmiedeamtsmeister Witzke.

Bockstraße.

1) Hr. Kaufmann Tacke.
2) " Bürger Wynecke.

Bergstraße.

1) Hr. Schneideramtsmeister Bertram.
2) " Schusteramtsmeister Kümel.

Backerstraße.

1) Hr. Diaconus Meyer.
2) " Rußmeister Meyer.
3) " Nagell.
4) Hr. Senator Hätzel.
5) " Gastwirth Wolperding.

Calenbergerstraße.

1) Hr. Negociant Langerfeld.
2) " Kaufmann Bünning.
3) " Senator Berg.

Brandstraße.

1) Hr. Hofbauschmidt Otten.
2) " Hofofensetzer Lüders.
3) " Schmidt Seelmeyer.
4) " Knochenhaueramtsm. Schneemann jun.

Kleine Duvenstraße.

1) Hr. Zeugschmidt Pelz.

Große Duvenstraße.

1) Hr. Höpcke.

Rothe Reihe.

1) Hr. Diaconus Wedekind.

Bi-
über Einnahme der Hannöverischen Armencasse,

Einnahme.	In Cassenmünze Rthlr.	gr.	pf.
I. Ueberschuß von vorigem Jahre —	—	—	—
II Einkünfte:			
1) aus Cassen,			
A. Sr. Königlichen Majestät,			
1. aus der Rentcammer, — —	600	—	—
ausserordentlicher Zuschuß — —	400	—	—
2. aus der Klostercasse — —	600	—	—
ausserordentlicher Zuschuß — —	100	—	—
3. aus der Invalidencasse — —	240	—	—
4. = = Kriegscasse — —	200	—	—
5. = = Licentstraicasse — —	50	—	—
B. Calenbergischer Landschaft — —	200	—	—
C. Cämmerei,			
a. der Altstadt — —	50	—	—
b. der Neustadt — — —	20	—	—
2) an eingegangenen Capitalien — —	—	—	—
3) an Zinsen — — —	399	35	3
4) aus Sammlungen,			
A. aus denen nach der Königlichen Armenordnung eingeführten 92 Allmosenbüchern —	4225	26	2
B. in Kirchen — — —	504	6	3
C. aus Büchsen in Jahrmärkten, Wirthshäusern und sonst — —	21	31	5
D. beim großen Umgang der Armen Ostern und Michaelis, — — — —	353	5	2
5) an wiedererstattetem Schulgelde — —	324	—	—
6) an wiedererstatteten Auslagen für Bücher —	44	20	3
7) Insgemein, aus einzelnen milden Zuflüssen und verwechselter schlechter Silber- und Kupfermünze —	322	—	7
8) an Restanten — —	—	—	—
Summa der Einnahme —	8655	18	1

lance
und Ausgabe
von Michaelis 1804. bis dahin 1805

Ausgabe.	In Cassamünze Rthlr.	gr.	pf.
I. Vorschuß vom vorigen Jahre . — —	1135	27	–
II. Austheilungen an Arme: welche theils monatlich, theils wöchentlich geschehen			
1) an einheimische:			
a. im Civil, an 402 Personen —	3294	12	–
b. im Militair, an 44 Personen — —	368	15	–
2) an Durchreisende — — —	148	1	4
III. Auslagen für Arme:			
1) Zuschuß an das Arbeitshaus — —	50	—	–
2) zu Verpflegung und Erziehung 79 armer Kinder —	425	12	–
3) Schulgeld für 198 arme Kinder — —	324	1	4
4) für Kleidung — — —	722	15	5
5) „ Bücher — — —	48	5	4
6) „ Arznei und chirurgische Hülfe, — —	1301	20	–
7) Begräbnißkosten — —	80	3	–
8) behuf Unterhaltung der eingeführten 244 Bettler —	96	34	4
9) Belohnungen der Armenvögte, die sie eingeführt haben — — — —	38	22	4
IV. Zur Erhaltung der Verfassung der Armenanstalt:			
1) Besoldung: so aus den Zuschüssen öffentlicher Cassen angewiesen ist,			
a. für fünf Mitglieder des Collegiums, 2 Rechnungs-Officialen und 2 Armenbücheraufseher, —	648	—	–
b. für 2 Obervögte und 10 Armenvögte —	696		
2) Belohnungen an 15 Aufseher und 15 Büchsenträger bei den 2 Umgängen der Armen — —	20	—	–
3) Copialien, — — —	22	30	–
4) Schreibmaterialien, — — —	29	11	4
5) Insgemein, worunter die eingegangenen, und nach der Absicht der Wohlthäter vertheilten milden Gaben, mit begriffen sind — — —	247	20	7
V. Belegtes Capital — — —	—	—	–
VI. Wiederbezahltes Capital — —	—	—	–
Summa der Ausgaben —	9697	26	4
Hievon die nebenseitige Einnahme mit	8655	18	1
Bleibt Vorschuß —	1042	8	3

Vergleichung der Einnahme und Ausgabe gegen voriges Jahr:

In der Einnahme sind minus:

Aus der Invaliden-Casse	—	60 Thl.	— mgr.	— pf.
Aus der Kriegs-Casse	—	100 "	— "	— "
An eingegangenen Capital	—	466 "	24 "	— "
Aus den Almosenbüchern	—	77 "	10 "	2 "
Aus den Kirchen	—	39 "	10 "	3 "
" den Umgängen	—	232 "	24 "	1 "
An Restanten —	—	60 "	28 "	6 "
Summa	—	1036 Thl.	25 gr.	4 pf.

Dagegen sind plus:

Aus Calenb. Landschaft	50 Thl.	— gr.	— pf.
An Zinsen —	6 "	24 "	— "
Aus Büchsen —	1 "	25 "	6 "
An Schulgelde —	2 "	25 "	4 "
" Büchern —	9 "	23 "	5 "
Insgemein —	53 "	15 "	3 "
	124 "	11 "	2 "

Abgezogen, bleibt in Einnahme minus — 912 Thl. 14 gr. 2 pf.

In der Ausgabe sind minus:

An Civilarme —	—	249 Thl.	3 mgr.	— pf.
" Militairarme	—	251 "	9 "	— "
" Verpflegung armer Kinder	—	32 "	6 "	— "
" Kleidung —	—	19 "	7 "	7 "
" Büchern —	—	9 "	28 "	6 "
" Arznei und chirurgischer Hülfe	—	632 "	13 "	2 "
" Unterhaltung der Bettler und Belohnung der Vögte	—	1 "	34 "	— "
" Büchsenträger	—	10 "	— "	— "
" Copialien —	—	— "	31 "	— "
" Schreibmaterialien	—	6 "	27 "	4 "
Insgemein —	—	84 "	23 "	3 "
Summa	—	1298 Thl.	3 gr.	6 pf.

Dagegen sind plus:

An Vorschuß	199 Thl.	26 gr.	3 pf.
" Durchreisende	47 "	28 "	4 "
" das Arbeitshaus	10 "	— "	— "
" Schulgelde —	3 "	— "	— "
" Begräbnißkosten	31 "	24 "	— "
	292 "	6 "	7 "

Abgezogen, bleibt in der Ausgabe minus — 1005 Thl. 32 gr. 7 pf.

Verglichen ist wahres Minus der Ausgabe — 93 Thl. 18 gr. 5 pf.
ziehet man solche von dem Vorschuß des vor. Jahrs ad 1135 " 27 " — ".

So beträgt der diesjährige Vorschuß — 1042 Thl. 8 gr. 3 pf.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google